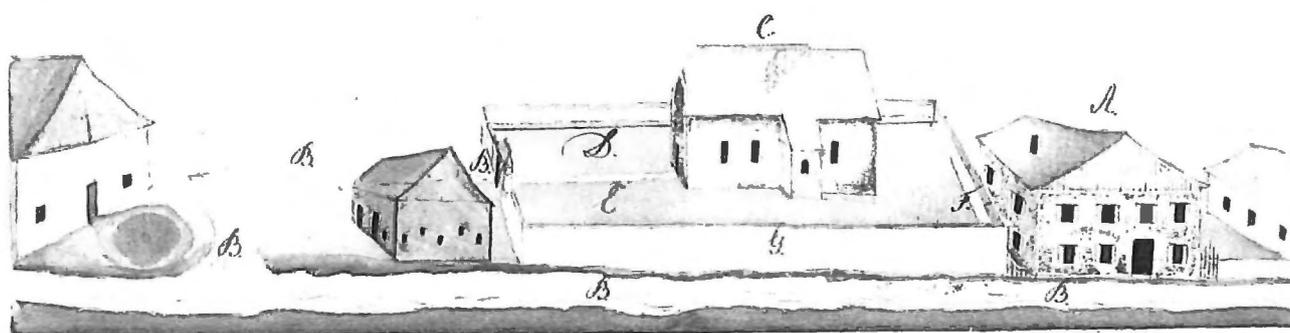


Die Kirche im mittelalterlichen Siedlungsraum

Archäologische Aspekte zu
Standort, Architektur und Kirchenorganisation



A, Hauptsankt des Pfarrort. B, Platz von Hofraum ist bebaubar, zugleich Lieferang bei Lagerhaltung auf bis jetzt
die in jener Zeit in der angrenzenden Hofhofgarten. — C, bebaubar. — D, Postkapelle — E, Kapelle
hätte sich einstmalig. — F, Platz an welchem man Personen in die Hofkirche zu gemeinsam Eingang bewil-
delt werden. — G, Platz des arbeitsamen neuen Gebäudes für die Hofkirche

Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich
21/2005

OGM

ÖSTERREICHISCHE GESELLSCHAFT FÜR MITTELALTERARCHÄOLOGIE IN ÖSTERREICH



Die Kirche im mittelalterlichen Siedlungsraum

Archäologische Aspekte zu Standort, Architektur und
Kirchenorganisation

Herausgegeben von

Sabine Felgenhauer-Schmiedt,
Peter Csendes,
Alexandrine Eibner

Beiträge zur
Mittelalterarchäologie
in Österreich
21/2005

ÖSTERREICHISCHE
GESELLSCHAFT FÜR
MITTELALTERARCHÄOLOGIE

Gedruckt mit
Unterstützung des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur
der Hochschuljubiläumsstiftung der Stadt Wien,
der Kulturabteilungen der Landesregierungen von
Burgenland, Niederösterreich, Vorarlberg, Wien

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen
Bibliothek
BEITRÄGE ZUR
MITTELALTERARCHÄOLOGIE
IN ÖSTERREICH
Hrsg.: Österreichische Gesellschaft
für Mittelalterarchäologie Wien
Erscheint jährlich

Herausgeber: Österreichische Gesellschaft für Mittelalterarchäologie
Schriftleitung: A. Eibner und S. Felgenhauer-Schmiedt
A-1190 Wien, Franz Klein-Gasse 1

ISSN 1011-0062

Copyright 2005 by Österreichischen Gesellschaft für Mittelalterarchäologie

Wien

Alle Rechte vorbehalten

Druckvorlage und Layout: Alexander Eibner, 1170 Wien

Druck: C&D Copy und Druck GesmbH, 1160 Wien, Sandleitengasse 9-13
Tel. 01/486 25 57

Umschlagbild: Martinskirche (jetzt Evangelische Pfarrkirche) Attersee um 1830
(Aquarell von Pastor Carl Ludwig Overbeck)

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT	7
VORTRÄGE	
EGGENBERGER, Peter: Typologie von Kirchengrundrissen. Typologie ?	9
SAUER, Franz: Überlegungen zur Datierung nachrichtenloser mittelalterlicher Kirchengrundrisse.	25
REIDINGER, Erwin: Mittelalterliche Kirchenplanung in Stadt und Land aus der Sicht der „Bautechnischen Archäologie“. Lage, Orientierung und Achsknick.	49
PÄFFGEN, Bernd, Bonn: Frühmittelalterliche Kirchen im Rheinland.	67
SCHREG, Rainer: Mobilität der Siedlungen – Mobilität der Kirchen ? Bemerkungen zum Lagebezug von Dorf und Kirche.	91
LOSERT, Hans: Kirchenarchäologie und mittelalterliche Siedlungsgeschichte in Nordbayern.	107
SONNLECHNER, Christoph: Raumstrategische, agrarökologische und ökonomische Funktionen von Salzburger Stützpunkten im Frühmittelalter.	119
KASTLER, Raimund, TOBER, Barbara: Frühmittelalterliche Bestattungen aus den Notgrabungen 2003-2004 im Kardinal Schwarzenberg - Haus, der sog. „Domgarage“, Salzburg.	131
IGL, Roman: Die Basilika St. Laurentius in Enns, OÖ.	141
RISY, Ronald: Der Dom von St. Pölten aus dem Blickwinkel der archäologischen Forschung.	153
LEHNER, Manfred: Die Archäologie als Korrektiv von Bau-, Kunst- und Kirchengeschichte anhand steirischer Beispiele.	163
CSENDES, Peter: Die ältesten Wiener Kirchen – ein Quellenproblem.	173
OFFENBERGER, Johann: Archäologische Untersuchungen im Dom von St. Stephan in Wien in den Jahren 1996 und 2000/2001.	181
ARADI, Csilla: Some aspects of parish organization in medieval Hungary.	195

PROCHÁZKA, Rudolf: Der südmährische Kirchenbau im 11.-13. Jahrhundert. Ein Überblick.	205
WAGNER, Jasmine: Ostentative Spolienverwendung an mittelalterlichen Kirchenbauten der Steiermark.	243
ŽIVKOVIČ, Gorazd: Zur Entwicklung der Chor- und Westturmkirchen in Österreich.	261
BERTHOLD, Werner: Zum ökonomischen Hintergrund des Kirchenbaus im Spätmittelalter (Nieder- und Oberösterreich).	279
HAŠEK, Vladimír, UNGER, Josef: Geophysikalische Prospektion und archäologische Forschung in mährischen Kirchen.	297
POSTER	
HAIDER-BERKY, Wolfgang: Archäologische und bauhistorische Untersuchungen in der Pfarrkirche „Mariä Himmelfahrt“ in Neunkirchen, Niederösterreich.	313
PERSCHL, Franz: Planmaß – Modulmaß – Baumaß.	323
THINSCHMIDT, Andreas: Die Verwendung von Naturbausteinen in der romanischen Sakralarchitektur des Waldviertels (Niederösterreich)	337

ANSCHRIFT DER AUTOREN

Dr. Csilla Aradi
Kulturális Örökségvédelmi Hivatal
Zárda u. 9.
H-7400 Kaposvár
csiaradi@freemail.hu

Mag. Werner Berthold
Niederösterreichisches Institut für
Landeskunde
Kulturbezirk 4
A-3109 St. Pölten
Postadresse:
Landhausplatz 1
A-3109 St. Pölten
werner.berthold@noel.gv.at

HR Univ.-Prof. Dr. Peter Csendes
Schillerstraße 28A
A-2351 Wiener Neudorf
peter.csendes@archiv.wien.gv.at

Dr. Peter Eggenberger
Maraihilfgasse 9
CH-6004 Luzern
pmeggenberger@gmx.ch

Wolfgang Haider-Berky
Hauptplatz 13
A-2620 Neunkirchen
Berky@A1.net

RNDr. Vladimír Hašek, DrSc.
Archeologický ústav Akademie
věd České republiky
Ječná 29a
CZ-621 00 Brno
hasek@geodrill.cz

Roman Igl
Theresieng. 32/28
A-1180 Wien
romanigl@hotmail.com

Dr. Raimund Kastler, MAS
Salzburger Landesmuseum
Carolino Augusteum
Alpenstraße 75
A-5020 Salzburg
raimund.kastler@smca.at

VAss. Mag. Dr. Manfred Lehner
Institut für Archäologie
der Karl-Franzens-Universität Graz
Arbeitsgruppe Archäologie
des Mittelalters und der Neuzeit
Universitätsplatz 3/II
A-8010 Graz
manfred.lehner@uni-graz.at

PD Dr. Hans Losert
Kaipershof 16
D-96047 Bamberg
loshans@web.de

Reg.Rat Johann Offenberger
Vorgartenstraße 91/20
A-1200 Wien

Universitätsprofessor Dr. Bernd Päffgen
Historicum –
Zentrum für Geschichte und Archäologie
Ludwig-Maximilians-Universität München
Schellingstraße 12-14 (Raum 528)
D-80799 München
Bernd.Paeffgen@vfpa.fak12.uni-muenchen.de

HR Dr. Franz Perschl RdL i.R.
Fuchsleitenweg 53
Thallern
A-3511 Furth bei Göttweig

PhDr. Rudolf Procházka, CSc.
Archaia Brno
Česká 28
CZ-60200 Brno
rudprochazka@cmail.cz
Rprochazka@archaiabrno.cz

Dipl. Ing. Dr. techn. Erwin Reidinger
Römerweg 95
A-2722 Winzendorf
erwin.reidinger@aon.at

Mag. Ronald Risy
Österreichisches Archäologisches Institut
Franz Kleingasse 1
A-1190 Wien
ronald.risy@ocai.at

Mag. Franz Sauer
Bundesdenkmalamt
Abteilung für Bodendenkmale
Hofburg - Säulenstiege
A-1010 Wien
archaeo@bda.at
franz.sauer@aon.at

Dr. Rainer Schreg M.A.
Institut für Ur- und Frühgeschichte
und Archäologie des Mittelalters der
Eberhard Karls Universität Tübingen
Abteilung Archäologie des Mittelalters
Schloß Hohentübingen
D-72070 Tübingen
Rainer.Schreg@uni-tuebingen.de
Privat:
Scheefstraße 25
D-72074 Tübingen

Mag. Dr. Christoph Sonnlechner, MAS
Wiener Stadt- und Landesarchiv - MA 8
Gasometer D, Guglgasse 14
A-1110 Wien
Postanschrift:
Rathaus
A-1082 Wien
christoph.sonnlechner@archiv.wien.gv.at
www.archiv.wien.at

Mag. Andreas Thinschmidt
Kulturgeologe und Montanhistoriker
A-3543 Krumau am Kamp 17
andreas.thinschmidt@oeab.at

Dr. Barbara Tober
Salzachtalbundesstraße Nord 84a
A-5400 Hallein
barbara.tober@gmx.at

Univ. Prof. PhDr. Josef Unger, CSc.
Ústav antropologie Přírodovědecké fakulty
Masarykovy univerzity
Vinařská 5
CZ-602 00 Brno
unger@sci.muni.cz

Mag. Jasmine Wagner
Hofwiesengasse 19/8
A-1130 Wien
jasmine.wagner@inode.at

Mag. Gorazd Živkovič
Bundesdenkmalamt,
Landeskonservatorat für Niederösterreich
Hofburg, Säulenstiege
A-1010 Wien
noe@bda.at

VORWORT

Die Tagung zum Thema „Die Kirche im mittelalterlichen Siedlungsraum. Archäologische Aspekte zu Standort, Architektur und Kirchenorganisation“ fand auf Einladung der Österreichischen Gesellschaft für Mittelalterarchäologie und des Wiener Stadt- und Landesarchivs vom 29. September bis zum 2. Oktober 2004 in Wien statt. Herrn Univ. Prof. Dr. Ferdinand OPLL und Herrn Univ. Prof. Dr. Peter CSENDES ist für die Bereitstellung des schönen Tagungsortes in den neu gestalteten Räumen des Wiener Stadt- und Landesarchivs im ehemaligen Gasometer und für die gesamte Betreuung während der Veranstaltung herzlich zu danken. Für die finanzielle Unterstützung des Vorhabens danken wir dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, dem Land Niederösterreich und der Stadt Wien, die auch einen abendlichen Empfang im Wappensaal des Rathauses ausrichtete.

Die vortragenden Teilnehmer der Tagung¹, die sich aus ihrer speziellen fachlichen Sicht und Quellenlage dem jeweiligen Forschungsstand gemäß dem Thema näherten, kamen vorwiegend aus archäologischen, historischen, kunst- und bauhistorischen „Werkstätten“, dazu kamen noch einige naturwissenschaftlich orientierte Beiträge. Die geographische Herkunft der Vortragenden war Österreich, Schweiz, Deutschland, Tschechien und Ungarn. Außerdem wurden informative Poster über einzelne kirchenbezogene Forschungsprojekte vorgestellt. Den Abschluss der Tagung bildete eine Exkursion zu Kirchen im ländlichen Siedlungsraum des südlichen Niederösterreichs, die dankenswerter Weise von Mag. Thomas KÜHTREIBER, Mag. Peter AICHINGER-ROSENBERGER, Mag. Franz SAUER und Dr. Barbara SCHEDL geführt wurde. Der Pfarrgemeinde Weigelsdorf mit Herrn Ing. Herbert HACKER und der Gemeinde Ebreichsdorf danken wir für ihre herzliche und nahrhafte Gastfreundschaft, die der Exkursion eine besondere Note verlieh.

Die im Thema der Tagung angesprochene Verbindung von Kirche und Raum sollte auf die verschiedenen räumlichen Ebenen und Bezüge hinweisen, die im Zusammenhang mit Sakralbauten zu diskutieren sind: So kann es ein bestimmter geographischer oder sozialer Raum sein, in dem sich bestimmte Kirchentypen häufen, es kann aber auch die nähere räumliche Umgebung sein, die mit dem Kirchenbau eine Siedlungseinheit gebildet hat, also die raumordnende bis raumstrategische Kraft eines Kultmittelpunkts, und es kann der geistige Raum, die mentale Ausrichtung der Erbauer sein, die augenscheinlich auf Standort und Gestaltung eines Kirchenbaus eingewirkt haben. In allen Fällen ist der Mensch der Mittler und die Fragestellungen gehen dahin, welches historische Geschehen, welche Planungen und strukturellen Entwicklungen, welche geistigen Strömungen, welche lokale Traditionen, aber auch welche ökonomische Faktoren die verschiedenen Gestaltungen, Ausgestaltungen und Platzierungen im mittelalterlichen Siedlungsraum erklären.

¹ Der vorliegende Band enthält die schriftlichen Fassungen der meisten bei der Tagung gehaltenen Vorträge bzw. auch die der Poster. Zusätzlich aufgenommen wurde die Arbeit von Josef UNGER und Vladimír HAŠEK, Tschechien, die an der Tagung nicht teilnehmen konnten. Da die Untersuchungen von Peter AICHINGER-ROSENBERG im Zuge eines vom Land Niederösterreich geförderten laufenden Forschungsprojektes mit dem Titel „Mittelalterlicher Sakralbau in der Wachau“ erfolgen, können die Ergebnisse in einem Artikel in diesem Band nicht vorweg bekannt gegeben werden. Diese sollen nach Abschluss des Projektes voraussichtlich gegen Ende des Jahres 2007 in einer umfangreichen Publikation veröffentlicht werden.

Ein besonderes Anliegen der Tagung war es auch, den Teilnehmern zu ermöglichen, die vielen Impulse, die durch die verschiedensten Blickwinkel zum Thema Kirche und Siedlungsraum gesetzt worden sind, nutzbringend für fachübergreifende Fragestellungen in künftige Forschungen aufnehmen, aber auch die Aussagemöglichkeiten der jeweiligen fachspezifischen Quellen einordnen zu können. Es hat sich auch gezeigt, dass dort, wo strukturgeschichtliche Fragestellungen angeschnitten werden, die Zusammenarbeit zwischen Archäologie und Historie besonders vielversprechend sein kann.

Es ist zu wünschen, dass mit dem vorliegenden Tagungsband hierorts verstärkte Impulse dergestalt ausgehen, dass die vielen vorhandenen archäologischen Einzeluntersuchungen von Kirchen der letzten Jahrzehnte in neuen Fragestellungen zusammengefasst werden und somit zu einer von neuen Quellen gespeisten Bewertung und Betrachtung historischer Vorgänge beitragen mögen.

Wien, im Oktober 2005

Sabine FELGENHAUER-SCHMIEDT

TYOLOGIE VON KIRCHENGRUNDRISSEN. TYPOLOGIE?

von

Peter EGGENBERGER, Luzern

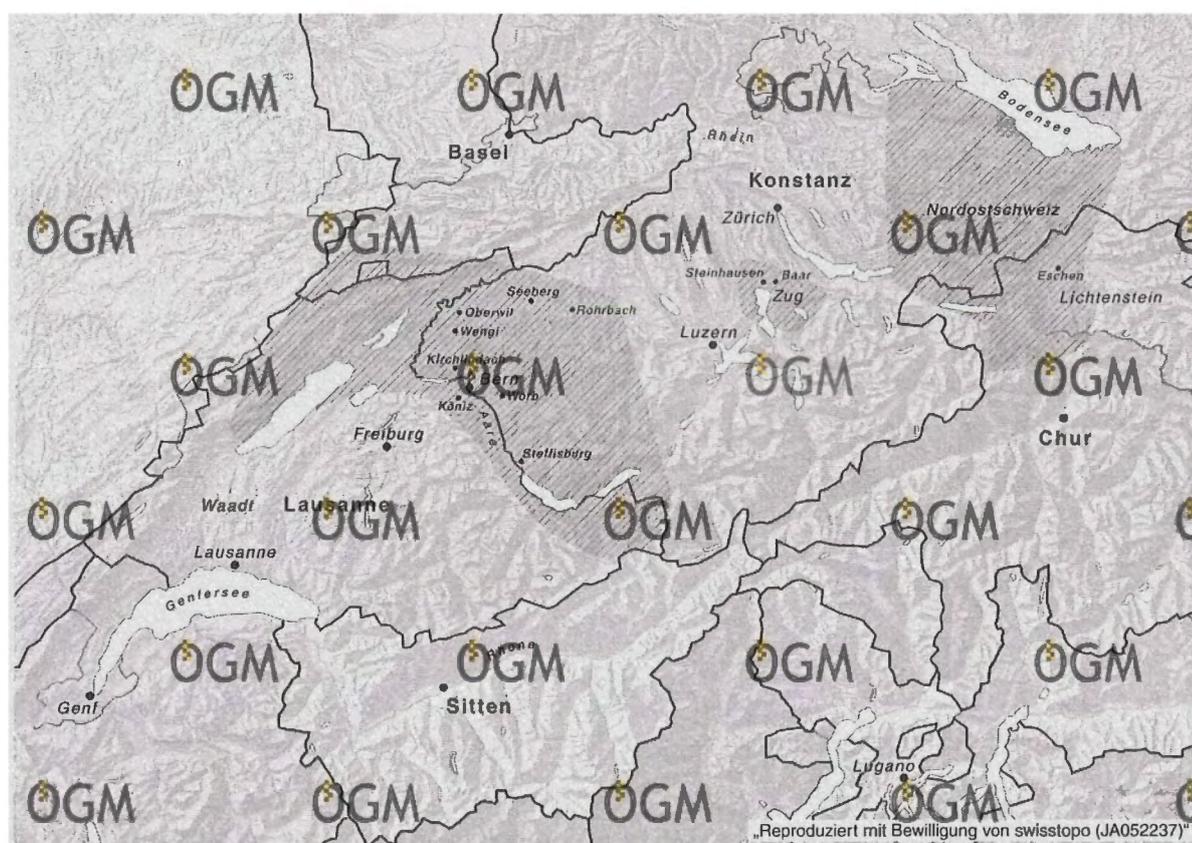


Abb. 1: Karte der Schweiz. Das Bistum Konstanz und die benachbarten Diözesen.

Eingetragen sind sowohl die erwähnten Gebiete, Gewässer und Ortschaften als auch - zur geografischen Orientierungshilfe - bekannte Städte.

Einleitung

Die Verwendung von Vergleichsbeispielen bildet eines der Hilfsmittel zur Rekonstruktion und Datierung von Grundrissen archäologisch erforschter Kirchen, vor allem wenn «absolute» Datierungsmöglichkeiten wie schriftliche Dokumente oder naturwissenschaftliche Methoden (Radiokarbon-Datierung, Dendrochronologie etc.) fehlen. Daher sollte nicht nur die Erarbeitung der Grundrisstypologie, sondern auch deren Verwendung zu Vergleichszwecken auf nachvollziehbaren Kriterien beruhen. Bisweilen ist diesbezüglich allerdings ein unkritischer Umgang festzustellen. Zur Begründung der Datierung wird oft einzig eine Anzahl scheinbar passender Beispiele von Kirchengrundrissen aus entsprechenden Katalogen und Verteilerkarten gesammelt und als Beleg publiziert.

Die Typologie beruht auf Beispielen, die zu einer bestimmten Zeit bestimmte gemeinsame Eigenschaften besitzen. Großen Einfluss auf die Gestalt von Kirchen hatte das geografische Umfeld. Davon abhängig waren beispielsweise die Entwicklung der Bauform, die Verfügbarkeit unterschiedlicher Baumaterialien und die bautechnischen Kenntnisse. Geografisch begrenzt blieb auch die Auswirkung von politischen Umwälzungen, welche die Einführung bis dahin unbekannter Formen fördern konnten. Änderungen des Schiffes waren vor allem durch die demografische Entwicklung bedingt und daher ebenfalls vermehrt von

lokalen und regionalen Gegebenheiten abhängig. Modifikationen des Altarhauses wurden hauptsächlich durch die Entwicklung der Liturgie beeinflusst. Sie beruhten zumeist auf Konzilsbeschlüssen und betrafen daher die ganze Christenheit. Zu den zufälligen Auslösern von Um- oder Neubauten gehörten Bauschäden, Brände und andere Katastrophen.

Im Folgenden werden Beispiele aus Kirchengrabungen vorgestellt, die der Autor in der Deutschschweiz und damit im Gebiet zwischen Bodensee/Rhein und oberem Aare-Tal selbst geleitet oder bearbeitet hat. An ihnen soll der Umgang mit der Typologie von Grundrissen - besonders früher Landkirchen - beleuchtet werden. Die Auswahl beschränkt sich mehrheitlich auf den südwestlichen Kanton Bern (Abb. 1). Einzelne Beispiele stammen zudem aus dem zentralen Kanton Zug sowie aus dem nordöstlichen Bereich der Schweiz, der Gegend zum Bodensee hin, und aus dem angrenzenden Fürstentum Liechtenstein (Teile der ehemaligen *Raetia*).

Grundrisstypologie als historische Quelle

Der Anwendungsbereich typologischer Beispiele geht über die Chronologie des Ausgrabungsortes oder des bau- und kirchengeschichtlichen Typs hinaus: Ein Kirchengrundriss ist eine Quelle auch für allgemeine historische Vorgänge. Die diesbezügliche Demonstration kann mit der - allerdings gerafften - Einführung in die frühmittelalterliche Geschichte der Deutschschweiz und damit des Gebietes südlich des Bodensees/Rheins verbunden werden, deren Kenntnis für das Verständnis der schweizerischen Kirchentopografie unerlässlich ist¹. Dieses Gebiet war seit dem 3. Jahrhundert Grenzraum zwischen dem Römischen Reich und der nördlich des Rheins siedelnden germanischen Volksgruppe der Alamannen². Schon vor dem Abzug der römischen Streitkräfte im Jahr 401 war die Unsicherheit wegen der häufigen Alamanneneinfälle derart groß, dass ein bedeutender Teil der Bevölkerung wegzog. Dadurch verschwanden auch die in der spätrömischen Zeit (1. Christianisierung) entstandenen - wohl nicht zahlreichen - christlichen Gemeinden bis auf wenige Stützpunkte. Die Unsicherheit blieb auch bestehen, nachdem sowohl dieser Grenzraum als auch das alamannische Siedlungsgebiet in das Fränkische Reich eingegliedert worden waren. Im 6. Jahrhundert begannen die weiterhin renitenten Alamannen sogar in den bevölkerungsarmen Raum südlich des Rheins einzuwandern. Erst die von der fränkischen Verwaltung geförderte Christianisierung (2. Christianisierung) führte - unter anderen Maßnahmen - zu ihrer Befriedung. Im frühen 7. Jahrhundert kam es zur Gründung des so genannten «alamannischen» Bistums Konstanz, das schließlich vom Main bis zur Aare reichte (der südwestliche Bereich ist in Abb. 1 dargestellt). Dieses grenzte nach Südwesten hin an die nach ihrem Sitz in Lausanne bezeichnete Diözese. Nach Westen hin schloss das Bistum Basel, nach Osten hin das rätische Bistum Chur und nach Süden hin die Diözese Sitten an. Alle diese benachbarten Bistümer lagen in der *Romania* und hatten ihren Ursprung in der spätrömischen Zeit. Im Gegensatz zum alamannischen Siedlungsraum ist in diesen Diözesen die Kontinuität christlicher Präsenz ab der Spätantike festzustellen. Mit der Reformation, die in einigen der eidgenössischen Orte im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts eingeführt worden war, verschwand die mittelalterliche Organisation der auf schweizerischem Gebiet gelegenen Bistümer.

Die Verteilerkarte des Grenzraums zwischen den Diözesen Lausanne und Konstanz zeigt die Grundrisse von Gründungskirchen einerseits des romanischen Gebietes des heutigen Kantons Waadt, die im Bereich des Genfersees/Rhonetals zum Teil bis in die spätrömische Zeit des 4./5. Jahrhunderts zurückreichen, andererseits des südwestlichen alamannischen Raumes im heutigen Kanton Bern, wo die Kirchengründung durch die Oberschicht der Einwanderer nicht vor dem 8. Jahrhundert einsetzte (Abb. 2)³. Ein Unterschied lässt sich nicht nur an den zahlreicheren gemauerten Kirchen in der *Romania*, sondern auch an der mehrheitlichen Verwendung der Apsis feststellen. In der *Alamannia* herrschte hingegen der Viereckchor vor, häufig verbunden mit Holzbauten. Die Verteilerkarte macht deutlich, dass zu bestimmten Zeiten in bestimmten Siedlungsgebieten die Häufung von Kirchen unterschiedlicher Gestalt vorkam. Grundsätzlich stütze ich mich daher - wenn immer möglich - auf Beispiele im Umfeld der zu datierenden Kirche. Wie einige europäische Staaten ist auch die Schweiz ein politisches Gebilde des Spätmittelalters und der Neuzeit und setzt sich aus Siedlungsräumen unterschiedlicher Kulturen zusammen, deren historische Entwicklung im Frühmittelalter wenig gemeinsam hatte. So gibt es die in sich geschlossene «Datierungskammer» Schweiz nicht, wo man sich der Beispiele querbeet bedienen kann.

¹ DE L'ANTIQUITE TARDIVE AU HAUT MOYEN-AGE 2002 ; EGGENBERGER, GUTSCHER, BOSCHETTI 2002; FURGER, JÄGGI; MARTIN et al. 1996 ; «villes et villages. tombes et églises» 2002.

² DIE ALAMANNEN 1997; DIE GERMANEN 1987; EGGENBERGER, GUTSCHER, BOSCHETTI 2002; GEUENICH 1997; WINDLER 1994; ZUR GESCHICHTE DER ALEMANNEN 1975.

³ EGGENBERGER, GUTSCHER, BOSCHETTI 2002, 219.

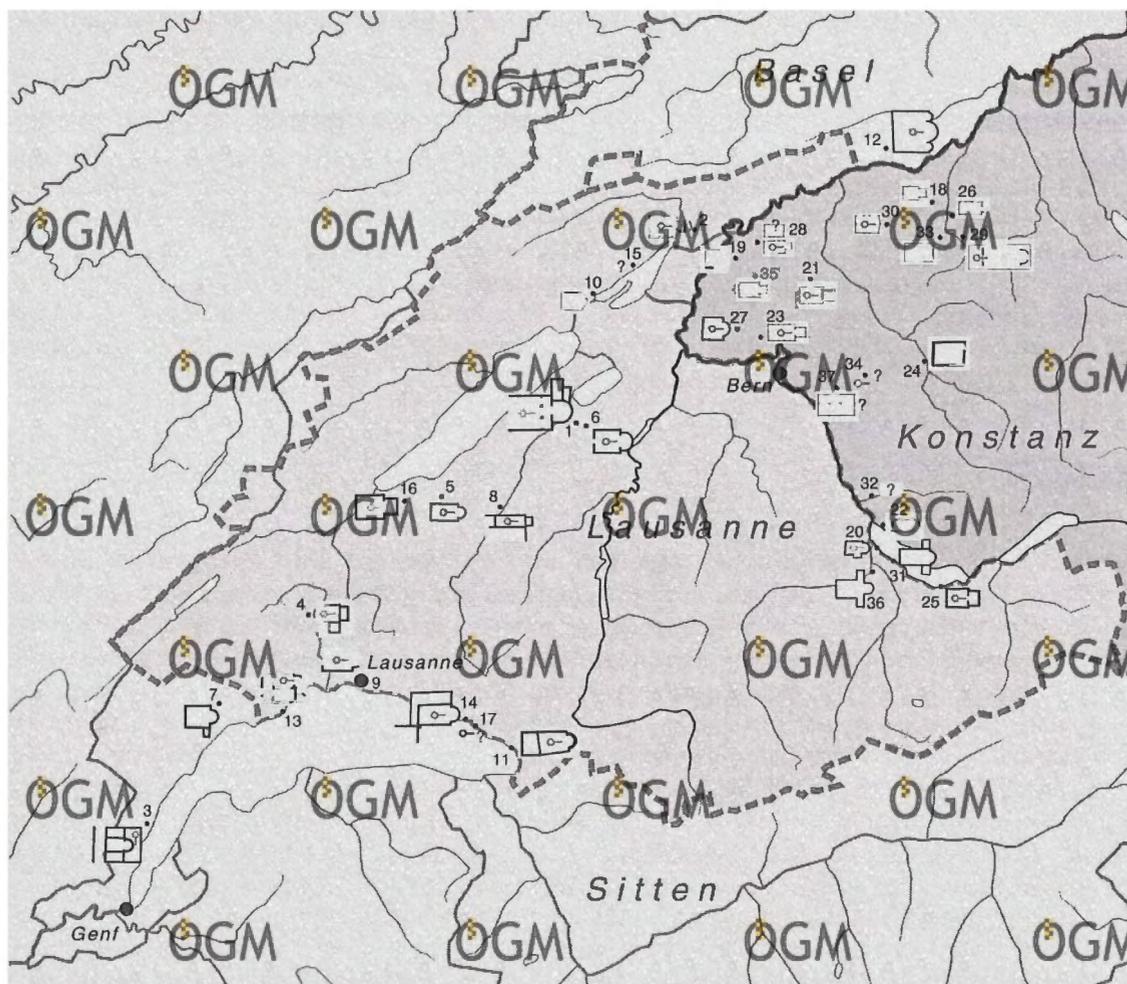


Abb. 2: Grundrisstypologie als historische Quelle. Verteilerkarte von Gründungskirchen in den Kantonen Bern und Waadt.

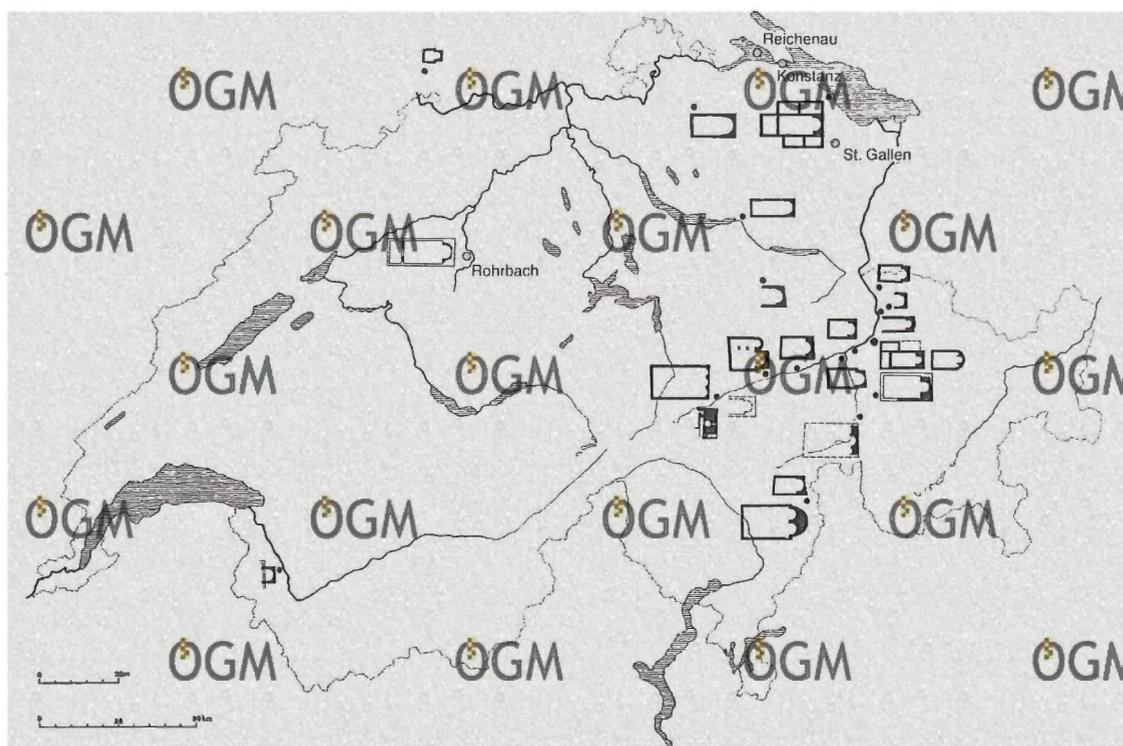


Abb. 3: «Importierter» Kirchengrundriss. Frühe Kirchen in Rätien und im Tessin. Saalkirchen mit Apsis im Mauerblock, im Vergleich mit der ersten Kirche von Rohrbach.

Natürlich drängt sich der Blick in andere Kulturräume auf, wenn gewisse Bezüge zu erklären sind, wie die überregionale oder die ausschließlich regionale Verbreitung oder das in einer bestimmten Gegend ungewöhnliche Vorkommen eines Typs. Die Kirche von Rohrbach (Kanton Bern) illustriert dies eindrücklich. Dort bildete eine für das südwestliche Gebiet des Bistums Konstanz unübliche Saalkirche mit gerade hintermauerter Apsis, wie sie im 7./8. Jahrhundert im rätischen Raum bis zum Bodensee hin häufig vorkam, den Gründungsbau (Abb. 3)⁴. Ausnahmsweise verfügen wir in diesem Fall über frühmittelalterliche Urkunden betreffend die Schenkungen, welche die Gründerfamilie der Kirche Rohrbach den Klöstern von St. Gallen und auf der Reichenau zukommen ließ. Diese Familie, die den Namen ihrer Angehörigen gemäß zur alamannischen Oberschicht gehörte, bewahrte somit auch nach der Übersiedlung ins Aare-Tal enge Verbindungen mit dem Bodenseeraum, womit sich der rätische Kirchengrundriss im entfernten Rohrbach erklären lässt: Er wurde importiert. Auch wenn keine schriftlichen Dokumente vorlägen, wäre aus dem Grundriss der Kirche auf diese Verbindung zu schließen.

«Absolute» Datierung

Die erwähnte Verteilerkarte zeigt weiter, dass sich aus der Typologie des Grundrisses Anhaltspunkte beispielsweise für die frühmittelalterliche Besiedlungsstruktur in Grenzräumen gewinnen lassen. Nun sehen die auf solchen Karten und oft auch in Katalogen gesammelten Kirchengrundrisse alle so schön gesichert aus. Wie der einzelne Grundriss aus dem archäologischen Bestand rekonstruiert und datiert worden ist, geht daraus nicht hervor. In unserem Gebiet verfügen wir für frühe Kirchenbauten nur selten über «absolute» Datierungsmöglichkeiten wie schriftliche Dokumente. Auch wenn solche vorhanden sind, ist die Datierung nicht in jedem Fall gewährleistet, vor allem wenn historische Nachrichten ohne quellenkritische Überprüfung benutzt werden. So stützen sich die Datierungen einiger früher Kirchenbauten auf unsichere Quellen, beispielsweise auf die *Vitae* von Heiligen oder auf andere chronikalische Aufzeichnungen, die Jahrzehnte bis Jahrhunderte nach dem Ereignis geschrieben worden sind. Zudem wurden Dokumente später kopiert und dabei frisiert und manipuliert, um erst später entstandene Rechtsansprüche zu begründen.

In der schweizerischen Hügellandschaft fehlen für die frühen Anlagen oftmals stratigrafische Schichten und somit datierende Fundobjekte, da beim Bau einer neuen, zumeist größeren Kirche das Gelände bis in den gewachsenen Boden abgetragen werden musste, um die benötigte Baufläche zu gewinnen. Die Radiokarbon-Datierung (C^{14}) - zumeist an Skeletten - ergibt für eine genauere Einordnung zumeist eine zu weite Gabel. Die dendrochronologische Datierung beschränkt sich in der Regel auf Bauholz des aufgehenden Bestandes, der für frühmittelalterliche Landkirchen jedoch weitgehend fehlt. Damit ist auch die Einordnung über kunsthistorische Merkmale oder bauliche Eigenschaften nicht möglich. Eine zeitliche Einordnung aufgrund des Mauerbildes ist allerdings gelegentlich auch an Fundamenten zu erhalten. So zeichnet sich beispielsweise das Mauerwerk der romanischen Zeit durch außergewöhnlich regelmäßigen, lagenhaften Charakter aus.

Je nachdem ob zu den Kirchen Gräber mit Beigaben gehörten oder nicht, kann das beginnende 8. Jahrhundert, als die Beigabensitte endete, den *terminus ante* oder *post quem* der Gründung bestimmen⁵. Entsprechend dem Fortschritt der Christianisierung und damit dem Bau von Kirchen finden sich im romanischen Gebiet Innenbestattungen mit Beigaben ab dem 6. Jahrhundert, im alamannischen Raum zwischen dem Bodensee/Rhein und der Zentralschweiz ab dem 7. Jahrhundert, an dessen südwestlichen Peripherie hingegen bisher überhaupt keine. Es ist dies der Grund, warum dort die Gründung von Kirchen - wie erwähnt - nicht vor dem 8. Jahrhundert eingesetzt haben kann⁶. Je nachdem ob Innengräber vorhanden sind oder nicht, kann - aber muss nicht unbedingt - auch das Jahr 800, ab dem die karolingischen Könige und Kaiser das von der Kirche angestrebte Bestattungsverbot im Kirchenraum durchzusetzen begannen, den *terminus ante* oder *post quem* der Gründung präzisieren⁷.

⁴ EGGENBERGER, RAST COTTING, ULRICH-BOCHSLER 1989, 21-33.

⁵ MARTIN 1979, 117.

⁶ EGGENBERGER, GUTSCHER, BOSCHETTI 2002.

⁷ EGGENBERGER, ULRICH-BOCHSLER, SCHÄUBLIN 1983; HASSENPFLUG 1999; HOFMEISTER 1931; KÖTTING 1965.

Möglichkeiten und Probleme der typologischen Rekonstruktion, Interpretation und Datierung

I. Datierung nach plantypologischen Kriterien

Die Möglichkeit der Datierung durch den Grundriss der Kirchen selbst bildet natürlich eines der Ziele der typologischen Forschung. Wie an der ersten Steinkirche von Wengi (Kanton Bern; Abb. 4/1), die wegen der direkten Folge auf die Holzkirche in die karolingische Zeit des 8./9. Jahrhunderts zu datieren ist, werden gestelzte, oft hufeisenförmige, tiefe und um mehr als Mauerstärke eingezogene Apsiden als karolingische eingestuft. Halbkreis- oder segmentförmige und vielfach nur um Mauerstärke eingezogene Apsiden gelten hingegen als romanisch. Hinsichtlich des Grundrisses der Apsis trifft dies für die beiden Beispiele von Worb (Kanton Bern; Abb. 4/5), dessen Entstehung im 11. Jahrhundert dendrochronologisch belegt ist, und Köniz (Kanton Bern; Abb. 4/6) zu, dessen aufgehender Bestand einen romanischen Ursprung im 11./12. Jahrhundert nahe legt. Im Gegensatz zum gängigen romanischen Schema ist jedoch bei beiden die Apsis wie an der karolingischen Anlage von Wengi um mehr als Mauerstärke eingezogen. An der Kirche Steffisburg (Kanton Bern; Abb. 4/7), die - obschon eine Basilika - zur selben frühromanischen Gruppe wie Worb gehört, ist ein gestelzter, tendenziell hufeisenförmiger und tiefer Grundriss vorhanden, der in der Regel dem 8./9. Jahrhundert zugeschrieben wird.

Auch nicht ohne Ausnahmen ist die Unterscheidung von frühmittelalterlichen und romanischen Kirchen anhand der Proportion des Schiffes. An romanischen Anlagen entspricht die lichte Breite zur Länge vielfach dem Verhältnis von 1:2, so an der Kirche von Worb (Abb. 4/5). Das Schiff karolingischer Anlagen war hingegen wie in Wengi (Abb. 4/1) im 8./9. Jahrhundert zumeist gedrungen, aber wohlproportioniert. Gelegentlich richteten sich die Maße nach dem «Goldenen Schnitt». An den Holzkirchen von Kirchlindach (Kanton Bern; Abb. 4/2) und Oberwil bei Büren an der Aare (Kanton Bern; Abb. 4/3) waren Schiff und Altarraum in dieses Verhältnis einbezogen; ob wissentlich oder aus traditioneller Gewohnheit, bleibe dahingestellt. Im 9./10. Jahrhundert hat das Schiff hingegen oft die Tendenz zu weniger harmonischen Proportionen, wie das längs gestreckte vorromanische Beispiel aus Steffisburg (Abb. 4/4) zeigt⁸. Ausnahmsweise kann jedoch ein derart gestaltetes Schiff auch bei einer Kirche vorkommen, die aus der spätromanischen Zeit stammt, wie dies in Wengi (Abb. 4/8) für die Saalkirche mit kurzem Schiff durch einen Münzfund belegt ist.

II. Datierung aufgrund des Patroziniums

Eine weitere Möglichkeit, in ungewissen Fällen der Datierung nahe zu kommen, bilden die Patrozinien. Diejenigen burgundisch-fränkischen Einflusses wie Martin, Mauritius, Stephan, Maria, Peter und Paul sowie Michael bezeugen in der Regel eine frühe Gründung⁹. So geht auch die dem heiligen Martin geweihte Pfarrkirche Baar (Kanton Zug; Abb. 5/1) auf eine frühmittelalterliche Gründung zurück. Die in deren Pfarrei gelegene Kapelle von Steinhausen (Kanton Zug; Abb. 5/3) besitzt hingegen das Patrozinium des Apostels Matthias¹⁰. Dessen Gebeine wurden erst im 11. Jahrhundert in Trier entdeckt, sodass sich dieses Patrozinium auch erst von dieser Zeit an verbreitete. Trotzdem ist die erste Kapelle von Steinhausen dem 9./10. Jahrhundert zugeordnet¹¹, zwar ohne Begründung, jedoch vielleicht in Anlehnung an den Grundriss und die Datierung von Bauphasen der Pfarrkirche in Baar. Wie die Kapelle von Steinhausen besitzt dort einerseits die erste Anlage (Abb. 5/1) des 8. Jahrhunderts eine Vorhalle, andererseits die zweite Kirche (Abb. 5/2), die - wegen des Größenverhältnisses ihres Schiffes von 1:2 allerdings nicht zweifelsfrei - aus dem 9. Jahrhundert stammen soll, eine Apsis¹². Da Wechsel von Patrozinien selten sind, kann der heilige Matthias in Steinhausen jedoch auf eine spätere Gründung des 11./12. Jahrhunderts hinweisen, was zumindest diskutiert werden sollte. Dies umso mehr, als das Schiff die Proportion 1:2 aufweist.

⁸ Kirchlindach: EGGENBERGER, STÖCKLI 1983, 15. – Köniz: EGGENBERGER, RAST COTTING 1994, 38. – Oberwil bei Büren an der Aare: EGGENBERGER, KELLENBERGER 1985, 18 f. – Steffisburg: EGGENBERGER, ULRICH-BOCHSLER 1994, 19. – Wengi: ARCHÄOLOGIE IM KANTON BERN 1 1990. – Worb: RUTISHAUSER 1985, 4.

⁹ BÜTTNER, MÜLLER 1967.

¹⁰ KELLER 1988.

¹¹ JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991, 400.

¹² JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991, 40 f.

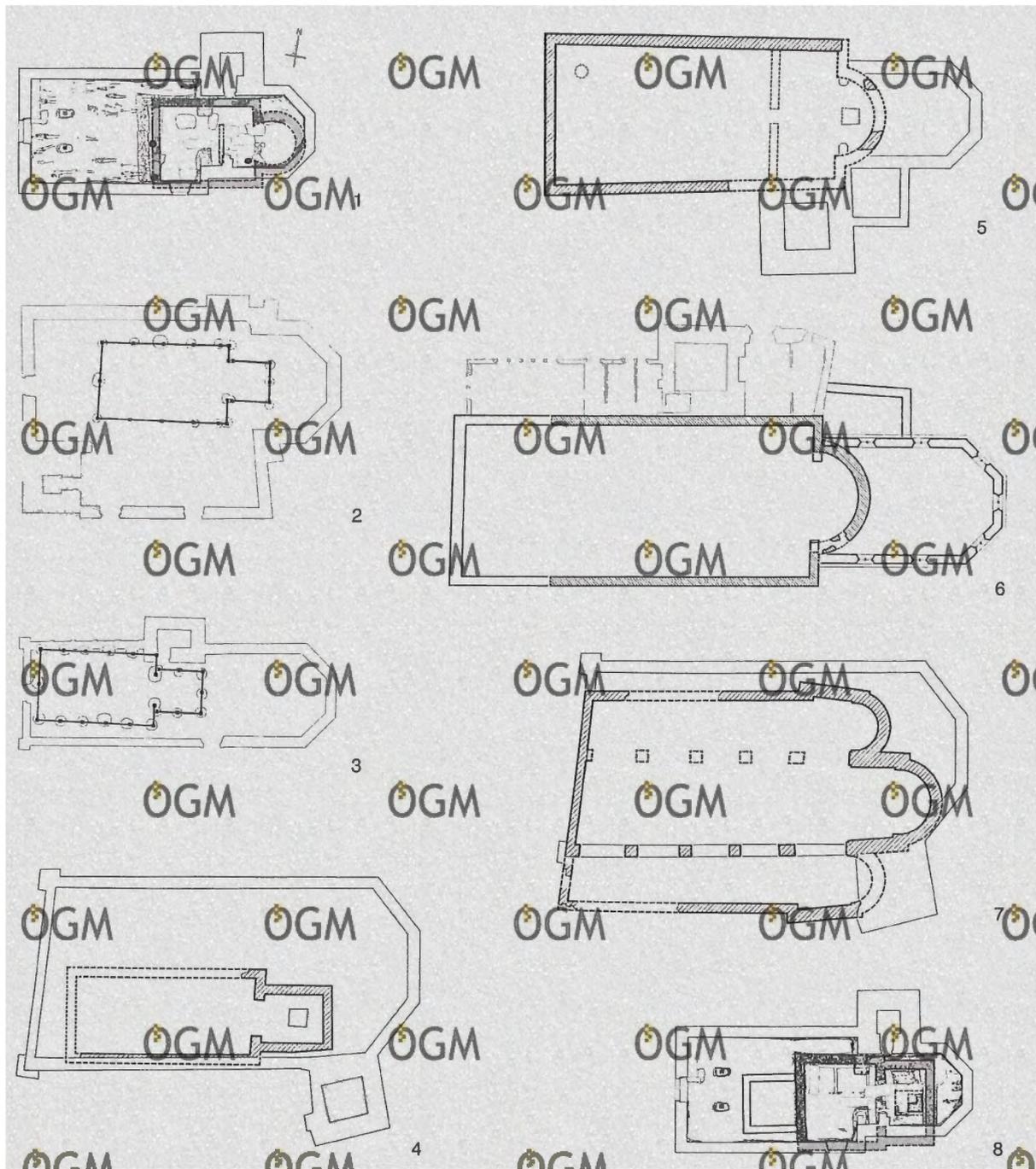
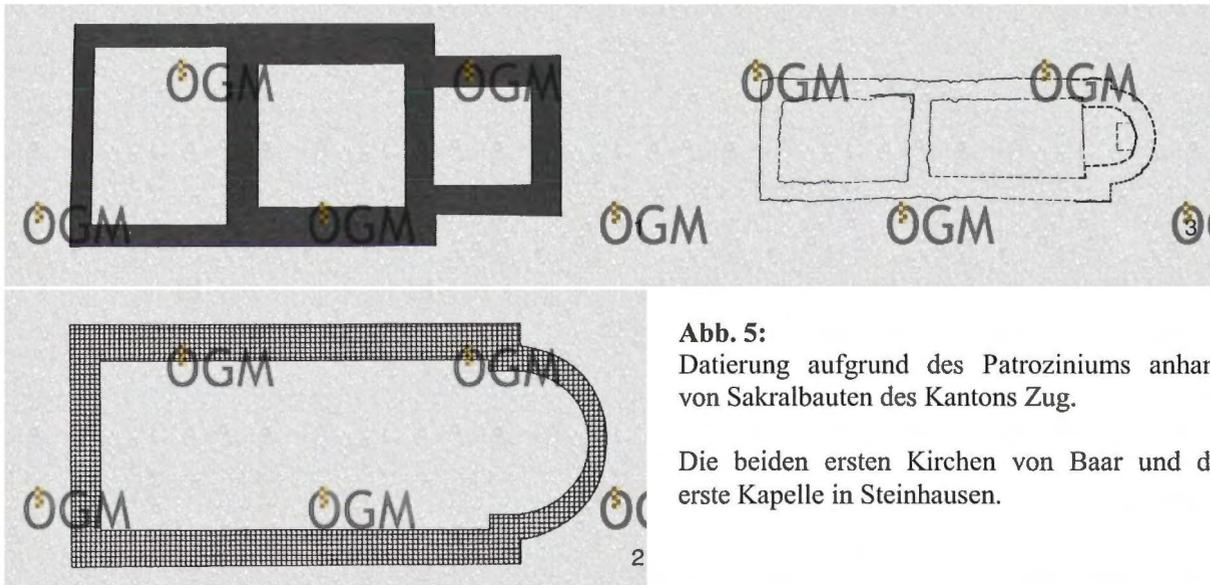


Abb. 4: Datierung aufgrund plantypologischer Kriterien anhand frühmittelalterlicher und frühromanischer Kirchen des Kantons Bern.

1 – Wengi, erste frühmittelalterliche Steinkirche, 8./9. Jh.; 2 – Kirchlindach, frühmittelalterliche Kirche, 8. Jh.; 3 – Oberwil bei Büren an der Aare, frühmittelalterliche Kirche (3. Holzpfeilerkirche), 8. Jh.; 4 – Steffisburg, frühmittelalterliche Kirche, 9./10. Jh.; 5 – Worb, frühromanische Kirche, 11. Jh.; 6 – Köniz, frühromanische Kirche, 11./12. Jh.; 7 – Steffisburg, frühromanische Kirche, 11. Jh.; 8 – Wengi, spätromanische Kirche, 13. Jh.

III. Datierung nach dem «Baufolge-Rhythmus»

Wenn weder eines der erwähnten «absoluten» Datierungskriterien noch für alle bekannten Anlagen deutliche typologische Merkmale vorhanden sind, hat sich eingebürgert, für die zeitliche Ordnung mittelalterlicher Kirchenbauten einen «Baufolge-Rhythmus» von 100 bis 200 Jahren anzunehmen: Gründung in merowingischer oder karolingischer Zeit, Erneuerung in spätkarolingischer, romanischer und gotischer Zeit. Gebäude, die auf eine durch Brand zerstörte Kirche folgten oder aus einem anderen Grund in «unrhythmischer» Folge entstanden sind, riskieren dadurch allerdings eine falsche Zuweisung.

**Abb. 5:**

Datierung aufgrund des Patroziniums anhand von Sakralbauten des Kantons Zug.

Die beiden ersten Kirchen von Baar und die erste Kapelle in Steinhausen.

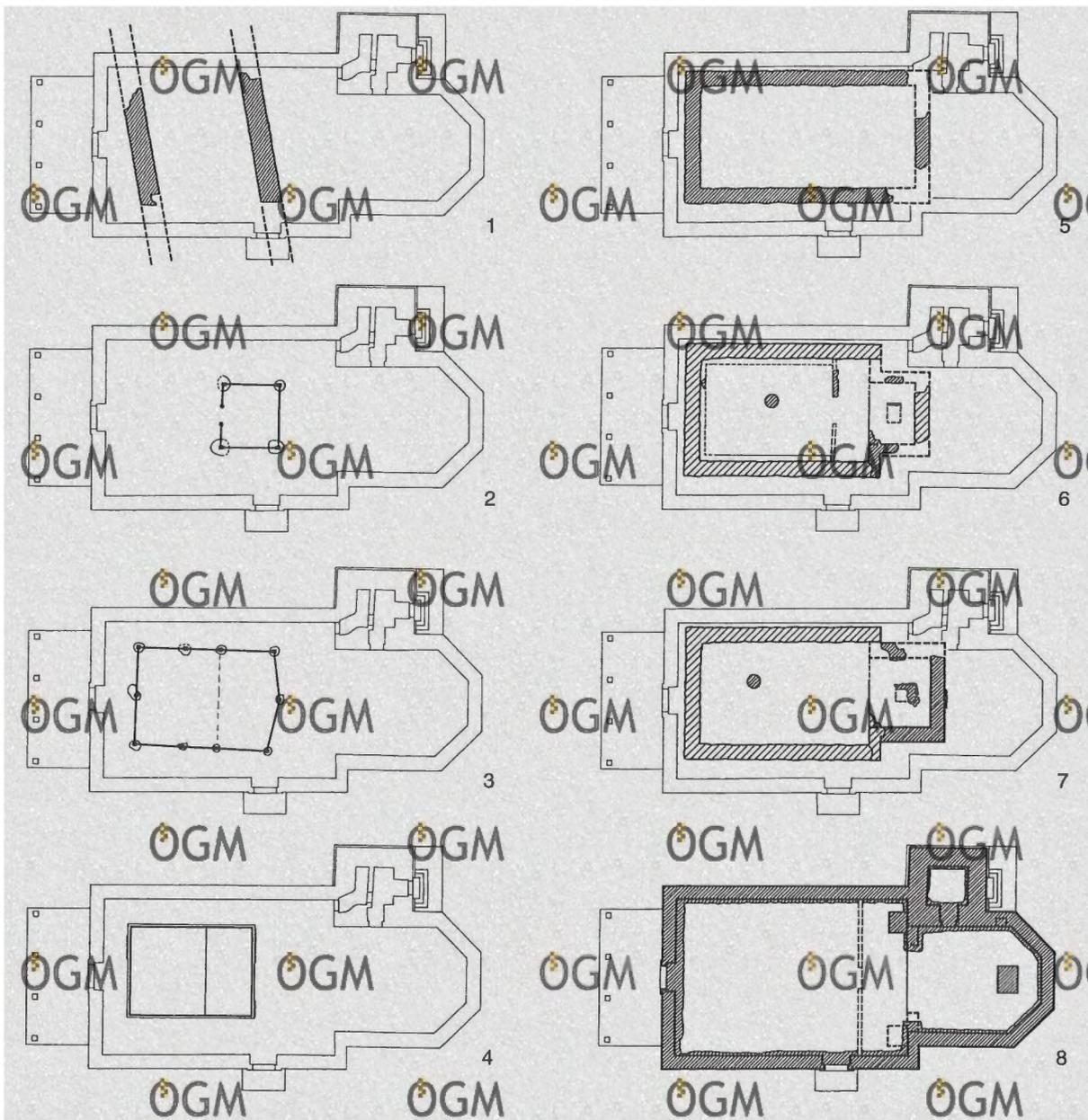


Abb. 6: Datierung nach dem «Baufolge-Rhythmus». Seeberg (Kanton Bern), Bauphasen.

Die Grenze dieser Datierungstradition lässt sich am Beispiel der Kirche Seeberg (Kanton Bern) illustrieren, wo ich die in diesem Fall stratigrafisch klar unterscheidbaren Bauphasen vorerst entsprechend geordnet habe¹³. Die Gründungskirche wurde an der Stelle eines römischen Gutshofs (Abb. 6/1) und eines alamanischen Bestattungsortes mit hölzernem Grabbau (Abb. 6/2) errichtet. Sie bildete eine karolingische Holzpfeilerkirche des 9. Jahrhunderts (Abb. 6/3; Anlage I), die schon im 9./10. Jahrhundert von einer karolingischen hölzernen Schwellen-/Ständerkirche (Abb. 6/4; Anlage II) abgelöst wurde. Wegen der Fäulnis mussten ja Holzbauten üblicherweise bald ersetzt werden. Aus demselben Grund drängte sich die Datierung der ersten gemauerten Saalkirche (Abb. 6/5; Anlage III) in die spätkarolingische Zeit des 9./10. Jahrhunderts auf. Diese erhielt im 11./12. Jahrhundert einen eingezogenen Viereckchor (Abb. 6/6; Anlage IV), der im 13./14. Jahrhundert eine Erneuerung erfuhr (Abb. 6/7; Anlage V). Schließlich beendete 1516 eine schriftlich dokumentierte Saalkirche mit dreiseitig geschlossenem Altarhaus (Abb. 6/8; Anlage VI) die Reihe der mittelalterlichen Kirchen. Diese durchaus plausible Datierungsreihe wurde bei der Auswertung gründlich in Frage gestellt. Ein Grab, das während des Baus der ins 9./10. Jahrhundert datierten Saalkirche (Abb. 6/5) angelegt worden war, ergab nämlich eine C¹⁴-Datierung des 11. Jahrhunderts. Diese ist insofern abgesichert, als die C¹⁴-Analyse weiterer Gräber eine Radikarbon-Datierungsreihe ergibt, die der archäologischen «Baufolge-Rhythmus»-Reihe entspricht. Da jedoch romanische Saalkirchen in der Gegend im Gegensatz zur Zeit vor der ersten Jahrtausendwende bisher selten und nicht eindeutig nachgewiesen sind - im Gebiet zum Rhein/Bodensee hin kommen sie bis ins 11. Jahrhundert allerdings häufiger vor -, stellt sich die Frage, ob die typologische oder die naturwissenschaftliche Datierung zu bevorzugen sei.

Die Datierung aufgrund des «Baufolge-Rhythmus» setzt die Kenntnis der lückenlosen Baufolge voraus. Dass dies öfters als angenommen nicht der Fall ist, ergab sich besonders nach der Entdeckung der ersten Holzkirche der Schweiz vor ungefähr 25 Jahren. Bis dahin herrschte die Ansicht vor, das schweizerische Gebiet sei auch außerhalb des romanischen Raumes derart von antiker Baukultur durchdrungen gewesen, dass der frühe Kirchenbau ausnahmslos in Stein erfolgt sei. Kirchliche Holzbauten wurden daher gar nicht gesucht oder deren Spuren nicht als solche interpretiert. Oft ersetzte die erste gemauerte Anlage die Holzkirche über gleichem Grundriss. Hätte man in Oberwil bei Büren an der Aare (Kanton Bern) in den Fundamentgruben der ersten Steinkirche (Abb. 7/2) das Mauerwerk nicht schon früher bis auf die Sohle ausgeräumt, so wären die Pfostengruben der vorangehenden Holzkirchen (Abb. 7/1; es waren wahrscheinlich insgesamt drei Holzkirchen vorhanden) gar nicht zu erkennen gewesen und die erste Steinkirche hätte als Gründungsbau gegolten¹⁴. Die Sicherheit ist aber nicht einmal durch das denkmalpflegerisch unerwünschte Entfernen aller noch erhaltener Mauern gegeben, da die Pfostenlöcher durch tiefer eingegrabene Fundamentgruben verschwunden sein können.

Ganze Bauphasen können zudem nur geringste Spuren hinterlassen haben. So war in Seeberg die in Schwellen-/Ständertechnik erbaute Holzkirche nur noch an Unterlegsteinen erkennbar, die man unter die Schwellen der Fassadenwände und die Lagerbalken des Holzbodens geschoben hatte (Abb. 8)¹⁵. Häufig dürften derart schwache Spuren in nachfolgenden Bauphasen verloren gegangen oder vom Ausgräber gar nicht wahrgenommen worden sein.

IV. Datierung von Kirchtürmen

Ein weiteres Problem stellt die Datierung von Kirchtürmen nach stiltypologischen Kriterien dar. An den Baufolgeplänen der Kirche von Kirchlindach (Kanton Bern) wird deutlich, dass der erste Turm erst im Lauf des Bestehens der vierten, romanischen Anlage entstanden ist (Abb. 9/4)¹⁶. Das relativ späte Erscheinen von Kirchtürmen ist in der Deutschschweiz die Regel. Die frühmittelalterliche Datierung mancher Türme von Landkirchen entbehrt noch des eindeutigen Nachweises.

Neben Türmen, deren Stilelemente ihrer Bauzeit entsprechen, kamen nämlich vermehrt auch archaisierende Beispiele vor. So galt der in Steffisburg (Kanton Bern) nachträglich an die Kirche des 11. Jahrhunderts angefügte Turm mit seinen auf Masken ruhenden Blendbögen und seinen kämpfergestützten Biforien als frühromanisches Paradebeispiel (Abb. 10/1). Die dendrochronologische Datierung von Bauholz, das im Mauerwerk eingebunden ist, ergab jedoch eine Bauzeit um 1318/19. Für den ebenfalls romanisch anmutenden Turm von Baar (Kanton Zug), dessen Würfelkapitelle im 11. bis 13. Jahrhundert üblich waren, konnte über die dendrochronologische Analyse ein Baudatum um 1360 ermittelt werden (Abb. 10/2).

¹³ JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN GESELLSCHAFT FÜR UR- UND FRÜHGESCHICHTE 2000.

¹⁴ EGGENBERGER, KELLENBERGER 1985, 16-33.

¹⁵ JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN GESELLSCHAFT FÜR UR- UND FRÜHGESCHICHTE 2000.

¹⁶ EGGENBERGER, STÖCKLI 1983, 13 f., 30-32.

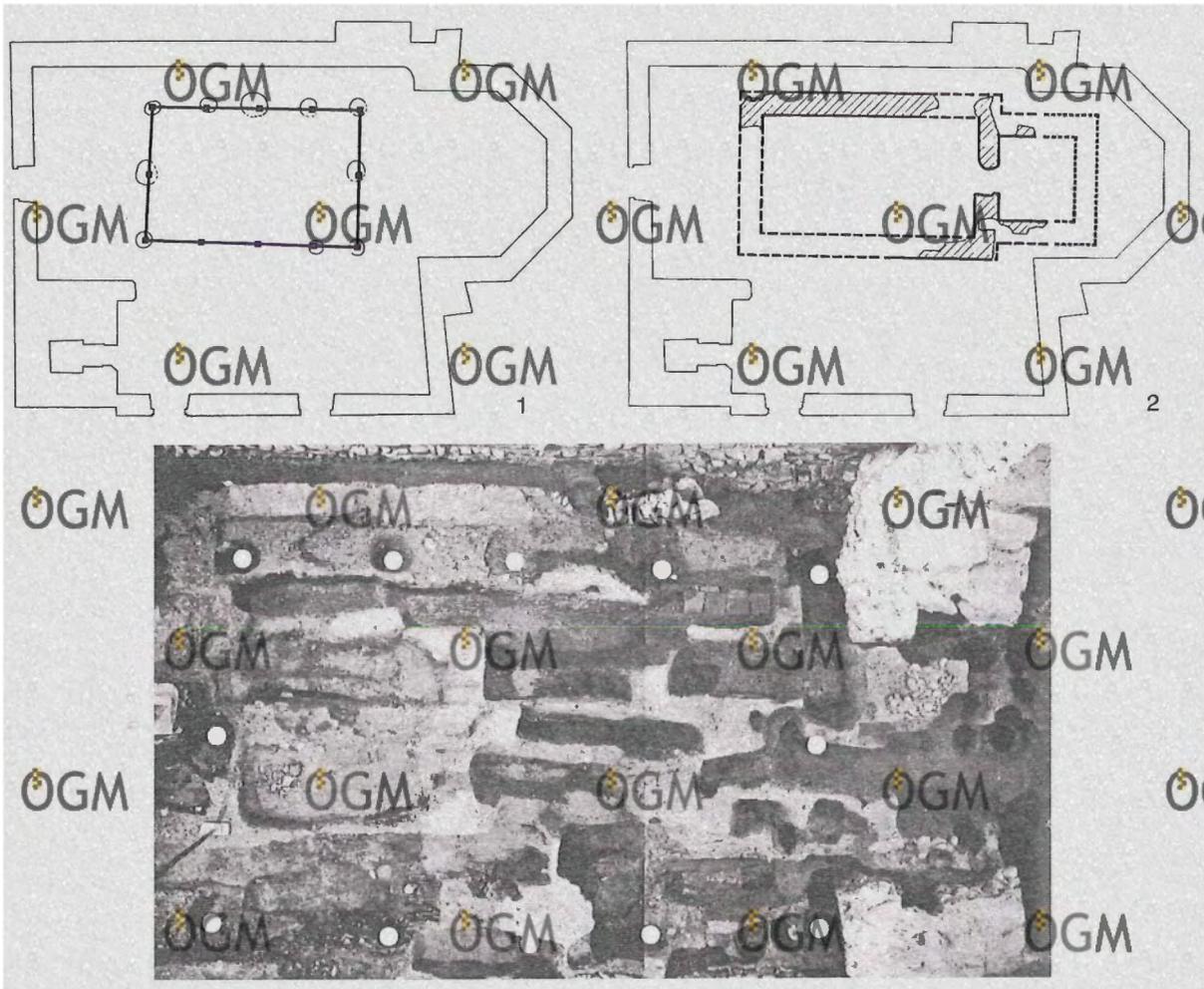


Abb. 7: Überlagerung von Holz- und Steinkirche.
Oberwil bei Büren an der Aare (Kanton Bern), erste Holzpfostenkirche und erste Steinkirche.

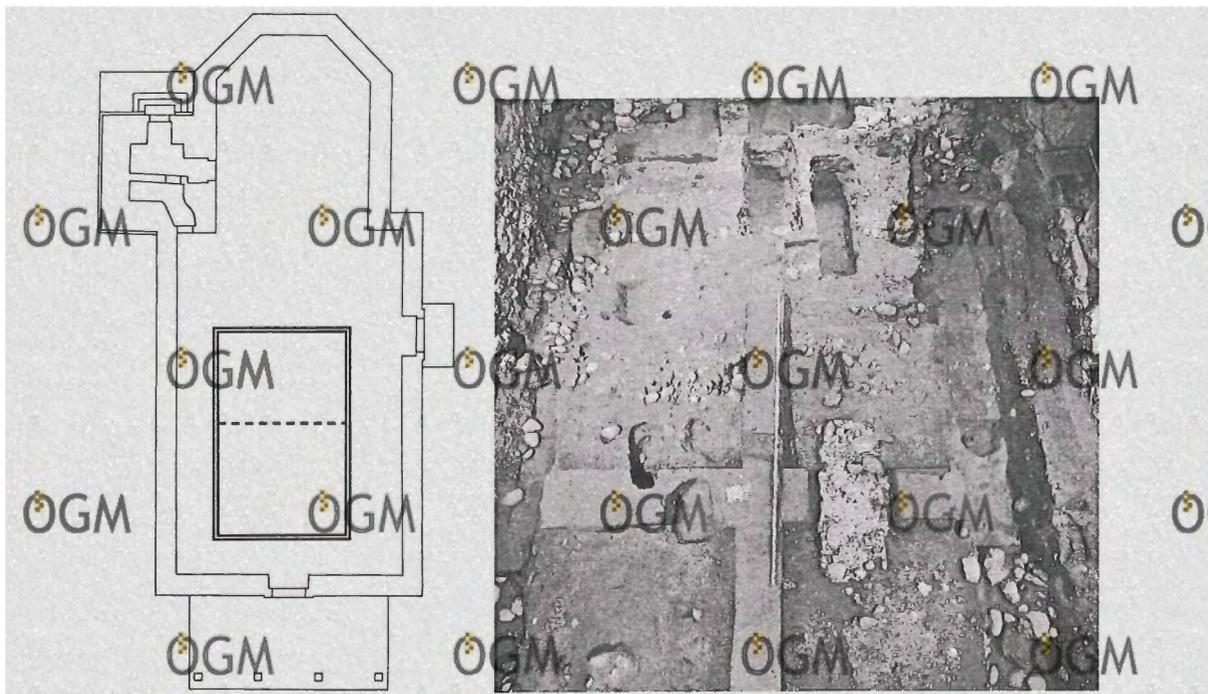


Abb. 8: Schwache Spuren von Kirchen.
Seeberg (Kanton Bern), frühmittelalterliche Schwellen-/Ständerkirche.

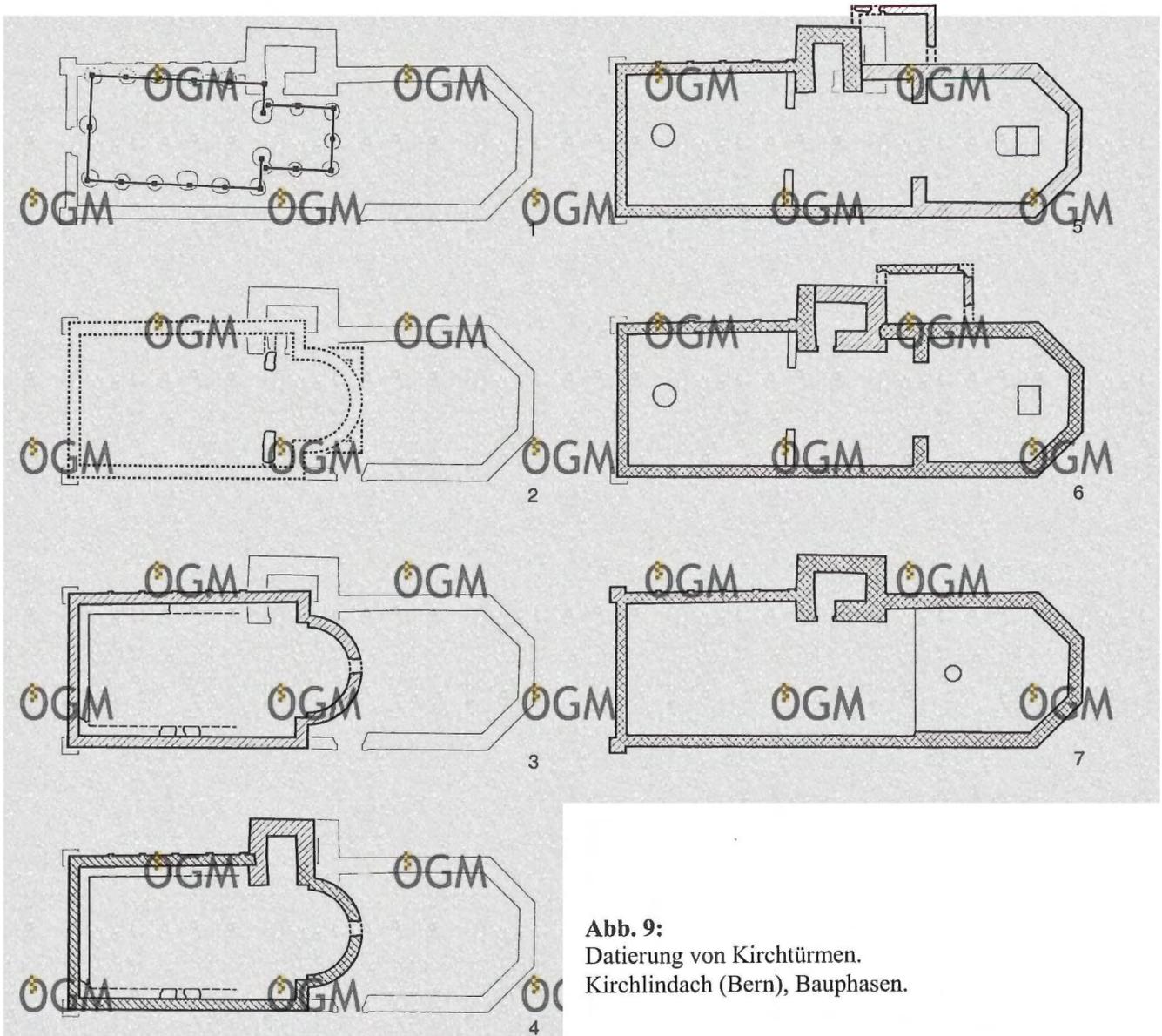


Abb. 9:
 Datierung von Kirchtürmen.
 Kirchlindach (Bern), Bauphasen.

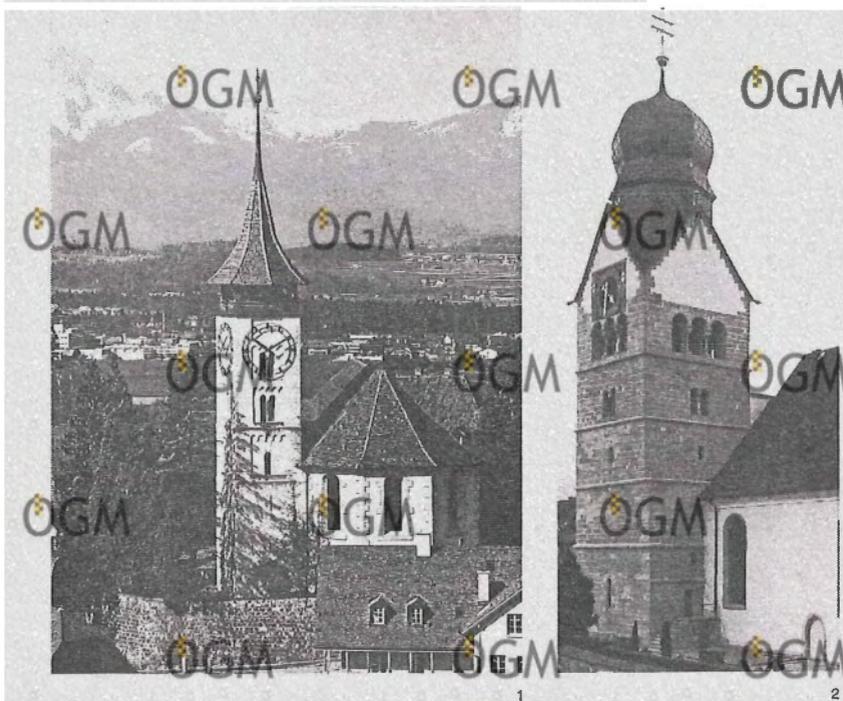


Abb. 10:
 Datierung von Kirchtürmen.
 Türme des 14. Jahrhunderts mit
 romanischen Stilelementen.

1: Steffisburg (Bern), um 1318/19.

2: Baar (Zug), um 1360.

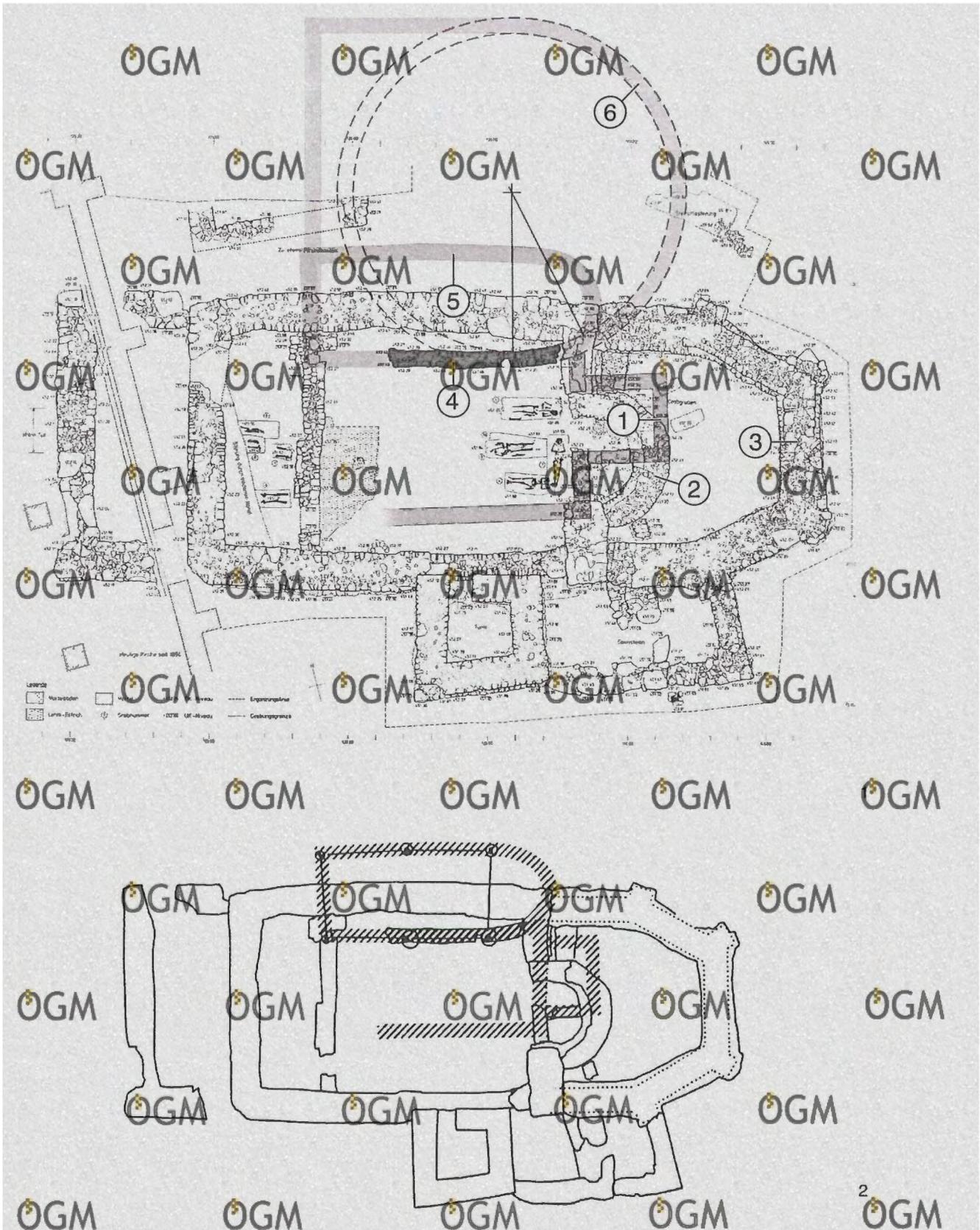


Abb. 11: Rekonstruktion und Datierung unsicherer Bestände. Eschen (Liechtenstein).

- 1: Steingerechter Grundrissplan.
- 2: Grundrisse der frühen Kirchen.

Viele der im 14. Jahrhundert erbauten Türme waren offensichtlich noch durch romanische Stilelemente geprägt, als sich an den Kirchen selbst schon der gotische Stil durchgesetzt hatte.

V. Rekonstruktion und Datierung unsicherer Bestände

An der Kirche von Eschen im Fürstentum Liechtenstein, das zum rätischen Raum gehörte, kann das Problem der Verschränkung von Grundrissen demonstriert werden, die stratigrafisch nicht voneinander getrennt werden können. Der steingerechte Grabungsplan lässt hinsichtlich der - vielleicht - ersten Kirche zwei Möglichkeiten der Rekonstruktion offen¹⁷. Einerseits ist ein ältester, eingezogener Viereckchor (Abb. 11/1) erkennbar, der von einer eingezogenen Apsis (Abb. 11/2) abgelöst worden ist, auf die ein dreiseitig geschlossenes spätgotisches Altarhaus (Abb. 11/3) folgte. Andererseits ist die Zuordnung einer längs gerichteten Mauer (Abb. 11/4) unsicher, die nordseitig des Viereckchors liegt und eine Knickung aufweist. Der Ausgräber meinte am zwar abgeknickten, aber geraden Mauerstück einen gebogenen Verlauf zu erkennen und rekonstruierte eine Gründungskirche mit nicht eingezogener Apsis (Abb. 11/5), die außerhalb der späteren Entwicklungsachse lag¹⁸. Dieser Typ kommt im rätischen Raum ab dem 6. Jahrhundert tatsächlich vor¹⁹. Für die Abbildung in einem Katalog wurde das abgeknickte Mauerstück mit leicht gerundeten Fluchten gezeichnet, was die Rekonstruktion des engen Apsisradius plausibler macht (Abb. 11/2)²⁰. Derart ergänzt, dass sich die Apsisrundung möglichst harmonisch aus dem Mauerfragment entwickelt, ergibt sich jedoch eine Breite des Raumes von weit über 10 m (Abb. 11/6). Dies wäre für eine frühe Landkirche äußerst ungewöhnlich. Ebenso gut könnte man die am Bestand vorgegebenen geraden Fluchten der geknickten Mauer ohne Biegung verlängern und als Nordmauer eines Schiffes verwenden, das von Anfang an den eingangs angeführten, eingezogenen Viereckchor (Abb. 11/1) besaß. Im erwähnten Katalog sind für die Rekonstruktion der ältesten gesicherten Bauten denn auch beide Möglichkeiten berücksichtigt (Abb. 11/2).

In Eschen geht es um den Entscheid, ob die erste Kirche eine Apsis oder ein Viereckchor aufwies, eine Frage, die in einer publizierten Verteilerkarte von Gründungskirchen im rätischen Raum zwiespältig gelöst ist, indem beide Möglichkeiten dargestellt sind (Abb. 12)²¹. In der *Raetia* ist die Frage nach der Form des Altarhauses jedoch insofern eine brisante, als im Frühmittelalter neben der romanischen auch eine eingewanderte alamannische Bevölkerung ansässig war. Wie an der südwestlichen Grenze des Bistums Konstanz, zwischen den Kantonen Waadt und Bern (Abb. 2), häufen sich im romanischen Siedlungsgebiet die Apsiden (Abb. 12/1), im alamannischen die Viereckchöre (Abb. 12/2). Allerdings spielt die Frage, was eigentlich der Anteil der alamannischen Bevölkerung an den Kirchengründungen des nördlichen rätischen Raumes war, bisher eine untergeordnete Rolle, derart ist die Forschung diesbezüglich auf den besser dokumentierten Einfluss des romanischen Bischofssitzes in Chur fokussiert. In diesem Sinn kann der Entscheid für eine bestimmte Form des Altarhauses und für oder gegen die Aufnahme in eine Verteilerkarte Konsequenzen für die historische Interpretation haben.

Darstellung rekonstruierter Grundrisse

Das Beispiel von Eschen führt zum delikaten Problem, das die Illustration unvollständiger Grundrisse bildet. Auf die Forderung, an solchen Plänen sei vorhandener und ergänzter Bestand zu unterscheiden, möchte ich nicht weiter eingehen; dies sollte selbstverständlich sein (nicht alle im Rahmen dieses Beitrags abgebildeten Beispiele sind in dieser Hinsicht vorbildlich). Ein Beispiel aus Steffisburg (Kanton Bern) zeigt, wie delikate die Darstellung sein kann, wenn die Grundlage für die sichere Rekonstruktion fehlt. Da dort der Standort der Gründungskirche einzig durch den von Gräbern umrahmten Platz nachzuweisen war, belies ich die Leerstelle ohne Rekonstruktionszeichnung, um die Unsicherheit deutlich zu manifestieren (Abb. 13/1)²². Aufgrund fehlender Indizien musste ich zudem offen lassen, ob es sich um eine Holz- oder eine Steinkirche handelte. Trotzdem wurde Steffisburg in eine Publikation über Holzkirchen aufgenommen und im freien Raum schematisch eine Saalkirche eingetragen (Abb. 13/2)²³. Dies war wohl der Grund,

¹⁷ ERGRABENE GESCHICHTE 1985, 17.

¹⁸ ERGRABENE GESCHICHTE 1985, 18, Anlagen III und IV.

¹⁹ SENNHAUSER 1979, Abb. 6.

²⁰ FRÜHE KIRCHEN IM ÖSTLICHEN ALPENGEBIET 2003, 89.

²¹ SENNHAUSER 2002, 229.

²² EGGENBERGER, ULRICH-BOCHSLER 1994, 22-25.

²³ BONNET 1997, 223.

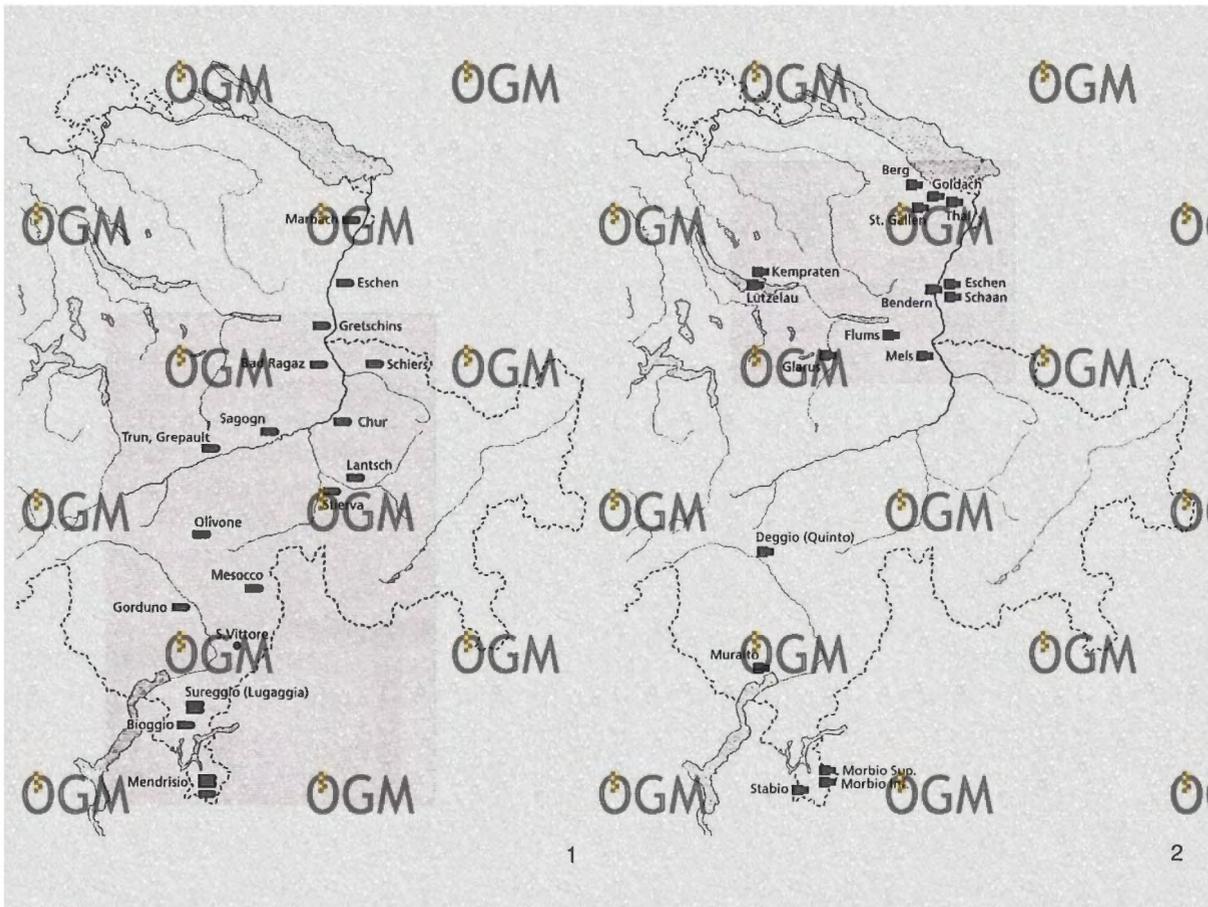


Abb. 12: Grundrisstypologie als historische Quelle. Verteilerkarte früher Kirchen in Rätien und im Tessin.
 1: Saalkirchen mit nicht eingezogener Apsis.
 2: Saalkirchen mit Viereckchor.

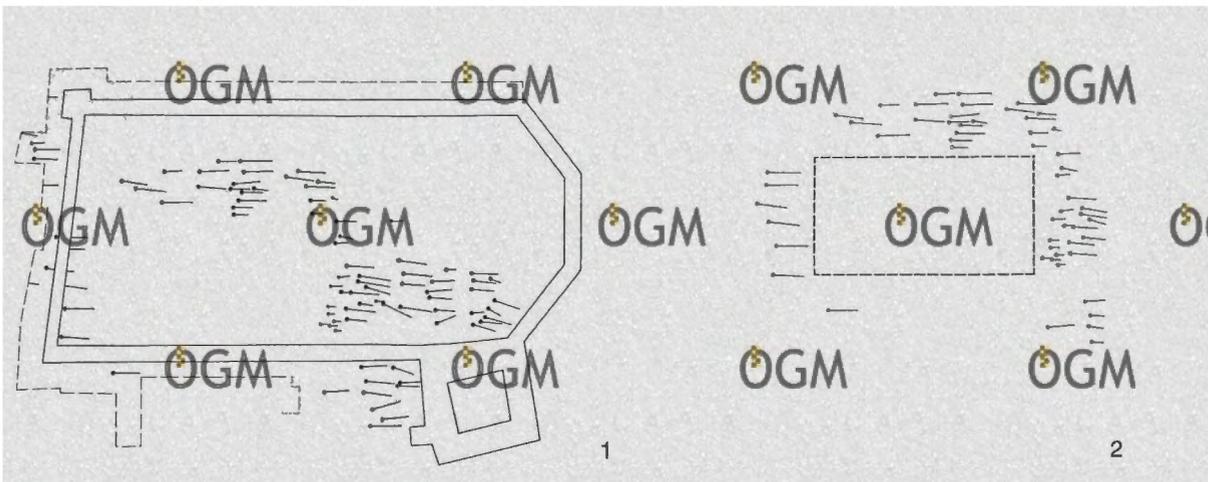


Abb. 13: Darstellung rekonstruierter Grundrisse. Steffisburg (Bern).
 1: Frühmittelalterliche Friedhofsgräber umrahmen den Standort der ersten Kirche.
 2: Schematisch rekonstruierter Grundriss einer Holzkirche.

warum diese «Phantomkirche» völlig unbekannter Bauweise schließlich in den Katalog der frühen Holzkirchen Europas aufgenommen wurde²⁴.

Abschließend soll aus der Palette der möglichen Darstellungsprobleme noch ein Weiteres erwähnt werden. Wenn aufgehender Bestand fehlt, hat sich vielfach die Gewohnheit eingebürgert, die Grundrisse der Fundamente darzustellen. Zwei Fälle aus Baar (Kanton Zug) zeigen diesbezüglich mögliche Schwierigkeiten²⁵. So wurden für das Schiff der ersten Kirche die ungleich starken Mauern eines römischen Gutshofs übernommen, das aufgehende Mauerwerk jedoch ebenso neu errichtet wie der Viereckchor, wobei unbekannt bleibt, ob nun die Mauerstärke einheitlich war oder nicht. Der publizierte schematische Grundriss der Fundamente (Abb. 14/1) erweckt den Eindruck eines deutlich stärker gemauerten Schiffes. Ebenso gut kann der aufgehende Bestand jedoch dieselbe Mauerstärke aufgewiesen haben (Abb. 14/3). Muss aus den beiden Möglichkeiten nicht unbedingt auf unterschiedliche Grundrisstypen geschlossen werden, so gestaltet sich die Rekonstruktion des Fundamentgrundrisses der zweiten Kirche dahingehend zwiespältiger. Deren Fundamente sind an den Ecken zwischen Apsis und Schultermauern ausbauchend verstärkt. An der schematischen Rekonstruktionszeichnung führt dies zu einem eingezogenen Apsisbogen (Abb. 14/2), was einen anderen Typ darstellt als der ebenfalls mögliche, nicht einspringende Bogen (Abb. 14/4).

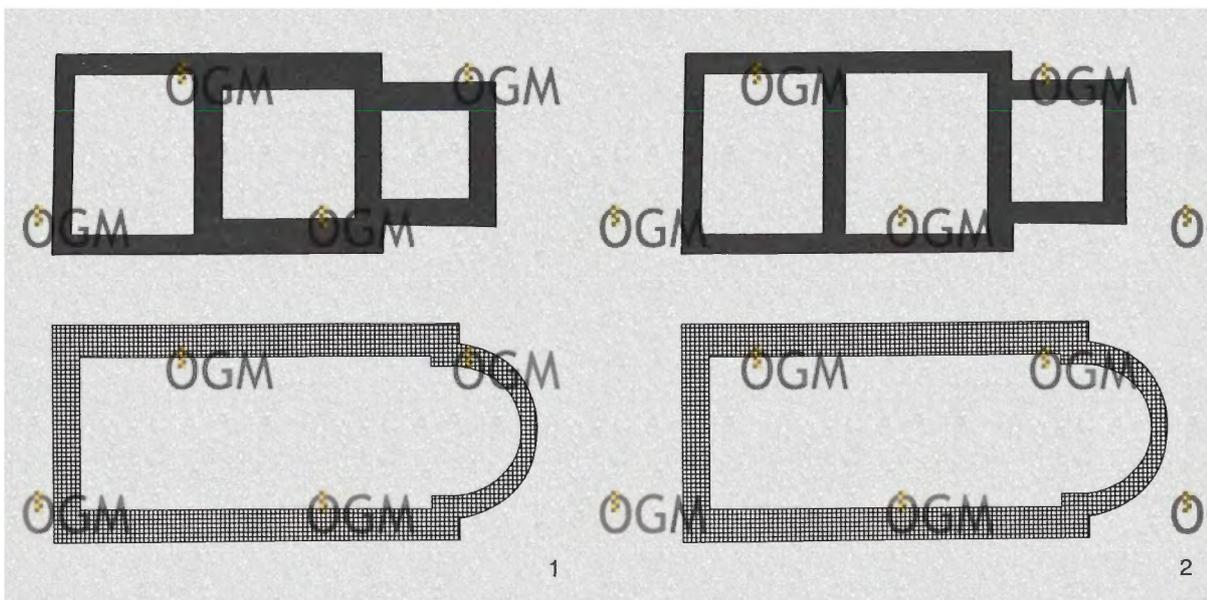


Abb. 14: Auswirkungen des Unterschiedes zwischen der Stärke des Fundamentes und des aufgehenden Mauerwerks. Baar (Zug), die beiden ersten Kirchen.

Schlussfolgerung

Die vorgestellte Auswahl der Probleme weisen auf Unsicherheiten und Widersprüchlichkeiten hin, die sich bei der auf typologischen Kriterien basierenden Interpretation, Rekonstruktion und Datierung von archäologisch erforschten Kirchenbauten ergeben können. Diese Ungewissheit rüttelt jedoch nicht an der Tatsache, dass der typologische Vergleich vor allem dann zum wichtigen Instrumentarium der Kirchenforschung gehört, wenn weder Funde noch naturwissenschaftliche Analysen noch historische Quellen eine Datierung erlauben. Sie ist in vielen Fällen nicht zu umgehen, und die Wahl einer Grundrissvariante und -datierung beruht oft auf einer persönlichen Entscheidung. Umso mehr sind die diesbezüglichen Gründe nachvollziehbar darzustellen. Ohne weiteren Beleg und ohne weitere Diskussion Vergleichsbeispiele aus Katalogen und Verteilerkarten - so wertvoll sie als Orientierungshilfe auch sind - als Beweis für die typologische Einordnung und Datierung eines Kirchengrundrisses anzuführen, genügt jedenfalls nicht.

²⁴ AHRENS 2002, Bd. 2, 132.

²⁵ GRÜNENFELDER 1999, 28; JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991, 40 f.; SPECK 1974, 20-23.

Literaturverzeichnis

- AHRENS 2002:
Claus AHRENS, Die frühen Holzkirchen Europas. 2 Bände., Schriften des Archäologischen Landesmuseums 7, Stuttgart 2002.
- ARCHÄOLOGIE IM KANTON BERN 1 1990:
Wengi bei Büren, Pfarrkirche, Rettungsgrabung in der Pfarrkirche (chem. St. Mauritius) 1984. Archäologie im Kanton Bern 1, Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern (hrsg. vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern), Bern 1990, 113 f.
- BONNET 1997:
Charles BONNET, Les églises en bois du Haut Moyen-Age d'après les recherches archéologiques. 13^e supplément à la Revue Archéologique du Centre de la France (Tours), 1997, 217-236.
- BÜTTNER, MÜLLER 1967:
Heinrich BÜTTNER, Iso MÜLLER, Frühes Christentum im schweizerischen Alpenraum. Einsiedeln-Zürich-Köln 1967.
- DE L'ANTIQUITE TARDIVE AU HAUT MOYEN-AGE 2002:
De l'antiquité tardive au haut Moyen-Age (300–800). Continuität und Neubeginn (hrsg. von Renata WINDLER, Michel FUCHS). Antiqua 35, Basel 2002.
- DIE ALAMANNEN 1997:
Die Alamannen. Ausstellungskatalog. Stuttgart 1997.
- DIE GERMANEN 1987:
Die Germanen. Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa. Ein Handbuch. 2 Bände, Darmstadt 1987.
- EGGENBERGER, GUTSCHER, BOSCHETTI 2002:
Peter EGGENBERGER, Daniel GUTSCHER, Adriano BOSCHETTI, Entwicklung früher Kirchenbauten in den Kantonen Bern und Waadt im Vergleich. «Villes et villages. Tombes et églises». La Suisse de l'Antiquité Tardive et du haut Moyen age. Actes du colloque tenu à l'Université de Fribourg du 27 au 29 septembre 2001. Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 59/3, 2002, 215-227.
- EGGENBERGER, KELLENBERGER 1985:
Peter EGGENBERGER, Heinz KELLENBERGER, Oberwil bei Büren an der Aare. Reformierte Pfarrkirche. Archäologische Grabung 1979. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern (hrsg. vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern), Bern 1985.
- EGGENBERGER, RAST COTTING 1994:
Peter EGGENBERGER, Monique RAST COTTING, Die früh- bis spätmittelalterlichen Gräber im Chor der Kirche Köniz. I. Bauforschungen im Kirchenchor 1981. In: Susi ULRICH-BOCHSLER, Bütigen, Köniz, Unterseen. Anthropologische Untersuchungen an früh- und hochmittelalterlichen Skeletten. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern (hrsg. vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern), Bern 1994, 29-54.
- EGGENBERGER, RAST COTTING, ULRICH-BOCHSLER 1989:
Peter EGGENBERGER, Monique RAST COTTING, Susi ULRICH-BOCHSLER, Rohrbach. Reformierte Pfarrkirche. Ergebnisse der archäologischen Grabungen von 1982. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern (hrsg. vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern), Bern 1989.
- EGGENBERGER, STÖCKLI 1983:
Peter EGGENBERGER, Werner STÖCKLI, Kirchlindach. Reformierte Pfarrkirche. Archäologische Grabung und bauanalytische Untersuchung 1978. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern (hrsg. vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern), Bern 1983.
- EGGENBERGER, ULRICH-BOCHSLER 1994:
Peter EGGENBERGER, Susi ULRICH-BOCHSLER, Steffisburg. Reformierte Pfarrkirche. I: Die Ergebnisse der archäologischen Forschungen von 1980 und 1982. Schriftenreihe der Erziehungsdirektion des Kantons Bern (hrsg. vom Archäologischen Dienst des Kantons Bern), Bern 1994.
- EGGENBERGER, ULRICH-BOCHSLER, SCHÄUBLIN 1983:
Peter EGGENBERGER, Susi ULRICH-BOCHSLER, Elisabeth SCHÄUBLIN, Beobachtungen an Bestattungen in und um Kirchen im Kanton Bern aus archäologischer und anthropologischer Sicht. Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 40/4, 1983, 221-240.
- ERGRABENE GESCHICHTE 1985:
Ergrabene Geschichte. Die archäologischen Ausgrabungen im Fürstentum Liechtenstein 1977-1984. Ausstellung im liechtensteinischen Landesmuseum Vaduz 31. März-31. Oktober 1985. Vaduz 1985.
- FRÜHE KIRCHEN IM ÖSTLICHEN ALPENGEBIET 2003:
Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Von der Spätantike bis in ottonische Zeit I (hrsg. von Hans Rudolf SENNHAUSER). Bayerische Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, Abhandlungen NF. 23, München 2003.
- FURGER, JÄGGI, MARTIN et al. 1996:
Andres FURGER, Carola JÄGGI, Max MARTIN et al., Die Schweiz zwischen Antike und Mittelalter. Archäologie und Geschichte des 4. bis 9. Jahrhunderts. Zürich 1996.
- GEUENICH 1997:
Dieter GEUENICH, Geschichte der Alemannen. Urban-Taschenbücher 575, Stuttgart-Berlin-Köln 1997.
- GRÜNENFELDER 1999:
Josef GRÜNENFELDER, Die Kunstdenkmäler des Kantons Zug. Neue Ausgabe I: Das ehemalige äussere Amt (hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte). Basel 1999.
- HASSENPFLUG 1999:
Eyla HASSENPFLUG, Das Laienbegräbnis in der Kirche. Historisch-archäologische Studien zu Alemannien im frühen Mittelalter. Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends I, Rahden/Westf. 1999.
- HOFMEISTER 1931:
Philipp HOFMEISTER, Das Gotteshaus als Begräbnisstätte. Archiv für katholisches Kirchenrecht, mit besonderer Rücksicht auf die Länder deutscher Zunge 111. Bd. (= 4. Folge/19. Band), Mainz 1931, 450-487.
- JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991:
Werner JACOBSEN, Leo SCHAEFER, Hans Rudolf SENNHAUSER, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Nachtragsband, München 1991.
- JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN GESELLSCHAFT FÜR UR- UND FRÜHGESCHICHTE 2000:
Seeberg BE, Kirche. In: Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte 83, 2000, 268 f.

- KELLER 1988:
Béatrice KELLER, Pfarrkirche St. Matthias Steinhausen. Grabungsbericht. Tugium 4, 1988, 85-102.
- KÖTTING 1965:
Bernd KÖTTING, Der frühchristliche Reliquienkult und die Bestattung im Kirchengebäude. Köln-Opladen 1965.
- MARTIN 1979:
Max MARTIN, Die alten Kastellstädte und die germanische Besiedlung. In: Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz VI: Das Frühmittelalter, Basel 1979, 97-132.
- MAY 1976:
Ulrich MAY, Untersuchungen zur frühmittelalterlichen Siedlungs-, Personen- und Besitzgeschichte anhand der St. Galler Urkunden. Bern-Frankfurt/Main 1976.
- RUTISHAUSER 1985:
Samuel RUTISHAUSER, Kirche Worb BE. Schweizerische Kunstführer (hrsg. von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte), Bern 1985.
- SENNHAUSER 1979:
Hans Rudolf SENNHAUSER, Spätantike und frühmittelalterliche Kirchen Churrätens. In: Joachim WERNER, Eugen EWIG (Hrsg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Vorträge und Forschungen XXV (hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte), Sigmaringen 1979, 193-218.
- SENNHAUSER 2002:
Hans Rudolf SENNHAUSER, Frühmittelalterliche Kirchen in Graubünden, im Tessin und in der Nordostschweiz. Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 59/3, 2002, 229-236.
- SPECK 1974:
Josef SPECK, Baar, St. Martin. Die Baugeschichte im Lichte der archäologischen Ausgrabungen. Schriften des Kantonalen Museums für Urgeschichte in Zug 20, 1974, 17-37.
- «VILLES ET VILLAGES. TOMBES ET EGLISES» 2002:
«Villes et villages. Tombes et églises». La Suisse de l'Antiquité Tardive et du haut Moyen age. Actes du colloque tenu à l'Université de Fribourg du 27 au 29 septembre 2001. Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 59/3, 2002.
- WINDLER 1994:
Renata WINDLER, Das Gräberfeld von Elgg und die Besiedlung der Nordostschweiz im 5.-7. Jahrhundert. Zürcher Denkmalpflege, Archäologische Monographien 13, Zürich-Elgg 1994.
- ZUR GESCHICHTE DER ALEMANNEN 1975:
Zur Geschichte der Alemannen. Darmstadt 1975.

Dr. Peter Eggenberger
Mariahilfgasse 9
CH-6004 Luzern
pmeggenberger@gmx.ch

ÜBERLEGUNGEN ZUR DATIERUNG NACHRICHTENLOSER MITTELALTERLICHER KIRCHENGRUNDRISSE

von

Franz SAUER, Wien

Einleitung

„ ... Abseits der Machtzentren mit ihren repräsentativen Kirchenbauten dürften bereits in karolingischer Zeit eine ganze Reihe von Ortskirchen in Stein errichtet worden sein. Ihre zeitliche und damit auch bauliche Beurteilung stößt aber schnell an Grenzen, denn in der Regel fehlt datierendes Fundmaterial und die einfachen Grundrisse - Saalkirche mit Apsis oder Rechteckchor - stellen „Allerweltstypen“ des frühchristlichen bis romanischen Kirchenbaus dar. Dementsprechend problematisch sind Datierungsversuche solcher Kirchen, wenn nicht ein genauere Zeitanatz durch weitere archäologische Indizien gegeben ist. ... “¹.

„ ... Seit sich die ur- und frühgeschichtliche Forschung vermehrt auch für siedlungs- und landesgeschichtliche Forschungen «historischer» Perioden interessiert, sind es mehr und mehr auch die kleineren ländlichen und sogar die in schriftlichen Quellen nicht fassbaren Kirchen. Bei den einfacheren Bauten ergibt sich die Schwierigkeit, dass Charakteristika oft kaum fassbar sind und dass die statistische Basis vorläufig für gewichtigere Aussagen nicht ausreicht. ... “².

Die beiden Eingangszitate - unter ihnen das eines „altgedienten“ Wissenschaftlers - thematisieren punktgenau eines der grundlegenden Probleme der Kirchenarchäologie, das darin besteht, dass die üblichen Befunde eine stichhältige Datierung nachrichtenloser Grundrisse oftmals nicht zulassen. Dieser wenig zufriedenstellende Zustand erfordert deshalb eine zusätzliche Informationsquelle - falls man sich nicht fatalistisch mit den zitierten Meinungen der Undatierbarkeit zufrieden geben möchte -, die auch bei nachrichtenlosen Grundrissen konkrete chronologische Aussagen ermöglicht.

Als ein erfolgversprechender Weg - er wurde von der kirchenarchäologischen Forschung bislang aber noch nicht beachtet - hat sich die Rekonstruktion der ursprünglichen Maßsysteme in Verbindung mit einer Analyse der den Grundrissen zu Grunde liegenden Konstruktionsnetze erwiesen³.

Diesem methodischen Ansatz ist die Überlegung voranzustellen, dass ein Kirchengebäude nicht einem willkürlichen und wahllosen Maß- und Proportionsystem, sondern einer chronologisch relevanten Bemaßung und einem verbindlichen philosophisch/theologischen Proportionskonzept unterliegt. Bei der zentralen Stellung, die Religion und Kirche im Mittelalter einnehmen - und damit zitiere ich noch einmal Hans Rudolf SENNHAUSER - „ ... vermögen alle Facetten eines Kirchengebäudes, von der topographischen Situation über den Bautyp, die Bauweise, die Einrichtung und Ausstattung, vom Fußboden bis zur Dachhaut, etwas auszusagen. ... “⁴.

Die Weiterführung dieses Gedankens im Sinne einer Rekonstruktion der beiden fundamentalsten Bedeutungsträger - also der Maßsysteme sowie der Konstruktionsnetze und ihre Verwendung als historische Quelle - erlaubt meines Erachtens die Formulierung folgender These:

Durch die Kenntnis der den Kirchengebäuden zu Grunde liegenden Maßsysteme und Konstruktionsnetze ist auch für nachrichtenlose Anlagen eine einigermaßen gesicherte chronologische Anbindung zu erreichen⁵.

Der Wahrheitsgehalt dieser Behauptung wird im Folgenden anhand dreier Fallbeispiele aus Ober- und Niederösterreich - der Chorquadratkirche von Aspach, der querhauslosen Basilika von Bad Deutsch

¹ CODREANU-WINDAUER 2003, 478.

² SENNHAUSER 2003, 1.

³ Zum Beispiel: SAUER 2001a sowie 2001b oder SAUER 2003.

⁴ SENNHAUSER 2003, 1.

⁵ EGGENBERGER 2005.

Altenburg und der Chorturmkirche von Weigelsdorf - zu überprüfen sein. Alle drei Gotteshäuser können über Grundriss- und Baumerkmale in Verbindung mit regionalhistorischen Quellen mit hoher Wahrscheinlichkeit in das 11. Jahrhundert datiert werden, wobei vorweg angemerkt sei, dass allen drei Beispielen eine idente Maßgrundlage zu Grunde liegt.

I. ASPACH

Der erste zu besprechende Befund betrifft die im Innviertel, Oberösterreich, gelegene Pfarrkirche Maria Himmelfahrt von Aspach, die vor geraumer Zeit im Rahmen einer grundlegenden Innenrenovierung von der Abteilung für Bodendenkmale des Bundesdenkmalamtes archäologisch und bauhistorisch untersucht werden konnte.

Nachrichten zur Pfarrgründung sowie zur Baugeschichte der Gründungsanlage fehlen, und die historischen Quellen des Ortes sowie des Umlandes fließen spärlich und sind daher schnell aufgezählt:

Aspach wird erstmals in einer von Bischof Ulrich von Passau knapp vor dem Jahr 1111 für das Chorherrenstift St. Nikola ausgestellten Urkunde genannt, in der das ursprünglich von Bischof Altmann gegründete Stift durch Rückführung seiner Güter und Rechte wiederhergestellt worden war - den Chorherren wurden unter anderem auch in der „ecclesia Aspach“ die Zehentanteile von den Neurodungen im Höhnharter Wald rückerstattet. Über die Herkunft dieser Zehentanteile berichtet die Quelle, dass Altmann sie gemeinsam mit 12 Hufen vom Bamberger Bischof Hermann übernommen und nach Synodalrecht dem neuerrichteten Stift als Dotation zugeführt habe⁶.

Bei der Gründung des Bistums Bamberg am 1. November 1007 übertrug Kaiser Heinrich II. dem neuen Bistum das unweit von Aspach gelegene Mattighofen⁷ - ursprünglich eine bayerische Herzogspfalz -, die nach dem Sturz Herzog Tassilos an Karl den Großen fiel und in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts zu einem Aufenthaltsort der karolingischen Könige wurde. Da Forste in der Regel zu einem Königshof oder einer Pfalz gehörten, ist anzunehmen, dass der nördlich anschließende Höhnharter Wald und damit das Gebiet von Aspach ursprünglich Mattighofen zugeordnet war und 1007 mitsamt der Pfalz an das Hochstift Bamberg übergeben wurde⁸.

Eine im Jahr 1936 verfasste und in die Fachliteratur übernommene Bauaufnahme skizziert in der aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammenden Basilika - ausgehend von unterschiedlich dimensionierten Teilen der westlichen Giebelwand - einen älteren, dreischiffig-apsidalen Vorgängerbau, wobei die beiden an die Giebelwand angesetzten Stützpfiler für letzte Reste eines Turmes gehalten wurden⁹ (Abb. 1). Die archäologische Grabung konnte diese „Annahme“ - sie wurde ohne jemals kritisch hinterfragt worden zu sein auch in die Kunsttopographie¹⁰ übernommen - schließlich durch den eindeutigen Befund einer einfachen frühromanischen Chorquadratkirche revidieren (Abb. 2).

Von den insgesamt elf Bauphasen der Kirchenanlage werden im Rahmen dieser Arbeit neben der Gründungsanlage auch noch jene fünf Phasen kurz vorgestellt, die in ihrer Ausdehnung noch direkt auf die Bemaßung der Gründungsanlage zurückzuführen sind.

Phase 1 (Abb. 3)

Das Konstruktionsnetz der aus rechteckigem Saal und quadratischem Chor bestehenden Gründungsanlage umfasst 112 jeweils fünf Fuß große Kleinquadrate, wobei für einen Fuß - ausgehend von einem Mittelwert der lichten Saalbreite wie auch der Saalfundamente - eine Länge von 0,312 m ermittelt wurde¹¹.

⁶ URKUNDENBUCH 1856, 93.

⁷ URKUNDENBUCH 1856, 55.

⁸ Allgemein zur Situation der „Salzburger Kirche“ nach dem Sturz Tassilos: SONNLECHNER 2005.

⁹ PUCHNER 1939, 3 ff.

¹⁰ MARTIN 1947, 35 ff.

¹¹ 1 Fuß = 0,312 m.

	Gemessen	Ist	Soll
mittlere Breite nördliches Saalfundament:	1,55 m	4,97 Fuß	5 Fuß
mittlere Breite südliches Saalfundament:	1,60 m	5,13 Fuß	5 Fuß
Mittelwert lichte Saalbreite:	7,80 m	25,00 Fuß	25 Fuß

Zu mittelalterlichen Maßsystemen vgl. auch: PERSCHL 2005.

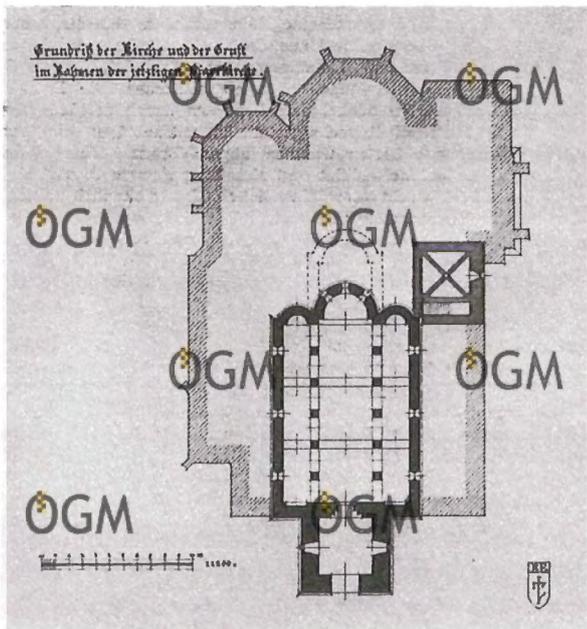


Abb. 2: Asbach, OÖ. Blick von Westen auf die unterste Fundamentlage des romanischen Chorquadrates. (Foto: BDA, F. SAUER).

Abb. 1: Asbach, OÖ. Von Architekt Richard PUCHNER rekonstruierter Gründungsbau der Pfarrkirche. (Plan: Bundesdenkmalamt - Planarchiv).

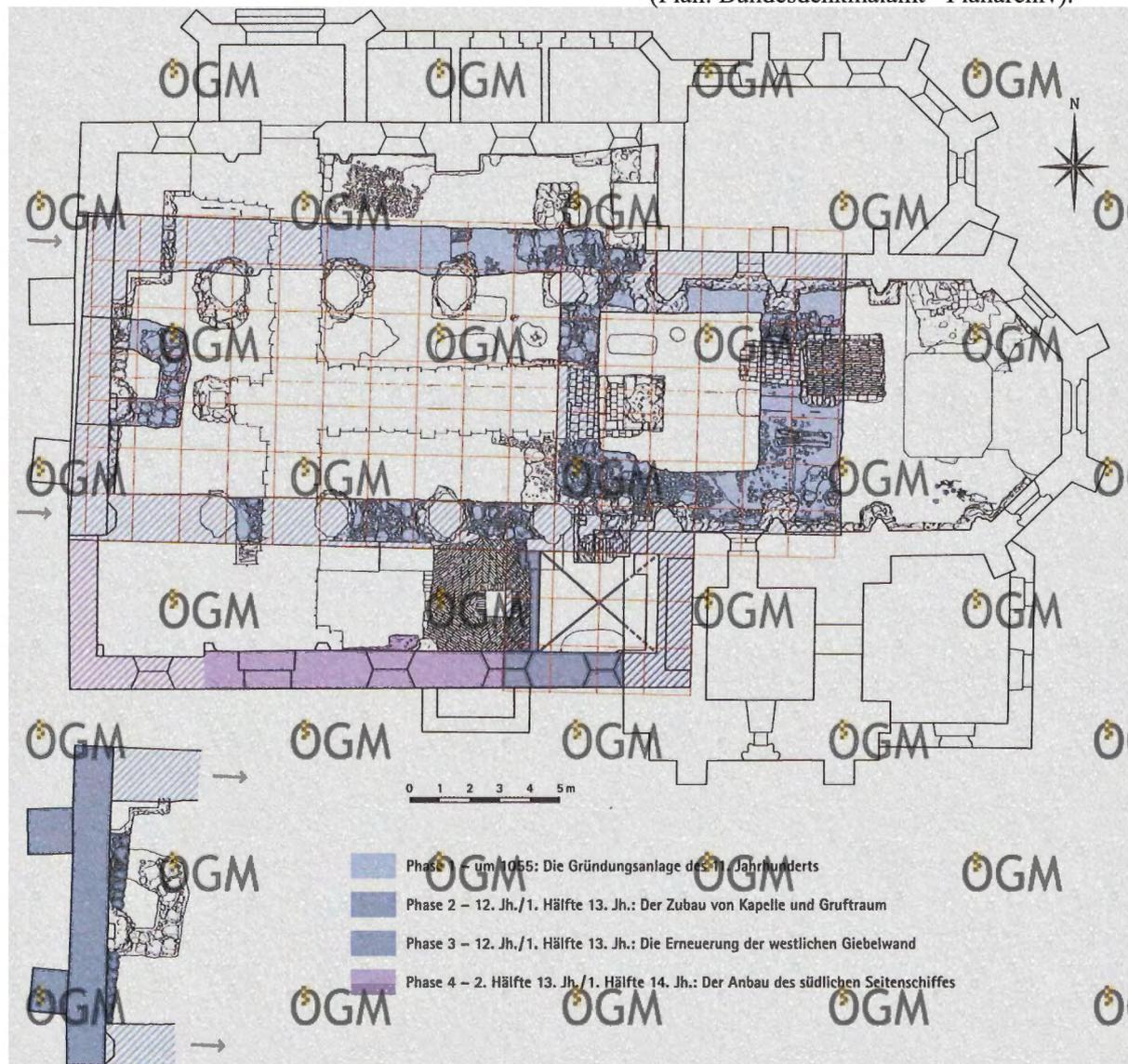


Abb. 3: Asbach, OÖ. Plan der Gründungsphase sowie der Zu- und Umbauten der Phasen 2-4. (Graphik: F. SIEGMETH nach einer Grundlage von J. CZUBAK).

Vor der Innenseite der westlichen Giebelwand wurde ein achsial ausgerichtetes, auffallend schwaches Fundament eines quadratischen Turmes entdeckt, dessen Standort durch das Konstruktionsnetz festgelegt worden war, wobei die lichte Weite einem Kleinquadrat entspricht. Der Abstand von der saalseitigen Kante des Spannummurfundamentes bis zur saalseitigen Kante des östlichen Turmfundamentes beträgt exakt acht Kleinquadrate oder 40 Fuß. Dem Konstruktionschema nach hätte der Turm eine Länge von genau 10 Fuß einnehmen sollen. Durch die Verstärkung der Fundamentbreiten von 2,5 auf 3 Fuß und der dadurch erfolgten Ausdehnung einer Turmseite auf 11 Fuß musste das äußere - also das westliche - Turmfundament mitsamt der fluchtenden Giebelwand gegenüber der ursprünglichen Begrenzungslinie des Konstruktionsnetzes um einen Fuß nach Westen zu versetzt werden. Dadurch und wegen einer weiteren geringfügigen Ungenauigkeit am gegenüberliegenden Chorschluss beträgt die Gesamtlänge der Kirche statt der beabsichtigten 80 Fuß der Planvorgabe nunmehr knapp über 81 Fuß¹².

Der quadratische Chor zieht gegenüber den Saalfundamenten um jeweils 2,5 Fuß oder um eine halbe Fundamentbreite ein. Da der archäologisch gesicherte Nachweis eines Westturmes einen Chorturm ausschließt, muss als Grund für die ungewöhnlich mächtige Dimensionierung seiner Fundamente von 6,5 und 9 Fuß eine Choreinwölbung in Betracht gezogen werden¹³.

Abgesehen von der erstmaligen Nennung einer „ecclesia Aspach“ in der knapp vor 1111 ausgestellten, das Chorherrenstift St. Nikola betreffenden Wiederherstellungsurkunde, die zumindest bereits für den Beginn des 12. Jahrhunderts einen Kirchenbau rechtfertigen würde, ist es anhand der vom Grundriss abgeleiteten Maßgrundlage und dem modularen Konstruktionsnetz möglich, die erste Bauphase mit hoher Wahrscheinlichkeit dem sechsten Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts zuzuordnen. Der Beweis dieser Behauptung wird im Anschluss an die Besprechung der Kirche von Weigelsdorf angetreten.

Phase 2

Eine schmale, aus dem 18./19. Jahrhundert stammende Treppe führt in einen unterhalb des südlichen Seitenschiffes gelegenen zweiphasigen Grufttraum, dessen ältere Osthälfte ursprünglich mit einer Kapelle überbaut gewesen sein dürfte, die im Zuge der Turmerrichtung jedoch abgetragen bzw. in das Seitenschiff eingebunden worden war.

Der ältere Teil der Gruft unterliegt noch dem Konstruktionschema des 11. Jahrhunderts, wobei jene Netzlinie, die der Fixierung der Saalschultern diente, durch Verlängerung nach Süden zur Ermittlung der Gruftquerachse herangezogen wurde. Entsprechend den 5 Fuß großen Konstruktionsquadraten war die Gruft als ein Rechteck mit einer Länge von 20 und einer Breite von 15 Fuß konzipiert.

Die Rekonstruktion der den Gewölberippen zu Grunde liegenden Maßeinheit lässt anhand der Rippenbreite von exakt 10 Zoll und einer Rippentiefe von 9 Zoll noch das Grundmaß der ersten Bauphase erkennen¹⁴. Die Gewölbekappen bestehen aus genormten Ziegeln, deren Abmessungen bis auf geringfügige Ungenauigkeiten gleichfalls vom Grundmaß der ersten Bauphase abgeleitet wurden¹⁵.

Eine einigermaßen stichhältige Datierung des Grufttraumes ist schwierig und beruht in erster Linie auf der noch vorhandenen Kenntnis des Konstruktionsnetzes sowie auf der Geltungsdauer der Maßeinheit von 0,312 m¹⁶. Ein weiterer Anhaltspunkt ist durch den Umstand gegeben, dass der Westabschluss der Kapelle während der ersten großen Umbauphase um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine geringfügige Änderung erfuhr, wobei für diese Baumaßnahme nunmehr aber ein Längenmaß von 0,287 m benutzt wurde. Die Verwendung dieser kürzeren Maßeinheit ist an der Kirche von Weigelsdorf¹⁷ bereits im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts zu beobachten, weshalb für den Bau des Grufttraumes von Aspach ein Zeitrahmen vom beginnenden 12. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts vorgeschlagen sei.

¹²		Gemessen	Ist	Soll	
	Gesamtlänge:	25,40 m	81,41 Fuß	80 Fuß	
¹³		Gemessen	Ist	Soll	
	Breite des nördlichen Chorfundamentes:	2,05 m	6,57 Fuß	6,5 Fuß	
	Breite des südlichen Chorfundamentes:	nicht messbar			
	Breite des östlichen Chorfundamentes:	2,80 m	8,97 Fuß	9,0 Fuß	
¹⁴	1 Zoll = 0,026 m; Rippenbreite: 26,1 cm = 10,0 Zoll; Rippentiefe: 23,5 cm = 9,0 Zoll.				
¹⁵	1 Zoll = 0,026 m.	Ist	Soll	Abweichung	
	Gewölbeziegel der Gruftkapelle:	310x160x85 mm	312x156x78 mm	= 12x6x4 Zoll	2 - 4 - 7 mm
¹⁶	11. und frühes 12. Jahrhundert.				
¹⁷	SAUER 2003.				

Phase 3

Die beiden mächtigen Stützpfeiler an der Außenseite der westlichen Giebelwand lassen auf ein Problem der Standfestigkeit des ursprünglichen Turmes schließen, weshalb er bereits frühzeitig abgebrochen und durch eine neue, nunmehr turmlose Giebelwand ersetzt worden war. Diese Wand hat im Kern alle nachfolgenden Erweiterungen weitgehend unbeschadet überstanden und ist heute an dem etwas aus der Längsachse nach Norden verschobenen, durch kleine Vorsprünge und Baunähte von allen späteren Zubauten abgesetzten Mauerabschnitt deutlich zu erkennen (Abb. 4).

Während der Renovierungsarbeiten wurde an der Innenseite von einem Teilstück dieser Giebelwand der Putz entfernt, wodurch neben der Entdeckung eines zugesetzten, ursprünglich achsial ausgerichteten Rundbogenfensters auch ein Blick auf die Struktur dieser Mauer ermöglicht wurde. Erstaunlicherweise besteht die Innenschale dieses Mauerabschnittes nicht aus den üblichen Steinquadern, sondern ausschließlich aus Lagen sauber versetzter Ziegeln. In ihren Maßen stimmen sie mit den Gewölbeziegeln des Gruft- raumes überein, sodass auch für die Errichtung dieser Mauer der Zeithorizont von Phase 2 anzunehmen ist¹⁸ (Abb. 5).

Phase 4

Seit der im Jahr 1936 von Architekt Richard PUCHNER vorgenommenen Bauaufnahme werden die rückwärtigen vier Joche der Basilika - also das Hauptschiff und die beiden Seitenschiffe - als das Resultat einer einzigen Bauführung gewertet¹⁹. Während der Grabungsarbeiten wurde an der Längswand des südlichen Seitenschiffes ein Vorlagenfundament entdeckt, das wegen seiner Lage unterhalb einer Dienstsubstruktion des bestehenden Netzrippengewölbes als Hinweis auf eine ältere Einwölbung eines bereits seit längerer Zeit bestehenden Seitenschiffes gedeutet werden muss (Abb. 6).

An der Außenseite der westlichen Giebelwand markieren senkrechte Risse im Putz nicht nur eine Baunaht sondern auch eine relativchronologische Abfolge zwischen dem Seiten- und dem Hauptschiff. Im Inneren des Seitenschiffes ist durch das um die Mitte des 14. Jahrhunderts entstandene Netzrippengewölbe ein „terminus ante quem“ gegeben, wodurch für den Bau des Seitenschiffes ein Zeitrahmen von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts vorzuschlagen ist.

Phase 5 (Abb. 7)

Um 1350 beginnt unter Beibehaltung der westlichen Giebelmauer, des Chorquadrates und der südseitigen Bauteile - also des Seitenschiffes und der Kapelle - die schrittweise Umgestaltung des romanischen Gotteshauses in eine gotische Basilika. Für den neuen, nunmehr annähernd quadratischen Saal wurde eine lichte Breite von 58 Fuß veranschlagt - 1 Fuß misst nunmehr 0,287 m -, wobei das Grundmaß von 16 Fuß von der Innenseite der aufgehenden Seitenschiffmauer bis zur Fundamentachse der gegenüberliegenden abgebrochenen Saalwand abgeleitet wurde²⁰. Dementsprechend korrespondiert die neue Arkadenlängsachse mit der Fundamentachse, d.h. die achteckigen Pfeiler wurden mitten auf das Fundament der abgetragenen Saalwand gebaut. Die Breite des Hauptschiffes von 26 Fuß orientiert sich mit einer Zugabe von genau 10 Fuß am Grundmaß des südlichen Seitenschiffes²¹. Die nördliche Pfeilerreihe gründet nicht wie auf der gegenüberliegenden Seite auf dem Fundament der alten romanischen Saalwand, sondern ist - geringfügig nach Süden zu verschoben - im Lehm des gewachsenen Bodens verankert.

Das nördliche Seitenschiff wurde entsprechend der Maßvorgabe des südlichen Seitenschiffes neu errichtet²². Es besaß im Osten einen geradlinigen Abschluss, wobei die Mauer der Schmalseite ursprünglich unmittelbar östlich der alten Saalschulter an die Nordwand des romanischen Chores angebaut worden war. An der Außenseite der Westwand ist ein deutlicher Rücksprung am Zusammenstoß mit der in Phase 3 errichteten Giebelwand zu beobachten, wobei an der Innenseite senkrechte Risse im Putz diese Baunaht markieren.

¹⁸ 1 Zoll = 0,026 m.

Mauerziegel der Westwand:

Ist	Soll	Abweichung
315x155x90 mm	312x156x78 mm	= 12x6x4 Zoll
305x155x95 mm	312x156x78 mm	= 12x6x4 Zoll

¹⁹ PUCHNER 1939, 3 ff.

²⁰ 1 Fuß = 0,287 m.

Lichte Saalbreite in der Querachse des mittleren Pfeilerpaares:

Lichte Breite des südlichen Seitenschiffes:

²¹ Breite des Hauptschiffes von Pfeilermittelpunkt zu Pfeilermittelpunkt:

²² Lichte Breite des nördlichen Seitenschiffes:

Gemessen	Ist	Soll
16,60 m	57,84 Fuß	58 Fuß
4,50 m	15,68 Fuß	16 Fuß
7,60 m	26,48 Fuß	26 Fuß
4,50 m	15,68 Fuß	16 Fuß



Abb. 4: Aspach, OÖ. Blick auf die Außenseite der westlichen Giebelwand.
(Foto: BDA, F. SAUER).



Abb. 5: Aspach, OÖ. Blick auf die Innenseite der westlichen Giebelwand.
(Foto: BDA, F. SAUER).

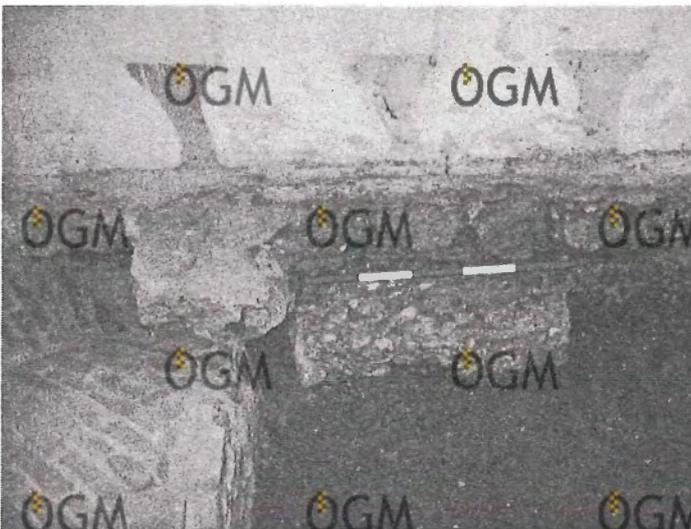


Abb. 6: Aspach, OÖ. Das durch die Fluchtstange gekennzeichnete Vorlagenfundament lässt auf eine ältere Einwölbung des südlichen Seitenschiffes schließen.
(Foto: BDA, F. SAUER).

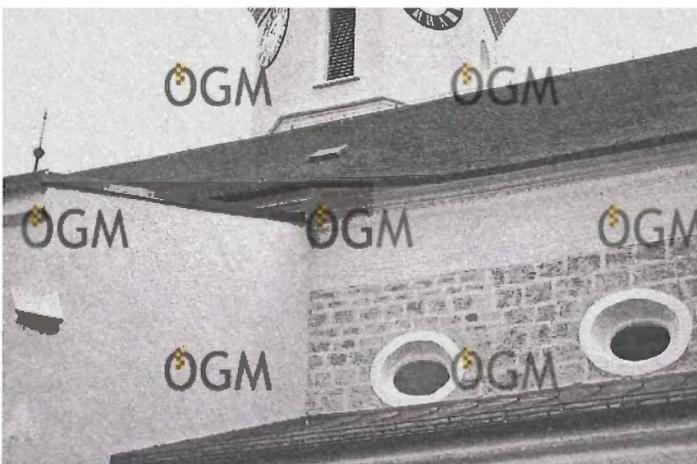


Abb. 9: Aspach, OÖ. Blick von Norden auf das zwischen Hauptschiff und Chor eingefügte Verbindungsjoch.
(Foto: BDA, F. SAUER).

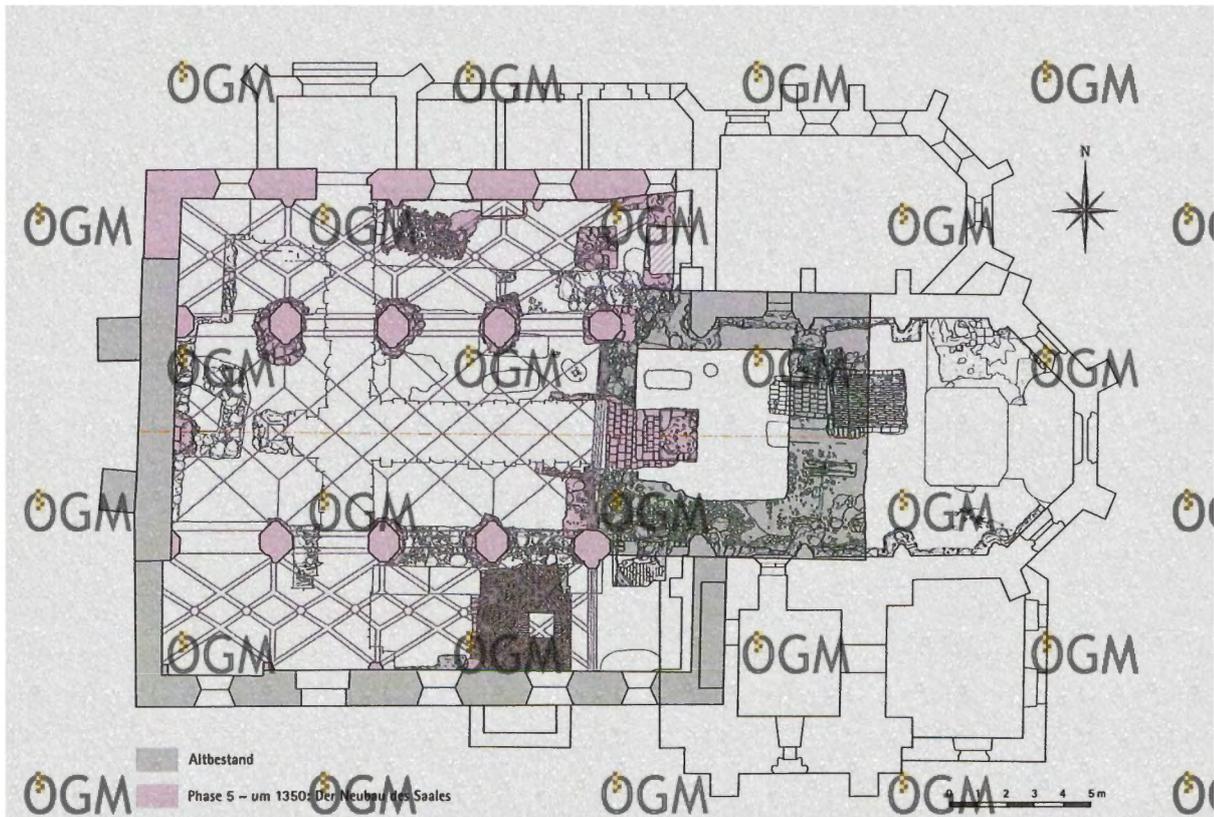


Abb. 7: Aspach, OÖ. Plan der Bauphase 5. (Graphik: F. SIEGMETH nach einer Grundlage von J. CZUBAK).

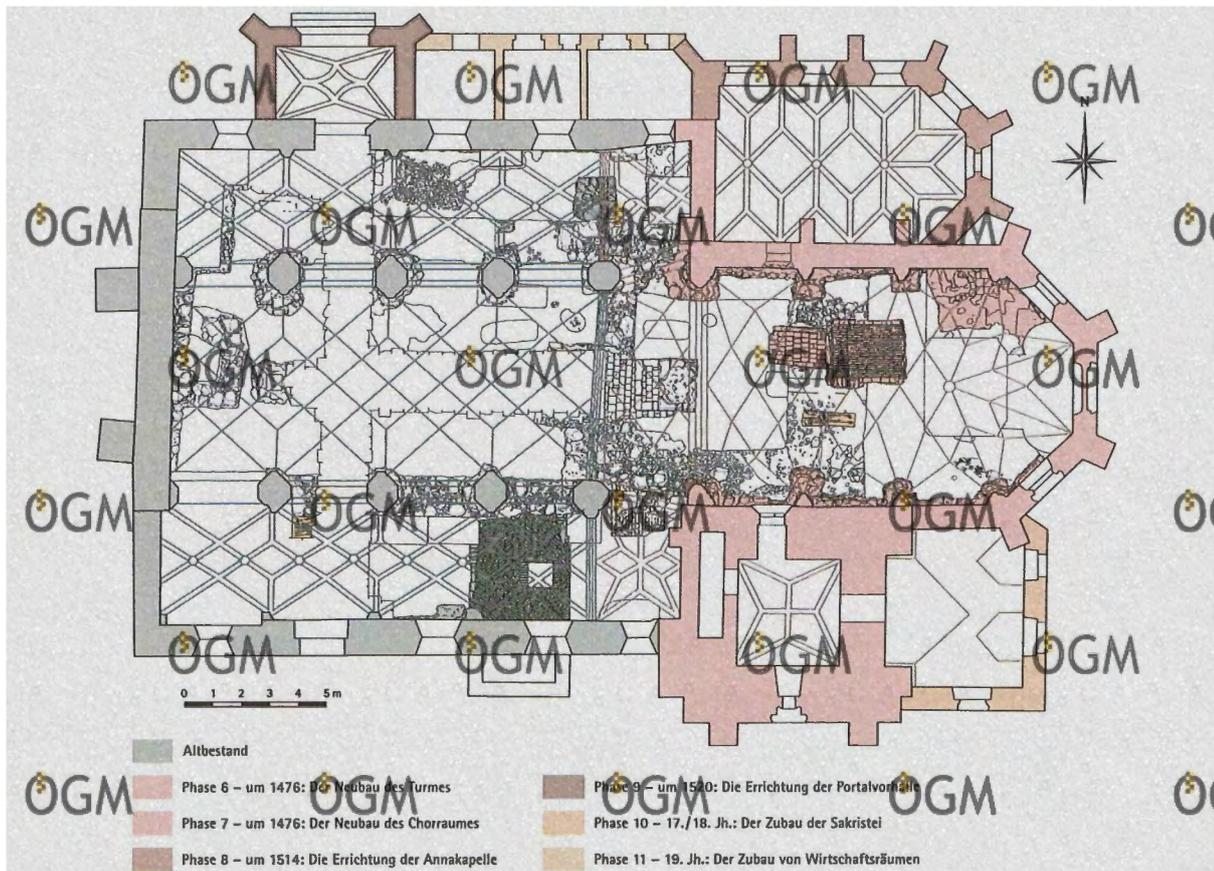


Abb. 8: Aspach, OÖ. Plan der Bauphasen 6-11. (Graphik: F. SIEGMETH nach Grundlage von J. CZUBAK).

Die Längserstreckung des Mittelschiffes von 52 Fuß ist durch die saalseitige Kante der alten Spannmauer bzw. des alten Triumphbogens sowie durch die Innenseite der aufgehenden westlichen Giebelwand vorgegeben und wurde in vier Joche mit einem Pfeilerabstand von je 13 Fuß geteilt²³.

Gleichzeitig mit der Neuerrichtung des Saales wurde der aus Phase 2 stammende Gruftraum durch den Anbau eines aus genormten Mauerziegeln errichteten Kreuzgratgewölbes erweitert, wobei die 3, 6 und 12 Zoll messenden Ziegel von der neuen Maßeinheit - also 0,287 m - abgeleitet wurden²⁴.

Die gegenüber dem romanischen Gebäude geringfügig nach Süden zu verschobene Längsachse der Basilika erlaubt nunmehr auch das genau auf dieser Längsachse ausgerichtete, am Eingang in das romanische Presbyterium zum Vorschein gekommene Altarfundament mitsamt den vorgelagerten quadratischen Bodenfliesen dem Zeitraum zwischen den Phasen 5 und 6 zuzuordnen. Auch diese Bodenfliesen entsprechen mit 280x285x32 mm (12x12x1,5 Zoll) der neuen Maßeinheit.

Phase 6 (Abb. 8)

Im siebenten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts, also etwa 120 Jahre nach dem Neubau des Saales, wurde der schrittweise Umbau des Kirchengebäudes durch die Errichtung des Südturmes und des 2-jochigen Chores mit 5/8 Schluss unter Beibehaltung des dem Saal zugrunde liegenden Fußmaßes im wesentlichen abgeschlossen²⁵.

Die lichte Länge des neuen Presbyteriums beträgt 46 Fuß²⁶.

Die Addition mit den 12 Fuß des zwischen Saal und Chor eingefügten Verbindungsjoches ergibt 58 Fuß und entspricht somit vollständig der lichten Saalbreite²⁷. Die 29 Fuß der lichten Chorbreite sind wiederum mit der halben Saalbreite ident²⁸.

Der Obergaden des Verbindungsjoches erfuhr durch die zwischen Mittelschiff und Chor bestehende Breitendifferenz von 3 Fuß eine geringfügige Schrägstellung (Abb. 9).

Der Bau des Turmes hatte nunmehr die endgültige Abtragung der aus Phase 2 stammenden Kapelle sowie einen Teilverbau des älteren Gruftabschnitts zur Folge.

Der zwischen Turm und östlichem Seitenschiffjoch nach oben hin aufgebrochene Bereich der ehemaligen Kapelle wurde zuletzt mit einem Netzrippengewölbe aus Formziegeln geschlossen.

II. BAD DEUTSCH ALTENBURG

Die Stiftung eines namhaften Geldbetrages zur Erforschung der Baugeschichte der Pfarrkirche Maria Himmelfahrt von Bad Deutsch Altenburg, Niederösterreich, durch einen privaten Sponsor war der eigentliche Anlass, das Kirchengebäude durch gezielte Sondagen auf einen älteren Vorgängerbau hin zu untersuchen²⁹.

Wie üblich fehlen auch hier konkrete Daten zur Baugeschichte, wenngleich die erste Nennung der Kirche bereits aus der Mitte des 11. Jahrhunderts stammt. In zwei am 25. Oktober 1051 ausgestellten Urkunden hat Kaiser Heinrich III. seinen Eigenbesitz Sieghartkirchen sowie den Fruchtzehent des südlich und nördlich der Donau neu erworbenen Grenzgebietes gegen die Ungarn „... dem Altar in Heimenburc, der der heiligen Gottesgebärerin Maria und den heiligen Märtyrern Mauritius und Laurentius geweiht ist, zu Eigen übergeben. ... Das alles geschah mit der Bestimmung, dass der Probst der Brüder, die dort Gott dienen, volle Freiheit habe, dieses Gut in Eigenbesitz zu bewirtschaften, zu verpachten, zu vertauschen oder was immer ihm zum Nutzen der Kirche zu tun beliebt.“³⁰.

	Gemessen	Ist	Soll
²³ Vorgegebene Länge in der Längsachse des neuen Saales:	14,96 m	52,13 Fuß	52 Fuß
In der Längsachse ermittelte Pfeilerabstände von West nach Ost (Pfeilerquerachse bis Pfeilerquerachse):	3,74 m	13,03 Fuß	13 Fuß
	3,79 m	13,21 Fuß	13 Fuß
	3,80 m	13,24 Fuß	13 Fuß
	3,63 m	12,65 Fuß	13 Fuß

	Ist	Soll	Abweichung
²⁴ 1 Zoll = 0,024 m.			
Gewölbeziegel der Gruftkapelle:	285x140x65 mm	287x143x71 mm	= 12x6x3 Zoll
²⁵ MARTIN 1947, 35: „1476 wird im Stiftbrief der Frühmesse vom gegenwärtigen Bau der Kirche gesprochen.“			2 - 3 - 6 mm

	Gemessen	Ist	Soll
²⁶ 1 Fuß = 0,287 m.			
Abstand Innenseite der aufgehenden Ostwand bis Triumphbogenquerachse:	13,20 m	45,99 Fuß	46 Fuß
²⁷ Abstand Querachse östliches Pfeilerpaar bis Triumphbogenquerachse:	3,45 m	12,02 Fuß	12 Fuß
²⁸ Lichte Chorbreite:	8,40 m	29,27 Fuß	29 Fuß

²⁹ FARKA 2000.

³⁰ DIENST 2000, 331 ff.

Genauer über den Umstand und den Zeitpunkt der Kirchengründung erfahren wir nicht, die Nachrichten stellen für die Kirche jedoch einen wichtigen „terminus ante quem“ dar.

Aus beiden Urkunden geht außerdem hervor, dass bei der Kirche ein Chorherrenstift, dem ein Probst vorstand, bestanden hat. Bislang waren namhafte Historiker der Ansicht, dass das Stift in Deutsch Altenburg tatsächlich nie gebaut worden sei, zumal darüber keinerlei weiteren Nachrichten vorliegen.

„Wir gehen daher wohl recht in der Annahme, dass das 1051 geplante und dotierte Kollegiatstift nie realisiert und die neue Kirche gleichsam von Reichs wegen eingezogen worden ist. ... Die Errichtung von Kollegiatstiften als geistliche Zentren zur Organisation der Seelsorge ... lag durchaus im Zug der Zeit. Warum ein solches Zentrum in der Heimenburg nicht in Funktion getreten ist, wissen wir nicht.“³¹

Nur sieben Jahre später wird die Kirche in einer weiteren Urkunde ein zweites Mal genannt. Am 18. Oktober 1058 übertrug Heinrich IV. seiner Mutter, der Kaiserin Agnes, die Marienkirche bei der Heimenburg und alles, was sein Vater dafür bestimmt hatte. Ein Probst oder „Brüder, die dort Gott dienen“ werden nun aber nicht mehr erwähnt³².

Die außerhalb des Ortes gelegene, weithin sichtbare Kirche steht bereits seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Mittelpunkt einer intensiven kunstgeschichtlichen Betrachtung.

Aber noch im Jahr 1963 wurden am Gebäude in einer vom Bundesdenkmalamt erstellten Bauanalyse lediglich ein spätromanischer und ein gotischer Bauabschnitt - also nur zwei der insgesamt vier vorhandenen Bauphasen - erkannt³³ (Abb. 10).

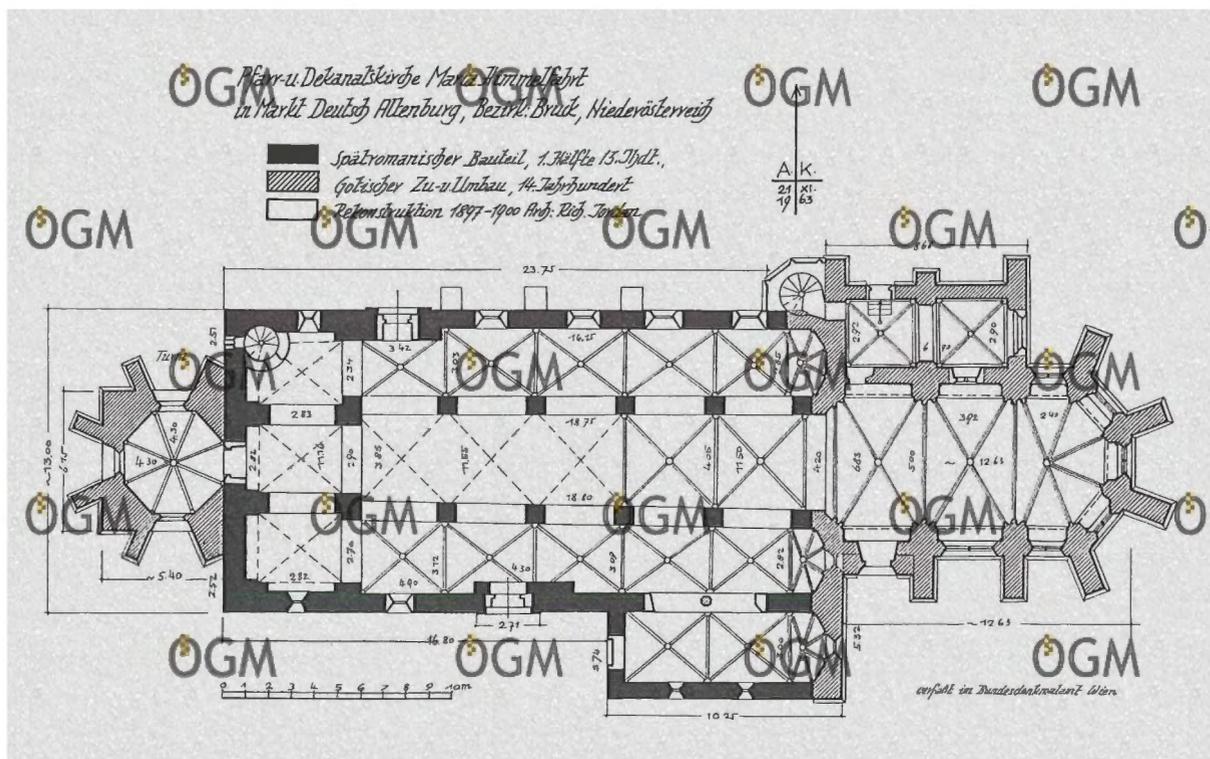


Abb. 10: Bad Deutsch Altenburg, NÖ. Baualterplan von Adalbert KLAAR.
(Plan: Bundesdenkmalamt - Planarchiv).

Detaillierte Studien des Instituts für Kunstgeschichte der Universität Wien haben erst vor wenigen Jahren dieses Desiderat wenigstens zum Teil dadurch beseitigt, dass zumindest die gotischen Bauelemente einer sorgfältigeren chronologischen Betrachtung unterzogen wurden. Demnach ist der frühgotische Turm zwischen den Jahren 1350 und 1380 entstanden, das hochgotische Presbyterium ist dem Zeitraum von 1380-1400 zuzurechnen³⁴.

³¹ DIENST 2000, 336.

³² DIENST 2000, 344.

³³ Baualterplan vom 21. 11. 1963 von A. KLAAR, verwahrt im Planarchiv des Bundesdenkmalamtes.

³⁴ SCHREINER 1997.

Die romanische Basilika wurde nach einer in der Literatur „herumgeisternden“ Notiz aus dem Jahr 1795, wonach die Brüder Alban und Johann Dörr 1213 den Kirchenbau veranlasst hätten, jedoch weiterhin völlig unkritisch in das zweite Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts datiert³⁵. Stilistische Ungereimtheiten haben schließlich die kunstgeschichtliche Forschung erst vor kurzem dazu bewogen, die Plausibilität dieses unreflektierten Datierungsansatzes zu hinterfragen.

„Da jedoch auch vor dem Jahr 1213 eine Pfarrkirche an dieser Stelle bestanden hat, lassen sich Vermutungen nicht von der Hand weisen, dass möglicherweise ein älterer Bau um 1213 nur umgebaut wurde und im Kern erhalten blieb. Dadurch könnten einerseits am heutigen Bau erkennbare Baumerkmale erklärt werden, die vergleichbaren Bauten aus der Zeit um 1213 entsprechen (wie plastische Details an Portalen und Kapitellen), andererseits auch altmodische Grundstrukturen, die sich von denen um 1213 im konservativen Stil errichteter Bauten unterscheiden.

Aber auch die Möglichkeit, dass der Bau mit konservativen Merkmalen um 1213 neu errichtet wurde, kann nicht ausgeschlossen werden.

Die Literaturhinweise diese Frage betreffend bleiben aufgrund fehlender konkreter Hinweise vage, sodass keine eindeutige Klarheit in dieser Frage gewonnen werden kann.“³⁶

Das Ergebnis der archäologischen Sondagen und einer damit verbundenen neuen Bauaufnahme ist in der Tat der Nachweis eines im bestehenden Gebäude erhaltenen älteren Kern- oder Gründungsbaues.

Phase 1 (Abb. 11)

Am Beginn der baulichen Entwicklung steht eine querhauslose, 5-jochige Pfeilerbasilika mit einer halbkreisförmigen, 12 Fuß tiefen Hauptapsis.

Die Basilika unterliegt wiederum dem bereits bekannten quadratischen Konstruktionsprinzip. Zwei aneinandergefügte Quadrate von jeweils 36 Fuß Seitenlänge definieren die Saallänge mit 72 Fuß, wobei 1 Fuß 0,314 m beträgt³⁷.

Die Apsis ragt um weitere 8 Fuß nach Osten vor, sodass die Gesamtlänge genau 80 Fuß oder 25,10 m beträgt.

Die zweifache Unterteilung der Ausgangsquadrate ergibt 32 Kleinquadrate mit Seitenlängen zu 9 Fuß.

Die lichte Breite eines Seitenschiffes ist mit der Länge eines Kleinquadrates, das somit als Grundmodul anzusprechen ist, ident; zwei aneinandergefügte Kleinquadrate definieren die Breite des Mittelschiffes.

An der Außenseite des südlichen Seitenschiffes haben sich im Bereich der beiden östlichen Joche zwei der ehemals fünf vorhandenen Rundbogenfenster in ihrer ursprünglichen Form erhalten (Abb. 12). Die Gewände wurden jeweils aus einem einzigen Werkstück gearbeitet, die lichte Höhe beider Fenster schwankt zwischen 31 und 32 cm. Da auch die meisten Steinquader diesen Maßen entsprechen, ist das vom Grundriss abgeleitete Maß von 31,4 cm als Grundeinheit für einen Fuß und somit als Grundmaß für den Bau dieser Kirche anzusehen.

An der Südseite der Kirche wurden Teile zweier Mauer- bzw. Fundamentzüge freigelegt, die wegen ihrer streng rechtwinkligen Lage am ehesten einem Kreuzgang zuzurechnen sind.

Der Nord-Süd streichende Mauerzug bindet in das Fundament des Seitenschiffes ein, die Fixierung seiner Außenflucht unterliegt dem Konstruktionsnetz der Kirche. Auch das zweite, Ost-West gerichtete Fundament steht zur Seitenschiffmauer exakt parallel und ist davon genau eine Grundmodullänge oder 9 Fuß entfernt.

Phase 2 (Abb. 13)

In einem zweiten Bauabschnitt wurde die Kirche um das Emporenjoch durch Anbindung von zwei Kleinquadratereihen nach Westen zu verlängert, an der Südseite wurde ein Teil des nicht mehr benötigten Kreuzganges in eine Kapelle umgewandelt.

Der ursprüngliche Kapellenschluss ist nicht bekannt, da beim Bau des hochgotischen Hauptchores nicht nur die alten Ostabschlüsse beider Seitenschiffe spurlos beseitigt wurden, sondern auch jener der Kapelle.

³⁵ SCHREINER 1997; allgemein zur Entwicklung der Chor- und Westturmkirchen in Österreich: ŽIVKOVIĆ 2005.

³⁶ SCHREINER 1997, 56.

³⁷ 1 Fuß = 0,314 m.

	Gemessen	Ist	Soll
Gesamtlänge:	25,10 m	79,94 Fuß	80 Fuß
lichte Saalbreite:	11,45 m	36,46 Fuß	36 Fuß
Außenradius Apsis:	3,63 m	11,56 Fuß	12 Fuß

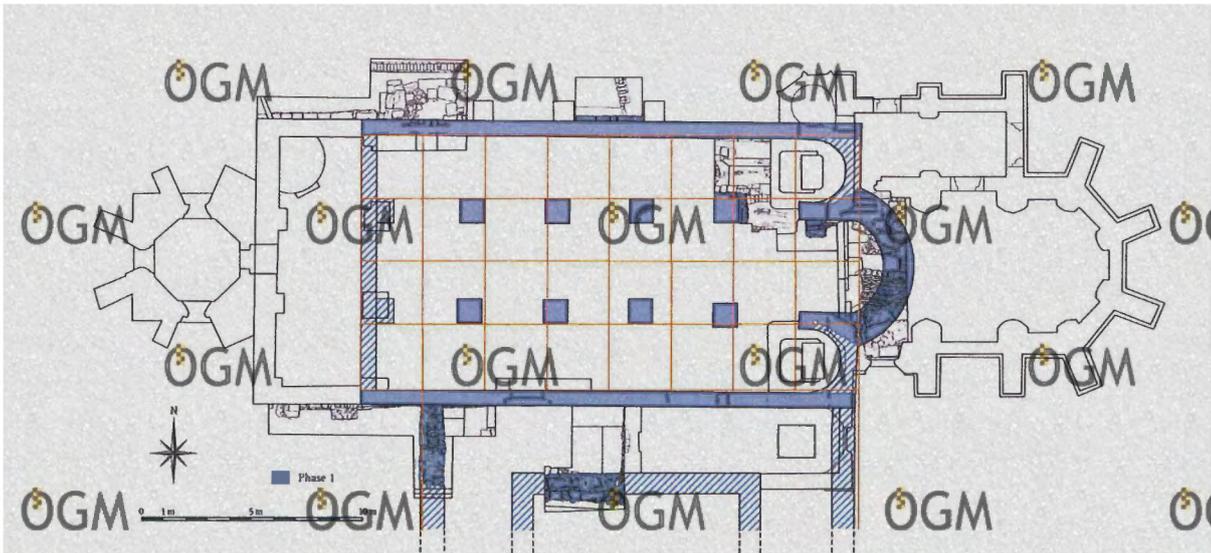


Abb. 11:
Bad Deutsch Altenburg, NÖ. Das
Kirchengebäude der Bauphase 1.
(Graphik: F. SIEGMETH nach einer
Grundlage von K. TARCSAY).



Abb. 12:
Bad Deutsch Altenburg, NÖ.
Rundbogenfenster an der Außenseite
des südlichen Seitenschiffes - 1. Joch.
(Foto: BDA, F. SAUER).

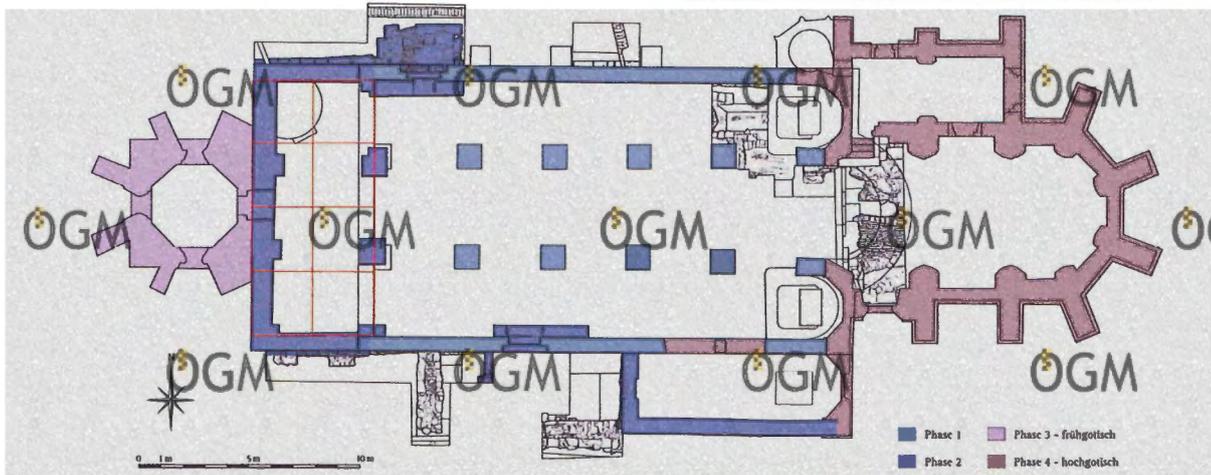


Abb. 13: Bad Deutsch Altenburg, NÖ. Plan der erweiterten romanischen Kirche samt den gotischen Zubauten.
(Graphik: F. SIEGMETH nach einer Grundlage von K. TARCSAY).

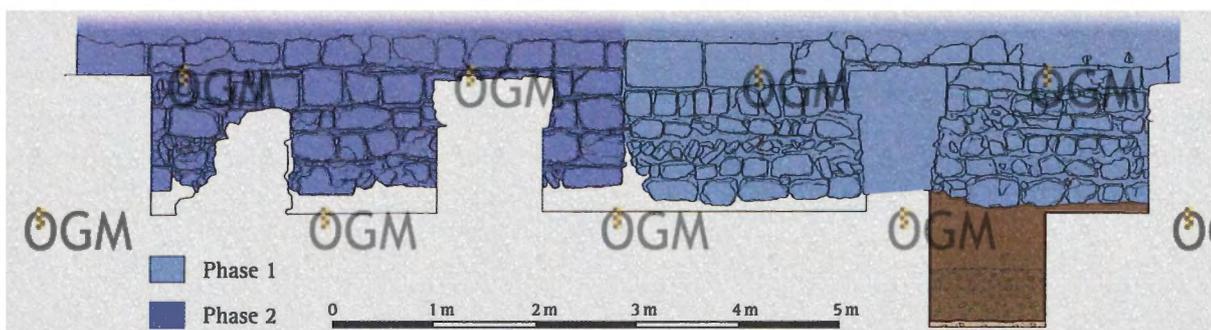


Abb. 14: Bad Deutsch Altenburg, NÖ. Steingerechte Aufnahme des Fundamentes der südlichen Seitenschiffmauer - Außenseite. Deutlich erkennbar ist die Baunaht zwischen den Phasen 1 und 2.
(Graphik: F. SIEGMETH nach einer Grundlage von J. CZUBAK).

Die Wände der Basilika wurden zuletzt um einige Steinreihen auf das noch heute bestehende Niveau hochgezogen, der Obergaden des Mittelschiffes wurde mit einem Rundbogenfries und einem darüber gesetzten Zahnschnittfries geschlossen.

Die neuen Untersuchungen des Jahres 2000 - vor allem die an den Fundamenten beider Seitenschiffe dokumentierten Baunähte - ermöglichen nunmehr auch eine Differenzierung der romanischen Bauteile in eine frühromanische Gründungsanlage und einen späteren Zu- und Ausbau (Abb. 14).

Nach R. WAGNER-RIEGER ist die querhauslose Basilika als Leitform des 11. Jahrhunderts anzusehen, wengleich ihrer Meinung nach im Donautal dieser Typ erst im 12. Jahrhundert auftritt³⁸.

„An der Kirche von Altenburg läßt sich die Beibehaltung von traditionellen Elementen, die in der Frühromanik aufkamen, feststellen: Die dreischiffige querhauslose, flachgedeckte Basilika mit Pfeilern folgt dem alten bayrischen Typus, weiters finden sich ungegliederte Mittelschiffwände über den einfachen, im rechten Winkel ausgeschnittenen Pfeilerarkaden, auch die Außenmauern des Langhauses sind nicht rhythmisch durch tragende und lastende Elemente durchgestaltet.“³⁹

Nicht zuletzt auch wegen der beiden Urkunden des Jahres 1051 ist die Gründungsanlage mit größter Wahrscheinlichkeit in die Mitte des 11. Jahrhunderts zu datieren.

Stilistische Merkmale an den aus der zweiten Bauperiode stammenden Portalgewänden, dem Zahnschnitt- und dem Rundbogenfries gestatten die Elemente der zweiten Bauphase dem frühen 13. Jahrhundert zuzuordnen, womit das Baugeschehen der Brüder Alban und Johann Dörr als Zu- und Umbau eines bereits bestehenden, älteren Gotteshauses klar umrissen werden kann.

III. WEIGELSDORF

Trockenlegungsarbeiten an den südlichen Außenmauern der Pfarrkirche zu den Aposteln Petrus und Paulus in Weigelsdorf, Niederösterreich, hatten im Sommer 2001 überraschenderweise die Entdeckung eines mit Skelettresten gefüllten Grufraumes zur Folge. Die erforderliche Anwesenheit während der Räumungs- und Freilegungsarbeiten - neben einer Vielzahl von Schädeln mit tödlichen Hieb- und Stichverletzungen kam auch ein Mauerzug zum Vorschein - wurde seitens des Bundesdenkmalamtes für eine neue Bauaufnahme genützt, um das unscheinbare, aber nichts desto trotz hochinteressante Kirchengebäude einer zeitgemäßen Befundung zuzuführen⁴⁰.

Der im Jahr 1943 von Adalbert KLAAR erstellte und in den Dehio eingeflossene Bualterplan bezeichnet die kleine, mit einer halbkreisförmigen Apsis ausgestattete Kapelle als ältesten, aus dem 12. Jahrhundert stammenden Bauteil, an den im 13. Jahrhundert die Chorturmkirche angebaut worden ist⁴¹ (Abb. 15).

Einen ersten Hinweis, wonach das Baugeschehen genau in der umgekehrten Reihenfolge stattgefunden hat, erbrachte die bereits vor geraumer Zeit erfolgte Innenrenovierung, bei der in der Südwand des Saales zwei rundbogige Fenster wieder freigelegt wurden. Während das westliche Fenster bis zu dem im 14. Jahrhundert erfolgten Zubau der Sakristei intakt gewesen sein dürfte, hatte das östliche Fenster seine Funktion bereits bei der Errichtung der Kapelle durch die Überschneidung mit dem Kapellengewölbe verloren.

Die Analyse der steinsichtigen Mauerwerksstrukturen sowie die Spuren eines noch älteren, der Chorturmkirche vorangehenden Gebäudes ermöglichen nicht nur eine chronologische Neubewertung des Kirchengebäudes, sondern sind auch wichtige Indizien für eine Neuinterpretation einer Schenkungsurkunde aus dem Jahr 1020, in der Kaiser Heinrich II. dem Erzbischof von Salzburg an der „fiscaha“ ein Gebiet in der Größe von sechs Hufen übergeben hatte.

1. Die Bauphasen der bestehenden Kirche

1.1 Die Chorturmkirche

Für die Ermittlung der Länge des dem bestehenden Kirchengebäude zu Grunde liegenden Fußmaßes wurde die Entfernung zwischen den beiden in der südlichen Saalwand freigelegten Fenstern herangezogen. Die

³⁸ WAGNER-RIEGER 1988, 57.

³⁹ SCHREINER 1997, 62.

⁴⁰ SAUER 2003.

⁴¹ Bualterplan von A. KLAAR vom 4. 7. 1943, verwahrt im Planarchiv des Bundesdenkmalamtes; DEHIO NIEDERÖSTERREICH 1972, 371.

auf der Hand liegende Annahme, dass der gemessene Abstand von 3,17 m dem Zehnfachen der ursprünglichen Maßeinheit entspricht, ergibt demnach ein Fußmaß von 0,317 m. Eine erste Kontrolle erfolgte wiederum durch das Aufmessen der sichtbaren Quader an der nördlichen und östlichen Außenseite des Chorturmuntergeschoßes sowie einiger Quader in der Südwand des Saales. Eine Vielzahl dieser Steine weist dabei Längen von 0,315 bis 0,320 m auf, wodurch sie als „Handquader“ mit einer normierten Länge von genau 1 Fuß anzusprechen sind.

Durch das Beseitigen des Bauschuttes, der im Laufe der Jahrhunderte auf dem Dachboden der Annexbauten im Bereich der südlichen Saalwand angelagert worden war, wurde neben den beiden bereits bekannten Fenstern im westlichen Mauerabschnitt ein weiteres Fenster - ein qualitativ hochwertig gearbeitetes Rundfenster - entdeckt (Abb. 16).

Die Übertragung der aufgenommenen Messdaten in den Grundrissplan zeigt, dass alle drei Fenster über das Konstruktionsnetz der Kirche positioniert wurden. Ihre Abstände unterliegen außerdem einer symbolhaften Zahlenfolge, die - bezogen auf die Außenschale der Saalmauer - erst nach Unterteilung des Fußmaßes in die nächstkleinere Maßeinheit - das Fußmaß wurde dabei durch sechs geteilt - verständlich wird. Die Länge des Mauerzuges setzt sich - ausgehend vom Südosteck-Eck des Saales - demnach aus den Werten 50 - 12 - 60 - 12 - 40 - 10 - 30 zusammen⁴².

Interessanterweise wird nur der Schnittpunkt der beiden von den gegenüberliegenden Saalecken aufsteigenden Zahlenreihen (50 - 60 und 30 - 40) - der aus einem einzigen Werkstück hervorragend gearbeitete Sturz des mittleren Fensters - mit zwei sechsstrahligen Zirkelschnittrosetten hervorgehoben (Abb. 17).

Der Grundriss unterliegt - ausgehend von den 20 Fuß der lichten Saalbreite - wiederum einem Konstruktionschema aus zwei nebeneinander gesetzten Quadratreihen mit Seitenlängen von je 10 Fuß. Die Gesamtlänge des Gotteshauses wurde aus fünf hintereinander gereihten Quadraten konstruiert und beträgt somit 50 Fuß oder 15,95 m⁴³.

Analog zu Aspach oder Bad Deutsch Altenburg bestimmt das Konstruktionsnetz nicht das aufgehende Mauerwerk, sondern die vorspringenden Fundamentkanten. Während sowohl bei der Westwand des Saales als auch bei der Ostwand des Chores die Außenfluchten der aufgehenden Mauerzüge mit den Außenkanten der Fundamente übereinstimmen, springen die Fundamente der nördlichen und südlichen Saalwand gegenüber den aufgehenden Mauern an den Innenseiten um je ein halbes Fuß bzw. 6 Zoll vor⁴⁴.

Für die unübliche Saallänge von 35 Fuß als auch für die Tiefe des querechteckigen Chores von 15 Fuß ist die Unterteilung eines Grundquadrates in vier Kleinquadrate zu je 5 Fuß maßgebend (Abb. 18).

Der Saal besitzt bei einer Gesamtbreite von 27 Fuß einen für die Entstehungszeit des Kirchengebäudes ungewöhnlichen Index von 0,77⁴⁵.

Ein erster Anhaltspunkt hinsichtlich einer Datierung in die Frühromanik - also eine deutlich frühere als die von A. KLAAR vor knapp 60 Jahren erarbeitete Zeitstellung - ist aus der formalen Sicht des Kunsthistorikers bereits durch die nach wie vor vorhandene Flachdecke, durch das Fehlen eines Sockels und jeglicher Ornamentik wie Lisenen oder Friese gegeben⁴⁶.

Das Erscheinungsbild der steinsichtigen Mauerteile der nördlichen (Abb. 19) und östlichen (Abb. 20) Außenschale des Chores wird durch wechselnde Quaderhöhen bestimmt, wobei sich die untersten zwei bis drei Quaderlagen deutlich in der Höhe, im Aufbau und in der Gesteinszusammensetzung von den darüber liegenden unterscheiden, sodass hier eine signifikante Zäsur vorliegt. Der unterste Mauerabschnitt - die Kalkquader erreichen hier Höhen bis zu 80 cm - wurde wegen der mitversetzten Grabsteinfragmente mit großer Wahrscheinlichkeit ausschließlich aus Gesteinsmaterial der Römischen Kaiserzeit errichtet.

Auf diesen Abschnitt folgen Lagen von Handquader, in die neben einer nicht unbeträchtlichen Anzahl „genormter“, also genau 1 Fuß großer Steine höhere Schichtungen aus quadratischen oder hochkant stehenden Steine einstreuen. Die Homogenität des hierfür verwendeten Kalksandsteins legt nach A. THINSCHMIDT den Schluss nahe, dass dieses Baumaterial direkt aus einem Steinbruch, am ehesten aus der Gegend von Au am Leithagebirge bezogen worden ist⁴⁷.

⁴² Ausgangsmaß: 0,053 m.

2,65 m = 50; 3,17 m = 59,81 = 60; 2,10 m = 39,62 = 40; 1,60 m = 30,19 = 30; 0,64 m = 12,08 = 12; 0,52 m = 9,81 = 10;

Gesamtlänge Ist: 11,32 m = 213,58, Gesamtlänge Soll: 11,34 m = 213,96 = 214.

⁴³ 1 Fuß = 0,317 m.

	Gemessen	Ist	Soll
Gesamtlänge:	15,95 m	50,32 Fuß	50 Fuß
Gesamtbreite:	8,60 m	27,13 Fuß	27 Fuß

⁴⁴ 1 Zoll = 0,0264 m.

⁴⁵ Index = Saalbreite : Saallänge. Der Index von 0,77 wäre eigentlich ein typisches Merkmal einer karolingerzeitlichen Kirche. Siehe hierzu: SAUER 2001a.

⁴⁶ KÜHNTREIBER, ZEHETMAYER 1999, 13.

⁴⁷ THINSCHMIDT 1994.

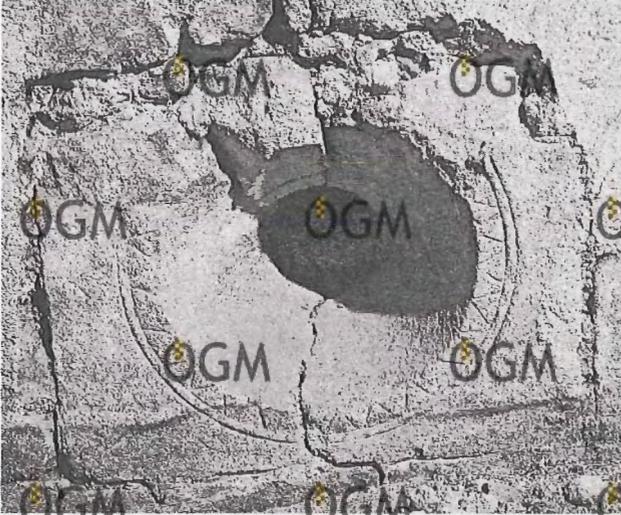


Abb. 16: Weigelsdorf, NÖ.
Rundfenster in der südlichen
Saalwand.
(Foto: BDA, M. OBERER).

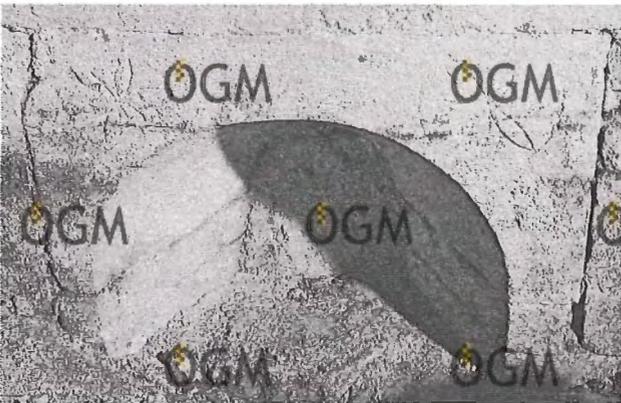


Abb. 17: Weigelsdorf, NÖ.
Zirkelschnittrosetten am mittleren
Fenster der südlichen Saalwand.
(Foto: BDA, M. OBERER).



Abb. 19: Weigelsdorf, NÖ.
Blick von Norden auf die
Steinstruktur des Chorturmes
im Bereich des Erdgeschosses.
(Foto: BDA, F. SAUER).



Abb. 20: Weigelsdorf, NÖ.
Blick von Osten auf die
Steinstruktur des Chorturmes
im Bereich des Erdgeschosses.
(Foto: BDA, F. SAUER).

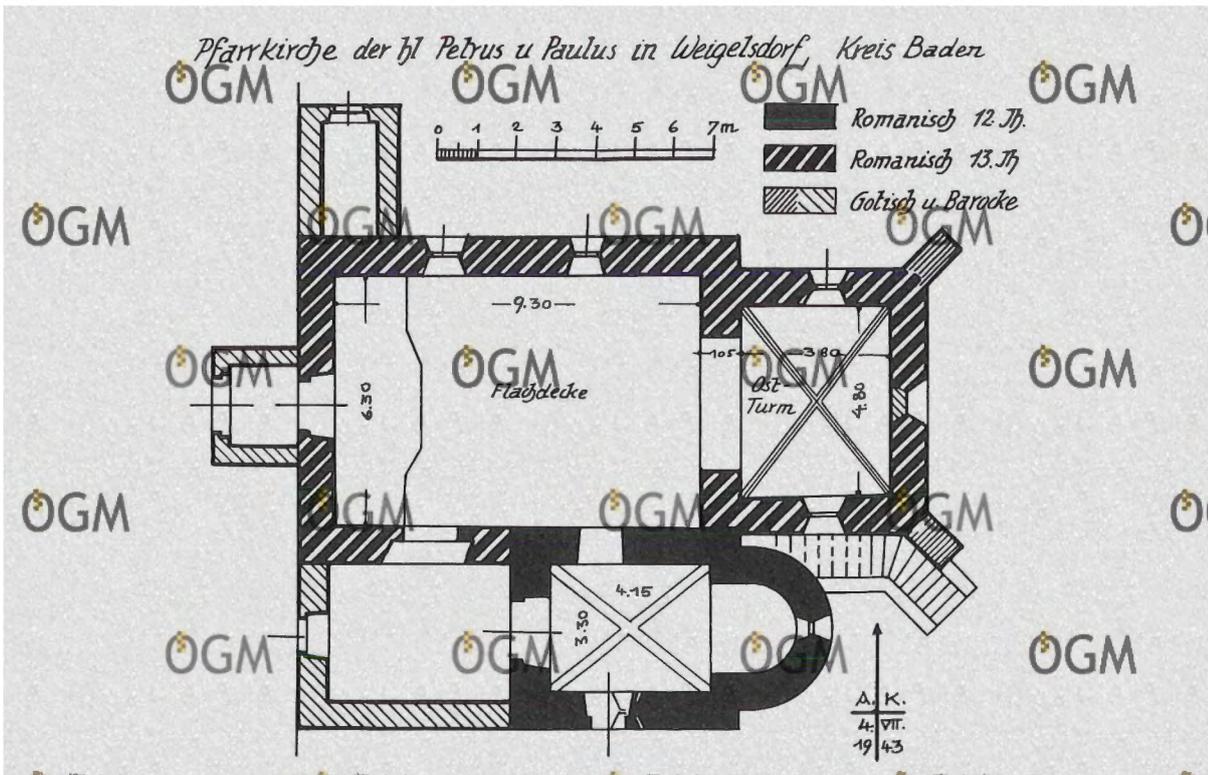


Abb. 15: Weigelsdorf, NÖ. Baualterplan von Adalbert KLAAR. (Plan: Bundesdenkmalamt - Planarchiv).

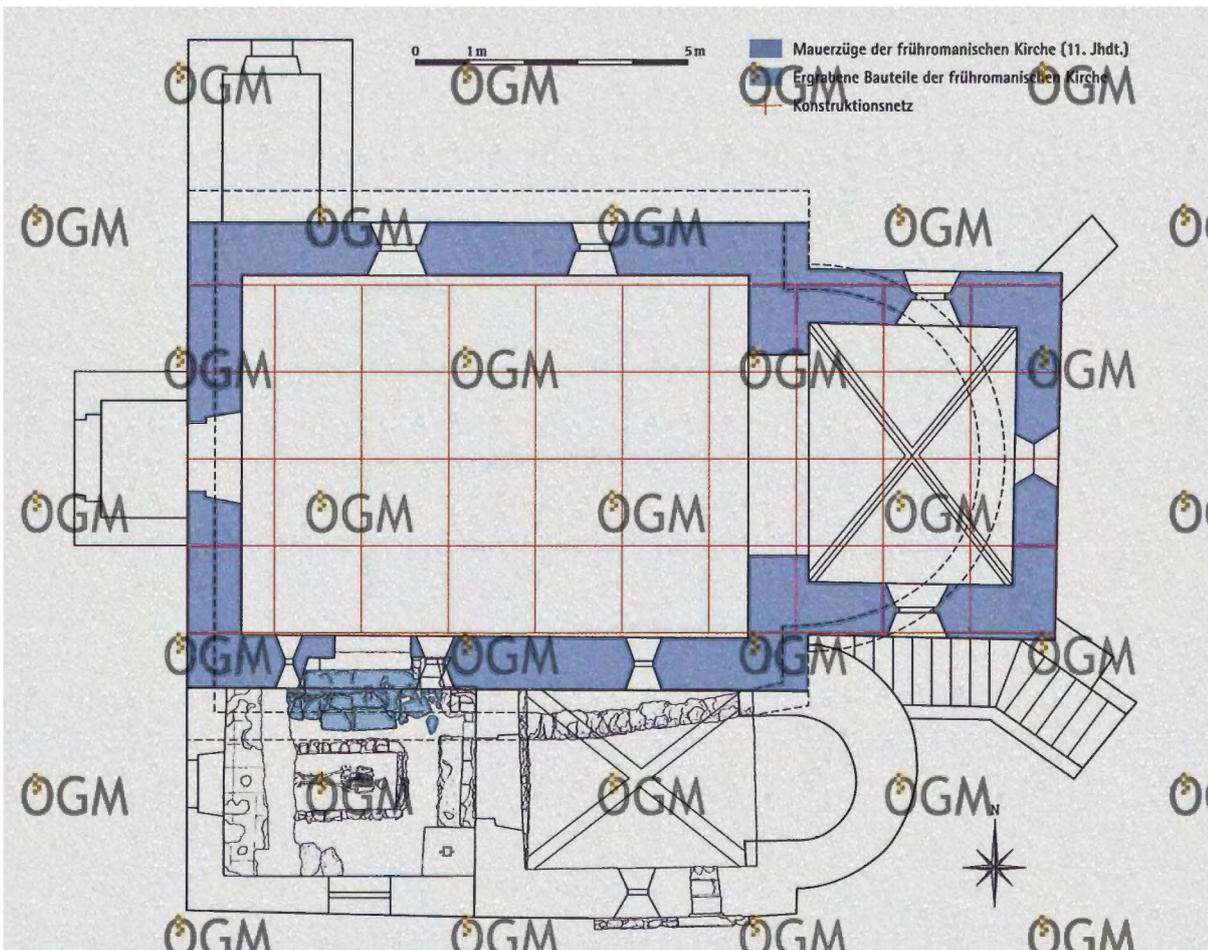


Abb. 18: Weigelsdorf, NÖ. Netzkonstruktion der Kirche des 11. Jahrhunderts.
(Graphik: F. SIEGMETH nach einer Grundlage von K. TARCSAY).

In der neueren Literatur wird das Streben nach sauber gearbeiteten, randschlaglosen Sichtflächen von sorgfältig versetzten Quadern sowie deren handliches Kleinformat - also eine bewusste Formatwahl - als sicheres Datierungskriterium des 11. und frühen 12. Jahrhunderts akzeptiert⁴⁸. Ein charakteristisches Merkmal dieser Zeit sind Durchschüsse bzw. Zwischenschichtungen aus quadratischen oder hochkant stehenden Steinen mit den damit verbundenen Lagensprüngen.

Ein weiterer Hinweis, wonach die Kirche von Weigelsdorf dem 11. Jahrhundert zuzurechnen ist, stammt von der Entdeckung ährenförmiger oder fischgrätartiger Zierschläge sowohl an einem Quader in der Außenschale der südlichen Saalwand (Abb. 21) wie auch an einem aus dem Bauschutt des Dachbodens der Annexbauten geborgenen Steinfragment⁴⁹ (Abb. 22).

1.2 Die Kapelle (Abb. 23)

Zwei Beobachtungen sprechen dafür, dass bei dem einige Generationen später erfolgten Kapellenbau das Wissen über das der Kirche zugrundeliegende Konstruktionsnetz noch vorhanden gewesen ist.

Zum einen fluchtet die Südost-Schulter der Kapelle nicht - wie sonst üblich - mit der in der Natur bestehenden Saalschulter der Kirche, sondern liegt - 1 Fuß nach Westen zu versetzt - deckungsgleich auf jener Netzlinie, die dem Konstruktionsschema nach die Saalschultern zu fixieren gehabt hätte. Zum anderen orientiert sich die ab der südseitigen Saalmauer gemessene Kapellenbreite mit 15 Fuß noch eindeutig an den 5 Fuß großen Grundquadraten des Konstruktionsnetzes, wobei der Kapelle anhand der Grundrissmaße sowie der Dimensionierungen der Gewölberippen und Konsolen nun allerdings ein Fußmaß von 0,288 m zu Grunde liegt⁵⁰.

G. SEEBACH datiert die Kapelle mitsamt dem darunter liegenden Grufraum anhand der vier Faltkonsolen in das dritte Drittel des 13. Jahrhunderts⁵¹ (Abb. 24).

1.3 Die Sakristei (Abb. 25)

Bereits während des Kapellenbaues wurden erste bauliche Maßnahmen für die Errichtung einer Portalvorhalle getroffen. Als diesbezüglicher Hinweis dient ein aus dem Südwesteck der Kapelle sockelartig in der Bauflucht nach Westen vorspringender Bogenansatz von einem nie ausgeführten Portal.

Die im 14. Jahrhundert anstelle der Portalvorhalle errichtete Sakristei erhielt Tageslicht durch ein spitzbogiges Fenster, wobei die senkrechten Gewändeteile von einem romanischen Portal stammen. Durch das in einen Sporn auslaufende untere Ende ist es möglich das Gewände in das 13. Jahrhundert zu datieren, der gotische Spitzbogen wurde aus Ziegeln geformt (Abb. 26).

2. Hinweise auf ein älteres, der Chorturmkirche vorangehendes Sakralgebäude

2.1 Die karolingerzeitlichen Reliefplatten (Abb. 27, Abb. 28)

Sowohl in der Kapelle als auch in der Sakristei sind zwei bemerkenswerte Architekturstücke eines zusammengehörenden Flachreliefs vermauert, das mit hoher Wahrscheinlichkeit von einer Chorschranke stammt. Wegen seiner Eigentümlichkeit hat der in der Kapelle vermauerte Stein seit jeher die Aufmerksamkeit der kunstgeschichtlichen Betrachtung auf sich gezogen, während die Zugehörigkeit des in der Sakristei versetzten, bis 1996 weitgehend durch Putz überdeckten Steinfragmentes zu dem Relief in der Kapelle erst durch Zufall entdeckt wurde⁵².

⁴⁸ ZEUNE 1991, 177 ff.

⁴⁹ BERNHARD, BARZ 1991, 125 ff. - Die Steinbearbeitung mit Zierschlägen in Fischgrätmuster wird von BERNHARD und BARZ in die Zeit Konrads II. gestellt.

⁵⁰ 1 Fuß = 0,288m.

	Gemessen	Ist	Soll
Kapellenbreite:	4,35 m	15,10 Fuß	15 Fuß
Kapellenlänge:	8,15 m	28,30 Fuß	28 Fuß
Innerer Apsisradius:	1,15 m	3,99 Fuß	4 Fuß
Fundamentbreite der südlichen Kapellenmauer:	1,14 m	3,96 Fuß	4 Fuß

⁵¹ SEEBACH 1986, 140.

⁵² CAPRA 1932, 27 ff.

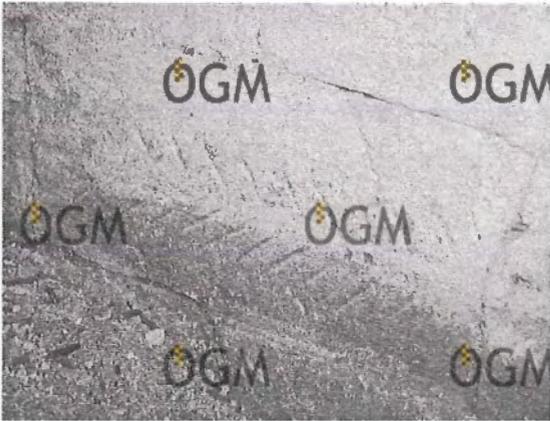


Abb. 21: Weigelsdorf, NÖ. In der Außenschale der südlichen Saalwand versetzter Stein mit fischgrätartigen Zierschlägen. (Foto: BDA, M. OBERER).



Abb. 22: Weigelsdorf, NÖ. Steinfragment mit fischgrätartigen Zierschlägen. (Foto: BDA, F. SAUER).

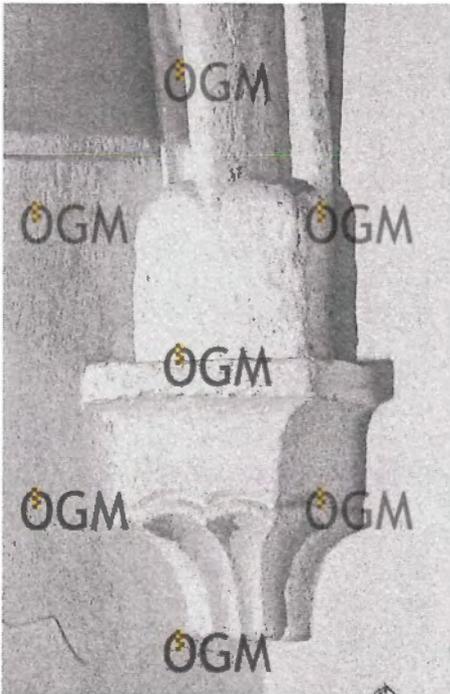


Abb. 24: Weigelsdorf, NÖ.
Faltkonsole in der Kapelle.
(Foto: BDA, M. OBERER).

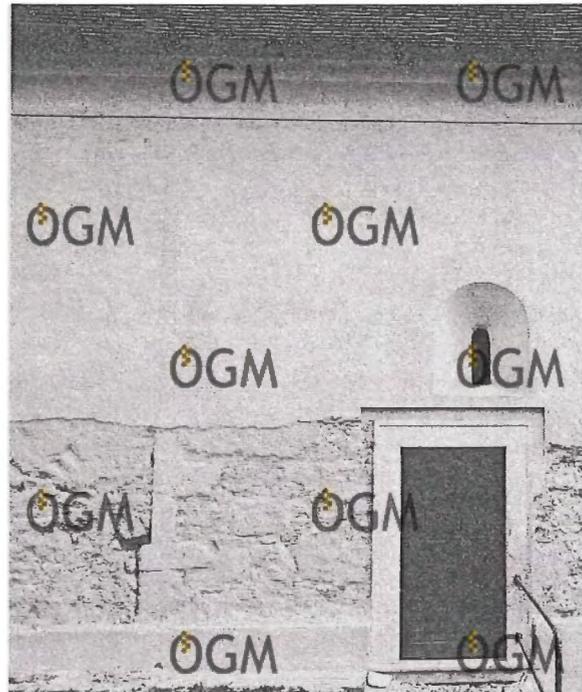
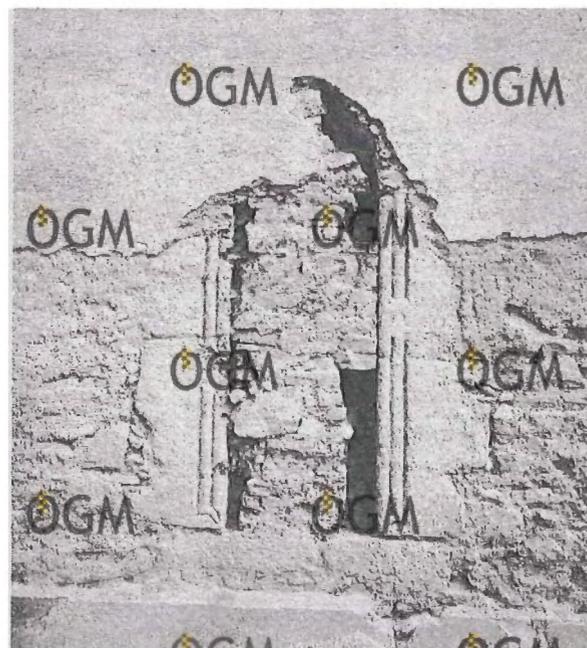


Abb. 25

Abb. 25: Weigelsdorf, NÖ. Blick von Süden auf die durch einen Bogenansatz eines Portales gekennzeichnete Baunaht zwischen der Kapelle und der Sakristei.
(Foto: BDA, F. SAUER).

Abb. 26: Weigelsdorf, NÖ. Spitzbogiges Fenster unter sekundärer Verwendung eines romanischen Portalgewändes in der Südwand der Sakristei.
(Foto: BDA, F. SAUER).



Beide Steine wurden erst neulich von R. MAURER einer fundierten motivgeschichtlichen und stilistischen Analyse mit folgenden Ergebnissen unterzogen⁵³:

1. Die Ausführung des Reliefs kann mit großer Sicherheit einem Künstler der langobardisch-lombardischen Tradition zugeschrieben werden.
2. Innerhalb der stilistischen Entwicklung der langobardisch-lombardischen Kunst ist das Relief am ehesten dem 9. Jahrhundert zuzuordnen.
3. Bei den zwei Bruchstücken handelt es sich mit Sicherheit um Spolien aus einem luxuriös ausgestatteten, der bestehenden Weigelsdorfer Kirche vorangegangenen Kirchengebäude.

2.2 Der Fundamentzug im Gruftraum (Abb. 29)

Im Gruftraum hat sich ein 4 m langes Teilstück eines West-Ost gerichteten Fundamentzuges erhalten, das anhand zweier Merkmale mit hoher Wahrscheinlichkeit mit dem von R. MAURER postulierten Kirchengebäude des 9. Jahrhunderts in Einklang gebracht werden kann.

Eines der typischen Merkmale karolingerzeitlicher Kirchen scheint die mangelnde Sorgfalt bei der Ausrichtung der zugrunde liegenden Fundamente zu sein. Die wenigsten Steinlagen wurden wirklich geradlinig verlegt, sie verziehen deutlich in die eine oder andere Richtung⁵⁴. Im Fall des Weigelsdorfer Fundamentzuges verschwenkt die erhalten gebliebene Steinlage dermaßen nach Norden, dass das Innere des Vorgängerbaues unterhalb der bestehenden Kirche vermutet werden kann. Diese Beobachtung deckt sich mit dem unregelmäßigen Verlauf der inneren, also nördlichen Fundamentkante, während die gegenüberliegende Außenkante einen weitaus regelmäßigeren Abschluss aufweist.

Hinsichtlich der Bemaßung des mit 0,50 m ungewöhnlich schmalen Fundamentes ergibt lediglich die Anwendung des karolingischen Fußmaßes von 0,334 m einen „brauchbaren“ Wert von 1,5 Fuß⁵⁵.

Ausgehend von der für das 11. Jahrhundert ungewöhnlich breiten Proportion des Saales der bestehenden Kirche - der für das 11. Jahrhundert übliche Saalindex müsste zwischen 0,50 und 0,70 liegen⁵⁶ - muss der Schluss gezogen werden, dass das romanische Gotteshaus in den karolingerzeitlichen Saal hineingebaut wurde, wobei die Fundamentaußenkanten des neuen Gebäudes mehr oder minder genau an die Innenkanten der alten Fundamente herangerückt wurden.

Die zeichnerische Rekonstruktion des älteren Saales ergibt bei einer lichten Breite von etwa 9 m und einer lichten Länge von 10,3 m einen für das 9. Jahrhundert typischen Index von 0,87, womit die Maße der karolingerzeitlichen Kirche erstaunlicherweise wiederum jenen der von Salzburg gegründeten karolingerzeitlichen Kirche von Winklarn entsprechen⁵⁷.

3. Die Urkunde von 1020

Am 23. April 1020 hatte Kaiser Heinrich II. in Bamberg eine heute im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien verwahrte Urkunde ausgestellt, mit der er zur Ausstattung des von Erzbischof Hartwig erneuerten Salzburger Doms sechs Königshufen „*in capite fluminis cuiusdam vulgari nomine Viscaha vocati*“ schenkte⁵⁸. Diese Urkunde mit ihrer nach M. WELTIN⁵⁹ „*eigenwilligen Ausdrucksweise*“ wurde und wird bis heute von den Historikern unterschiedlich beurteilt.

Anhand der bislang nicht beachteten verkehrshistorischen Gegebenheiten von und um Weigelsdorf sowie der am Kirchengebäude getätigten Beobachtungen soll eine aus sieben Punkten bestehende Indizienkette geknüpft werden, wodurch die alten Lokalisierungsthesen des mit der Urkunde an Salzburg übertragenen Grundbesitzes - Seekirchen am Wallersee⁶⁰ oder Bad Fischau⁶¹ - nicht nur nicht neu überdacht, sondern meiner Meinung nach durch Weigelsdorf ersetzt werden müssen.

⁵³ MAURER 2000, 92 ff.

⁵⁴ Zuletzt wurde dieser Umstand bei den karolingerzeitlichen Fundamenten der Kirche von Gaming, Niederösterreich, beobachtet; siehe hierzu: SAUER 2001a.

⁵⁵ Durchschnittliche Fundamentbreite: 0,50 m = 1,497 Fuß = Soll 1,5 Fuß.

⁵⁶ SAUER 2001, 302.

⁵⁷ SAUER 1998.

⁵⁸ SALZBURGER URKUNDENBUCH II, 71.

⁵⁹ WELTIN 1998, 22.

⁶⁰ DOPSCH 1996, 113 f.

⁶¹ WELTIN 1998, 22.

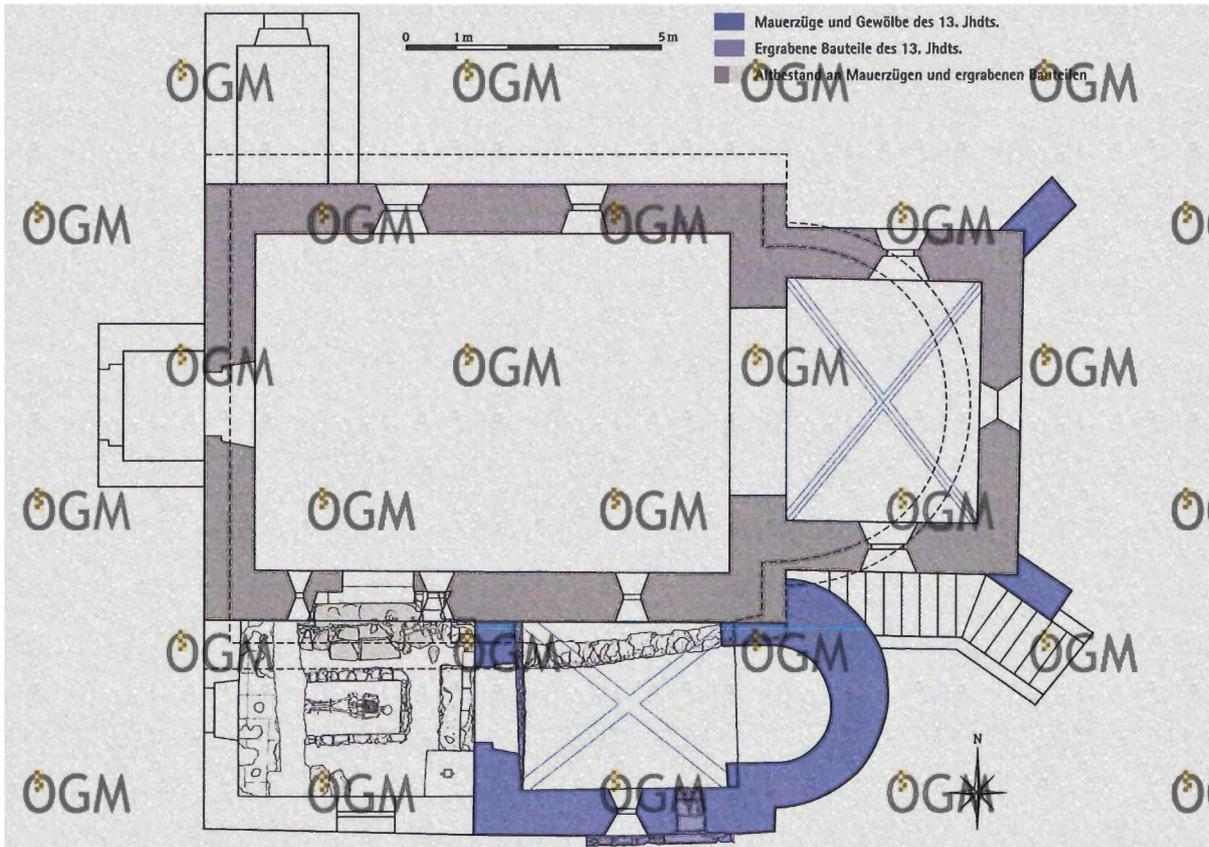


Abb. 23: Weigelsdorf, NÖ. Die bauliche Entwicklung der Pfarrkirche im 13. Jahrhundert.
(Graphik: F. SIEGMETH nach einer Grundlage von K. TARCSAY).

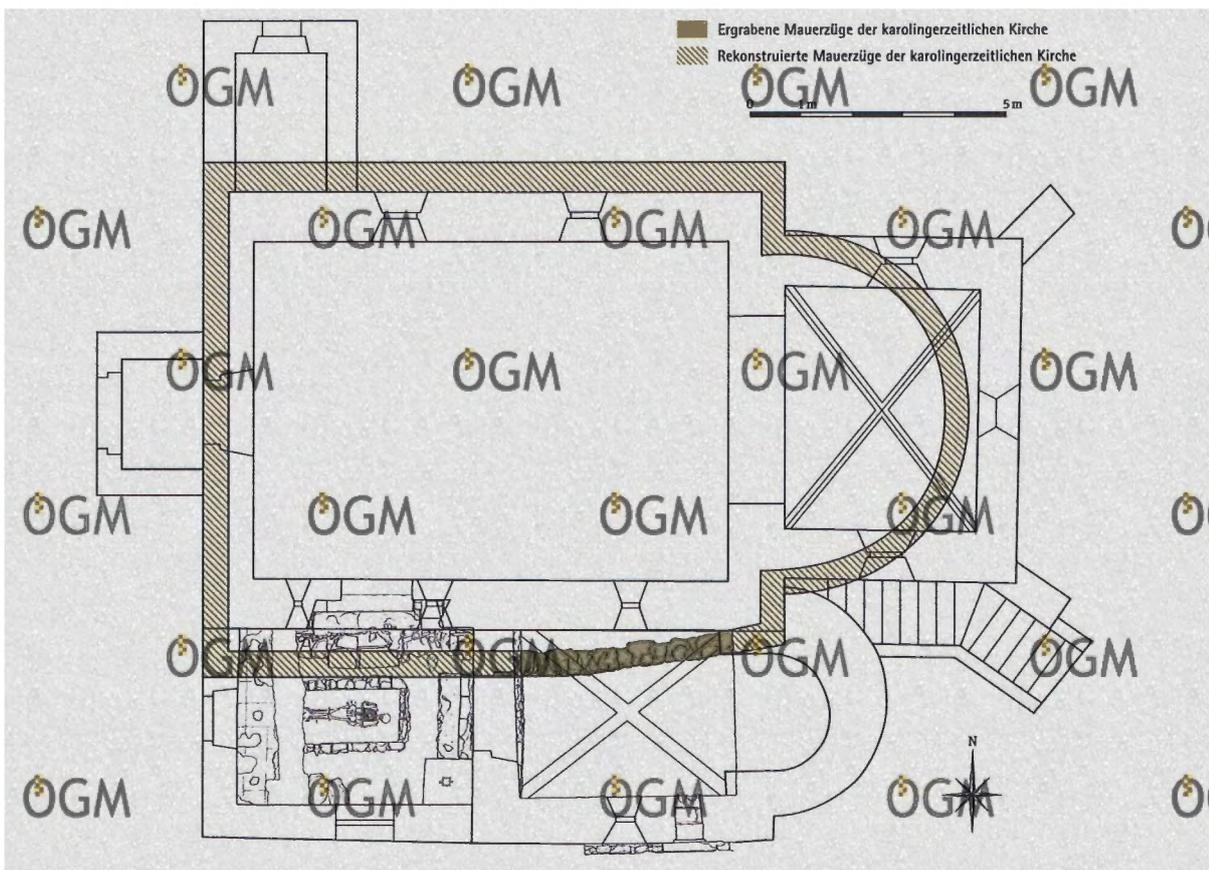


Abb. 29: Weigelsdorf: Rekonstruktion der Kirche des 9. Jahrhunderts anhand des im Guftraum entdeckten Fundamentzuges. (Graphik: F. SIEGMETH nach einer Grundlage von K. TARCSAY).

Weigelsdorf liegt an der alten Römerstraße Scarbantia - Vindobona, die über Müllendorf und Hornstein zur Leitha, dann über den Fluss nach Weigelsdorf und Ebreichsdorf führt und sich von hier aus in Richtung Laxenburg fortsetzt⁶². Vom strategischen Standpunkt aus betrachtet muss das am Ostufer der Fischa gelegene Weigelsdorf in den ersten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts - im Stadium der Grenzkonflikte mit Ungarn - daher ein wichtiger Brückenkopf gewesen sein.

1. Wichtige Straßenabschnitte scheinen sehr häufig zunächst unter die Aufsicht der Kirche gestellt worden zu sein. Das Erzbistum Salzburg besaß zum Beispiel in der Steiermark eine Vielzahl kleinerer Ländereien, denen ihrer Lage wegen - an Straßen, Furten, Knotenpunkten oder Pässen - eine hohe strategische Bedeutung zukam⁶³.
2. Die Kirche war ursprünglich nur dem Apostel Petrus geweiht – ein Patrozinium, das in erster Linie auf Salzburg verweist.
3. Bau- und steinmetztechnische Merkmale rücken den Erbauungszeitraum der bestehenden Chorturmkirche in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts.
4. In der Schenkungsurkunde von 1020 folgt auf die Benennung des Flusses der Hinweis, dass „ ... dort noch immer die uralten Mauern einer vor langer Zeit errichteten Kirche stehen“. Die beiden in den Wänden vermauerten karolingerzeitlichen Relieftteile sowie das im Guftraum entdeckte Fundament sind deutliche Spuren eines älteren, der Chorturmkirche vorausgehenden Sakralbaues.
5. Die Urkunde enthält zwar eine vage geographische, aber keine politische Lokalisierung (z.B. durch die Nennung eines Markgrafennamens). Dieser Umstand könnte dahingehend gedeutet werden, dass bei Ausstellung der Urkunde der genannte Landstrich noch nicht einer Markgrafschaft angegliedert war.
6. Eigenartigerweise beruht das Konstruktionsnetz der Kirche von Weigelsdorf auf 5 Fuß großen Kleinquadraten, während den meisten anderen bislang untersuchten Kirchengrundrissen eindeutig die Zahl 4 zu Grunde liegt. Die Ursache dieses Phänomens liegt möglicherweise im Amtsabzeichen des Empfängers der Schenkung, womit eine direkte Verbindung zwischen dem Erzbischof von Salzburg und der Kirche von Weigelsdorf gefunden wäre, denn üblicherweise erhält jeder neuernannte Erzbischof aus den Händen des Papstes das Pallium, in das fünf schwarze Kreuze - die fünf Wunden Christi symbolisierend - eingestickt sind⁶⁴.

Zusammenfassung

Hinsichtlich der Gemeinsamkeiten der drei besprochenen Kirchen ist zunächst einmal das Fußmaß auffällig. Der Aspacher Fuß mit 0,312 m und der bei der Basilika in Bad Deutsch Altenburg festgestellte Fuß mit 0,314 m sind beinahe ident, das größte Maß mit 0,317 m wurde in Weigelsdorf ermittelt. Erstaunlicherweise stimmen die Kirchen von Aspach und Bad Deutsch Altenburg in weiterer Folge nicht nur im Hauptpatrozinium Maria Himmelfahrt, sondern auch in ihrer (beabsichtigten) Gesamtlänge von 80 Fuß (Deutsch Altenburg: - 25,10 m, Aspach: - beabsichtigt 24,96 m, in Natur 25,40 m) überein.

Das Konstruktionsnetz der Weigelsdorfer Kirche wie auch jenes von Aspach beruht auf 5 Fuß großen Kleinquadraten. Während in Weigelsdorf die an sich ungewöhnliche Zahl 5 mit dem Pallium, dem Amtsabzeichen eines Erzbischofs, und wegen des auf Salzburg verweisenden Petruspatroziniums sowie einer an den Salzburger Erzbischof erfolgten Landschenkung - noch rational nachvollziehbar - in Beziehung gesetzt werden konnte, hat sich bei der Verknüpfung des Aspacher Moduls mit dem Bischof von Bamberg zunächst die Frage nach der Plausibilität bzw. Stichhaltigkeit dieser These gestellt. Die Lektüre des Ausstellungskatalogs „Heinrich II. und Bamberg“⁶⁵ führte schließlich zu der verblüffenden Entdeckung, dass dem Bamberger Bischof Hartwig durch ein Diplom vom 2. Januar 1053 von Papst Leo IX. die Erlaubnis erteilt wurde, an bestimmten hohen Festtagen wie z.B. Maria Himmelfahrt das Pallium tragen zu dürfen, wodurch sich der 2. Januar 1053 somit für die Gründungsanlage des Kirchengebäudes von Aspach als ein „terminus post quem“ darstellt.

⁶² CSENDES 1969, 243.

⁶³ PIRCHEGGER 1929, 246 f.

⁶⁴ NEUHARDT 1998, 54.

⁶⁵ SCHNEIDMÜLLER 2002.

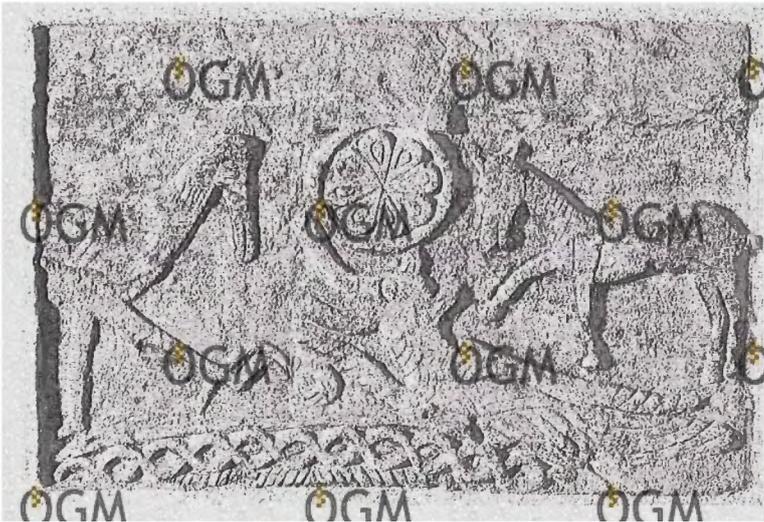


Abb. 27: Weigelsdorf, NÖ. Relief von einer karolingerzeitlichen Chorschranke in der Kapelle. (Foto: BDA, M. OBERER).

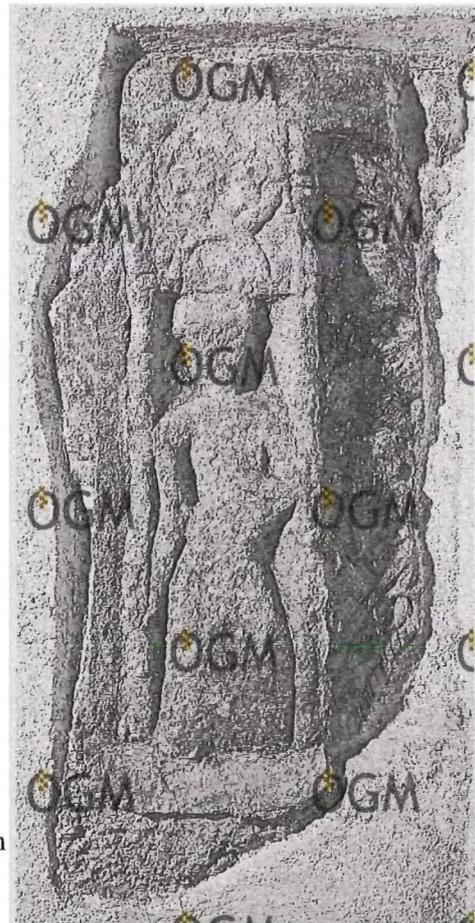


Abb. 28: Weigelsdorf, NÖ. Teilstück von einer karolingerzeitlichen Chorschranke in der Sakristei. (Foto: BDA, M. OBERER).

Die gemeinsamen Merkmale der Aspacher und der Bad Deutsch Altenburger Gründungsphase - also beinahe idente Maßgrundlage, idente Gesamtlänge und Datierung um 1050 für Altenburg sowie 1053 Palliumsverleihung für Aspach erlauben mit hoher Wahrscheinlichkeit den Zeitraum der Kirchengründung von Aspach auf das sechste Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts einzuengen.

Bislang waren bei den in den letzten Jahren vom Bundesdenkmalamt durchgeführten Kirchengrabungen drei chronologisch relevante Fußmaße zu erkennen. Das Maß der drei vorgestellten Fallbeispiele - also 0,312 m, 0,314 m und 0,317 m - kann mit größter Wahrscheinlichkeit dem 11. Jahrhundert zugeordnet werden. Wann es den karolingischen Fuß des 9. Jahrhunderts ablöst, bedarf noch eingehender Untersuchungen.

Im Verlauf des 12. Jahrhunderts - darauf deuten zumindest einige weitere Kirchengrundrisse hin - ist der Fuß des 11. Jahrhunderts von einer kleineren Einheit mit einem Fußmaß um 0,288 m abgelöst worden, wobei diese neue Einheit zumindest bis in das 14. Jahrhundert hinein verwendet worden sein dürfte.

Die Voraussetzungen und die Vorgehensweisen bei der Suche nach der jeweiligen Maßgrundlage lassen sich abschließend in vier Punkten zusammenfassen:

1. Die wesentlichste Grundlage hinsichtlich der Herausarbeitung einer stichhaltigen Basis von Maßgrundlagen ist die vollständige Kenntnis der Gründungsanlage sowie ihre sorgfältige zeichnerische und vermessungstechnische Dokumentation. Da in der Regel die nachfolgenden Bauphasen eine Gründungsanlage immer „ummanteln“, bedarf es zum Verstehen der Maßverhältnisse aller späteren Phasen der Kenntnis der Gründungsanlage. Mit anderen Worten: Von einem bestehenden Kirchengebäude lassen sich keine schlüssigen Bemaßungsgrundsätze ableiten, sofern es sich nicht um eine völlig neue, die Gründungsanlage außer Acht lassende Bauplanung handelt oder sich die Gründungsanlage nicht im aufgehenden Gebäude erhalten hat.
2. Bei einer im Aufgehenden erhaltenen Gründungsanlage sind für die Ableitung der Maßgrundlage primär die Dimensionierungen, Zwischenräume und Abstände von originalen Portalen und Fenstern heranzuziehen und nur sekundär die Breite von aufgehenden Mauern.

3. Bei Grundrissen wird die Maßgrundlage von der lichten Saalbreite und den Fundamentbreiten abgeleitet; erfahrungsgemäß bezieht sich die Bemaßung ausschließlich auf die Fundamente bzw. die Fundamentkanten. Das symbolhafte Konzept eines Kirchengebäudes wurde nicht erst durch die aufgehenden Wände, sondern bereits bei der Fixierung der Fundamente bzw. der Fundamentkanten umgesetzt.
4. Hinsichtlich des Konstruktionsnetzes ist anzumerken, dass bei Kenntnis der richtigen Maßgrundlage ein an der Zahlensymbolik orientiertes Quadratnetz konstruiert werden kann, wobei in der Regel die Zahl 4, in selteneren Fällen die Zahl 5 oder wie am Beispiel von Bad Deutsch Altenburg die Zahl 9 vorkommt.

In der um die Maßsysteme erweiterten Betrachtung der Kirchenarchäologie steckt ein gewaltiges, noch unerschlossenes Informationspotential. Bei kritischer und vernünftiger Anwendung wird diese Methode ein Weg sein, der aus einem neuen Blickwinkel heraus nicht nur eine chronologische Zuordnung von nachrichtenlosen Kirchengrundrissen ermöglicht, sondern oftmals auch zu völlig überraschenden Ergebnissen und Schlussfolgerungen führen kann. Letztendlich entsteht dadurch aber eine neue Basis für ein klareres und schärferes Bild unserer Kirchen und damit auch der Geschichte unserer Heimat.

Literaturverzeichnis

BERNHARD, BARZ 1991:

H. BERNHARD, D. BARZ, Frühe Burgen in der Pfalz. Ausgewählte Beispiele salischer Wehranlagen. In: H.W. Böhme (Hrsg.), Burgen der Salierzeit. Teil 2: In den südlichen Landschaften des Reiches. Römisch-Germanisches Zentralmuseum Monographien 26, Sigmaringen 1991², 125 ff.

CAPRA 1932:

M. CAPRA, Das Relief von Weigelsdorf. In: Josef STRZYGOWSKI-Festschrift. Wien 1932, 27 ff.

CSENDES 1969:

P. Csendes, Die Straßen Niederösterreichs im Früh- und Hochmittelalter. Wien 1969.

CODREANU-WINDAUER 2003:

S. CODREANU-WINDAUER, Vorromanische Kirchenbauten in Altbayern. In: Hans Rudolf SENNHAUSER (Hrsg.), Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Von der Spätantike bis in ottonische Zeit. Band 2, München 2003, 457 ff.

DEHIO NIEDERÖSTERREICH 1972:

Dehio Niederösterreich. Wien 1972.

DIENST 2000:

H. DIENST, Schriftliche Quellen über Hainburg aus der Mitte des 11. Jahrhunderts, nebst einem Ausflug ins ausgehende 9. Jahrhundert – Inhalt, Probleme, Fragen. In: G. GENG-SESZTAK, W. KREMS, H. LACHMAYER (Hrsg.), BAD Deutsch Altenburg. Bild einer Gegend. Wien 2000, 331 ff.

DOPSCH 1996:

H. DOPSCH, Zwischen Erzbischof, Klöstern und Adel – Das Gebiet von Seekirchen im Mittelalter. In: E. u. H. DOPSCH (Hrsg.), 1300 Jahre Seekirchen. Geschichte und Kultur einer Salzburger Marktgemeinde. Seekirchen/Wallersee 1996, 113 ff.

EGGENBERGER 2005:

P. EGGENBERGER, Typologie von Kirchengrundrissen. Typologie? Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 21, 2005, 9 ff.

FARKA 2000:

Ch. FARKA (Hrsg.), Der Kirchberg. Archäologie und Geschichte im Bereich der Marienkirche von Bad Deutsch Altenburg, Niederösterreich. Wien 2000.

KÜHTREIBER, ZEHETMAYER 1999:

Th. KÜHTREIBER, R. ZEHETMAYER, Zur Geschichte des Propsteiberges. Zwetler Zeitschriften 2, Zwettl 1999.

MARTIN 1947

F. MARTIN, Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Braunau. Österreichische Kunsttopographie XXX, Wien 1947.

MAURER 2000:

R. MAURER, Das karolingerzeitliche Relief von Weigelsdorf, p. B. Baden. Unsere Heimat 71, 2000, 92 ff.

NEUHARDT 1998:

J. NEUHARDT, 1200 Jahre Erzbistum Salzburg - ein Überblick. In: Festschrift - 1200 Jahre Erzbistum Salzburg. Salzburg 1998, 53 ff.

PERSCHL 2005:

F. PERSCHL, Planmaß – Modulmaß – Baumaß. Beiträge zur Mittelalterarchäologie Österreichs 21, 2005, 323 ff.

PIRCHEGGER 1929:

H. PIRCHEGGER, Kirchen- und Dynastenbesitz in der Steiermark. Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung XI. Ergänzungsband, Innsbruck 1929, 246 ff.

PUCHNER 1939:

R. PUCHNER, Die Pfarrkirche in Aspach im Innkreis, O.-D. Christliche Kunstblätter 80, Linz 1939, 3 ff.

SAUER 1998:

F. SAUER, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche von Winklarn. Fundberichte aus Österreich 37, 1998, 575 ff.

SAUER 2001a:

F. SAUER, Die Ausgrabungen in der Pfarrkirche von Gaming, Niederösterreich. Fundberichte aus Österreich 40, 2001, 301 ff.

SAUER 2001b:

F. SAUER, Die Ausgrabungen in der Pfarrkirche von Sommerein, Niederösterreich. Fundberichte aus Österreich 40, 2001, 317 ff.

- SAUER 2003:
F. Sauer, Archäologische und bauhistorische Beobachtungen an der Pfarrkirche von Weigelsdorf, Niederösterreich. Fundberichte aus Österreich 42, 2003, 387 ff.
- SALZBURGER URKUNDENBUCH II:
Willibald HAUTHALER, Franz MARTIN (Hrsg.), Salzburger Urkundenbuch. II. Band: Urkunden von 1790-1199. Salzburg 1916.
- SCHNEIDMÜLLER 2002:
B. SCHNEIDMÜLLER, Die einzigartig geliebte Stadt – Heinrich II. und Bamberg. Ausstellungskatalog zur Bayerischen Landesausstellung Kaiser Heinrich II. Stuttgart 2002, 31 ff.
- SCHREINER 1997:
C. SCHREINER, Studien zur Baugeschichte der Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Bad Deutsch-Altenburg. Ungedr. Diplomarbeit Univ. Wien, Wien 1997.
- SEEBACH 1986:
G. SEEBACH, Stift Altenburg. Studien zur Baukunst der Benediktiner im Mittelalter. Unpubl. Dissertation Univ. Wien, Wien 1986, 2. Band.
- SENNHAUSER 2003:
H. R. SENNHAUSER, Der Ausgangspunkt: Das „Östliche Alpengebiet“. Kirchen als Sachquelle. In: Hans Rudolf SENNHAUSER (Hrsg.), Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Von der Spätantike bis in ottonische Zeit. Band 1, München 2003, 1 ff.
- SONNLECHNER 2005:
Ch. SONNLECHNER, Raumstrategische, agrarökologische und ökonomische Funktionen von Salzburger Stützpunkten im Frühmittelalter. Beiträge zur Mittelalterarchäologie Österreichs 21, 2005, 119 ff.
- THINSCHMIDT 1994:
A. THINSCHMIDT, Die vorläufigen Ergebnisse der baueologischen Untersuchungen der Pfarrkirche von Weigelsdorf. Unpubl. Manuskript, Wien 1994.
- URKUNDENBUCH 1856:
Urkundenbuch des Landes ob der Enns. Wien 1856.
- WAGNER-RIEGER 1988:
R. WAGNER-RIEGER, Mittelalterliche Architektur in Österreich. Wien-St.Pölten 1988.
- WELTIN 1998:
M. WELTIN, Das Pittener Gebiet im Mittelalter. In: K. u. Th. KÜHTREIBER, Ch. MOCHTY, M. WELTIN (Hrsg.), Wehrbauten und Adelssitze Niederösterreichs. Band 1, St. Pölten 1998, 19 ff.
- ZEUNE 1991:
J. ZEUNE, Salierzeitliche Burgen in Bayern. In: H.W. Böhme (Hrsg.), Burgen der Salierzeit. Teil 2: In den südlichen Landschaften des Reiches. Römisch-Germanisches Zentralmuseum Monographien 26, Sigmaringen 1991², 177 ff.
- ŽIVKOVIĆ 2005:
G. ŽIVKOVIĆ, Zur Entwicklung der Chor- und Westturmkirchen in Österreich. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 21, 2005, 261 ff.

Mag. Franz Sauer
Bundesdenkmalamt
Abteilung für Bodendenkmale
Hofburg - Säulenstiege
A-1010 Wien
archaeo@bda.at
franz.sauer@aon.at



**MITTELALTERLICHE KIRCHENPLANUNG IN STADT UND LAND
AUS DER SICHT DER „BAUTECHNISCHEN ARCHÄOLOGIE“
LAGE, ORIENTIERUNG UND ACHSKNICK**

von

Erwin REIDINGER, Winzendorf, NÖ

Einleitung

Das Thema kommt mir sehr gelegen, weil ich mich seit Jahren mit der Anlage von Gründungsstädten und Kirchen befasse. Meine Beziehung als Bauingenieur zum Mittelalter liegt auf fachlicher Ebene, weil es Bauleute waren, die geplant und gebaut haben. Sie sehe ich als „Kollegen“ an und verstehe auch ihre „Sprache“, die sich im Laufe der Zeit als ungeschriebene Regel der Technik erhalten hat.

Meinen Forschungszweig nenne ich daher „Bautechnische Archäologie“. Der wissenschaftliche Inhalt ist durch die Rekonstruktion baulicher Anlagen und Erforschung ihrer Gründungszeit umschrieben. Bautechnisches, geodätisches und astronomisches Wissen ist hierfür unbedingt erforderlich. Grundlage meiner Arbeiten sind daher stets exakte Vermessungen, die eine Einbindung in das Universum erlauben.

Die Arbeit behandelt entsprechend dem Titel Stadtpfarrkirchen und Kirchen am Land. Bei den Stadtpfarrkirchen wird ein Bezug zur mittelalterlichen Stadtplanung aufgezeigt, weil es sich hier stets um „verknüpfte“ Planungen handelt. Von den Kirchen am Land bilden Chorquadratkirchen einen Schwerpunkt, da ich in diesem Kirchentyp eine Konstruktion entdeckt habe, die ich als „Bauhüttengeheimnis“ werte. Die Tatsache der Orientierung nach der aufgehenden Sonne und der geknickten Kirchenachse habe ich der Arbeit vorangestellt; sie ist sowohl den Kirchen der Stadt als auch jenen am Land eigen.

1. Orientierung und Achsknick

1.1 Orientierung

Die Beziehung zwischen Kirchenorientierung und Sonnenaufgang versinnbildlicht die Auferstehung Christi¹. Dabei ist die Sonne als Metapher für Christus zu verstehen. Die Orientierung von Heiligtümern nach der aufgehenden Sonne ist nicht eine Eigenart christlicher Kirchen, sondern bereits aus dem Altertum bekannt. Beispiele sind der Große Tempel Ramses II. (1279 bis 1213 v. Chr.) in Abu Simbel² und der Tempel des Salomo in Jerusalem (15. Nissan/Pessach 957 v. Chr.)³.

Im Allgemeinen spricht man bei solchen Kirchenorientierungen von „Ostung“. Darunter ist aber nicht die genaue geografische Ostrichtung gemeint, sondern die Ausrichtung nach dem tatsächlichen Sonnenaufgang, der sich im Laufe eines Jahres zwischen Sommer- und Wintersonnenwende bewegt. Auch bei dieser Aussage bin ich vom Bestand ausgegangen, indem ich an 45 Kirchen im Raum um Wiener Neustadt die Orientierungen gemessen habe (Abb. 1). Es hat sich gezeigt, dass nur zwei Kirchen nicht nach einem Sonnenaufgang orientiert sind und daher die allgemeine Regel lautet:

Ostung im Kirchenbau heißt: Orientierung nach dem tatsächlichen Sonnenaufgang .

¹ FIRNEIS, LADENBAUER 1978, 1.

² GÖRG 1991, 25.

³ REIDINGER 2002a, 136, 137, 147; 2004, 48, 49, 59.

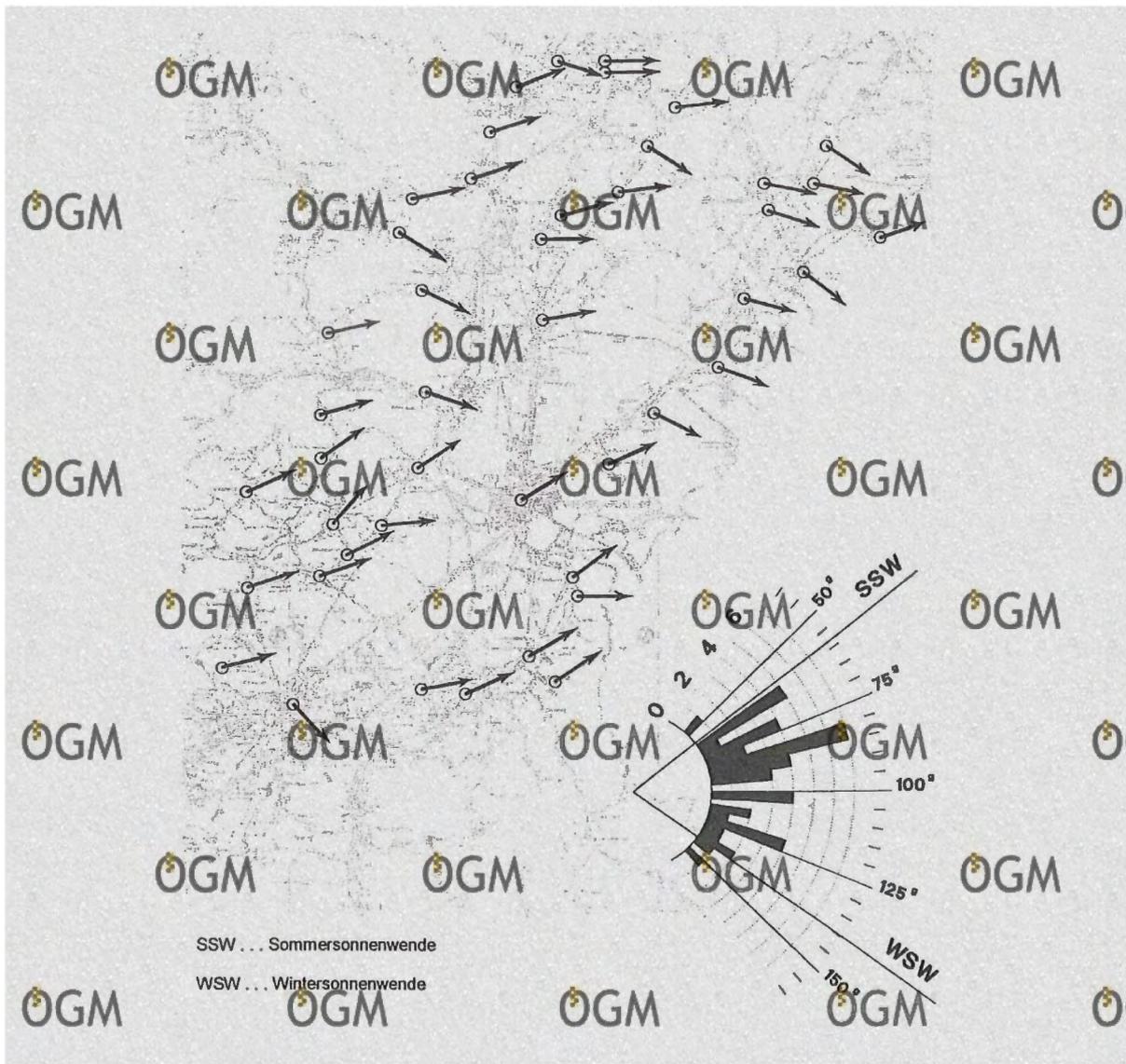


Abb. 1: Orientierungen zahlreicher Kirchen im Raum um Wiener Neustadt, NÖ.

Ab dem 16. Jahrhundert (Konzil von Trient) hat die Orientierung nach der Sonne (Gebetsostung) ihre Bedeutung eingebüßt. Seither entspricht jeder geweihte Altar, ganz gleich in welche Himmelsgegend er ausgerichtet ist, den liturgischen Erfordernissen⁴.

Die schriftlichen Quellen über die Orientierung mittelalterlicher Kirchen sind spärlich und beziehen sich meistens auf Klöster. Eine solche gibt es z.B. über den Gründungsvorgang für das Kanonissenstift Schildesche bei Bielefeld im Jahre 939, die erst im 13./14. Jahrhundert niedergeschrieben wurde⁵:

„Im Jahre 939 [...] stellten verständige Kunstfertige des Maurerhandwerks, [...] den Mittagspunkt fest, schlugen um diesen einen ebenmäßigen Kreis⁶ und legten den Punkt des tatsächlichen Sonnenaufganges (Hervorhebung durch Verf.) fest. Von jenem aus vermaßen sie das Sanktuarium, das im Halbkreis gerundet war.[...]“

⁴ NISSEN 1910, 413.

⁵ BINDING, LINSCHIED-BURDICH, 2002, 153, 155.

⁶ Weitere Übersetzungsvorschläge: „machten darum einen viergeteilten Kreis“ oder „machten mit dem Kreis ein Viereck“. – Nach einem Gespräch mit dem Astronomen Hermann MUCKE dürften auch diese Übersetzungsvorschläge nicht den Inhalt treffen, weil offensichtlich damit eine Konstruktion zur Bestimmung der genauen Ostrichtung gemeint ist. Beim Mittagspunkt handelt es sich um die Südrichtung (Methode der korrespondierenden Höhen) und bei fraglicher Konstruktion um die Bestimmung der Ostrichtung, die senkrecht auf die Südrichtung steht. Der lateinische Wortfolge lautet: „circulo exin quadrato“.

1.2 Achsknick

In vielen mittelalterlichen Kirchen weist das Langhaus eine andere Orientierung auf als der Chor; diese Tatsache ist als „Achsknick“ bekannt. Ein bedeutendes Beispiel dafür stellt der Dom zu Wiener Neustadt, NÖ, dar, dessen Achse des Langhauses ich als „weltliche Achse“ (Stadtachse) und jene des Chores als „kirchliche (himmlische) Achse“ bezeichnet habe (Abb. 2)⁷.

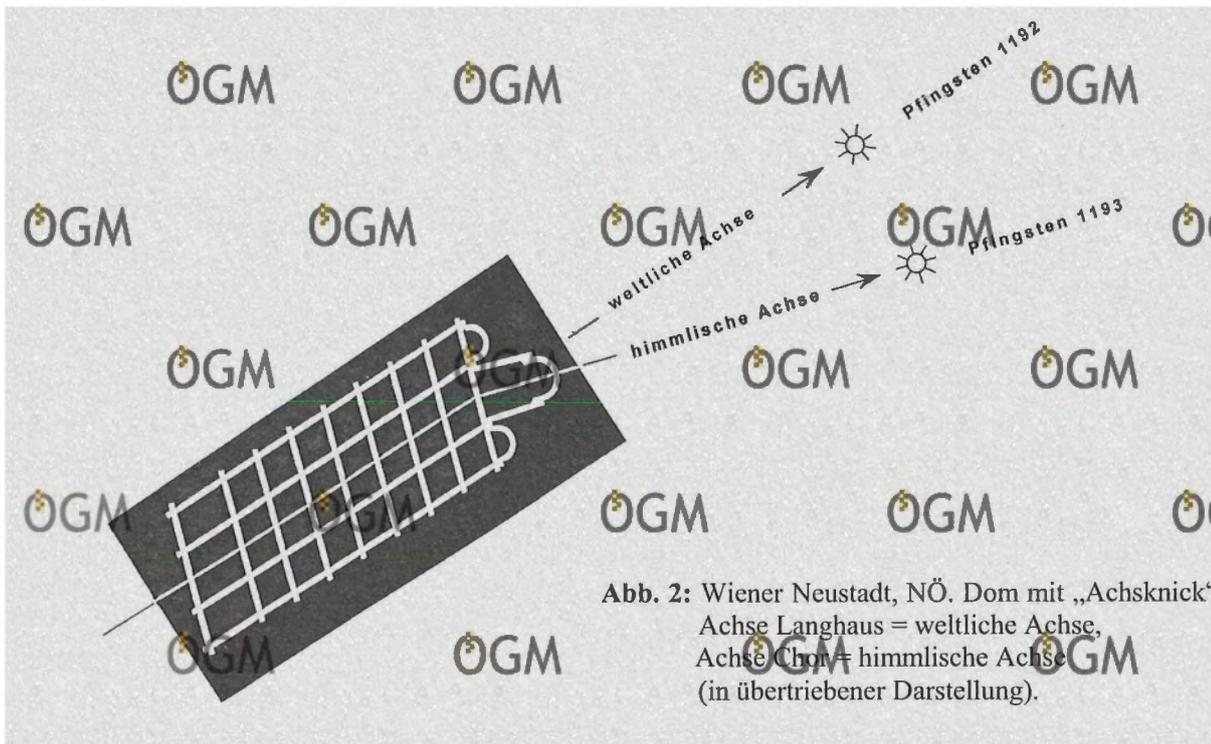


Abb. 2: Wiener Neustadt, NÖ. Dom mit „Achsknick“.
Achse Langhaus = weltliche Achse,
Achse Chor = himmlische Achse
(in übertriebener Darstellung).

Nach meinen bautechnischen Forschungen steht hinter der geknickten Kirchenachse nichts anderes als ein zweistufiger Vorgang bei der Absteckung des Kirchengrundrisses, dem eine getrennte Orientierung von Langhaus und Chor nach der aufgehenden Sonne zugrunde liegt. Vermutlich geht diese getrennte Orientierung auf eine liturgische Anforderung zurück, die ganz deutlich zwischen den Orientierungstagen von Langhaus und Chor unterscheidet. Das ist mir besonders bei der Untersuchung der Pfarrkirche von Marchegg, NÖ, mit der Orientierungsfolge Gründonnerstag - Ostersonntag (Auferstehung) bewusst geworden⁸.

Das Langhaus entspricht im Kirchengebäude dem irdischen und der Chor dem himmlischen Bereich; Schnittstelle ist die Triumphpforte. Dadurch wird im Bauwerk die Hinführung vom irdischen zum himmlischen (ewigen) Leben symbolisiert; der Knickpunkt (Eckpunkt) kann als Grenzpunkt zwischen Tod und Auferstehung verstanden werden.

Den Achsknick als Folge von Ungenauigkeiten bei Chorerneuerungen oder die Deutung als geneigtes Haupt Christi halte ich für Fehlinterpretationen. Im Einzelfall könnte, insbesondere bei Verlängerungen im schwierigen Gelände der Baugrund Ursache für den Knick sein. Gelegentlich wird ein „übertriebener“ Achsknick vorgetäuscht, zumeist dann, wenn die Achsen von Langhaus und Chor seitlich versetzt sind, wie das z.B. bei Kirche Maria am Gestade in Wien der Fall ist.

Der Umbau von Kirchen erfasste häufig den Chor, seltener das Langhaus. Dies war z.B. bei St. Stephan in Wien der Fall, wo verschiedene Baustufen überlagert sind. Auch in Muthmannsdorf, NÖ., wurde anlässlich der gotischen Erweiterung des Chores die Orientierung des romanischen Chores exakt übernommen. Generell ist mir aufgefallen, dass im Mittelalter die Orientierungen des Vorgängerbaus anscheinend als „heilig“ geachtet und deshalb oft beibehalten wurden.

⁷ REIDINGER 1995/2001, 377.

⁸ Pläne und Berechnungen im Archiv des Verfassers.

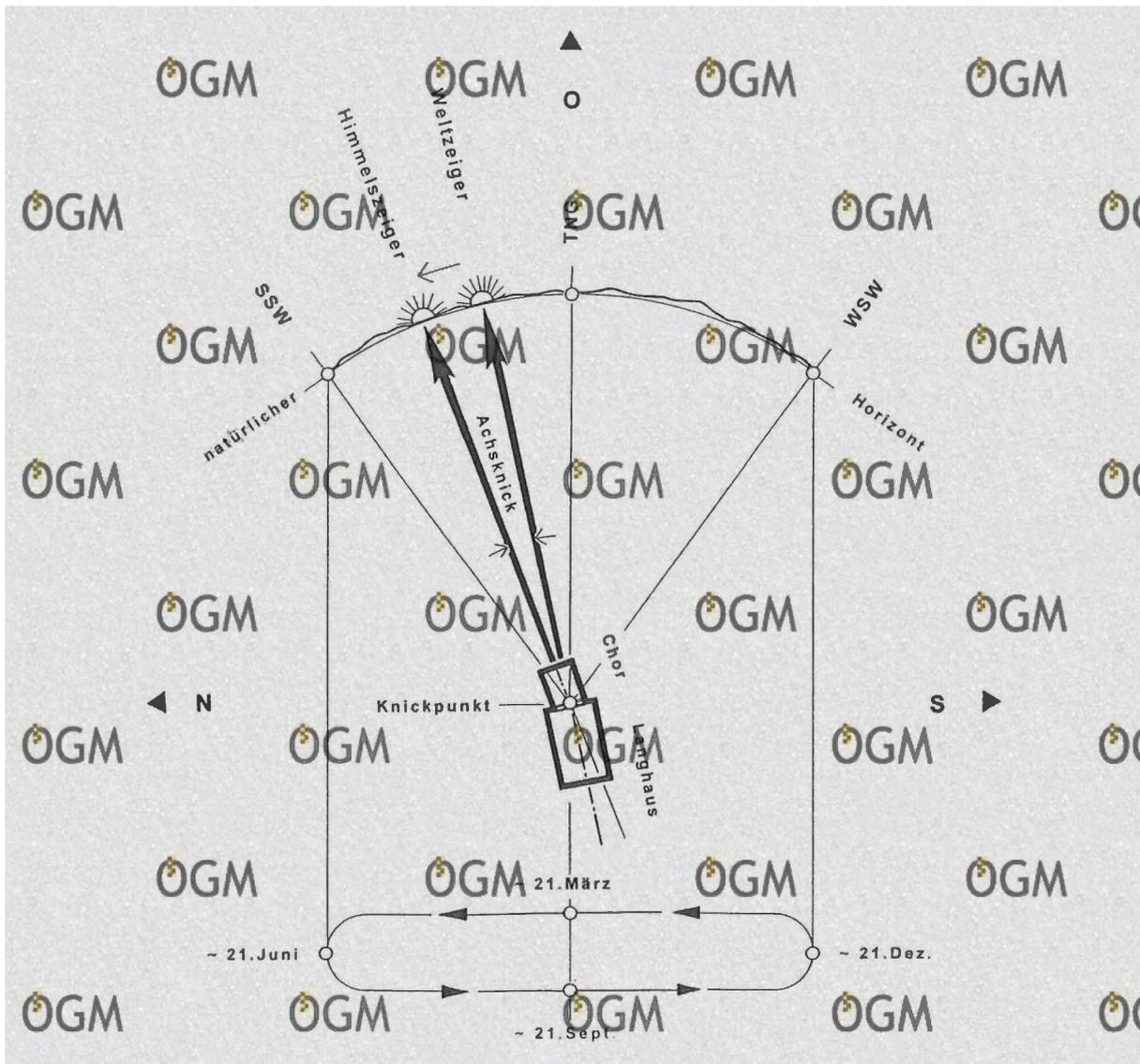


Abb. 3: „Orientierungsuhr“ mit Welt- und Himmelszeiger.

Diese Sonnenorientierung lässt sich mit einer Uhr vergleichen, die ich „Orientierungsuhr“ nenne (Abb. 3). Im Mittelpunkt steht die Kirche, das Zifferblatt bildet der natürliche Horizont der Landschaft und der Zeiger ist die Verbindungslinie zur aufgehenden Sonne. Bei einem derartigen Zeiger handelt es sich um einen „Tageszeiger“, der sich nach dem Lauf der Sonne zwischen Sommer- und Wintersonnenwende bewegt, von Sonnenaufgang zu Sonnenaufgang springt und diesen Weg zweimal pro Jahr zurücklegt. Jahreszeiger gibt es dabei leider keinen. Symmetrieachse des Zifferblattes ist die geografische Ostrichtung, von der die Sonnenwendpunkte je nach Horizont ca. $\pm 36^\circ$ entfernt liegen, woraus ein Öffnungswinkel von rund 72° resultiert.

Wenn ich nun dem Langhaus und dem Chor einen derartigen Tageszeiger zuordne und diese „Weltzeiger“ bzw. „Himmelszeiger“ nenne, lässt sich damit der Achscknick beschreiben. Werden die Zeiger an den Orientierungstagen festgehalten, dann geben die Zeigerstellungen die getrennten Ausrichtungen von Langhaus und Chor an, deren Differenz als Achscknick im Kirchengebäude verewigt ist. Ob dieser Achscknick augenscheinlich zum Ausdruck kommt, hängt von der Größe des Knickwinkels ab.

Für die Zeigerstellungen ist außerdem die Reihenfolge aufschlussreich, denn der Weltzeiger (Langhaus) wurde stets vor dem Himmelszeiger (Chor) festgelegt, sodass pro Jahr nur eine Lösung möglich ist. Steht der Himmelszeiger nördlich (links) vom Weltzeiger, dann erfolgte die Orientierung vor der Sommersonnenwende (Sonne wandert nach Norden). Im anderen Fall, wenn der Himmelszeiger südlich (rechts) vom Weltzeiger steht, wurde die Orientierung nach der Sommersonnenwende vollzogen (Sonne wandert nach Süden).

Im Rahmen meiner Kirchenforschungen konnte ich konkrete Werte über den Winkel von verschiedenen Achsknicken berechnen; ein Auszug daraus ist in Tabelle 1 wiedergegeben. Orientiert wurde in der Regel innerhalb einer Woche. Lediglich beim Dom in Wiener Neustadt liegt ein Sonderfall vor, weil in zwei aufeinander folgenden Jahren - jeweils zu Pfingsten - orientiert wurde.

Kirche, Kapelle	Orientierung (geographisch)		Knick- winkel	Orientierungstag		Knick- zeit	Knick- richtung
	Langhaus	Chor		Langhaus	Chor		
Wien, St. Stephan (Dom) Mauthener Vertrag 1137	125,56°	124,54°	1,02°	26. 11. 1137 Stephanitag	2. 1. 1138 Sonntag	7 Tage	Nord
Wiener Neustadt, NÖ, Stadtpfarrkirche (Dom)* Gründung 1192	55,97°	58,37°	2,40°	24. 5. 1192 Pfingstsonntag	16. 5. 1193 Pfingstsonntag	357 Tage (8 Tage)	(Süd)
Marchegg, NÖ, Stadtpfarrkirche** Gründung 1268	78,62°	77,08°	1,54°	5. 4. 1268 Gründonnerstag	8. 4. 1268 Ostersonntag	3 Tage	Nord
Emmerberg, NÖ, Burgkapelle (12. Jh.)	83,49°	85,48°	1,99°	24. 8. ----	29. 8. ---- Johannes d. Täufer/ Enthauptung	5 Tage	Süd
Würflach, NÖ, Blasiuskapelle (12. Jh.)	93,55°	86,69°	6,86°	7. 3. ----	17. 3. ----	10 Tage	Nord
Muthmannsdorf, NÖ, Pfarrkirche** Gründung 1136	60,04°	65,10°	5,06°	29. 6. 1136 Peter u. Paul	19. 7. 1136 9. Sonntag nach Pfingsten	20 Tage	Süd
Maiersdorf, NÖ, Pfarrkirche (12. Jh.)	68,77°	67,87°	0,90°	21. 4. ----	23. 4. ----	2 Tage	Nord
Laa/Thaya, NÖ, Stadtpfarrkirche (1.H. 13. Jh.)	75,00°	72,05°	2,95°	15. 4. 1207 Palmsonntag	22. 4. 1207 Ostersonntag	7 Tage	Nord

Tabelle 1: Achsknicke einiger mittelalterlicher Kirchen und Kapellen.

* Sonderfall, weil in zwei verschiedenen Jahren orientiert wurde.

** Gründungsjahr bekannt, daher besonders aussagekräftig.

Den geometrischen Wert des Achsknicks nenne ich „Knickwinkel“; die dazugehörige Zeit „Knickzeit“, sie gibt die Zeitdifferenz zwischen den Orientierungstagen an. Der Zusammenhang zwischen der Größe des Knickwinkels und der Knickzeit (Knickwinkel pro Tag) ist veränderlich und hängt von der Jahreszeit ab, weil die „Tagesschritte“ (Winkeländerungen) der Sonnenaufgänge unterschiedlich sind.

1.3 Orientierungstage

Die Festlegung der Orientierungstage von Langhaus und Chor war ein wesentlicher Punkt der Stadt- und Kirchenplanung. Durch sie wurde die Ausrichtung nach der aufgehenden Sonne (Metapher für Christus) am Bauplatz festgelegt und somit das Gotteshaus in das Universum (den Himmel) eingebunden. Aus diesem Grunde könnte man durchaus von einem „liturgischen Bauprogramm“ sprechen.

Für die Orientierungstage gab es nach meiner Forschung eine liturgische Rangordnung, nach der der Orientierungstag des Chores dem Himmel (dem Auferstandenen) näher steht als jener des Langhauses.

Die Wahl der Orientierungstage gab vermutlich der Bauherr vor. Der Sonntag dürfte für den Chor in der Häufigkeit an erster Stelle stehen, weil er als „erster Tag der Woche“, als „Tag des Herrn“ dem Tag der Auferstehung (Wiederholung des Osterfestes) entspricht. Der Ostersonntag stellt demnach den absoluten Höhepunkt dar. Wenn die Orientierungstage (Knickfolge nach Norden) innerhalb der Ostergrenzen (22. März bis 25. April) liegen, ist eine Orientierung in Verbindung mit diesem Fest nicht auszuschließen. Es hat den Anschein, dass die Ostersonntage den Stadtpfarrkirchen vorbehalten waren.

Als weitere Orientierungstage wurden Feiertage oder Heiligtage gewählt, wie das an den Beispielen der Stadtpfarrkirchen von Wiener Neustadt (Pfingstsonntag) und Marchegg (Ostersonntag) erkennbar ist. Auch bei kleinen Kirchen, wie z.B. der Rundkirche von Scheiblingkirchen, NÖ, oder der Pfarrkirche von Grünbach am Schneeberg, NÖ, konnte ich besondere Orientierungstage nachweisen⁹. In Scheiblingkirchen entspricht der Orientierungstag dem Patroziniumstag Maria Magdalena (22. Juli), an dem heute noch der „Kirtag“ gefeiert wird. In Grünbach habe ich als Orientierungstag das Fest der Kreuzerhöhung (14. September) erforscht, das dort im Laufe der Zeit in Vergessenheit geriet.

Die Erkenntnisse über den Achsknick (die Orientierungstage) sind für die historische Forschung sehr wichtig, weil mit ihm (ihnen) im Bauwerk ein Datum integriert ist. In manchen Fällen kann daher, wenn der Orientierungstag ein beweglicher Feiertag war (Ostern, Pfingsten), das Jahr der Orientierung erforscht werden. Auf diese Weise habe ich z.B. in Wiener Neustadt das Jahr der Stadtgründung mit 1192 (vorherige Annahme 1194) bestimmt¹⁰. In Marchegg entsprechen meine Forschungsergebnisse (Gründonnerstag/Ostersonntag) eindeutig dem bekannten Gründungsjahr 1268¹¹. Unter diesem Aspekt ist es auch verständlich, wenn ein mittelalterlicher Herrscher seine politischen Handlungen (z.B. Stadtgründung) heiligte, indem er sie an heiligen Tagen stattfinden ließ¹².

2. Stadtpfarrkirchen: Verknüpfte Stadt- und Kirchenplanung

2.1 Stadtplanung

Die Anlage mittelalterlicher Gründungsstädte und Stadterweiterungen geschahen stets planmäßig¹³. Grundlage von Planung und Absteckung (Vermessung) war ein rechtwinkliges Achsenkreuz, dessen umschriebenes Viereck von mir als „Grundrechteck“ bezeichnet wird. Dieses Grundrechteck entsprach im Idealfall bereits der Stadteinfassung, andernfalls diente es als Hilfskonstruktion für die tatsächliche Ausführung. Diese Methode ist keine Erfindung des Mittelalters, sondern eine ungeschriebene Regel der Technik, die ihren Ursprung im Altertum hat, wie ich am Beispiel der Tempelanlage in Jerusalem nachweisen konnte¹⁴.

⁹ Pläne und Berechnungen im Archiv des Verfassers.

¹⁰ REIDINGER 1995/2001, 381.

¹¹ Pläne und Berechnungen im Archiv des Verfassers.

¹² SCHALLER 1974, 3.

¹³ REIDINGER 1998, 2-20; 2003, 24-27.

¹⁴ REIDINGER 2002a, 99-105; 2004, 12-18.

2.2 Kirche und Stadtplanung

Der Hintergrund für die Verknüpfung von Stadt- und Kirchenplanung liegt in der Glaubenswelt des Mittelalters, in der Leben und Glauben eine Einheit waren. Unter Verknüpfung verstehe ich die geometrische Einbindung von Lage und Orientierung der Gotteshäuser in die Anlage der Stadt. Als Beispiele habe ich insbesondere Wien, Wiener Neustadt und Marchegg ausgewählt.

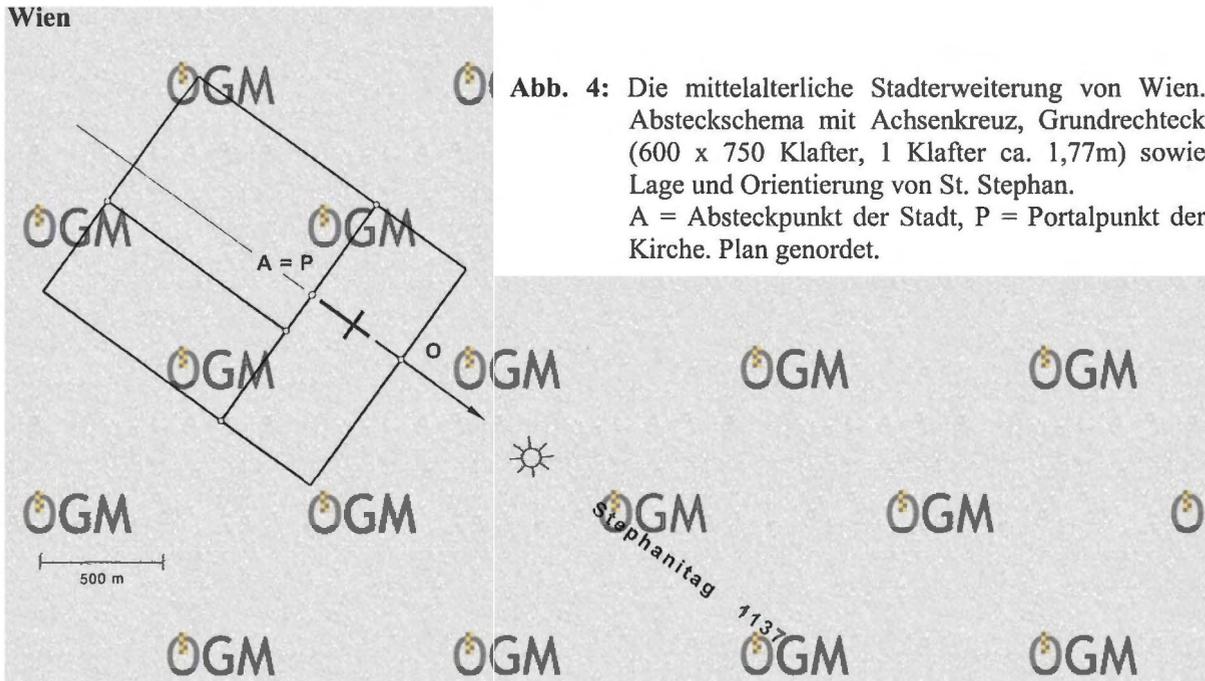


Abb. 4: Die mittelalterliche Stadterweiterung von Wien. Absteckschema mit Achsenkreuz, Grundrechteck (600 x 750 Klafter, 1 Klafter ca. 1,77m) sowie Lage und Orientierung von St. Stephan. A = Absteckpunkt der Stadt, P = Portalpunkt der Kirche. Plan genordet.

An diesem Beispiel ist bemerkenswert, dass die Lage und Orientierung von St. Stephan den Ursprung bzw. die Orientierung des Achsenkreuzes der Stadterweiterung bestimmen (Abb. 4). Der Absteckpunkt der Stadt „A“ ist identisch mit dem Portalpunkt „P“ der Kirche. Die Orientierung der Achse des Langhauses entspricht der Ostachse des Achsenkreuzes, die am Tag des Kirchenpatrons (26. Dezember) nach der aufgehenden Sonne festgelegt wurde. Dieser Vorgang kann nach den historischen Quellen (Vertrag von Mautern) mit frühestens 1137 datiert werden.

Aufgrund meiner genauen Vermessung des Domes mit geodätischer und astronomischer Auswertung konnte ich einen Achsknick nachweisen; der Chor weicht nach Norden ab und wurde nach der aufgehenden Sonne zur Oktave von St. Stephan (2. Jänner) orientiert (vgl. Tabelle 1).

An Hand der Eckdaten - Jahr 1137 und Orientierungstage 26. Dezember (Langhaus) und 2. Jänner (Chor) - sehe ich eine Möglichkeit das Gründungsjahr der Stadterweiterung zu bestimmen. Maßgebend hierfür ist der Orientierungstag des Chores, der jedenfalls liturgisch höher zu bewerten ist als der Tag des Kirchenpatrons. Aus dieser Überlegung resultiert für die Anlage der Stadterweiterung von Wien das Jahr 1137, weil der 2. Jänner im Jahre 1138 auf einen Sonntag fiel. Sonntage beinhalten die himmlische Komponente der Planung, zumal sie als ständige Wiederholung des Osterfestes auch als Tage der Auferstehung angesehen werden.

Ein wichtiges Vergleichsbeispiel ist Muthmannsdorf, NÖ. Hier ist nämlich das Gründungsjahr (1136) bekannt. Ich konnte die Orientierungsfolge Kirchenpatron (Langhaus) - Sonntag (Chor) eindeutig nachweisen (vgl. Tabelle 1).

Die nach Süden versetzte Westachse des Wiener Achsenkreuzes (vgl. Abb. 4) ist vermessungstechnisch bedingt, denn erst außerhalb der damaligen Stadt entlang des Stadtgrabens (heute am Graben) war für die Absteckung eine freie Sicht nach Westen möglich. Versetzungspunkt war offensichtlich die ehemalige Lage des Stock im Eisen.

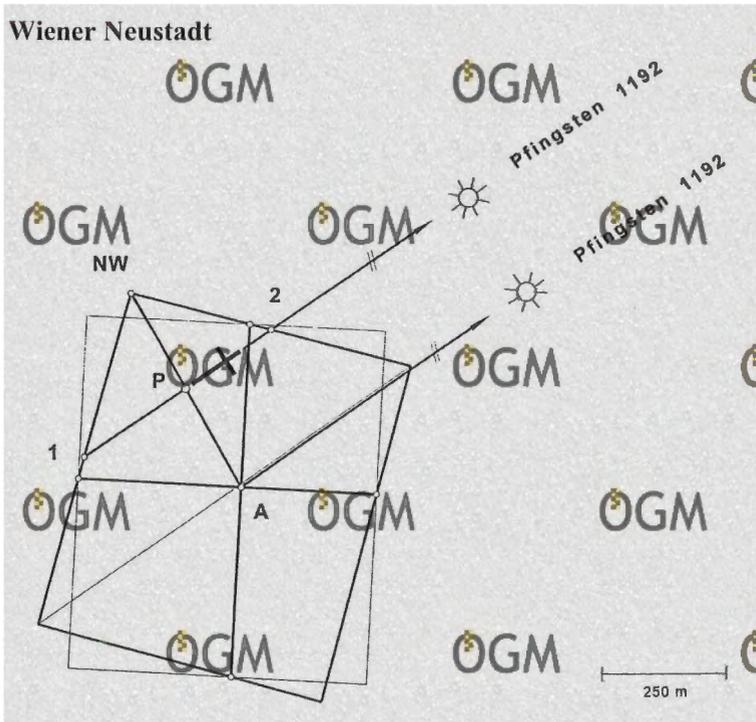


Abb. 5: Die mittelalterliche Stadtanlage von Wiener Neustadt, NÖ. Absteckschema mit Achsenkreuz, Grundrechteck (340 x 400 Klafter, 1 Klafter=177m) sowie Lage und Orientierung der Stadtpfarrkirche (Dom). A = Absteckpunkt der Stadt/Drehpol für das Viereck der Stadteinfassung, P = Portalpunkt des Domes/Schnittpunkt der Langhausachse mit der Geraden von A nach NW. Plan genodet.

Wiener Neustadt gilt als Spitzenleistung mittelalterlicher Stadtplanung, wie ich sie bisher noch bei keiner anderen Stadt vorgefunden habe (Abb. 5). Das Besondere liegt in der geometrischen Einbindung des Domes im Stadtgefüge, weil dessen verlängerte Langhausachse die Nord- und Westseite der Stadteinfassung genau in der Mitte schneidet und gleichzeitig dort hin zeigt, wo am Pflingstsonntag dem 24. Mai 1192 die Sonne aufging. Der „Kunstgriff“ zur Erfüllung dieser Bedingungen bestand nun darin, dass die Orientierung nach der aufgehenden Sonne im Absteckpunkt der Stadt „A“ festgelegt und in weiterer Folge die Nord- und Westseite des Grundrechtecks um diesen Punkt (Drehpol) gedreht wurden. Der Portalpunkt des Domes „P“ wurde als Schnittpunkt der orientierten Langhausachse mit der Geraden von A nach NW bestimmt.

Auf diese Weise konnte ich das Gründungsjahr von Wiener Neustadt mit 1192 bestimmen. Unterstützt wird dieses Ergebnis noch durch die Orientierung des Chores (Achsknick), die am Pflingstsonntag 1193 (16. Mai) nach der aufgehenden Sonne vollzogen wurde. Mein Ergebnis steht in guter Übereinstimmung mit den historischen Quellen, die eine Gründung der Stadt nur zwischen 1192 und 1194 eingrenzen können¹⁵. Der heilige Tag der Stadt ist also Pflingsten, da offensichtlich der 24. Mai 1192, an dem Kaiser Heinrich VI. in Worms am Rhein Herzog Leopold V. mit der Steiermark belehnte, gezielt in die Stadtplanung Eingang fand.

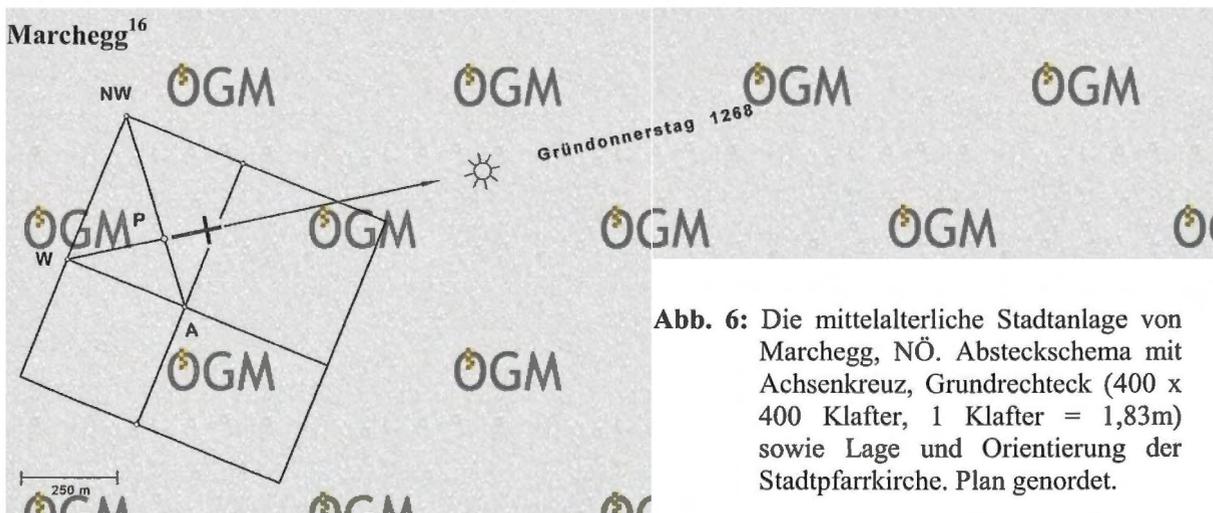


Abb. 6: Die mittelalterliche Stadtanlage von Marchegg, NÖ. Absteckschema mit Achsenkreuz, Grundrechteck (400 x 400 Klafter, 1 Klafter = 1,83m) sowie Lage und Orientierung der Stadtpfarrkirche. Plan genodet.

¹⁵ DIENST 1995/2001.

¹⁶ REIDINGER 2002b.

Marchegg wurde 1268 von König Ottokar gegründet (Abb. 6) und ist eine der wenigen Städte mit bekanntem Gründungsdatum. Diesem Umstand verdanken wir eine klare Aussage über die Orientierungstage der Stadtpfarrkirche, deren Achse des Langhauses am Gründonnerstag 1268 (5. April) und jene des Chores am Ostersonntag 1268 (8. April) nach der aufgehenden Sonne orientiert wurden. Die festgestellte Orientierungsfolge spricht eindeutig für das liturgische Bauprogramm mit der Hinführung zum Höhepunkt der Liturgie, der Auferstehung.

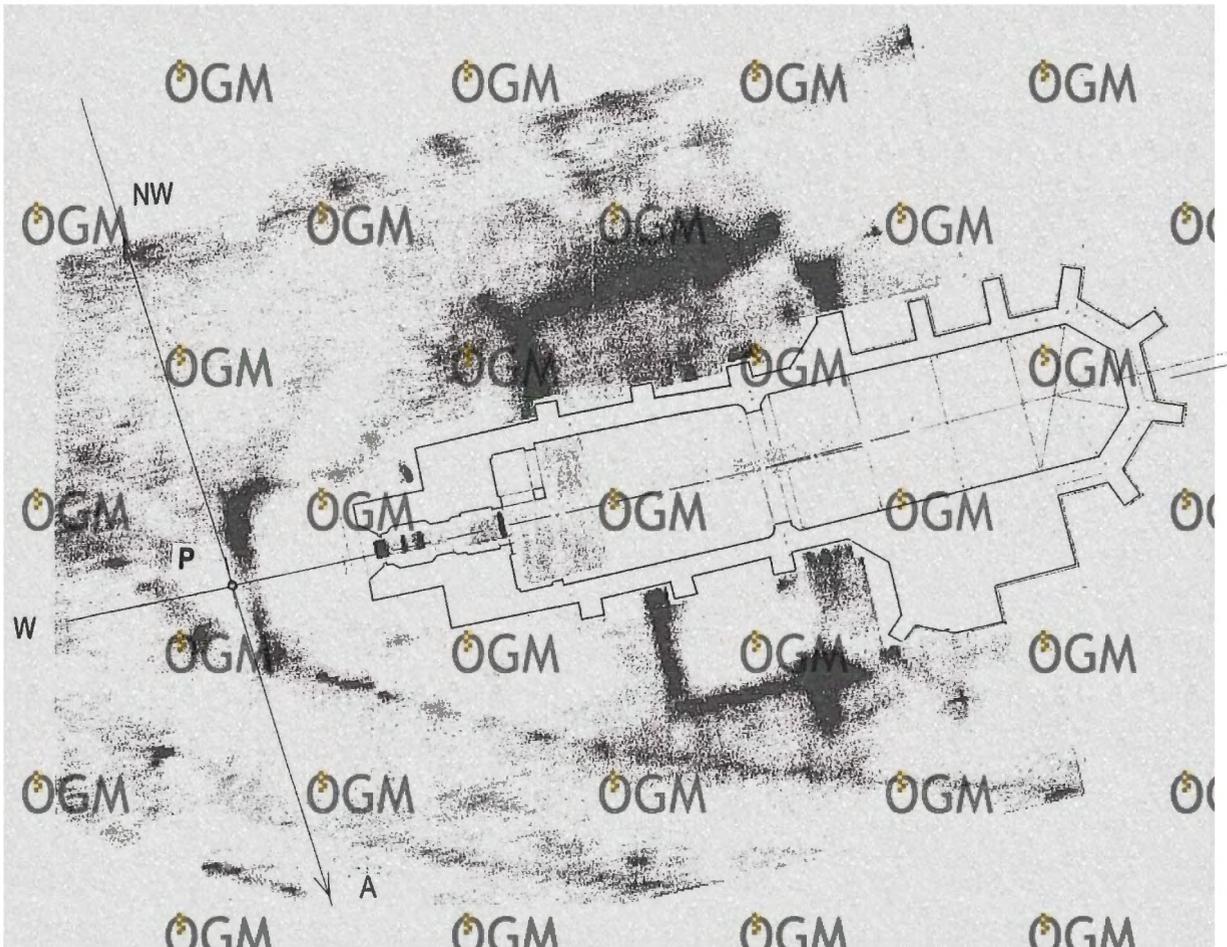


Abb. 7: Marchegg, NÖ. Georadarprospektion im Bereich der Pfarrkirche.

Übereinstimmung der städtebaulich bestimmten Lage des Portalpunktes „P“ mit der Ausführung (Fundament des verkürzten Langhauses). Plan genordet.

Marchegg ist auch ein Paradebeispiel für die Aussagekraft der Bautechnischen Archäologie, weil mit ihrer Hilfe die Lage eines nicht mehr vorhandenen Gebäudeteiles nachvollzogen werden konnte. Konkret handelt es sich um den Portalpunkt „P“ der Stadtpfarrkirche, den ich als Schnittpunkt der von „W“ aus orientierten Langhausachse mit der Geraden von A nach NW vermutet habe (vgl. Wiener Neustadt, Abb.5). Der gesuchte Portalpunkt „P“ liegt etwa 7m westlich des heutigen Kircheneinganges. Eine Georadarprospektion¹⁷ brachte eine exakte Übereinstimmung meiner Lösung mit der Lage der Fundamente des in der Zwischenzeit verkürzten Langhauses (Abb. 7).

¹⁷ Georadar-Prospektion (Archeo Prospektions© 1998, Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik, Wien).

Weitere Beispiele

Linz¹⁸, OÖ: Der Verknüpfungspunkt ist der Absteckpunkt der Stadt. Orientierungsfolge: Karfreitag - Ostersonntag des Jahres 1207.

Laa an der Thaya¹⁹, NÖ: Der Verknüpfungspunkt liegt auf der Ostachse des Achsenkreuzes. Orientierungsfolge: Palmsonntag - Ostersonntag des Jahres 1207.

Freiburg im Breisgau (Voruntersuchung)²⁰, Baden-Württemberg: Verknüpfungspunkt ist der Absteckpunkt der Stadt. Orientierungsfolge mangels genauer Unterlagen noch nicht bestimmt.

2.3 Kirchengrundrisse und Symbolzahlen

Im Unterschied zu den Kirchen am Land sind die Grundrisse der Stadtpfarrkirchen vielfältiger. Detailuntersuchungen des gesamten Grundrisses habe ich an den Stadtpfarrkirchen von Wiener Neustadt²¹, Laa an der Thaya²² und Marchegg²³, alle in NÖ gelegen, durchgeführt. Die Maßeinheiten, die bei diesen Kirchen verwendet wurden, sind unterschiedlich und betragen in:

Wiener Neustadt: 1 Fuß=29,67 cm / 1 Klafter=1,78 m
 Laa an der Thaya: 1 Fuß=30,78 cm / 1 Klafter=1,85 m
 Marchegg: 1 Fuß=30,47 cm / 1 Klafter=1,83 m

Bei den charakteristischen Abmessungen der Kirchen treten immer wieder Zahlen auf, die offensichtlich im Rang von „Symbolzahlen“ stehen, wie ich das an folgenden Beispielen darlege:

Wiener Neustadt (Dom):

Abstand der Joche: 21 Fuß (3 x 7)
 Innenradius der romanischen Apsis: 9 Fuß (3 x 3)
 Abstand Triumphforte - Mittelpunkt Apsis: 35 Fuß (5 x 7)

Marchegg (Stadtpfarrkirche):

Abstand Triumphforte - Mittelpunkt Apsis: 35 Fuß (5 x 7)

Laa an der Thaya (Stadtpfarrkirche):

Lichter Pfeilerabstand = lichte Breite der Seitenschiffe: 14 Fuß (2 x 7)
 Ostseite „Pfeilertrapez“ (Abstand der inneren Pfeilerfluchten vor Apsis): 21 Fuß (3 x 7)
 Breite Querschiff (westliche Innenflucht bis Achse Triumphforte): 28 Fuß (4 x 7)
 Abstand Achse Triumphforte - Mittelpunkt Apsis: 35 Fuß (5 x 7)

Die Interpretation der Symbolzahlen ist vielfältig, daher verweise ich im Allgemeinen auf die Literatur²⁴. Bei diesen drei Beispielen ist der Abstand zwischen Triumphforte und Mittelpunkt Apsis mit je 35 Fuß auffallend. Die Auslegung dieser Zahl bezieht sich auf das Produkt 5 x 7 und steht z.B. als Zeichen des Verhältnisses von Gesetz und Gnade²⁵.

3. Kirchen am Land: Burgkapellen und Dorfkirchen

Wenn ich von Kirchen am Land spreche, meine ich „Kleinkirchen“ wie Burgkapellen, Dorf- und Herrschaftskirchen. Im Wesentlichen handelt es sich um Chorquadratkirchen (auch mit Apsis) aus der romanischen bzw. frühgotischen Bauepoche.

¹⁸ Plan im Archiv des Verfassers und im Archiv der Stadt Linz (Plansammlung: Pläne Reidinger).

¹⁹ Plan im Archiv des Verfassers und der NÖ Landesbibliothek (Kartensammlung: KI 3694/2004).

²⁰ Plan im Archiv des Verfassers.

²¹ REIDINGER 1995/2001, 352-353.

²² Plan im Archiv des Verfassers und der NÖ Landesbibliothek (Kartensammlung, KI 3695/2004).

²³ Plan im Archiv des Verfassers.

²⁴ MAYER, SUNTRUP 1987.

²⁵ MAYER, SUNTRUP 1987, Spalte 706.

3.1 Maßeinheit und charakteristische Abmessungen im Grundriss

Planen und Bauen sind mit Maßeinheiten untrennbar verbunden oder anders ausgedrückt: Ohne Maßeinheit gibt es keine Planung, ohne Absteckung (Vermessung) kein Bauen.

Bei der Erforschung der Maßeinheit (Fuß, Klafter) ist die Kenntnis der Konstruktion des Kirchengrundrisses erforderlich. Ein einfaches Beispiel dafür ist Winzendorf, NÖ, weil diese Kirche nicht nach der aufgehenden Sonne orientiert wurde und daher keinen Knick hat (Abb. 8).

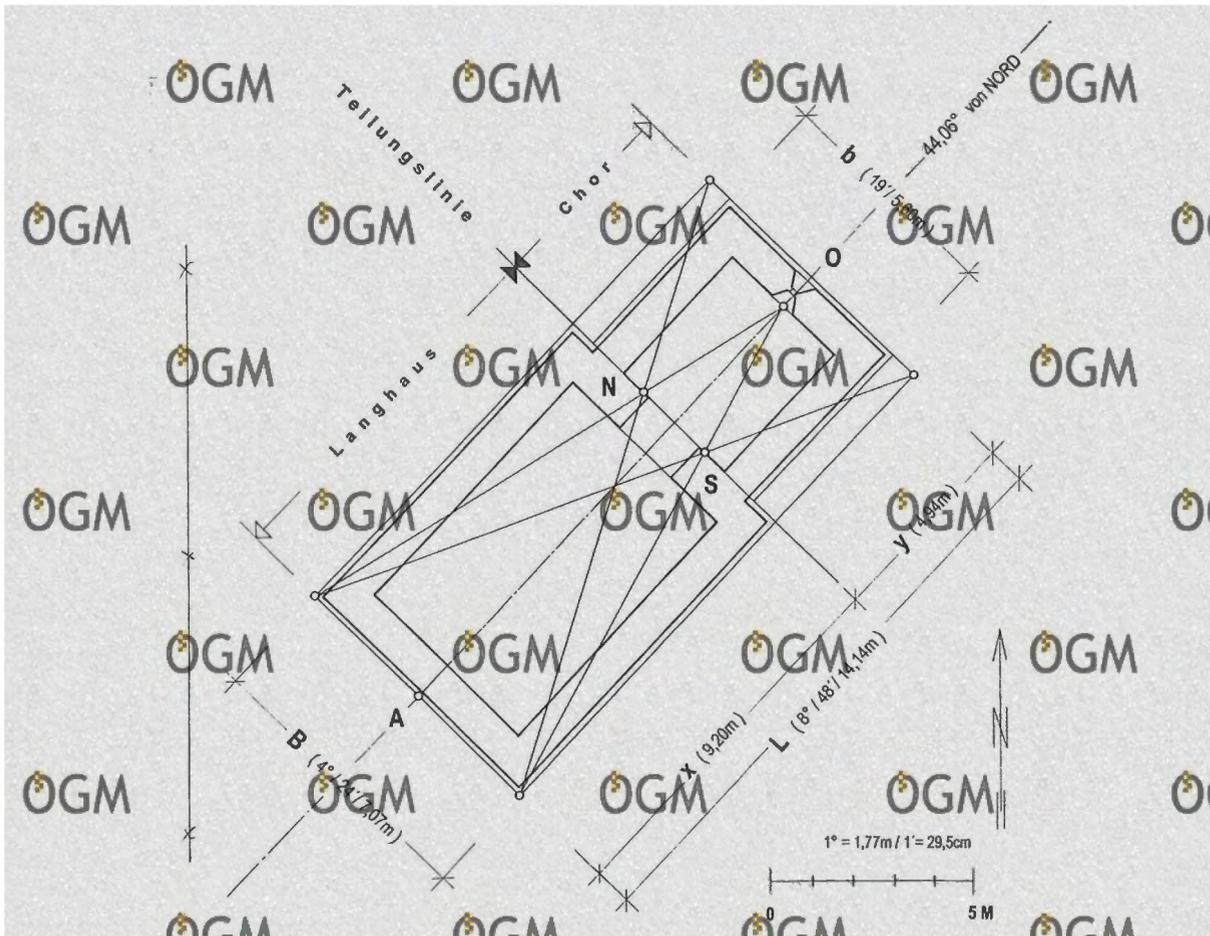


Abb. 8: Teilungskonstruktion und charakteristische Abmessungen von Chorquadratkirchen am Beispiel der ehemaligen Winzendorfer Pfarrkirche, NÖ. Das Grundrechteck bezieht sich auf die Sockelzone (Fundamente). L = Gesamtlänge der Kirche und B = Breite des Langhauses - entsprechen den Abmessungen des Grundrechtecks, b = Breite des Chores.

Nach Rekonstruktion und Analyse zahlreicher Kirchengrundrisse unterscheidet ich zwischen festen und veränderlichen Abmessungen (vgl. Abb.8). Die festen Abmessungen (L, B, b) nenne ich „charakteristische Abmessungen“; sie wurden am Bau angelegt (Grundrechteck und Chor). Die veränderlichen Abmessungen (x, y) sind das Ergebnis der von mir erforschten Teilungskonstruktion (vgl. Abb. 8); sie wurden im Zuge der Absteckung konstruiert, sind in der Regel unrunde Werte und daher für die Maßforschung nicht geeignet. Erst durch diese Erkenntnisse konnte ich die Maßforschung ganz gezielt und erfolgreich ansetzen.

In Tabelle 2 habe ich an 12 Beispielen²⁶ die Maßeinheiten und charakteristischen Abmessungen von Chorquadratkirchen (vgl. Abb. 8) festgehalten. In Spalte 3 sind die Maßeinheiten der jeweiligen Kirchen/Kapellen ausgewiesen. Sie bewegen sich zwischen 1 Fuß = 29,5 cm - 31,0 cm bzw. 1 Klafter = 1,77 m - 1,86 m.

²⁶ Pläne im Archiv des Verfassers (St. Lorenzen auch in der NÖ Landesbibliothek / Kartensammlung KI 3696/2004).

Nr.	Kirche/Kapelle	Fuß/Klafter cm / m	Grundrechteck			Chor Breite b Fuß/Klafter	Anmerkungen
			Breite B Fuß/Klafter	Länge L Fuß/Klafter	Proportion B : L		
1	Emmerberg Burgkapelle Hl. Michael um 1160	30,9 / 1,854	18' / 3°	36' / 6°	1 : 2	~ 14'	
2	Pitten Burgkapelle Hl. Katharina M./2.H. 12. Jh.	30,9 / 1,854	21' / 3,5°	42' / 7°	1 : 2	~ 15'	Baufuge: Verlängerung eindeutig erkennbar
3	Winzendorf Filiakirche Maria Himmelfahrt	29,5 / 1,770	24' / 4°	48' / 8°	1 : 2	19'	Baufuge: Verlängerung eindeutig erkennbar
4	Saubersdorf Hl. Veit	30,2 / 1,812	27'	52'	1 : 1,93	21'	
5	Maiersdorf Hl. Johannes d. T. 4.V. 12. Jh./1.V. 13. Jh.	30,9 / 1,854	24' / 4°	56'	1 : 2,33	20'	
6	Dreistetten Hl. Georg	31,0 / 1,860	34'	72' / 12°	1 : 2,12	23'	
7	Lanzenkirchen Hl. Nikolaus	30,0 / 1,800	34'	84' / 14°	1 : 2,47	29,5'	b = 30' Krypta
8	St. Lorenzen am Steinfeld Hl. Laurentius	30,0 / 1,800	36' / 6°	84' / 14°	1 : 2,33	24' / 4°	Rekonstruktion
9	Muthmannsdorf Hll. Peter und Paul 1136	29,6 / 1,776	38'	87'	1 : 2,29	25,5'	Apsis innerhalb des Grundrechtecks
10	Bad Fischau Hl. Martin	31,0 / 1,860	42' / 7°	99'	1 : 2,36	28'	Rekonstruktion des Chores
11	St. Egyden am Steinfeld Hl. Ägidius um 1230	30,9 / 1,854	41'	100'	1 : 2,44	28'	
12	Schöngrabern Maria Geburt um 1225 / 30	29,8 / 1,788	39' / 6,5°	90' / 15°	1 : 2,31	34'	Bezogen auf den tiefsten Sockel (nur im NW-Eck sicht- bar), Apsis außerhalb des Grundrechtecks

Tabelle 2: Maßeinheiten: Charakteristische Abmessungen und Proportionen von Chorquadratkirchen.
(1' = 1 Fuß / 1° = 1 Klafter; 1 Fuß = 29,5 - 31,0 cm / 1 Klafter = 1,77 - 1,86 m).

3.2 Teilungskonstruktion nach REIDINGER

Die von mir an zahlreichen Beispielen erforschte Teilungskonstruktion, durch die das Grundrechteck (L, B) der Kirche in Langhaus und Chor gegliedert wird, ist einfach und variantenreich (vgl. Abb. 8). Sie besteht aus folgenden drei Konstruktionsschritten, die auf der Baustelle offensichtlich mit Schnüren umgesetzt wurden.

- Ausschnüren der Diagonalen des Grundrechtecks
- Ausschnüren der Verbindungslinien von den westlichen Eckpunkten des Grundrechtecks zum Halbierungspunkt der Ostseite (der Bezugspunkt kann auch auf der Innenflucht der Mauer liegen).
- Ausschnüren der Verbindungslinie der Schnittpunkte, durch welche die Teilungslinie bestimmt ist. (Die Mauerflucht der Triumphpforte kann sowohl auf der Ost- oder Westseite mit der Teilungslinie zusammenfallen als auch innerhalb der Mauer liegen.).

Mit dieser Konstruktion besteht die Möglichkeit, abgebrochene oder veränderte Gebäudeteile in ihrer ehemaligen Lage zu rekonstruieren. Ein Beispiel dafür ist Bad Fischau, NÖ, wo zufolge einer Umorientierung der Chor abgetragen wurde²⁷. Ebenso greift diese Konstruktion in Weikersdorf am Steinfeld, NÖ, wo das romanische Langhaus geschleift und in der Barockzeit durch ein wesentlich größeres ersetzt wurde. Auch für den Fall, dass wegen Zu- und Umbauten der ursprüngliche Grundriss in Zweifel steht, ermöglicht die Anwendung dieser Konstruktion eine eindeutige Aussage; Beispiele dafür sind in Niederösterreich Dreistetten, Muthmannsdorf, St. Lorenzen und Lanzenkirchen.

In Anlehnung an Konrad HECHT²⁸ habe ich den Grundriss der Winzendorfer Kirche und jenen der Emmerberg-Burghkapelle ebenfalls mit einem Raster unterteilt²⁹. Das ist zwar möglich, führt aber zu keiner Teilungskonstruktion zwischen Langhaus und Chor, was daher gegen die Anwendung von Rastern bei diesen Kleinkirchen spricht.

3.3 Harmonikaler Teilungskanon nach KAYSER

Die obige Teilungskonstruktion ist das Ergebnis meiner Forschung. Es stellte sich die Frage, ob eine solche Konstruktion bereits bekannt war. Bei den Recherchen war mir Paul NAREDI-RAINER³⁰ behilflich, indem er mich auf die Harmonikalen Studien von Hans KAYSER³¹ aufmerksam machte.

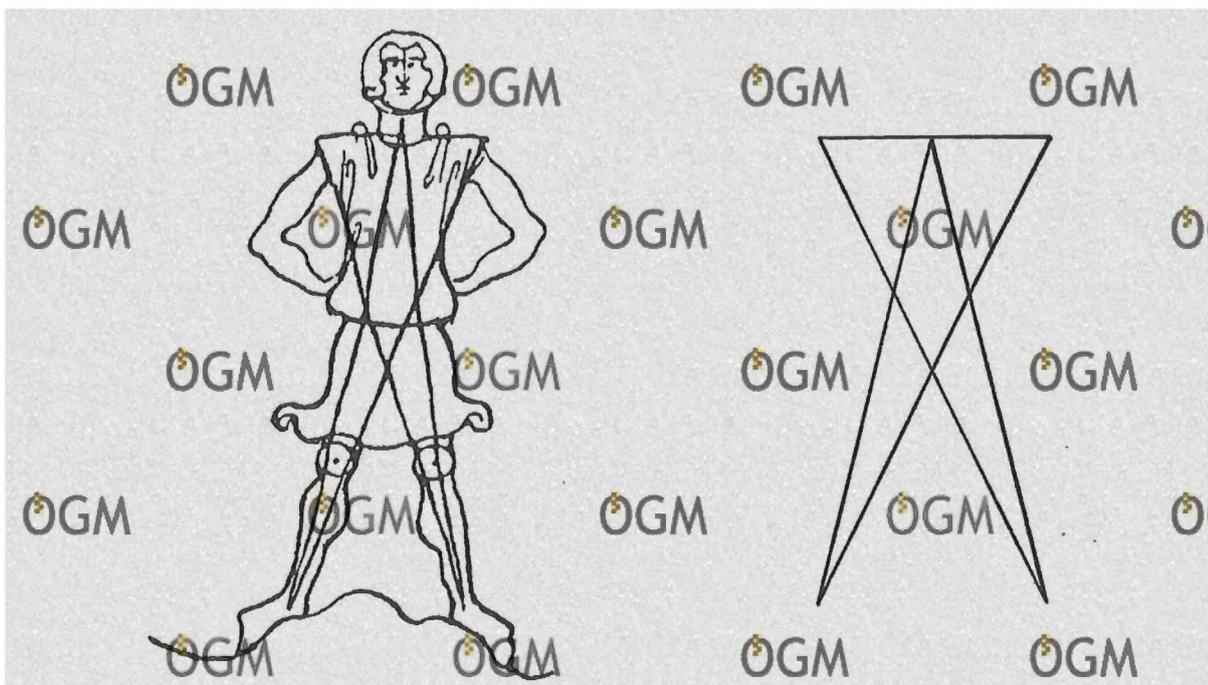


Abb. 9: VILLARD-Diagramm an einer menschlichen Figur (nach HAHNLOSER 1935, Taf. 37g).

²⁷ REIDINGER 1999.

²⁸ HECHT 1977.

²⁹ REIDINGER 1990, 147-149.

³⁰ Paul NAREDI-RAINER ist Vorstand des Instituts für Kunstgeschichte der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck.

³¹ KAYSER 1946, 25-26.

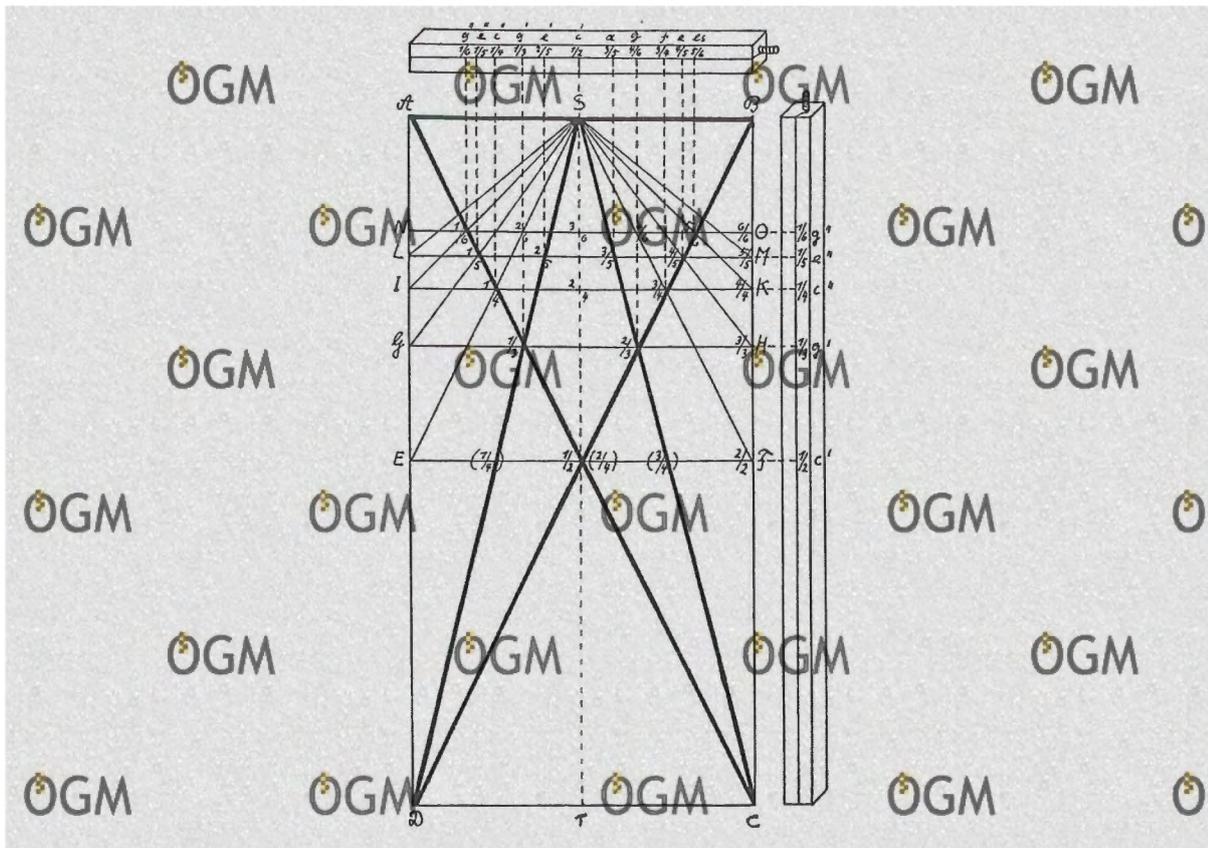


Abb. 10: Der harmonikale Teilungskanon nach Hans KAYSER
in Beziehung zur Musik bzw. als Gesetz-mäßigkeit von Ton und Zahl.

Hans KAYSER machte es sich zur Aufgabe, das sogenannte „VILLARD-Diagramm“ (VILLARDSche Figur), das nur in Verbindung mit menschlichen Figuren bekannt war, zu analysieren (Abb. 9)³². Daraus entwickelte er den „harmonikalen Teilungskanon“ (Abb. 10)³³, der mit der von mir aus dem Baubestand heraus entdeckten Konstruktion identisch ist.

So gesehen habe ich nichts Neues entdeckt, sondern nur das Alte richtig verstanden. Die neue Erkenntnis besteht darin, dass diese Konstruktion in der Architektur/Grundrissgestaltung von mittelalterlichen Chorquadratkirchen Anwendung fand, wofür bisher entsprechende Beispiele fehlten.

Über den wahrscheinlichen Gebrauch des VILLARD-Diagrammes in der Architektur äußerte sich KAYSER folgendermaßen³⁴:

„Es ist zu vermuten, daß das Villardsche Schema, das heißt der harmonikale Teilungskanon, in den architektonischen Grund- und Aufrissen seit alters benützt worden ist, wenn auch nur wenige direkte Belege dafür vorhanden sind. Einen der letzteren fand ich in der Vitruv-Übersetzung von Walter Rivius (Basel 1575, S. 325) [...]“.

Das verschollene Wissen führt er auf die mittelalterlichen Geheimlehren der Bauhütten zurück; neue Entdeckungen halte er keineswegs für ausgeschlossen³⁵. Den Ursprung sieht er bereits in der pythagoräischen Tradition, die ihr Wissen den ägyptischen Tempelschulen verdankt³⁶. Einen Schwerpunkt bildet auch die Verknüpfung von Musik (Monochord) und Architektur (vgl. Abb. 10).

³² HAHNLOSER 1935, Taf. 35/d, e und 37/g.

³³ KAYSER 1946, 36.

³⁴ KAYSER 1946, 25.

³⁵ KAYSER 1946, 21.

³⁶ KAYSER 1946, 26.

Offensichtlich handelt es sich bei meiner Entdeckung um ein sogenanntes „Bauhüttengeheimnis“, das ich durch die „Sprache des Technikers“ - die Zeichnung -, enthüllen konnte. Mit dieser Konstruktion habe ich somit nachgewiesen, dass der „harmonikale Teilungskanon“ zumindest bis in das Mittelalter in der Architektur verwendet worden ist. Warum ihn VILLARD DE HANNECOURT in seinem Bauhüttenbuch (1225/30)³⁷ nicht ausgewiesen hat, ist unklar, weil der Kanon zu seiner Zeit beim Kirchenbau noch Anwendung fand. Entweder hat er ihn wirklich nicht gekannt oder er war zur Geheimhaltung (Bauhüttengeheimnis) verpflichtet.

3.4 Proportionen und Symbolzahlen

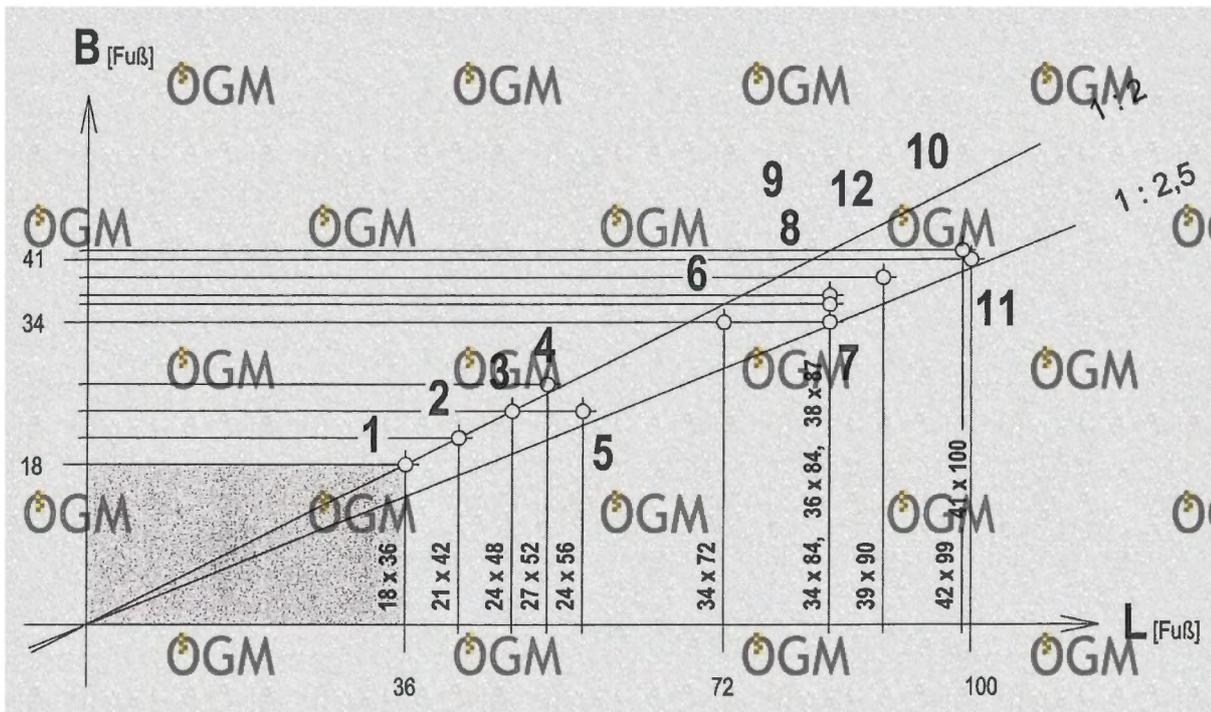


Abb. 11: Proportionen der in Tabelle 2 angeführten Kirchen. Bezugsnummern wie in Tabelle.

Allgemein lässt sich dazu feststellen, dass es nicht bestimmte Proportionen waren, die bei den Grundrissen (Grundrechteck) von Kirchen beachtet wurden (Abb. 11). Vielmehr scheint, dass die Abmessungen der Seiten offensichtlich nach Symbolzahlen festgelegt wurden (vgl. Tabelle 2). Mit Ausnahme der ersten drei Beispiele in Tabelle 2 mit den Proportionen 1 : 2, gibt es keine, die als reine Intervalle³⁸ einzustufen sind. Die Auswertung hat gezeigt, dass die Proportionen (Seitenverhältnisse) etwa zwischen 1:2 bis 1:2,5 (2:5) liegen.

Zur Interpretation von Symbolzahlen verweise ich allgemein, wie bei den Stadtpfarrkirchen, auf die Literatur³⁹. Nur über die Länge des Grundrechtecks der Kirchen von Lanzenkirchen und St. Lorenzen mit jeweils 84 Fuß stelle ich eine Betrachtung an. Die Deutung der Zahl 84 erfolgt über die Faktoren 7 und 12. Dabei bedeutet z.B. die Sieben die ewige Ruhe und den siebenfältigen Geist (nach anderer Auslegung das Zeichen der irdischen Welt), während die Zwölf auf die Lehre der Apostel verweist⁴⁰.

³⁷ Das Bauhüttenbuch befindet sich in der Pariser Nationalbibliothek. - Verweis bei HAHNLOSER 1935: *Bauhüttenbuch ms. fr 1903 der Pariser Nationalbibliothek*.

³⁸ NAREDI-RAINER 1982, 163.

³⁹ MAYER, SUNTRUP 1987.

⁴⁰ MAYER, SUNTRUP 1987, Spalte 775.

3.5 Absteckung von Chorquadratkirchen

Über die mittelalterliche Bauvermessung sind nur wenige schriftliche Hinweise überliefert⁴¹. Maßstäbliche Bauzeichnungen sind erst ab dem 15. Jahrhundert bekannt⁴². Die Grundrisse der Kirchen und die Übertragung in die Natur (Bauvermessung) waren aber so einfach, dass man durchaus mit ungeschriebenen Regeln der Technik (Grundriss, Mauerdicken, Orientierung und Teilungskonstruktion) das Auslangen finden konnte.

Nach den Grundsatzentscheidungen über Kirchengröße (Grundriss: $L \times B$) und Orientierungstage wird auf dem sorgfältig ausgewählten Bauplatz die Absteckung nach folgendem Schema vollzogen:

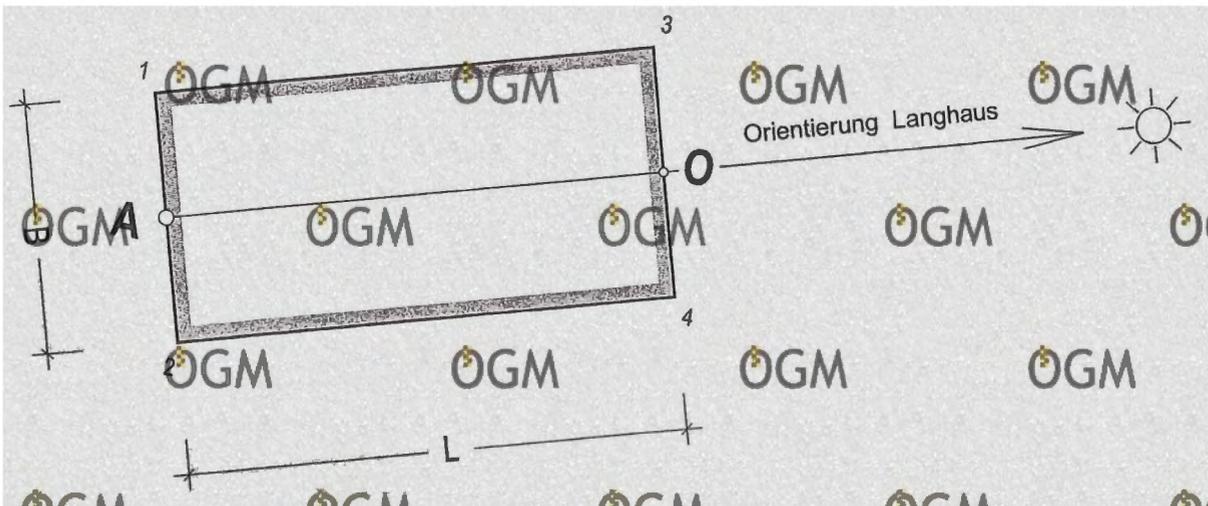


Abb. 12: Absteckung des Grundrechtecks nach der aufgehenden Sonne (Konstruktionsschritte 1 bis 3).

1. Festlegung des Punktes „A“ (Mitte der Westseite, in der Regel der Portalpunkt). Er ist der Ausgangspunkt der Absteckung (Abb. 12).
2. Orientierung „O“ Achse Langhaus (weltliche Achse) nach aufgehender Sonne (Abb. 12).
3. Absteckung des Grundrechtecks (umschriebenes Rechteck von Langhaus und Chor = $L \times B$).

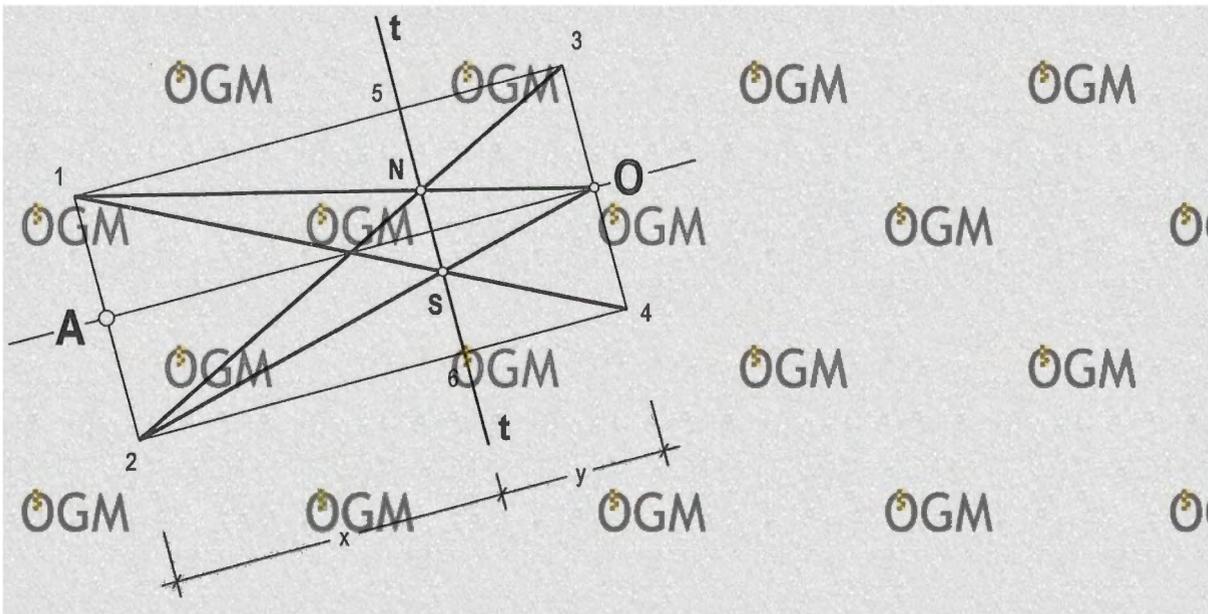


Abb. 13: Teilungskonstruktion mit Festlegung der Teilungslinie „t“ zwischen Langhaus und Chor (Konstruktionsschritt 4).

4. Teilung des Grundrechtecks in Langhaus und Chor nach der Teilungskonstruktion (Abb. 13).

⁴¹ BINDING, LINSCHIED-BURDICH 2002, 101.

⁴² BOOZ 1956, 74-77.

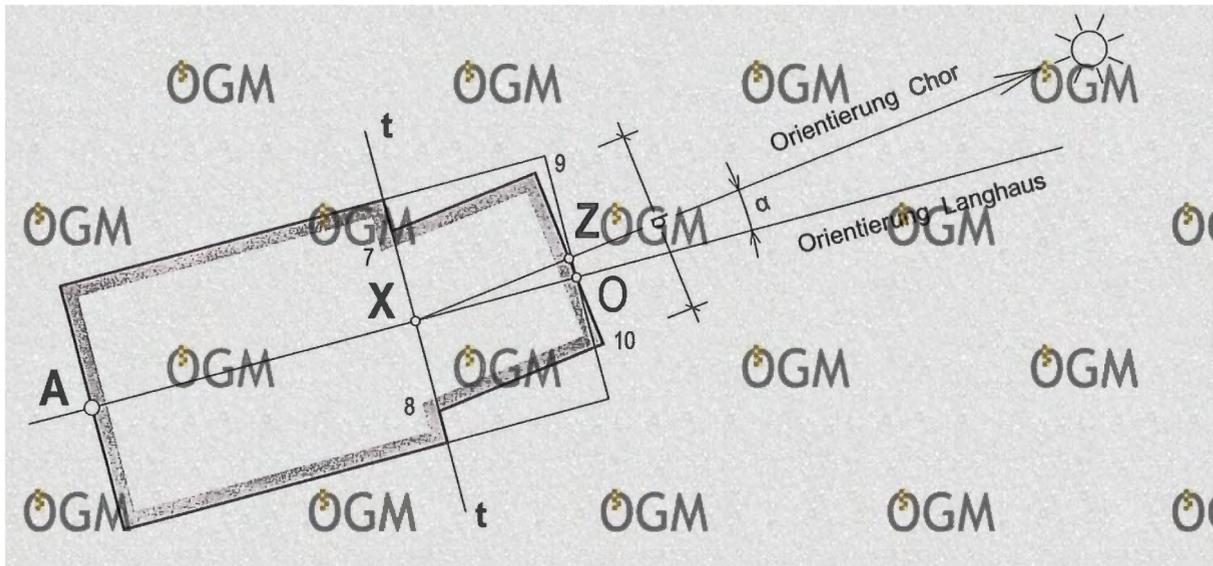


Abb. 14: Orientierung Achse Chor (himmlische Achse) nach der aufgehenden Sonne vom Punkt „X“ und Absteckung des eingezogenen Chores mit der Breite „b“ (Konstruktionsschritte 5 und 6).

5. Orientierung „Z“ Achse Chor (himmlische Achse) nach der aufgehenden Sonne vom Punkt „X“ (Abb. 14).
6. Absteckung des eingezogenen Chores mit der Breite „b“ (Abb. 14).

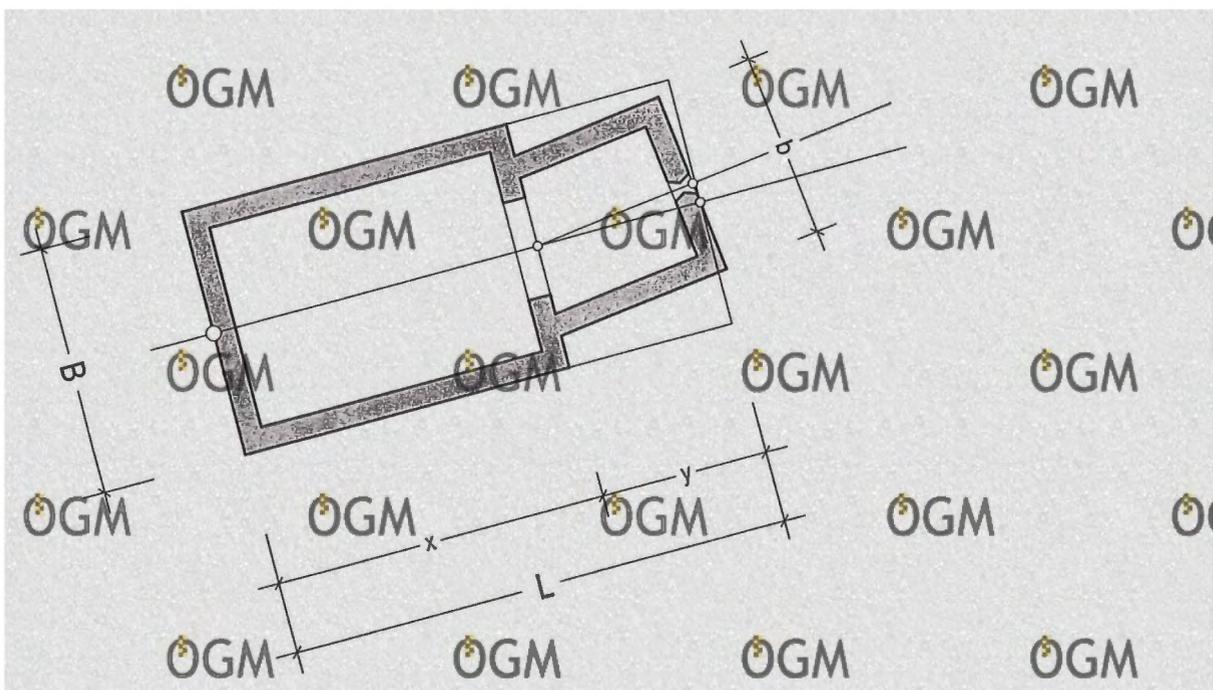


Abb. 15: Absteckung des Schnurgerüsts (Konstruktionsschritt 7).

7. Absteckung des Schnurgerüsts unter Berücksichtigung der Mauerdicken (Abb. 15).

Das Schema zeigt, dass die Absteckung in zwei Hauptstufen abläuft. Die erste Stufe umfasst die Punkte 1 bis 3 als Vorbereitung für die zweite Stufe mit den Punkten 4 bis 7. Den Hintergrund für diese Vorgangsweise bildet vermutlich das „liturgischen Bauprogramm“, das von einer unterschiedlichen Orientierung zwischen Langhaus und Chor ausgeht. Die bautechnische Konsequenz ist die geknickte Kirchenachse, bekannt als sogenannter „Achsknick“.

Literaturverzeichnis

- BINDING, LINSCHIED-BURDICH 2002:
Günther BINDING, Susanne LINSCHIED-BURDICH, Planen und Bauen im frühen und hohen Mittelalter nach den Schriftquellen bis 1250. Darmstadt 2002.
- BOOZ 1956:
Paul BOOZ, Der Baumeister der Gotik. München-Berlin 1956.
- DIENST 1995/2001:
Heide DIENST, Nova Civitas - die ältesten schriftlichen Quellen. In: REIDINGER 1995/2001, 8-9.
- FIRNEIS, LADENBAUER 1978:
Maria FIRNEIS, Herta LADENBAUER, Studien zur Orientierung mittelalterlicher Kirchen. Mitteilungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte 28/1, 1978, 1-12.
- GÖRG 1991:
Manfred GÖRG, Die Beziehung zwischen dem alten Israel und Ägypten: Von den Anfängen bis zum Exil. Darmstadt 1991.
- HAHNLOSER 1935:
Hans R. HAHNLOSER, Villard de Hannecourt. Kritische Gesamtausgabe des Bauhüttenbuches. Wien 1935.
- HECHT 1977:
Konrad HECHT, Die Sylvesterkapelle zu Goldbach, ein Schlüssel für Maß und Zahl in der Baukunst des Mittelalters. Abhandlungen der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft 28, 1977, 137-186.
- KAYSER 1946:
Hans KAYSER, Ein Harmonikaler Teilungs-Kanon. Analyse einer geometrischen Figur im Bauhüttenbuch VILLARD DE HANNECOURT. Harmonikale Studien Heft 1, Zürich 1946.
- MAYER, SUNTRUP 1987:
Heinz MAYER, Rudolf SUNTRUP, Lexikon der mittelalterlichen Zahlendeutung. München 1987.
- NAREDI-RAINER 1982:
Paul NAREDI-RAINER, Architektur und Harmonie-Zahl, Maß und Proportion in der abendländischen Baukunst. Köln 1982.
- NISSEN 1910:
Heinrich NISSEN, Orientation. Studie zur Geschichte der Religionen. 3. Heft, Berlin 1910.
- REIDINGER 1990:
Erwin REIDINGER, Die mittelalterliche Kirche Maria Himmelfahrt in Winzendorf, VB Wiener Neustadt, Niederösterreich. Archaeologia Austriaca 74, 1990, 131-235.
- REIDINGER 1998:
Erwin REIDINGER, Mittelalterliche Gründungsstädte in Niederösterreich, Grundlagen - Regeln - Beispiele. Österreichische Ingenieur- und Architekten-Zeitschrift (OIAZ) 143 Jg./Heft 1 (Wien), 1998, 2-20.
- REIDINGER 1999:
Erwin REIDINGER, Die romanische Pfarrkirche zum hl. Martin in Bad Fischau. Unsere Heimat, Zeitschrift für Landeskunde von Niederösterreich Jg.70/Heft 4, 1999, 306-314.
- REIDINGER 1995/2001:
Erwin REIDINGER, Planung oder Zufall - Wiener Neustadt 1192. Wiener Neustadt 1995/Wien 2001².
- REIDINGER 2002a:
Erwin REIDINGER, Die Tempelanlage in Jerusalem von Salomo bis Herodes aus der Sicht der Bautechnischen Archäologie. Biblische Notizen, Beiträge zur exegetischen Diskussion Heft 114/115 (München), 2002, 89-150.
- REIDINGER 2002b:
Erwin REIDINGER, Marchegg - Ostersonntag 1268. Der Sternbote, Österreichische astronomische Monatszeitschrift, Astronomisches Büro, 45 Jg. 551/2002-6 (Wien), 2002, 102-106.
- REIDINGER 2003:
Erwin REIDINGER, Mittelalterliche Stadtplanung am Beispiel Linz. Historisches Jahrbuch der Stadt Linz, 2003, 24-27.
- REIDINGER 2004:
Erwin REIDINGER, The Temple Mount Platform in Jerusalem from Solomon to Herod: An Re-Examination. Assaph No. 9 (Tel Aviv), 2004, 1-64.
- SCHALLER 1974:
Hans Martin SCHALLER, Der heilige Tag als Termin mittelalterlicher Staatsakte. Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 30 Jg./Heft 1 (Köln-Wien), 1974, 1-24.

Dipl.-Ing. Dr. techn. Erwin Reidinger
Römerweg 95
A-2722 Winzendorf
erwin.reidinger@aon.at

FRÜHMITTELALTERLICHE KIRCHEN IM RHEINLAND

von

Bernd PÄFFGEN, München

Während Zeugnisse romanischer Sakralarchitektur bis heute das Rheinland in nennenswertem Umfang prägen¹, haben sich sicher datierbare ältere Kirchen - mit Ausnahme der karolingischen Aachener Marienkirche - im stehenden Baubestand kaum erhalten. Dies verdeutlicht bereits den Stellenwert archäologischer Untersuchungen im Hinblick auf den vorromanischen Kirchenbau des ersten Jahrtausends².

Forschungsgeschichtliche Grundlagen

Eingangs seien einige forschungsgeschichtlichen Grundlagen genannt, um aufzuzeigen, wie das Interesse an der Fragestellung der Kirche im mittelalterlichen Siedlungsraum im Rheinland entstehen konnte.

Die systematische Erfassung, Auswertung und Publikation der Kirchen im Rheinland begann 1891 mit dem von Paul CLEMEN (1866-1947) herausgegebenen Inventarwerk „Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz“, das bis in den Zweiten Weltkrieg fortgeführt wurde³. Bis dahin hatte man allenfalls den Denkmalwert der größeren Kirchen und Klöster, vor allem in den Städten, erkannt. Der Bestand der mittelalterlichen Kirchen hatte im Zuge der Säkularisierung um 1800 sowie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wegen des Bevölkerungswachstums in Folge der Industrialisierung und der Entstehung historisierender Sakral-Neubauten in der Stadt wie auf dem Lande einen großen und kaum dokumentierten Substanzverlust erlitten.

Beschäftigte man sich mit vorromanischer Architektur, war man auf Rückschlüsse aus dem jüngeren Baubestand und auf eine eher philologisch-historische Arbeitsweise angewiesen; ein gutes Beispiel hierfür bietet Wilhelm EFFMANNs (1847-1917) Studie des Jahres 1899 zur karolingischen Klostergründung von Essen-Werden⁴. Seit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts traten Ausgrabungen als Erkenntnisgrundlage hinzu⁵. Die Zeugnisse des frühen Christentums rückten verstärkt in das Forschungsinteresse. Bei den ersten Ausgrabungen standen primär baugeschichtliche und religionsgeschichtliche Fragestellungen im Vordergrund⁶. Vor allem war man an den überlieferten Heiligengräbern interessiert, wie Untersuchungen in Bonn, Xanten und Köln zeigen⁷. Gleichzeitig erkannte man auch das Alter ländlicher Kleinkirchen⁸. Der gelernte Kirchenmaler Peter Anton THOLEN (1882-1950) machte durch Baubeobachtungen nach dem Ersten Weltkrieg deutlich, dass sich Überreste vor- und frühromanischer Saalkirchen mancherorts am Niederrhein noch im vorhandenen Bestand versteckt ablesbar erhalten hatten⁹.

¹ KUBACH, VERBEEK 1976.

² OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966; JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991.

³ CLEMEN 1891-1944.

⁴ EFFMANN 1899/I u. 1922/II; vgl. auch seine Untersuchung zum karolingischen Kloster Centula: EFFMANN 1912.

⁵ Bonn: LEHNER, SCHULZE 1926 u. LEHNER, BADER 1932.

⁶ Z.B. für Aachen die 1910-14 mit großem Aufwand auf Anregung durch Paul CLEMEN von Erich SCHMIDT-WÖPKE unternommenen Ausgrabungen: KAT. BONN 1962, 33 (F. KREUSCH); KELLER 2004, 18. – Die ältere Grabungstätigkeit in rheinischen Kirchen war - man möchte meinen, in mittelalterlicher Tradition - auf die Auffindung von prominenten und verehrten Gräbern ausgerichtet: So die Untersuchungen durch den Generaldirektor der Preußischen Museen VON OLFERS 1843 und 1861 in Aachen, die der Entdeckung des Grabes von Karl dem Großen († 814) galten: KAT. BONN 1962, 29 f. (F. KREUSCH); vergleichbar dazu sind die vom Bischof von Montpellier finanzierten Arbeiten 1889 in Kornelimünster, wo man nach dem Grab von Benedikt von Aniane († 821) suchte: KAT. BONN 1962, 87 f. (L. HUGOT).

⁷ BADER 1946/1947; KAT. BONN 1962, 21 u. 23 (H. BORGER); BADER 1960/1985; vgl. BORGER 1993.

⁸ SCHWARZ 1927.

⁹ PÄFFGEN 1992, 48 f.

In eine neue Dimension führten dann die Ausgrabungen in Kirchen im Zuge des Wiederaufbaus nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg¹⁰. Gleichzeitig bildete sich mit den Stadtgrabungen die Archäologie des Mittelalters in unserem heutigen Sinne aus. Aufgrund der verbreiterten Materialbasis wurden die Grundzüge des frühmittelalterlichen Kirchenbaus klarer¹¹. Die Bedeutung des Holzkirchenbaus konnte ebenfalls herausgestellt werden¹².

Die für die Mittelalterarchäologie wichtige Ausstellung „Kirche und Burg“, die 1962 am Rheinischen Landesmuseum in Bonn gezeigt wurde, bilanzierte die bis dahin bekannten Ergebnisse und öffnete überdies das Bewusstsein für die Einbeziehung der Grabungsergebnisse in den siedlungsgeschichtlichen Zusammenhang¹³.

Seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts konnte die Kirchengrabung zum Regelfall im Zuge eines Bodeneingriffs werden. Waren nach dem Zweiten Weltkrieg zerstörungsbedingt auch flächige Untersuchungen möglich gewesen, wurden in der Folgezeit eher kleinteilige Grabungsflächen angelegt, die meist im Zusammenhang mit Heizungseinbauten standen¹⁴. Großflächige Kirchengrabungen waren und sind seitdem aber im Zusammenhang mit dem Braunkohleabbau möglich. Erstmals gelang dies in Morken in den 50er Jahren¹⁵.

Bereits die Ausstellung „Kirche und Burg“ verknüpfte 1962 die archäologische Erforschung der Kirchen mit der Einbindung in den mittelalterlichen Siedlungsraum. Vor allem der an der Ausstellung maßgeblich beteiligte Hugo BORGER (1925-2004) wies in verschiedenen Arbeiten mit Nachdruck immer wieder darauf hin, dass der Kirchenbau nicht als architektonischer Solitär für sich zu betrachten sei, sondern als Ausdruck des Siedlungsgeschehens erkannt und bewertet werden müsse¹⁶.

Eine katalogmäßige Erfassung der Grabungsergebnisse für die Landschaft zwischen Rhein und Maas unternahm Hans-Erich KUBACH und Albert VERBEEK aus baugeschichtlicher Sicht 1976, um die Grundlagen der romanischen Baukunst zwischen Rhein und Maas zu klären¹⁷. Der dort vorgelegte Bestand wurde durch Günther BINDING für den historischen Atlas der Rheinlande gesichtet und ergänzt¹⁸. Damit ist die Basis der Beschäftigung mit dem frühmittelalterlichen Kirchenbau im Rheinland von bauarchäologischer Seite umschrieben.

Funktionstypen der Kirchen

Im Frühmittelalter bildeten sich die historisch gesicherten Funktionstypen Bischofskirche, Stiftskirche, Klosterkirche, Pfarrkirche, Fiskalkirche, Pfalzkirche sowie die Eigenkirche des Bischofs, des Adels und geistlicher Gemeinschaften heraus. Dazu stellt sich die Frage nach der - in der Regel nur archäologisch fassbaren - Architektur. Diese Funktionstypen sind durch ihre verfassungsmäßige Organisation und Rechtsverhältnisse definiert. Die historische Überlieferung und die Topographie sollten die Zuordnung archäologischer Befunde ermöglichen. Dennoch besteht das Problem der Definition mehr oder weniger verbindlicher baulich-archäologisch fassbarer Kriterien für die Funktionstypen. Am ehesten dürfte dies für die geistlichen Gemeinschaften möglich sein¹⁹. Weit schwieriger ist die Erschließung von Funktionstypen im o.g. Sinne ohne entsprechende Überlieferung. Die Funktion einer Kirche als Grablege dagegen wird seltener aus historischen Quellen, sondern eher durch umfangreichere Ausgrabungen zu klären sein.

Die Funktionstypen lassen sich kaum bzw. nur sehr bedingt aus den in den archäologischen Befunden fassbaren Grundrissen ablesen. Indizien liefern die topographische Situation (Stadt, Land), die Lage *intra* oder *extra muros* bei ummauerten Städten oder militärischen Anlagen der Römerzeit, die mögliche Kontinuität der Nutzung des Kirchenbaus und schließlich - stärker aus dem Blickwinkel konkreter

¹⁰ NEUSS 1951; KAT. BONN 1962, 21 f.

¹¹ BOECKELMANN 1956; vgl. demgegenüber etwa LEHMANN 1938/1949.

¹² BÖHNER et al. 1950; ZIMMERMANN 1958; FEHRING 1967; BINDING 1970; 1982; BÖHNER et al. 1987.

¹³ KAT. BONN 1962, 20 f. (H. BORGER): „Es wird auf Dauer nicht genügen, die Untersuchungen auf die Kirchen selbst zu beschränken. Dies genügt, wenn die Baugeschichte geklärt werden soll. Da aber vielfach Kirchen Bestandteile eines größeren Siedlungszusammenhangs waren, wird es notwendig sein, auch die Umgebung der Kirchen in die archäologische Untersuchung einzubeziehen. Hier ist die Forschung im Rheinland über erste Anfänge noch nicht hinausgekommen“.

¹⁴ Z.B. BINDING 1984; WORTMANN 1968.

¹⁵ BÖHNER 1958b; 1959; HINZ 1969.

¹⁶ BORGER 1979; vgl. WALZIK 1971/1981.

¹⁷ KUBACH, VERBEEK 1976.

¹⁸ BINDING 1996.

¹⁹ Zu den Verhältnissen vor 1000 vgl.: BINDING, UNTERMANN 1985, 17-93.

Grabungsbefunde gesehen - liturgische Einbauten (Ambo, Chorschranken, Taufpiscina), zeitgleiche Bestattungen innerhalb oder außerhalb des zu rekonstruierenden Gebäudes sowie die gegebenenfalls erkennbare Bebauung (Nekropole, Nebengebäude zur wohnlichen und wirtschaftlichen Nutzung, städtisches Wohnviertel oder dergleichen).

Kirchenpatrozinien

Die Aussage der Patrozinien für das Alter des betreffenden Kirchenbaus darf nicht überschätzt werden. Dies liegt darin begründet, dass die betreffende Überlieferung in der Regel nicht frühmittelalterlich, sondern häufig erst dem 13./14. Jahrhundert angehört. Bei etwa 10% der Kirchen ist überdies ein Wechsel der Dedikation nachweisbar, so dass im Einzelfall größte Vorsicht geboten erscheint²⁰. Dennoch lassen sich einige Patrozinien herausstellen, die im Frühmittelalter gebräuchlich waren. Hierbei handelt es sich vor allem um Maria, Salvator, den Erzmärtyrer Stephanus, den Apostel Petrus und den fränkischen Reichsheiligen Martinus²¹.

1. Kirchen der Merowingerzeit

Im Folgenden sollen die Befunde nach Merowinger- und Karolingerzeit getrennt vorgestellt werden. Kommen wir nun zu den Kirchen der Merowingerzeit, d.h. von etwa 480 bis 750.

Betrachten wir die Verbreitung merowingerzeitlicher Kirchenbauten in der Landschaft zwischen Rhein, Maas und Mosel, fällt auf den ersten Blick auf, dass die alte römische Reichsgrenze auch weiterhin wirksam blieb (Abb. 1). Nur wenige Kirchenbauten finden sich außerhalb der römischen Provinzen im rechtsrheinischen Gebiet. In diesen Fällen handelt es sich um Neugründungen der ausgehenden Merowingerzeit um und nach 700²². *Extra limites* liegen nur wenige, auf den ersten Blick auffallende Kirchen. Zu nennen sind hier etwa Deventer, Dietkirchen an der Lahn, Soest, Büraberg, Fritzlar, Nauborn und Fulda.

1.1 Die Sakraltopographie der Bischofsstädte

Auf dem Kartenausschnitt finden wir 14 bzw. 15 frühmittelalterliche Bischofsstädte eingetragen. Davon besitzen am Rhein Köln, Mainz, Worms, Speyer und Straßburg römische Wurzeln. Das gleiche gilt für die Moselbistümer Trier, Metz, Verdun und Toul²³. Wenig glückreich war das Bistum Tournai, das um 630 nach Noyon verlegt wurde²⁴. Von Tongern²⁵, dem Hauptort der spätrömischen *civitas Tungrorum* ging der Bischofssitz wegen des dortigen verehrten Bischofsgrabs nach Maastricht über, bis dann in der frühen Karolingerzeit sich Lüttich durchsetzte, das im Unterschied zu den bisher genannten Beispielen keine römische Stadtvergangenheit besaß²⁶. Im frühen 8. Jahrhundert wurde das Bistum Utrecht für die Friesenmission beim ehemaligen *castellum Traiectense* neu gegründet, um das friesische Gebiet besser in das Fränkische Reich einzugliedern²⁷. Hinzu kommt als Sonderfall Büraburg mit der bonifatianischen Bistumsgründung des Jahres 742²⁸.

Es stellt sich nun die Frage nach der archäologischen Fassbarkeit der Bischofskirche einerseits und der frühstädtischen Sakraltopographie andererseits. Zur Erfassung der städtischen Sakraltopographie bietet sich das Unterscheidungskriterium der Lage des Kirchenbaus zur Stadtmauer an: Er kann sich *intra* oder *extra muros* befinden. Bei einer umfangreicheren Sakraltopographie können die Kirchen unterschiedliche Funktion gehabt haben.

Das Problem der Lokalisierung der spätantiken-merowingerzeitlichen Kathedralen hat die Forschung in Köln, Speyer und Mainz beschäftigt, da es die Überlieferung eines älteren Bischofssitzes an anderer Stelle

²⁰ OEDIGER 1969, 47 f.; WALZIK 1971/1981; BINDING 2005, 25.

²¹ OEDIGER 1969, 45-49; EWIG 1962; 1980, 64-67.

²² PÄFFGEN, RISTOW 1996b.

²³ GAUTHIER 1986; POLFER 1999; 2000.

²⁴ HIRSCHMANN 1998, 113-128.

²⁵ KUBACH, VERBEEK 1976, 1079-1081.

²⁶ KUBACH, VERBEEK 1976, 695-701; HIRSCHMANN 1998, 80-113.

²⁷ KUBACH, VERBEEK 1976, 1158-1160; HIRSCHMANN 1998, 65-80; PÄFFGEN 2004b, 83-85.

²⁸ WAND 1974; JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991, 74 (W. JACOBSEN).

gab, der wie in St. Alban in Mainz und St. German in Speyer über dortige, *extra muros* gelegene Bischofsgrablagen zu erklären ist²⁹. Es bleibt zu betonen, dass besonders bei den Bischofskirchen das Argument der Ortskonstanz hoch anzusetzen ist. Aus dem spätrömischen Trier hat sich die Doppelkirchenanlage von Kathedrale und seitlich benachbarter Liebfrauenkirche bis heute erhalten. Neue Grabungsergebnisse deuten sogar auf einen noch weit größeren bischöflichen Baukomplex in Westrichtung hin, der zwei vorgelagerte, möglicherweise liturgisch eigenständige Kirchen bzw. kirchenähnliche Vorbauten besaß³⁰.

Die Kölner Bischofskirche des 6. Jahrhunderts lässt sich ansatzweise zweiphasig rekonstruieren. Die berühmten Gräber eines Knaben und einer jungen Frau aus der Zeit um 537 wurden wohl bald nach der Jahrhundertmitte von einer Amboanlage überbaut. Das weiter östlich nachweisbare merowingerzeitliche Baptisterium, das ein älteres profanes Becken römischer Wohnbebauung überbaute, ist als eigene kleine Taufkirche zu rekonstruieren und deutet die Existenz einer kirchlichen Baugruppe im Bereich der späteren Domimmunität an³¹.

Als Charakteristikum merowingerzeitlicher Sakralräume im städtischen Kontext kann die Nutzung vorhandener spätrömischer Steinarchitektur herausgestellt werden. In den Trierer Barbara-Thermen wurde im Frühmittelalter eine Salvatorkirche eingerichtet³². Die Horrea am Moselufer in Trier zogen ebenso wie in Köln in der jüngeren Merowingerzeit eine kirchliche Nutzung an, die wir mit der Einrichtung des Klosters St. Irminen in Trier³³ und vergleichbar in Groß St. Martin in Köln³⁴ fassen. Hinzu kommt die Umnutzung des Kölner Kapitoltempels zum Stift St. Maria im Kapitol³⁵. In Pfalzel bei Trier war es ein spätrömischer Palastbau, der durch Schenkung der Adela um 700 zur Klosterkirche umgenutzt wurde (Abb. 3/3)³⁶. In Trier richtete man in einer suburbanen Villa in der Merowingerzeit einen Kirchenbau mit außen dreiseitiger Apsis ein, der als Maria in ripa oder Maria ad martyres überliefert ist; hier stellt sich die Frage nach der Funktion des Baus, möglicherweise handelt es sich um eine frühe Klostergründung des 7. Jahrhunderts³⁷.

Extra muros gingen aus Grabhäusern und Grabkammern im Bereich der Nekropolen Coemeterialkirchen hervor, die als sog. Basilika-Klöster in die Sakraltopographie der Bischofsstadt eingebunden wurden³⁸. Trier besaß im 6. Jahrhundert außer dem *intra muros* gelegenen bischöflichen Baukomplex *extra muros monasteria* an St. Paulin, St. Maximin, St. Eucharius und St. Martin³⁹. Für Köln mag der Hinweis auf St. Gereon und St. Severin genügen (Abb. 2/3)⁴⁰. Zu betonen bleibt die meist geringe Größe der frühen Kirchenbauten: St. Alban in Mainz war 14 x 29 Meter groß (395 m²), der spätantike Zentralbau von St. Gereon in Köln (Abb. 2/1) maß ohne Atrium 18 x 23 Meter (414 m²), die spätmerowingerzeitliche Stiftskirche von St. Severin in Köln (Abb. 3/4) war mit 14 x 37 Metern (518 m²) etwas größer. Damit sind Größenordnungen für Kirchen erfasst, die von wichtigeren geistlichen Gemeinschaften genutzt wurden.

1.2 Zur Sakraltopographie sonstiger Städte

Unterhalb der Ebene der Bischofssitze kann die Sakraltopographie für Städte wie Xanten, Neuss, Bonn, Andernach, Bad Kreuznach, Alzey usw. diskutiert werden.

In frühe Zusammenhänge verweisen Grabhäuser oder Oratorien, die vor allem mit Gräbern von Märtyrern oder Bischöfen in Zusammenhang stehen. Vielfach bieten sie die Keimzelle für geistliche Gemeinschaften wie in Xanten und Bonn, wo sie eine Siedlungsverlagerung bewirkten. Das Grabhaus unter der Stiftskirche St. Viktor in Xanten besaß eine Nutzfläche von 46 m²⁴¹. Der Gründungsbau unter der Bonner Cassiuskirche war 122 m² groß. Aus zeitgenössischer Sicht war man mit der Bewertung als große Kirche schnell bei der Hand. Dies verdeutlicht die Beschreibung des Baus, der um 560 das hölzerne Grabatorium (*de tabulis ligneis levigatisque*) des Bischofs Servatius in Maastricht ersetzte und als *templum magnum* das

²⁹ GIERLICH 1990, 146-155, 181 ff., 185 u. 193 ff.; HIRSCHMANN 1998, 332 f.; PÄFFGEN 2002.

³⁰ KAT. BONN 1962, 107-109 (H. BORGER); KUBACH, VERBEEK 1976, 1083-1088; GAUTHIER 1986, 21-25; BINDING 1996, 10 f.; WEBER 2004. - Vgl. zum Umfeld der groupe épiscopal: CLEMENS 2001, 52.

³¹ KUBACH, VERBEEK 1976, 498; PÄFFGEN, RISTOW 1996a; 1999; PÄFFGEN, TRIER 2002, 31; RISTOW 2003.

³² KENTENICH 1933; OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966, 350 (F. OSWALD); KUBACH, VERBEEK 1976, 1135; CLEMENS 2003, 67 f.

³³ KUBACH, VERBEEK 1976, 1113-1116; CLEMENS 2001, 48-52; 2003, 28 u. 71.

³⁴ CLEMENS 2003, 52; PÄFFGEN 2004b, 90.

³⁵ CLEMENS 2003, 50 f.; PÄFFGEN, TRIER 2002, 32.

³⁶ KUBACH, VERBEEK 1976, 929-933; CLEMENS 2003.

³⁷ KUTZBACH 1934; OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966, 346 (F. OSWALD); KUBACH, VERBEEK 1976, 1116; GAUTHIER 1986, 30 f.; BINDING 1996 15, Taf. III/13; CLEMENS 2003, 71 u. 73.

³⁸ SCHIEFFER 1980.

³⁹ BÖHNER 1949; 1958a; KUBACH, VERBEEK 1976, 1118-1134; ANTON 1987; NEYSES 1995; CLEMENS 2003.

⁴⁰ VERSTEGEN 2004; PÄFFGEN 1992; 2004a.

⁴¹ KAT. BONN 1962, 115-126 (H. BORGER); BADER 1960/1985; OTTEN 2003; 2004.

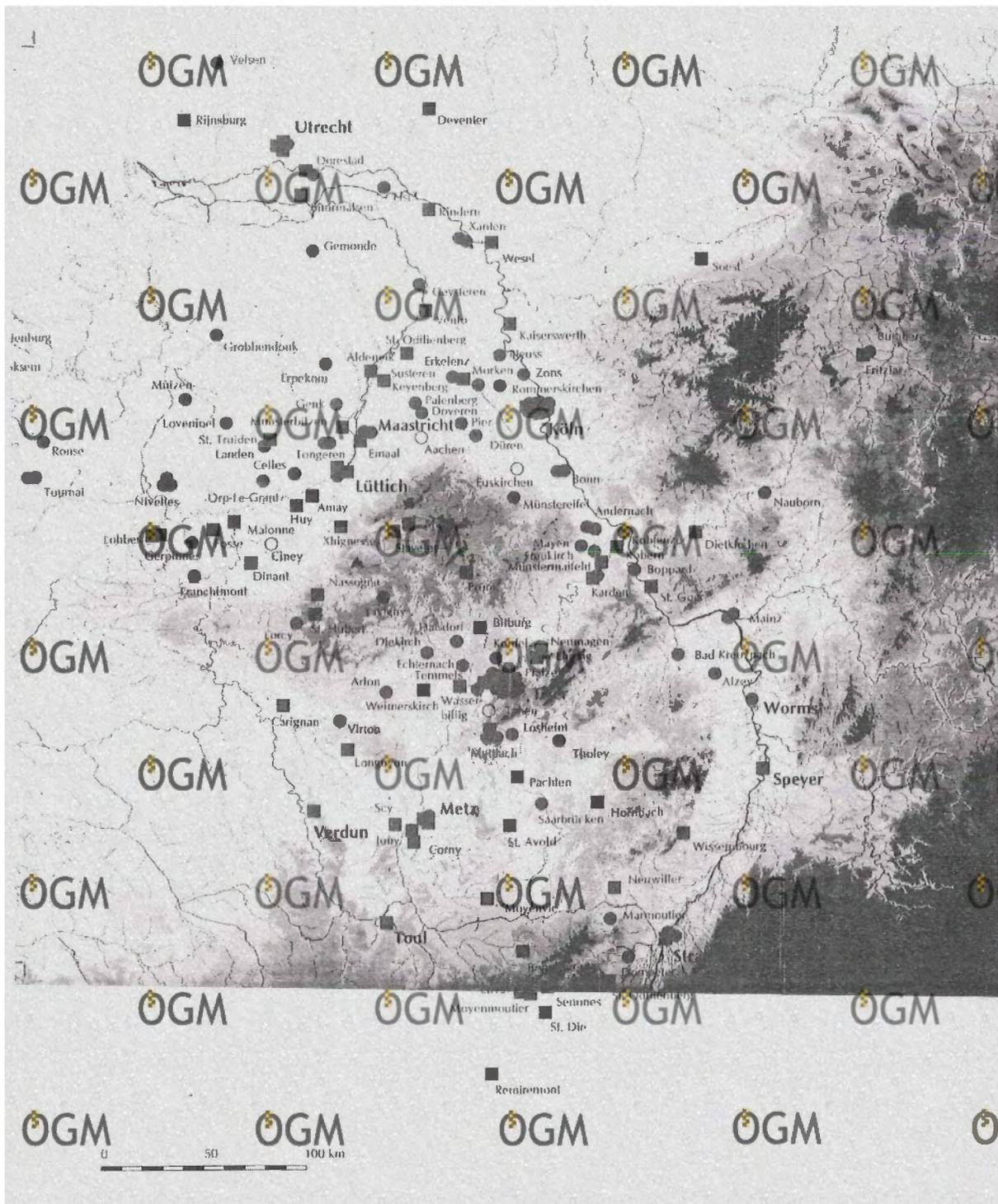


Abb. 1: Die Verbreitung merowingerzeitlicher Kirchenbauten im Rheinland und seinen Nachbargebieten (ca. 480-750 n. Chr.) nach archäologischen Befunden (●: archäologisch gesicherte Bauten, ○: unsichere archäologische Befunde) und historischen Quellen (■). (Entwurf: B. PÄFFGEN, graphische Umsetzung: J. JANSSENS, Rheinisches Amt für Bodendenkmalpflege Bonn).

Wirken des bischöflichen Bauherrn Monulf verherrlichte⁴². Zur Zuweisung einer Kirche an eine dort ansässige geistliche Gemeinschaft bedarf es in der Regel der Schriftquelle. Kirchen von Kloster- oder Klerikergemeinschaften lassen sich archäologisch aber durch eine gewisse Größe, einen aufwendigeren Chorbereich und vor allem über die begleitenden Nutzbauten nachweisen. In Andernach und Boppard deuten Grabinschriften auf die Existenz geistlicher Gemeinschaften⁴³.

Nach einer Neubearbeitung der Grabungsbefunde unter dem Bonner Münster müssen die bisherigen Deutungen revidiert werden⁴⁴. Über einer separierten Grabgruppe an der Gumme entstand wohl in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts ein kleiner Rechteckbau, eine *cella memoriae* mit Speisetisch. Es dürfte sich um bankettartige Gründungen gehandelt haben, die im Aufgehenden eine Fachwerkkonstruktion trugen. Im 6. Jahrhundert wurde die abgegangene, aber wohl noch kenntliche oder zumindest noch bekannte Gebäudestruktur von einer steinernen Saalkirche mit abgeschranktem Chorbereich überbaut, die bislang fälschlich in das Ende des 4. Jahrhunderts gesetzt wurde. Merowingerzeitliche Bestattungen einer wohlhabenden Oberschicht sichern dabei die Datierung. Es bleibt hier aber die Deutungsfrage des Baues bei nicht nachweisbarer Bestattungs- und Raumnutzungskontinuität im 5. Jahrhundert. Die bereits merowingerzeitlich überlieferten Märtyrergräber von Cassius und Florentius sind im archäologischen Befund nicht nachweisbar.

Beschreibende Texte zu merowingerzeitlichen Kirchen im Hinblick auf die genauere Baugestalt sind selten. Eine Ausnahme stellt hier Birten bei Xanten dar: Um 590 vergrößerte der Kölner Bischof Ebergesil das dortige *oratorium* zu Ehren des Märtyrers Malosus dadurch, dass ein neues Kirchenschiff angebaut und dadurch der vorhandene Kapellenbau mit dem Heiligengrab zum Chor wurde, wie Gregor von Tours *in gloria martyrum* c. 62 in seltener Anschaulichkeit berichtet⁴⁵. Leider gibt es hier keine Möglichkeit der Gegenüberstellung archäologischer Befunde, da die frühmittelalterliche Siedlung Birten im 9. Jahrhundert im Zuge der Wikingereinfälle unterging⁴⁶.

1.3 Kastellkirchen

Als eigene Gruppe im merowingerzeitlichen Kirchenbau können die Kastellkirchen behandelt werden. Die ältere Forschung bevorzugte das Bild spätrömischer Kastellkirchen, sah also den frühen Kirchenbau noch als Bestandteil der spätesten römischen Militäranutzung an. Der Begriff Kastellkirche bedeutet zunächst nichts anderes als einen Kirchenbau innerhalb der Kastellfläche, häufig direkt an die Mauer angelehnt oder in deren Nachbarschaft gelegen. Dabei müssen wir uns jedoch bewusst werden, dass die spätantiken Militäranlagen anders zu bewerten sind als ihre Vorgänger, da sie wohl bereits zivile Bevölkerung mit aufnehmen konnten. Während der Merowingerzeit muss sich aber noch ein weiterer Bedeutungswandel vollzogen haben. Hervorzuheben bleibt, dass die Kastellorte regelhaft zu Gauvororten wurden. Mit dem Ort gewann die Kastellkirche im Frühmittelalter eine Zentralfunktion.

Archäologisch muss gegenwärtig für das Untersuchungsgebiet offen bleiben, ob es - ähnlich wie in Stein am Rhein archäologisch belegt - bereits spätrömische Kastellkirchen gab. Gesichert sind Kastellkirchen dann in der Merowingerzeit. Für Qualburg bei Kleve am Niederrhein, Haus Bürgel bei Zons, sowie für Remagen, Jülich, Zülpich, Deutz, Bitburg und Neumagen ist von der Existenz solcher Kastellkirchen auszugehen⁴⁷. Im Bonner Kastell gibt es den Grabungsbefund eines vermutlich spätantiken Saals von 10 x 20 Metern Größe, dessen kirchliche Nutzung durch Grabfunde aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts gesichert ist⁴⁸.

⁴² KUBACH, VERBEEK 1976, 728; GIERLICH 1990, 304-307.

⁴³ ENGEMANN, RÜGER 1991, 65-72 u. 96-100 (W. SCHMITZ); NIKITSCH 2004.

⁴⁴ BADER 1946/1947, 12 ff.; NEUSS 1951, 75 ff.; KAT. BONN 1962, 45-51 (H. BORGER); KUBACH, VERBEEK 1976, 107-110; DASSMANN 1993, 140-146; BINDING 1996, 11; nun weiterführend: KELLER, MÜSSEMEIER 2001 u. 2004.

⁴⁵ *In latere basilicae, id est in pariete, qui in parte erat oratorii, arcum volvit ipsumque oratorium in absida collegit*: MGH SS 1, 530 u. 733; OEDIGER 1956, 18 f.; NEUSS, OEDIGER 1964, 84 f.; OEDIGER 1969, 31; 1978, Nr. 18; BADER 1985, 54-61; BINDING 1996, 10.

⁴⁶ PÄFFGEN 2004b, 98 f. - Im 11. Jh. lässt sich eine Peterskirche in Birten nachweisen, die der Kölner Erzbischof Heribert der Abtei Deutz übertrug. Da diese Kirche in der Mitte des 16. Jhs. durch den Rhein weggespült wurde, besteht keine Möglichkeit zur archäologischen Untersuchung hinsichtlich der möglichen Standortkontinuität - vgl. OEDIGER 1956, 18 f.

⁴⁷ Innerhalb des Kölner Bistums gehören die am Rhein gelegenen Kastellkirchen von Remagen, Bonn, Deutz, Bürgel und Qualburg ebenso wie Jülich und Zülpich nicht von ungefähr zu den ältesten bischöflichen Pfarrkirchen des Landes - vgl.: OEDIGER 1956, 9 f.; NEUSS, OEDIGER 1964, 293 f.

⁴⁸ DASSMANN (1993, 146 f.) geht in diesem Zusammenhang bereits von einer Gemeindegkirche des 5. Jahrhunderts in der Ecke des *castrums* aus. Gesichert ist die Funktion der Pfarrkirche St. Peter, die auch Dietkirche heißt, dann ab 795 - vgl.: OEDIGER 1956, 19.

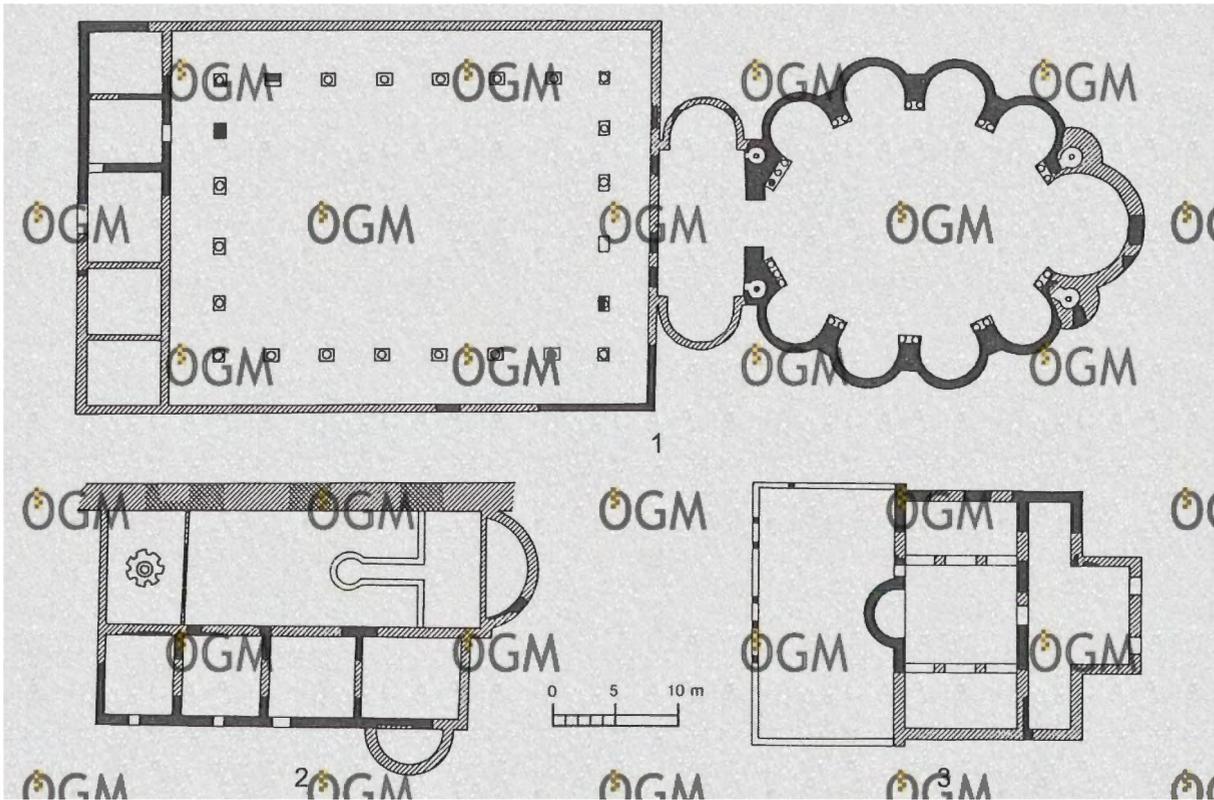


Abb. 2: Kirchenbauten des 6. Jahrhunderts im Rheinland (nach BINDING 1996).

1. Der als Kirche *ad Sanctos Aureos* umgenutzte spätrömische Grabbau nordwestlich *extra muros* von Köln (St. Gereon). – 2. Die an der Bopparder Kastellmauer *intra muros* errichtete Kirche mit Ambo und Baptisterium (St. Severus). – 3. Die südlich von Köln *extra muros* auf einem umfangreichen Nekropolenareal entstandene, aus einem spätrömischen Grabgebäude hervor-gegangene Kirche St. Severin.

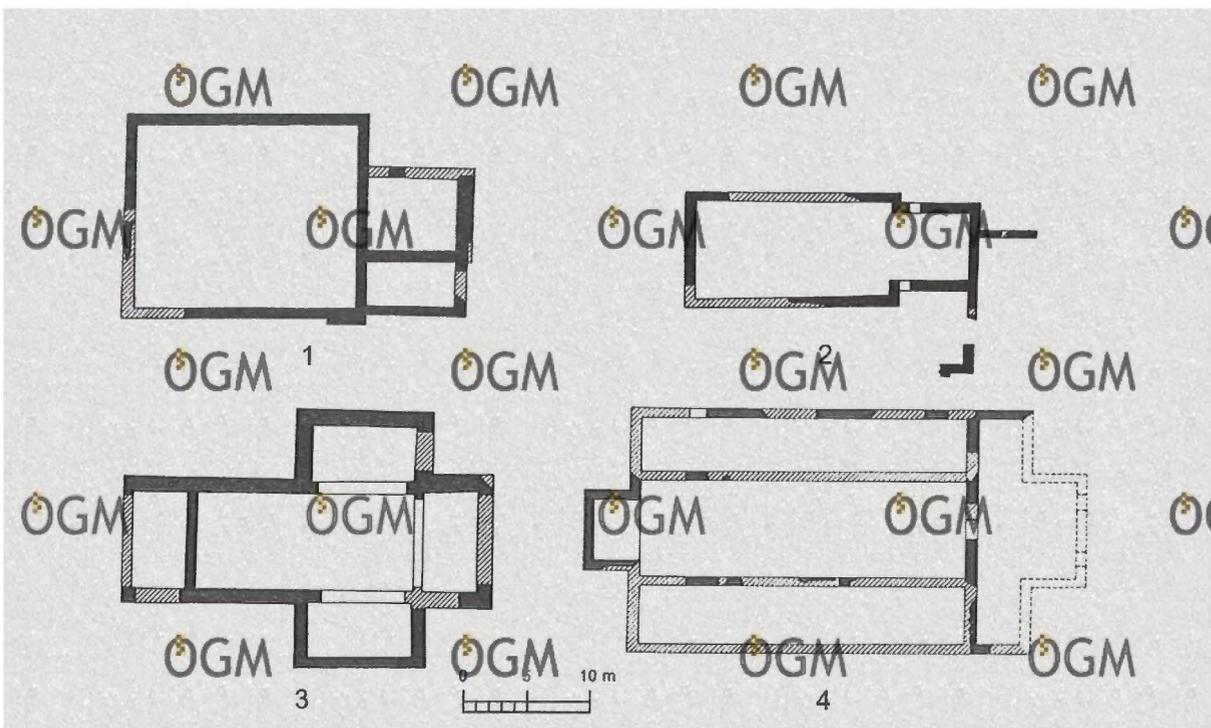


Abb. 3: Monasteria der Zeit um 700 im Rheinland (nach BINDING 1996).

1. Tholey – 2. Echternach – 3. Pfalz – 4. Köln, St. Severin.

Literarisch überliefert ist durch Venantius Fortunatus (*carmen* 2,11 u. 9,9) der Bau der Georgskirche im rechtsrheinischen Brückenkopfkastell - heute Mainz-Kastel - durch den Mainzer Bischof Sidonius im 6. Jahrhundert⁴⁹.

Wie sehr dieser Bautyp dann in der jüngeren Merowingerzeit bestimmend war, zeigt sein Export in fränkische Expansionsräume: So vermutlich um 630 in das westfälische Soest, in das friesische Utrecht gegen Ende des 7. Jahrhunderts sowie im frühen 8. Jahrhundert in Hessen mit dem Büraberg bei Fritzlar und dem Christenberg bei Münchhausen (Kreis Marburg-Biedenkopf)⁵⁰.

Die wohl besten Befunde für eine Kastellkirche liegen aus Boppard am Rhein vor. Dort entstand innerhalb älterer Badegebäude an der Nordmauer der Kastellinnenseite wohl erst in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts der Vorgänger der späteren Stiftskirche St. Severus (Abb. 2/2)⁵¹. Es handelt sich dabei um einen langgestreckten Saalbau mit Apsis und südlichen Annexen, der für die jüngeren Bauten bestimmend blieb. Die Ausgrabungen von Hans EIDEN haben vor der Apsis einen schlüssellochförmigen Einbau erbracht, der als Ambo, d.h. als Vortragekanzel am Übergang zum Laienraum zu deuten ist. Am Westende des Saalbaus wurde ein Taufbecken freigelegt: Die Piscina findet sich als zentrales Becken im Raum, ist einen Meter tief und gut zwei Meter breit, wodurch sich der praktizierte Ritus der Immersionstaufe ableiten lässt. Die äußeren Fundamentvorsätze der Piscina trugen Stützen einer darüber befindlichen Konstruktion; hier ist mit Sebastian RISTOW an ein Ziborium über dem Taufbecken zu denken, wie es an der nördlichen Mittelmeerküste zwischen Südfrankreich und Griechenland im 5. bis 6. Jahrhundert als Bauform mehrfach gesichert ist. Auffallend ist die Übereinstimmung mit den Befunden aus den Bischofskirchen von Köln und Trier sowie dem Monasterium an St. Ursula in Köln⁵². Es stellt sich daher die Frage nach der Nutzung der Bopparder Kastellkirche. Eine Kastellkirche dürfte grundsätzlich vom ansässigen adeligen Amtsträger und seiner Familie genutzt worden sein, aber gerade das Bopparder Beispiel zeigt eine gemeindliche Nutzung an. In Boppard möchte man in Heranziehung der dortigen Grabinschrift überdies an ein *monasterium* denken, das an der Nordgrenze des Trierer Bistums am Rhein Bedeutung besaß. Das Bopparder Beispiel könnte aber auch für die seit dem 6. Jahrhundert bezeugten *ecclesiae baptismales* in Anspruch genommen werden⁵³. Hier wird deutlich, auf welchem unsicherem terminologischen Terrain wir uns bewegen, das zu wenig auf Multifunktionalitäten Rücksicht nimmt. Nach der topographischen Klassifikation ist Boppard eine Kastellkirche, die seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts gemeindliche Funktion besaß, aber wohl auch gleichzeitig von einer geistlichen Gemeinschaft genutzt wurde.

Bei den fränkischen Kastellorten bleibt zu berücksichtigen, dass es dort auch Kirchen *extra muros* geben konnte, wie sie in Arlon und Ivois in den Ardennen, Pachten an der Saar sowie Bingen am Rhein nachgewiesen sind.

1.4 Monasteria

In der Merowinger- und frühen Karolingerzeit lassen sich die historisch überlieferten *monasteria* verfassungsrechtlich kaum hinreichend in Kloster- und Klerikergemeinschaften trennen⁵⁴; dies ist erst durch die Aachener Regel des Jahres 816 möglich geworden⁵⁵.

Die meisten *monasteria* finden wir *extra muros* bei den Städten. Sie entstanden regelhaft im Zusammenhang mit den Gräbern verehrter früher Bischöfe wie St. Paulin, St. Maximin und St. Eucharius in Trier oder St. Severin in Köln (Abb. 2/3; 3/4). Daneben gibt es auch anders gelagerte Fälle wie St. Martin in Trier.

Verfassungsrechtlich ergibt sich für die städtischen *monasteria* vom 7. bis 9. Jahrhundert der Prozess der vermögensrechtlichen Lösung vom Gesamtgut der Diözese, das dem Bischof bzw. Archidiakon unterstand. Bereits 634 erfahren wir von eigenständig bewirtschafteten und verpachteten Weinbergen des Trierer *monasterium* St. Maximin. Die Lösung von der *mensa episcopalis* konnte durch die Stiftung eigener Präbenden im Zuge testamentarischer Verfügungen geschehen, wie dies für St. Severin um 700 belegbar erscheint (Abb. 3/4)⁵⁶. 866 fand die Verselbständigung der Kölner Monasteria ihren Ausdruck in der

⁴⁹ DASSMANN 1993, 48 f. u. 55.

⁵⁰ WAND 1974; EWIG 1980, 88 f.

⁵¹ EIDEN 1979; 1982; BINDING 1996, 14 f.; RISTOW 1997.

⁵² NÜRNBERGER 2004.

⁵³ LANGEL 1993, 15-68.

⁵⁴ PRINZ 1965.

⁵⁵ SEMMLER 1963.

⁵⁶ PÄFFGEN 2004a, 185.

Güterumschreibung unter Erzbischof Gunthar: Die Stifte St. Gereon, St. Kunibert, St. Severin und St. Ursula erhielten ihre vermögensrechtliche Selbständigkeit bestätigt⁵⁷.

Entferntere *monasteria* besaßen für die Organisation des Bistums besondere Bedeutung: So Huy für Lüttich, Xanten für Köln, St. Arnuald beim Römerkastell Saarbrücken für Metz oder Mettlach an der Saar sowie Karden und Münstermaifeld an der unteren Mosel für Trier.

Wichtige Klostergründungen des 7.-8. Jahrhunderts sind: St. Truiden, Nivelles, Lobbes, Stablo-Malmedey, St. Hubert, Prüm, St. Avold, Neuweiler, Marmoutier und Weißenburg. Hinzu kommen rechtsrheinisch noch Deventer, Soest, Fritzlar, Dietkirchen und Fulda.

Die Grabungsbefunde von Joseph MERTENS in Nivelles in der belgischen Provinz Brabant haben ein eindrucksvolles Zeugnis eines Klosterkomplexes aus der Mitte des 7. Jahrhunderts geliefert, der im Umfeld der Hausmeierfamilie der Pippiniden entstand. Es handelt sich um eine Gruppe von drei Kirchenbauten, die Maria sowie den Aposteln Petrus und Paulus geweiht waren: Um eine dreischiffige Basilika finden wir im Norden eine Saalkirche mit Rechteckchor und nachgewiesener Altarstellung sowie im Süden einen langgestreckten Saalbau mit anstoßender Mauer⁵⁸.

Einige *monasteria* besaßen die Sonderaufgabe als Missionsstützpunkte, als solche können Kaiserswerth am Niederrhein für Suitbert und Echternach in der Südeifel für Willibrord charakterisiert werden⁵⁹. Die um 700 entstandene Kirche in Echternach besteht aus einem verhältnismäßig großen Saal mit Rechteckchor und anschließender Bebauung im Süden und Osten (Abb. 3/2)⁶⁰.

2. Kirchen der Karolingerzeit (Abb. 4 u. 5)

Für die Karolingerzeit ergibt sich ein etwas dichteres Bild der Überlieferung. Für die karolingischen Kirchenbauten bildet die erhaltene Aachener Pfalz- und Stiftskirche den Schlüsselbau⁶¹, der durch einen hölzernen Ringanker des Oktogongewölbes in das Jahr 777±10 datiert und so sicher nicht erst im Zusammenhang mit der Kaiserkrönung Karls im Jahre 800 zu sehen ist⁶².

Hinzu kommt die karolingische Kathedrale unter dem Kölner Dom, die durch die Grabungsergebnisse nach dem Zweiten Weltkrieg Gestalt angenommen hat, freilich mit der Datierung der Bauphasen VI und VII immer noch in der Diskussion steht⁶³.

In die Zeit um und nach 800 gehören weitere „Großbauten“, die im Grabungsbefund gewonnen wurden: So die erneuerte Klosterkirche St. Willibrord von Echternach mit der um 800 als „Romzitat“ angefügten Westapsis⁶⁴ und das Kloster Inda - heute Kornelimünster -, wo 814/15 Ludwig der Fromme aus Familienbesitz eine Gemeinschaft stiftete, zu dessen Abt er Benedikt von Aniane ernannte. Es handelt sich dabei um eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit niedrigen Annexen und verkürzten Seitenschiffen (Abb. 4/2)⁶⁵. Verwandt dazu sind der zweite Bauzustand der 814 nach Inda geschenkten Pfalzkirche in Düren (Abb. 4/1)⁶⁶ und der vor 844 entstandene Bau der Stiftskirche in Münstereifel (Abb. 4/3)⁶⁷. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts

⁵⁷ SCHÄFER 1907, 35 ff.; OEDIGER 1972.

⁵⁸ MERTENS 1962; OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966, 238 (F. OSWALD); KUBACH, VERBEEK 1976, 860-876.

⁵⁹ OEDIGER 1969, 40-42.

⁶⁰ KUBACH, VERBEEK 1976, 229-234; KRIER 1996; FERRARI et al. 1999.

⁶¹ KUBACH, VERBEEK 1976, 1-13; KUBACH, VERBEEK 1989, 4: „Die Aachener Pfalzkirche tritt als erhaltener Bau umso bedeutender hervor, vor allem dann, wenn wir uns nicht mit allgemeineren, geschichtlichen und geistesgeschichtlichen Hypothesen begnügen, sondern Fakten der Architekturgeschichte verlangen.“ Weiter ebenda zum Raum bilanzierend: „Die karolingische Baukunst ... bleibt bei kritischer Sichtung erhaltener oder wirklich gesicherter Architektur auf wenige Anhaltspunkte beschränkt. Die Stilbestimmung erscheint in unserem Gebiet auf Aachen angewiesen. Es gibt hier keinen Fall, in dem eine Säulenbasilika nachgewiesen wäre. Einige Pfeilerbauten lassen sich mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit als Basiliken rekonstruieren. Es gibt hier keine ausgeschiedene Vierung, kein durchgehendes Querschiff, keine echte Hallenkrypta, die nachweisbar wären.“; dazu auch: BINDING 1996, 18-20. – Zur archäologischen Erforschung des Aachener Pfalzbezirks: KAT. BONN 1962, 27-44 (F. KREUSCH); KELLER 2004, 51-57.

⁶² HOLLSTEIN 1980, 44 f.

⁶³ KAT. BONN 1962, 67-71 (H. BORGER); OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966, 139-143 (F. OSWALD); KUBACH, VERBEEK 1976, 498 ff.; JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991, 212-216 (W. JACOBSEN); HAUSER 1991; JACOBSEN 1992; WOLFF 1996. – BINDING (1996, 20 f. u. 26 ff., Abb. 6, Taf. 9/1-2) setzt Phase VII erst in ottonische Zeit.

⁶⁴ BINDING 1996, 51 Taf. 8/1; FERRARI et al. 1999.

⁶⁵ KAT. BONN 1962, 85-91 (L. HUGOT); OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966, 160-162 (F. OSWALD); HUGOT 1968; KUBACH, VERBEEK 1976, 634-638; JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991, 232 f. (W. JACOBSEN).

⁶⁶ OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966, 65 (F. OSWALD); KUBACH, VERBEEK 1976, 220 f. – Bei BINDING (1996, 51 Taf. 8/6) mit späterer Datierung und ohne die vom Ausgräber Wilhelm LEHMBRUCK rekonstruierte Apsis. – Vgl. die Diskussion der Bauten I (in der ersten Hälfte des 8. Jhs. bestehend) und II (karolingisch) bei PLUM (2003, 197-200).

⁶⁷ OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966, 415 f. (F. OSWALD); KUBACH, VERBEEK 1976, 802-807. – Vgl. NIEVELER 2003, 377-380.

entstanden im Grundriss verwandte Stifts- und Klosterkirchen mit St. Kastor in Koblenz (Abb. 5/1), St. Cosmas und Damian in Essen (Abb. 5/2)⁶⁸ und St. Liudger in Essen-Werden (Abb. 5/3)⁶⁹.

Im Jahre 816 regelte eine von Ludwig dem Frommen nach Aachen einberufene Versammlung die bis dahin herrschende verwirrende Vielfalt geistlicher Gemeinschaften im Reich dahingehend, dass nur noch die *ordines* der *canonici* und *monachi* Bestand haben dürften⁷⁰. Erst danach können Klöster und Stifte als solche unterschieden werden. Als Kollegiatstifte lassen sich die älteren Klerikergemeinschaften von St. Gereon, St. Ursula, St. Kunibert und St. Severin in Köln, St. Paulin in Trier, St. Cassius in Bonn und St. Viktor in Xanten nachweisen. Die Einrichtung des Aachener Pfalzstifts unter Karl dem Großen ist nicht näher zu datieren. Weitere Neugründungen der Karolingerzeit waren als bischöflich-trierische Gründungen St. Kastor in Koblenz und St. Kastor in Karden. Adlige Stiftsgründungen wurden 852 in Essen und vor 870 in Gerresheim vollzogen. Eine Besonderheit stellen die Stiftsgründungen des karolingischen Hausklosters Prüm in St. Goar und Münstereifel dar⁷¹.

In der ausgehenden Karolingerzeit lassen sich Abteien als Kristallisationspunkte für führende Adelsgeschlechter - wie die Widonen, Konradiner, Nanthare - definieren: Zu nennen sind hier etwa Mettlach, Hornbach oder Sint Truiden⁷². An Mittelrhein und Lahn gibt es eine regelrechte Hauskirchenlandschaft der Konradiner, zu der Koblenz mit St. Florin, Humbach, Limburg, Gemünden, Weilburg und Wetzlar gehörten⁷³.

3. Pfarrkirche, Eigenkirche und Fiskalkirche

Werfen wir nun einen Blick auf die frühmittelalterlichen Kirchen im ländlichen Zusammenhang unterhalb der Ebene der *monasteria*. Hier müssen wir zunächst die Begriffe Pfarrkirche, Eigenkirche und Fiskalkirche erläutern.

3.1 Pfarrkirchen

Für mögliche spätrömische Pfarrkirchen fehlt im Untersuchungsgebiet der konkrete Nachweis⁷⁴. Für das 6. Jahrhundert könnte man für „kleinstädtische“ Zusammenhänge auf Boppard oder Bonn-Dietkirchen verweisen. Wie auch immer ergeben sich aber keinerlei Hinweise auf flächig greifende Pfarrstrukturen in der Merowingerzeit⁷⁵. Als Indiz für die Entstehung von Pfarrstrukturen wird häufig das Abbrechen der Belegung der fränkischen Reihengräberfelder angesehen, die in unserem Gebiet in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts und im frühen 8. Jahrhundert aufgegeben wurden⁷⁶. Neuere Aufarbeitungen zeigen eindrucksvoll die Dichte ihres Vorkommens⁷⁷. Aus der Verbreitung der archäologisch nachweisbaren Kirchenbauten möchte G. BINDING dagegen auf ein Greifen noch lockerer gemeindlicher Strukturen nicht vor dem 8./9. Jahrhundert schließen⁷⁸.

⁶⁸ KAT. BONN 1962, 52-54 (H. BORGER); OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966, 73-75 (F. OSWALD); KUBACH, VERBEEK 1976, 268 f.; BINDING 1996, 51 Taf. 8/5.

⁶⁹ KAT. BONN 1962, 62-66 (H. BORGER); OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966, 368-371 (F. OSWALD); KUBACH, VERBEEK 1976, 1219-1231; JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991, 453 f. (L. SCHAEFER); BINDING 1996, 59 Taf. 8/9. - Vgl. KUBACH, VERBEEK 1989, 4: „Der karolingische Bau von Essen wird bei genauerem Zusehen ebenfalls in hohem Maße zweifelhaft.“

⁷⁰ SEMMLER 1963. - Vgl. zu den Reformbemühungen unter Ludwig dem Frommen: SEMMLER 1990.

⁷¹ PÄFFGEN 1984/1985.

⁷² EWIG 1980, 82-84.

⁷³ EWIG 1980, mit Karte auf S. 180.

⁷⁴ Anders DASSMANN (1993), der die Ausbildung gemeindlicher Strukturen auch im Rheinland bereits im 5. Jh. ansetzt und hierfür auch Coemeterialkirchen wie St. Severin in Köln in Anspruch nehmen möchte. - Papst Innozenz I. (401-417) hatte Priestern das Recht zur Taufe bestätigt und ihnen gestattet, für die außerhalb vom Bischofssitz wohnende Bevölkerung die Messe zu halten. - Vgl. PUZA 1993, 2022.

⁷⁵ Solche entstanden erst um 800. Zuvor gab es aber selbstverständlich bereits Pfarren im Zusammenhang mit zentralörtlichen Siedlungen, besonders den Kastellorten (vgl. Anm. 47 zu den nachweisbaren Pfarrkirchen des Kölner Erzbischofs in den spätrömischen Kastellen; es bleibt aber auch zu berücksichtigen, dass es hier keine zwangsläufige Entwicklung gab, sondern die Siedlungsentwicklung entscheidend war, da bestimmte römerzeitliche Zentralorte wie *Gelduba*-Gellep oder *Asciburgium*-Asberg nicht zu mittelalterlichen Pfarrorten wurden - vgl. OEDIGER 1956, 9) und stärker personengebunden mit Eigenkirchen. - Vgl. ANGENENDT 1982; HARTMANN 1982; SEMMLER 1982; 1983. - Dieser grundsätzliche Unterschied von gebietsdefiniertem Pfarrbezirk seit karolingischer Zeit zu den Verhältnissen im 5.-8. Jh. wird zuweilen nicht genügend beachtet.

⁷⁶ Z.B. WALZIK 1971/1981, 188: „Ein aufgelassenes fränkisches Gräberfeld ist normalerweise ein Indiz für die Entstehung der Pfarrorganisation in diesem Gebiet.“

⁷⁷ SIEGMUND 1998; NIEVELER 2003; PLUM 2003.

⁷⁸ BINDING 1996, 6.

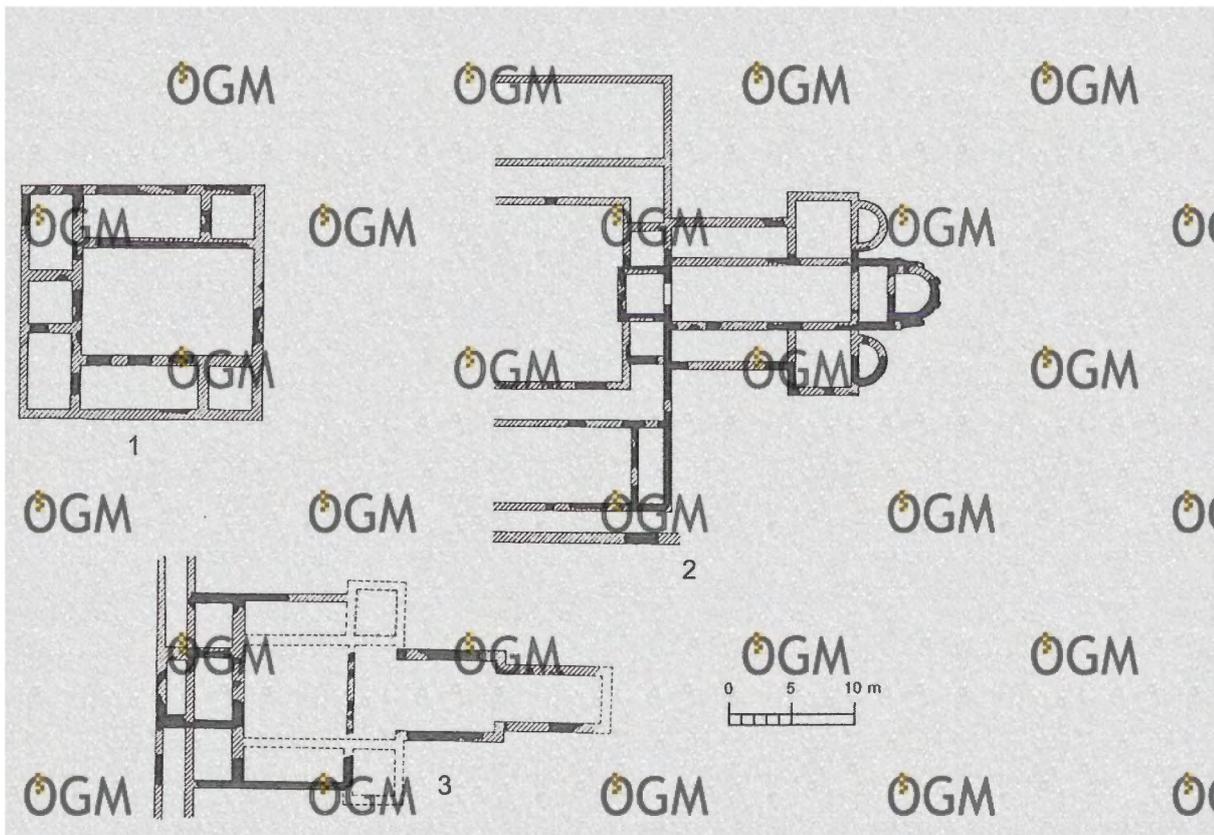


Abb. 4: 1. Die 814 an das Kloster Inda geschenkte Pfalzkirche Düren. – 2. Das 814/15 durch Ludwig d. Frommen gestiftete Kloster *Inda* (Kornelimünster). – 3. Die vor 844 entstandene Stiftskirche *Novum Monasterium Eiffliae* (Münstereifel) (nach BINDING 1996).

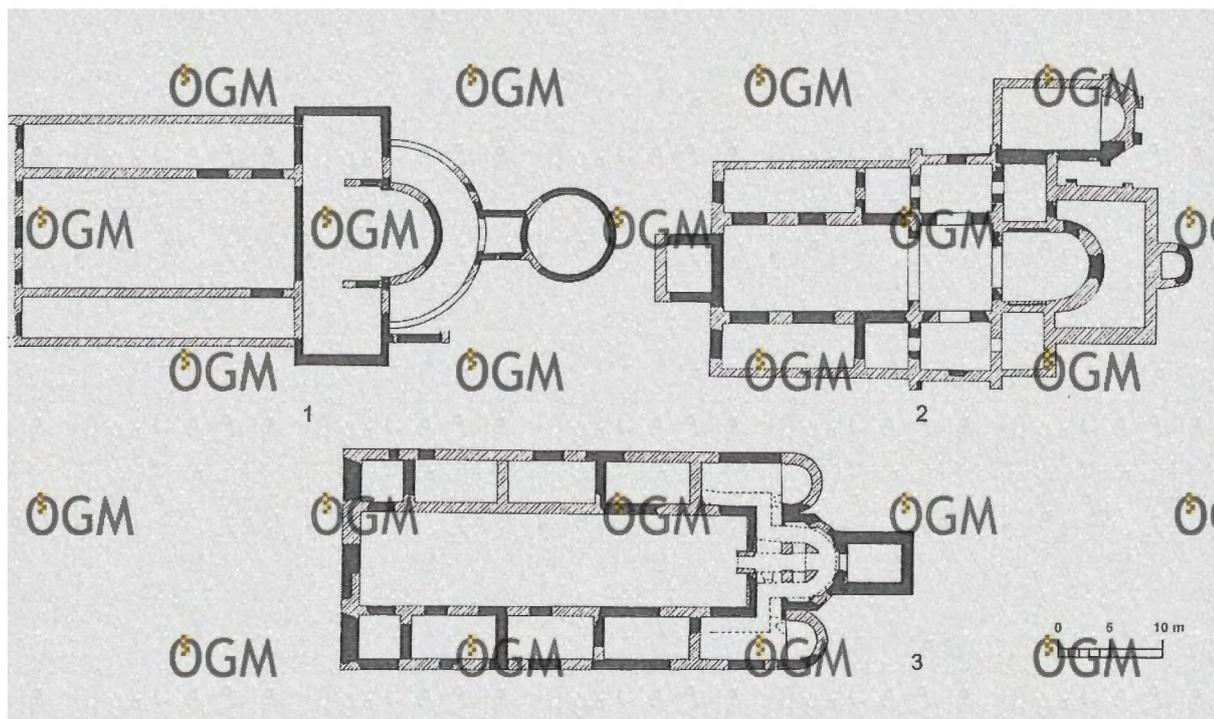


Abb. 5: Kloster- und Stiftskirchen der Mitte des 9. Jahrhunderts (nach BINDING 1996).
1. St. Kastor in Koblenz – 2. St. Cosmas und Damian in Essen – 3. St. Liudger in Essen-Werden.

Die historischen Quellen lassen die Einführung von Pfarrstrukturen im Detail nur ungenügend erkennen⁷⁹. 765 wurde der allgemeine Kirchenzehnt eingeführt⁸⁰. Das *capitulare ecclesiasticum* bestimmte 810/13, dass der jeweilige Bischof die Abgrenzung der Zehntbezirke (*termini*) vorzunehmen habe⁸¹. Die karolingerzeitlich festgelegten Sprengel zur Erhebung des Kirchenzehnten definierten die ältesten, schwer rekonstruierbaren Pfarrbezirke. Es bleibt zu betonen, dass es nur wenige zeitgenössische Umschreibungen eines karolingischen Kirchspiels gibt⁸². Die ältesten Pfarrkirchen bildeten die sog. Ursparfen. Sie zeichnen sich häufiger durch ein großes Kirchspiel aus, zu dem mehrere Siedlungen gehören. In jüngerer Zeit konnten Siedlungen und Kirchen abgepfarrt werden.

Die wichtigste Quelle zur Pfarrorganisation im Erzbistum Köln stellt der *Liber valoris* aus der Zeit um 1300 dar. Bei dessen Heranziehung besteht jedoch die Schwierigkeit, aus diesem doch für unsere Fragestellung spätem Zeugnis die Zustände im frühen Mittelalter ablesen zu wollen. Anhaltspunkte hierfür bieten am ehesten die vorgeschriebenen Abgaben. Die ältesten Kirchen entrichteten das *cathedraticum* und den Zehnt als eine Mark, womit die bereits um 1100 bestehenden Pfarrkirchen erfasst sein dürften⁸³.

Man möchte meinen, dass die die Pfarrkirche definierenden Merkmale der Seelsorge (*cura animarum*), der Taufe (*baptisterium*) und der Sepultur (*cimiterium*) archäologisch genügend Hinweise böten, um eine diesbezügliche Klassifikation zu ermöglichen⁸⁴. Tatsächlich bestehen jedoch Abgrenzungsschwierigkeiten zu den Eigenkirchen, die die gleichen Aufgaben für die *familia* des Adels sowie von Klöstern und Stiften erfüllen konnten.

3.2 Eigenkirchen⁸⁵

Adlige Eigenkirche meint zunächst einen historisch-kirchenrechtlichen Begriff. Aus der urkundlichen Überlieferung ist sie über das noch zu behandelnde Testament des Adalgisel-Grimo bis in das 7. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Durchweg erfahren wir von der Existenz einer Eigenkirche erst bei ihrer Schenkung an eine geistliche Einrichtung. Es gibt relativ wenige Nachweise: 720/22 im Falle von Rindern und Millingen durch Graf Ebroin an Bischof Willibrord/Kloster Echternach⁸⁶, 783 kam Binsfeld an Nivelles⁸⁷. In der archäologischen Forschung versucht man, frühe Kirchenbauten mit reichen Innenbestattungen (sog. Adelsgräber) im Sinne adliger Eigenkirchen zu interpretieren⁸⁸. Dabei fasst man aber zunächst nur die Bestattung im Kirchenbau, die ebenso in Coemeterialkirchen, Kastellkirchen, Kirchen geistlicher Gemeinschaften usw. vorkommt. Das Kapitular von Frankfurt hatte 794 die gängige Praxis der Eigenkirche bestätigt. Das Kapitular von Salz verknüpfte 803 die Errichtung einer Eigenkirche mit der Genehmigung des zuständigen Diözesans und stellte die Forderung auf, dass für bestehende Kirchen keine Verluste eintreten dürften. Das *capitulare ecclesiasticum* Ludwigs des Frommen 818/19 regelte neue Eigenkirchen Gründungen dahingehend, dass diese das Zehntrecht besaßen und das *ius praesentandi* für den betreuenden Geistlichen dem Eigenkirchenherren zustand⁸⁹.

⁷⁹ SEMMLER 1983. – Für Köln: TORSY 1958; 1964. – Für Trier: PAULY 1957-1976; 1962.

⁸⁰ STUTZ 1908; EWIG 1980, 90.

⁸¹ MGH Cap. I, 178; vgl. NEUSS, OEDIGER 1964, 302 ff.; SEMMLER 1983, bes. 37.

⁸² Zu nennen sind hier die Landkirchen von Nachtsheim bei Mayen in der Eifel (PAULY 1974) und Rengsdorf bei Koblenz (JACOBI 1958). Hinzu kommt die Umschreibung des engeren Pfarrbezirks der Kölner Stiftskirche St. Severin, die Erzbischof Hermann I. (889-924) vornahm und durch Erzbischof Wichfried 948 bestätigt wurde: LACOMBLET 1840, Nr. 102; SCHÄFER 1907, 40; OEDIGER 1978, 111 f. Nr. 338; HEGEL 1992, 4. – Vgl. auch die Festsetzung der großen Zehntsprengel für das Damenstift Essen (OEDIGER 1978, Nr. 190 u. 726) und das Kloster Werden (OEDIGER 1978, Nr. 253) in der zweiten Hälfte des 9. Jhs.

⁸³ Weiterhin dürften die Reihenfolge in der Auflistung im Dekanat sowie die Besetzung durch Pfarrer und Vikar von Bedeutung sein. – Vgl. OEDIGER 1969, 44 f.; 1967, 12/Anm. 9; NEUSS, OEDIGER 1964, 275; WALZIK 1971/1981, 26. – Nur acht der im *Liber valoris* genannten Pfarrkirchen sind in anderen Quellen bereits vor 900 überliefert – vgl. OEDIGER 1969, 43/Anm. 83.

⁸⁴ Vgl. SCHÄFER 1907, 6-19.

⁸⁵ STUTZ 1964; SCHIEFFER 1986; HARTMANN 1982.

⁸⁶ WAMPACH 1929/30, 72 ff. Nr. 31-32. – Zur Marienkirche in Millingen, die als Pfarrkirche später ein eigenes Kirchspiel mit einer Filialkirche umfasste, vgl. OEDIGER 1969, 225-228.

⁸⁷ MGH SS Merov. 2, 473. – Ohne Nachweis einer frühen Kirche im Denkmalbestand.

⁸⁸ BORGOLTE 1985.

⁸⁹ SEMMLER 1993. – Der Diözesan prüfte den Vorschlag, konnte diesen aber nur ablehnen, wenn der betreffende Geistliche unfähig war oder unlauteren Lebenswandel führte.

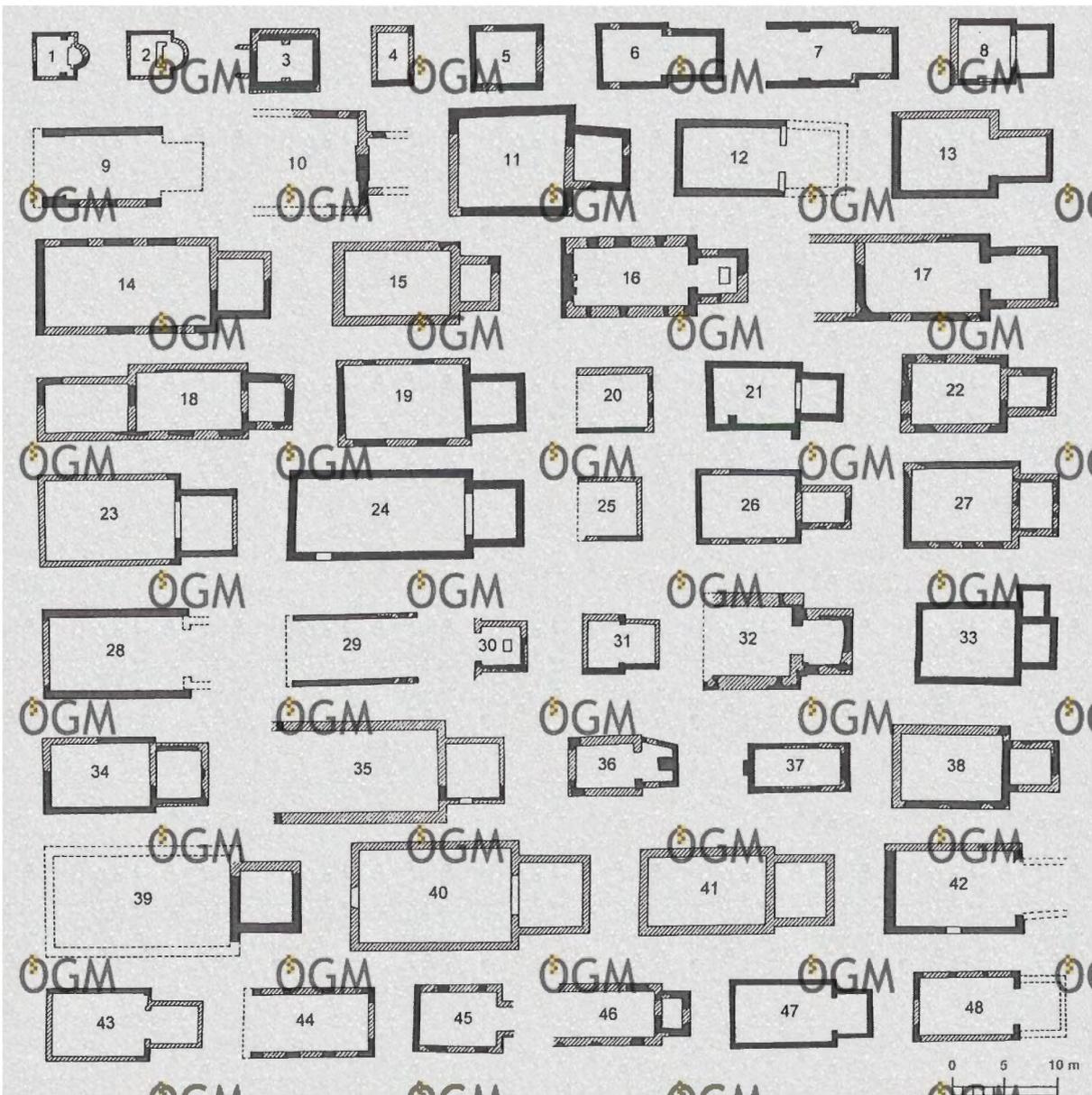


Abb. 6: Steinernen Saalkirchen des 8.-11./12. Jahrhunderts lassen sich über den Grundriss kaum näher datieren, sondern bedürfen des gut beobachteten und dokumentierten archäologischen Befundzusammenhangs mit Gräbern und Schichten sowie der Inbeziehungsetzung zur weiteren Bauabfolge (nach BINDING 1996).

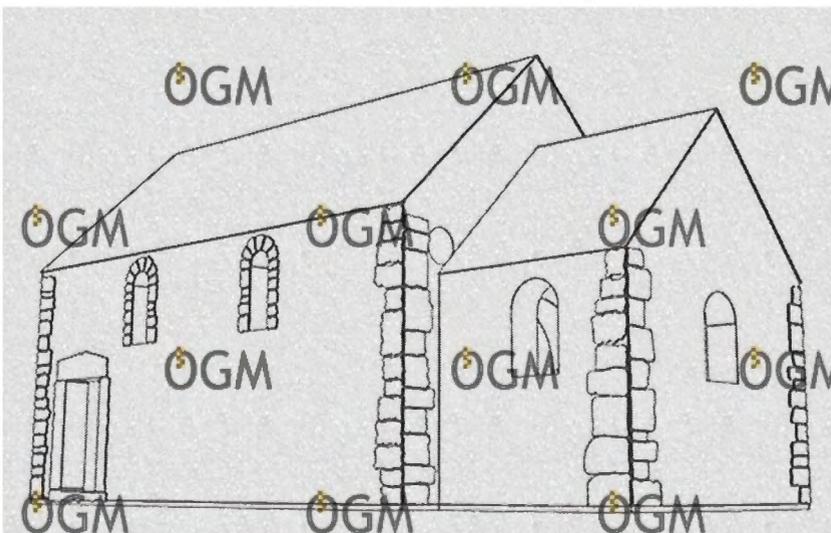


Abb. 7:

Die Ramrather Hofkapelle bei Rommerskirchen, Kr. Neuss. Eine weitgehend erhaltene frühmittelalterliche Saalkirche mit Rechteckchor, Rekonstruktion nach Peter Anton THOLEN. Umstritten ist die genauere Datierung als karolingisch, ottonisch oder frühromanisch. (Graphische Umsetzung: Herbert THOLEN und Kay-R. LIPPMANN, Köln).

3.3 Königliche Kirchen und Fiskalkirchen

Wenig Beachtung haben Archäologen und Bauhistoriker bislang den Fiskalkirchen der jüngeren Merowinger- und Karolingerzeit geschenkt. An den Vororten der königlichen Fiskalbezirke bildeten sich Kirchen heraus, die vermögensrechtlich nicht dem Bischof, sondern dem König unterstanden. Der König bestellte den Klerus der Fiskalkirchen⁹⁰. Hinzu kommen königliche Eigenkirchen. Für das 8. Jahrhundert lassen sich einige Schenkungen von königlichen Kirchen nachweisen: Die Übereignung der Kirche in Wesel durch Karl Martell an Bischof Willibrord/Kloster Echternach vor 739 ist umstritten⁹¹, 762 übertrug König Pippin seine *cella* Kesseling im Kr. Ahrweiler dem Kloster Prüm⁹². Es bestehen Gemeinsamkeiten zu den Pfalzkirchen. Auf die seit dem 8. Jahrhundert entstandenen Pfalzkirchen wie Düren, Sinzig, Ingelheim, Tribur ist hier nicht weiter einzugehen.

4. Zur Frage der archäologisch-baugeschichtlichen Unterscheidungskriterien

Es stellt sich die Frage, inwieweit Pfarrkirchen, Eigenkirchen und Fiskalkirchen im archäologischen Quellenmaterial nachweisbar sind. Die archäologisch erschließbaren Bauten lassen sich hinsichtlich des verwendeten Baumaterials in Stein- und Holzbauten differenzieren.

4.1 Stein- oder Holzbauten

Bei den Steinbauten kommen Saalkirche, Basilika und Hallenkirche vor. Der Bautyp der vorromanischen Saalkirche kommt sowohl mit Apsis als auch mit Rechteckchor vor. Es bleibt zu berücksichtigen, dass auch im Grabungsbefund nachgewiesene Steinfundamente im Aufgehenden eine Holz- oder Fachwerkkonstruktion getragen haben können. Bei der Datierung kann auf einige neue Aspekte aufmerksam gemacht werden. Die Ausgrabung auf dem Kirchhügel von Morken (Rhein-Erft-Kreis), die im Zusammenhang mit dem Braunkohletagebau notwendig wurde, ergab eine steinerne Saalkirche mit Rechteckchor als Gründungsbau. Die dort ebenfalls nachgewiesenen fränkischen Bestattungen bezog man auf einen älteren, bei der Ausgrabung nicht erfassten Holzvorgänger⁹³.

Die Ausgrabungen in rheinischen Kirchenbauten haben eine Vielzahl von hölzernen Vorgängern des 7. bis 10. Jahrhunderts erbracht. Bei den Holzbauten gibt es die beiden Konstruktionsprinzipien von Pfosten- und Schwellbalkenbau; hinzu kommen in partieller Übernahme des Steinbaus bankettartige Sockelkonstruktionen und gemörtelte Flechtwerk- bzw. Fachwerkwände⁹⁴. Die Holzbauten begegnen meist im Zusammenhang mit adligen Eigenkirchen. Ein gutes Beispiel hierfür bietet - außer dem uns noch später interessierenden Grabungsbefund unter der kriegszerstörten Marienkirche in Pier, Kreis Düren (Abb. 8 u. 9/2) - der angenommene und vielleicht dreischiffig zu rekonstruierende Schwellbalkenbau unter St. Peter in Rommerskirchen mit dem Grab einer reich ausgestatteten Adligen der Zeit um 700⁹⁵. Im Einzelfall ist es bei den hölzernen Saalkirchen schwer, eine präzisere Datierung als „jüngermerowinger- bis karolingerzeitlich“ zu geben. Eine solche funktioniert, wie am Beispiel von Pier, über die zeitgleichen beigabeführenden Bestattungen (Abb. 8 u. 9/1-2).

Für den kleinen, leicht trapezförmigen Pfostenbau auf dem fränkischen Gräberfeld von Köln-Junkersdorf ist die Interpretation als „Friedhofskapelle“ des 6. bis 7. Jahrhunderts möglich, aber nicht hinlänglich

⁹⁰ EWIG 1980, 65.

⁹¹ WAMPACH 1930, Nr. 41. - Ablehnend: OEDIGER 1969, 41. - Zum archäologischen Befund vgl.: KUBACH, VERBEEK 1976, 1239; SIEGMUND 1998, 438.

⁹² MGH DD Karol. 1, 23 Nr. 15-16. - Vgl. KUBACH, VERBEEK 1976, 456.

⁹³ BINDING (1967, 385/Anm. 67) nahm einen nicht erfassten Schwellbalkenbau an. Dazu ablehnend HINZ (1969, 114), der allenfalls einen nicht erfassten Pfostenbau gelten lassen wollte. Möglicherweise stehen die dichten Grabgruben und ein Tuff Sarkophag des 7. Jhs. (HINZ 1969, 64 f.) jedoch im Zusammenhang bereits mit der ersten Steinkirche. BINDING (1996, 56, Taf. VI/27) setzt diese allerdings erst in ottonische Zeit.

⁹⁴ BINDING (1996, 16) unterscheidet als Konstruktionsarten den Pfostenbau mit Holzwand, den Pfostenbau mit gemörtelten Flechtwerkwänden über Tuffsockel, Schwellbalken-Ständer auf Bankettmauer und Mischkonstruktionen aus Schwellbalken-Ständer und Pfosten.

⁹⁵ Zu berücksichtigen bleibt aber, dass der von BINDING (1967, 114 u. 1996, 57) angenommene Holzbau ohne archäologischen Nachweis ist. - Vgl. hierzu die Kritik bei HINZ 1969, 114/Anm. 172. - SIEGMUND 1998, Abb. 114: mit den Gräbern der Zeit um 700 und der ersten Hälfte des 8. Jhs.

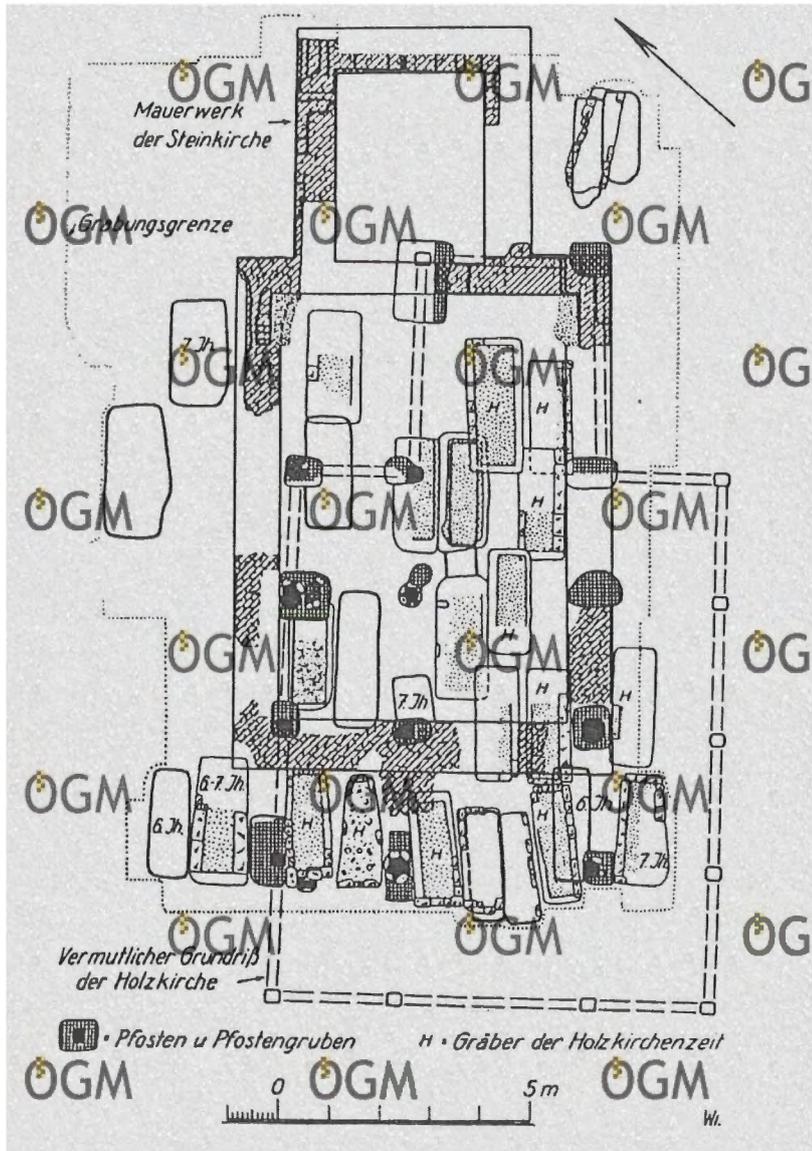


Abb. 8:
Der frühmittelalterliche Grabungsbefund des Jahres 1955 in der kriegszerstörten Pfarrkirche in Pier, Kr. Düren: Gräber, Holzkirche in Pfostenbauweise und steinerne Saalkirche. (Zeichnung: Peter WIELAND, Rheinisches Landesmuseum Bonn).

gesichert⁹⁶. In das späte 7. Jahrhundert datiert der dreischiffige Hallenbau von Pier. Eine Saalkirche mit Rechteckchor ist in Lohn in das frühe 9. Jahrhundert zu stellen⁹⁷. Davon abzusetzen sind Schwellbalken-Ständerkonstruktionen⁹⁸. Zu berücksichtigen bleibt, dass die Pfostenkonstruktionen durchweg grabungstechnisch besser nachweisbar sind.

Seit dem 7. Jahrhundert lässt sich der Typ der adligen Eigenkirche archäologisch fassen. Arlon als steinerne Saalkirche mit Apsis aus dem 6. Jahrhundert möchte ich davon absetzen und eher als amtlich vorgegebene Grablege für den Gaugrafen und seine Familie verstanden wissen⁹⁹. Die St. Peter und Johannes dem Täufer geweihte Eigenkirche des Grafen Ebroin in Rindern, die dieser um 720 an Bischof Willibrord als *custos* abgetreten hatte, lässt sich im Grabungsbefund über reiche Kircheninnenbestattungen nachweisen, ohne dass die Architektur des Gebäudes feststeht¹⁰⁰.

⁹⁶ OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966, 197 (F. OSWALD); KUBACH, VERBEEK 1976, 426; BINDING 1996, 53 Taf. 5/9. – Die Datierung 7./8. Jh. ist im Hinblick auf die dem Pfostenbau benachbarten Gräber des späten 5.-6. Jhs. zu spät angesetzt: vgl. PÄFFGEN 1992, Abb. 96.

⁹⁷ BINDING 1996, 55; PÄFFGEN, RECKER 1998. – Die Kirche St. Silvester in Lohn, zu der ein Kirchspiel mit mehreren Orten und der Filialkirche St. Caecilia in Hehlrath gehörte, kann wegen des dortigen Kollationsrechts des Dompropstes zu den bischöflichen Pfarrkirchen des Erzbistums Köln gerechnet werden – vgl. OEDIGER 1956, 25.

⁹⁸ BINDING 1996, 16 Taf. V/10-18.

⁹⁹ KUBACH, VERBEEK 1976, 58.

¹⁰⁰ WAMPACH 1929/1930, 72 ff., Nr. 31-32. – Das verbürgte Patrozinium St. Petrus und Johannes Baptista legt nahe, dass hier der gräflichen Eigenkirche bereits gemeindliche Funktionen anhängig waren, die Willibrord an seinem mit reichen Schenkungen bedachten Missionsstützpunkt mit klösterlichen Strukturen weiter gepflegt haben dürfte: vgl. KUBACH, VERBEEK 1976, 963 f.; BINDING 1984; KUBACH, VERBEEK 1989, 623; BINDING 1996, 57. – Zu den Rinderner Kirchengräbern um 700 vgl.: SIEGMUND 1998, 384-389.

4.2 Als Beispiel einer adeligen Eigenkirche: Marienkirche in Pier

Das beste Beispiel für eine adlige Eigenkirche im Untersuchungsgebiet bietet Pier (Abb. 8-10). Der wichtige Grabstein der Cheldofrida wurde 1948/49 in der kriegszerstörten Pfarrkirche bei der Einrichtung einer Notkirche geborgen¹⁰¹. Leider besteht daher kein Zusammenhang mit der den Wiederaufbau begleitenden Ausgrabung des Jahres 1955 (Abb. 8). Cheldofrida kann keiner historisch überlieferten Familie zugeordnet werden. Aus ihrem Grabstein spricht ein adliges Selbstbewusstsein, ihr Name war bekannt und ihre Nachkommen galten als hochangesehen. Das christliche Bekenntnis für eine solche *domina* war ebenso selbstverständlich wie die Bestattung im eigenen Kirchengebäude.

Von Oktober bis Dezember 1955 führte Grabungstechniker Peter WIELAND auf dem Pierer Kirchhügel eine Untersuchung durch. Von insgesamt 80 Gräbern wurden 34 als merowingerzeitlich erkannt, davon datierte man 19 Bestattungen vorkirchenzeitlich. Hier haben wir es in der ersten Phase mit einer Separatgrablege des 6. und der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts zu tun, einige Grabüberschneidungen kommen vor (Abb. 9/1). Nach der Mitte des 7. Jahrhunderts entstand eine Holzkirche auf der kleinen Gräbergruppe. Nachgewiesen sind 14 Pfostengruben, z.T. mit Standspuren und Keilsteinen. Es handelt sich um einen gut erfassten dreischiffigen Grundriss von 15 m x 8,30 m bei 97,53 m² Fläche mit Rechteckchor (Abb. 8 u. 9/2). Datierend ist die Überbauung eines Grabes durch einen nördlichen Mittelschiffpfosten. Wichtig ist, dass der Kirchenbau in seiner Ausrichtung den vorhandenen Gräbern folgte und deshalb nicht genau geostet ist, sondern wie das vorhandene Gräberfeld NO-SW ausgerichtet ist¹⁰². Der Westabschluss ist durch den jüngeren Westturm nicht nachweisbar. Wegen der Lage der Gräber muss aber jeweils ein weiteres Joch nach Westen angenommen werden. Es ist eine ansprechende Vermutung, Cheldofrida als Bauherrin der Kirche anzunehmen. Zur Holzkirche gehören 15 Bestattungen¹⁰³.

Die Pierer Befunde erlauben eine Interpretation als jüngermerowingerzeitliche Eigenkirche über die vorherige, vom Ortsgräberfeld separierte Adelsgrablege. Ortsgräberfeld und Separatgrabgruppe auf dem späteren Kirchhügel sind eine wichtige Quelle für das Siedlungsgeschehen. Die Bestattungen dürften also eher der *familia* des adeligen Hofes zuzurechnen sein, während die Dorfbevölkerung einen eigenen Bestattungsplatz besaß. Der Adel selbst war wohl mobil, aber Grundherrschaft, Hof und Grablege definierten einen klaren Lebensmittelpunkt der Familie.

Der Holzkirchenbau dürfte kaum bis in das 10./11. Jahrhundert Bestand gehabt haben, wie dies noch BORGER annahm¹⁰⁴. Etwas nach Norden verschoben entstand ein doch deutlich kleinerer Steinbau von 12,50 m x 6 m als Saalkirche mit Rechteckchor von dann nur noch 62 m² Gesamtgröße (Abb. 8 u. 9/3).

Als Baumaterial für die Fundamente dienten römische Baumaterialien sowie ein Matronenstein des 2./3. Jahrhunderts, der 1947 als Grundstein in der Turmtreppe geborgen wurde¹⁰⁵. Etwa 250 m nordöstlich der Kirche ist eine *villa rustica* dieser Zeit lokalisiert. Es gibt auch Hinweise auf ein römerzeitliches Heiligtum beim Ort¹⁰⁶. Setzt man die Holzkirche in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts, bleibt für die auf sie folgende Steinkirche eine Datierung in das 8./9. Jahrhundert wahrscheinlich, ohne dass dies aber über den Grundriss oder zugehöriges Fundmaterial zu präzisieren wäre.

Im 10./11. Jahrhundert entstand durch die Anfügung eines Seitenschiffs eine sog. einhöftige Basilika von etwa 100 m² Größe (Abb. 9/4), wie sie im Untersuchungsgebiet häufiger zu belegen ist. Dabei gelang mit geringem Bauaufwand beim Aufbruch der Südwand durch zwei Arkaden fast die Verdoppelung des Gemeinderaums¹⁰⁷. Die nächst jüngere Bauphase, wohl 12. Jahrhundert, zeigt eine Beibehaltung des Süd-schiffs als kapellenartigen Anbau zu einem neuen Saal mit fünfgeschoßigem Westturm und langgezogenem Chor mit halbrunder Apsis, so dass ein Kirchenbau von fast 200 m² Grundfläche entstanden war (Abb. 9/5). Im 19. Jahrhundert wurde an Stelle der mittelalterlichen Pfarrkirche zunächst ein etwas größerer klassizistischer Neubau aufgeführt, der dann in neogotischen Formen umgebaut wurde.

¹⁰¹ EGGER 1954, 156 f., Taf. 13; ENGEMANN, RÜGER 1991, 125-129, Nr. 42, Abb. 75 (W. SCHMITZ). - Anders PLUM (2003, 262) mit Funddatum 1944; das Jahr bezieht sich aber nur auf die Sprengung des Kirchturms im Kriege - vgl. GERHARDS, NEUFFER 1949, 348.

¹⁰² Sicher erkannt von BÖHNER 1958b, 461: „Die NO-Richtung der Gräber wurde von der Kirche übernommen, was eine unmittelbare Kontinuität von Gräberfeld und Kirche andeutet.“

¹⁰³ WALZIK 1971/1981, 36; PLUM 2003, 262.

¹⁰⁴ KAT. BONN 1962, 103-106 (H. BORGER).

¹⁰⁵ GERHARDS, NEUFFER 1949, 348 f., Abb. 12; GERHARDS 1956, 54.

¹⁰⁶ Zu mehreren Matronensteinen kommt der Weihstein für die Magna Mater, der bis 1886 bei der Kirche in einem Haus vermauert war.

¹⁰⁷ WALZIK 1971/1981, 38 f., Abb. 8.

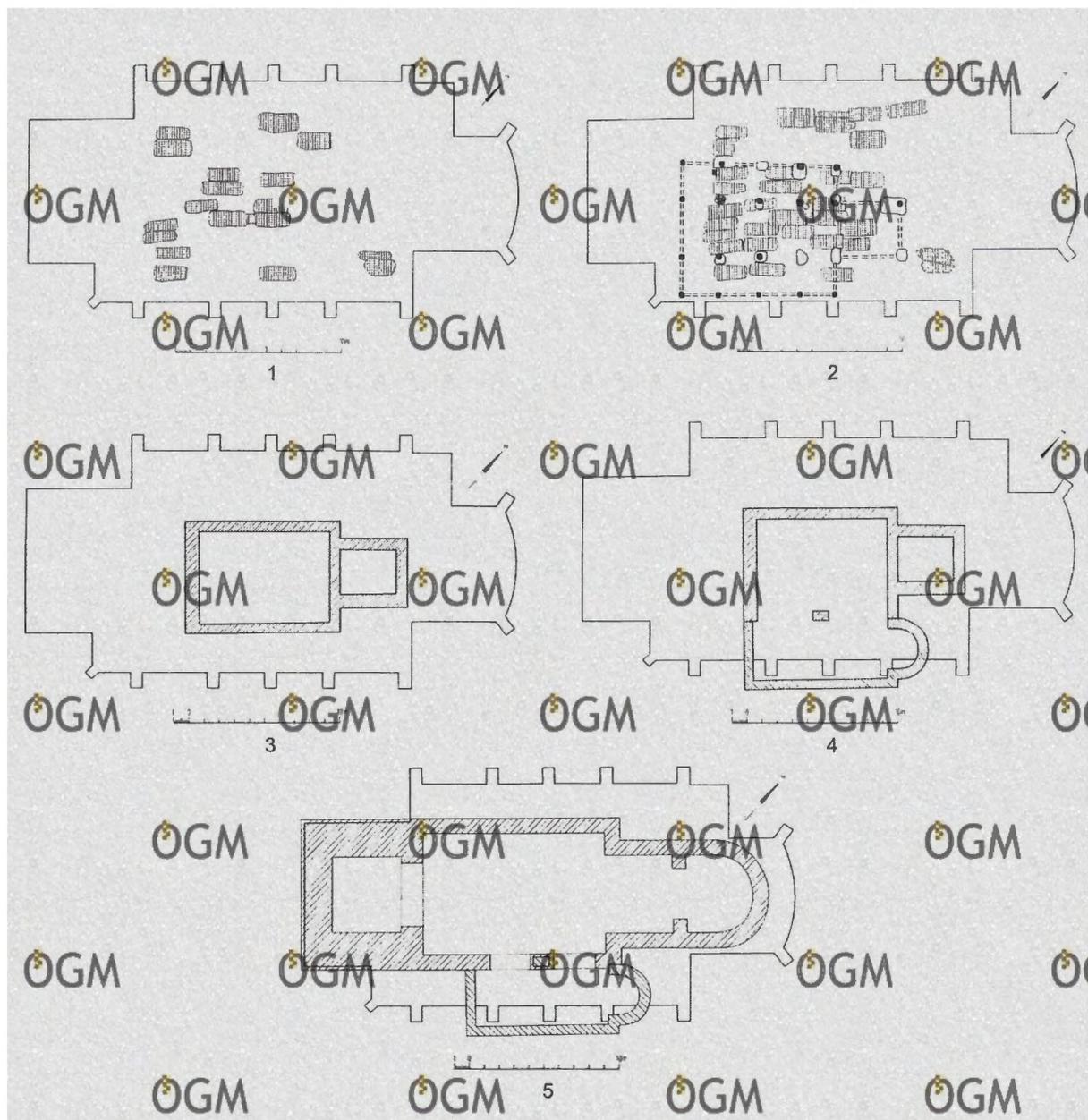


Abb. 9: Die bauliche Entwicklung der Pierer Pfarrkirche, Kr. Düren (nach WALZIK 1971/1981).

Es bleibt eine Lücke vom Chelodfrida-Stein des 7. Jahrhunderts bis zum 9. Jahrhundert, die sich nicht mit Schriftzeugnissen füllen lässt. Dann erfahren wir, dass die Pierer Kirche dem adligen Gerrich oder Gericus gehörte, der bei Düsseldorf vor 870 das Stift Gerresheim gründete¹⁰⁸. Seine Tochter, die dortige erste Äbtissin Regenberga, behielt sich 873 die Pierer Kirche und den dortigen halben Zehnten selbst vor, während die andere Hälfte den Schwestern in Gerresheim zustehen sollte¹⁰⁹. Über die Kanonissin Liutwiga kam der Besitz dann an Thietbertus, den *nobilissimus vassus* des Kölner Erzbischofs, der den Pierer Hof mit seinen Wohngebäuden und der Kirche (*curtim cum casis dominicatis et ecclesiam*) an das von den Wikingern zerstörte Stift St. Ursula schenkte, wohin die Gerresheimer Stiftsdamen 920 umgesiedelt wurden¹¹⁰. Wir erfahren also in der späten Karolingerzeit vom schrittweisen vermögensrechtlichen Übergang einer altfränkisch-adligen Grundherrschaft mit Siedlung (*marca vel villa*) sowie dem Hof mit Wohngebäuden und Kirche an ein Stift. Der wohl unweit der Kirche zu suchende, abgegangene Adelshof lässt

¹⁰⁸ KESSEL 1877.

¹⁰⁹ LACOMBLET 1840, Nr. 68. – Zur Echtheitsfrage der Urkunde vgl.: OPPERMANN 1922, 437 f.; WEIDENHAUPT 1954, 38 ff.

¹¹⁰ Bei der Besitzbestätigung für die nach St. Ursula umgesiedelten Gerresheimer Damen führte Erzbischof Hermann I. (889-924) im Jahre 922 neben dem Vorbesitz auch eigene Schenkungen und solche anderer Wohltäter an; OEDIGER 1978, Nr. 240; WALZIK 1971/1981, 21 f.

sich gegenwärtig noch nicht sicher lokalisieren. Derzeit wird eine umfassende Untersuchung des Dorfes im Zuge des Braunkohletagebaus vorbereitet, die wichtige Erkenntnisse erwarten lässt¹¹¹.

Ein Schlüssel für das Verständnis einer (hoch)adligen Grundherrschaft des 7. Jahrhunderts bietet das 634 abgefasste Testament des moselfränkischen Diakons Adalgisel-Grimo, der zur Kathedralgeistlichkeit von Verdun gehörte¹¹². Der vornehme Franke besaß ein Stadthaus in Trier, sein umfangreicher Grundbesitz war auf 16 Orte in den drei Bistümern Tongern-Maastricht, Trier und Verdun verteilt, davon besaß er sechs *villae* alleinig. Haupterbe wurde nicht sein Neffe Herzog Bobo¹¹³, sondern das ihm nahestehende Trierer Stift St. Agatha in Longuyon. Das als geistliche Gemeinschaft von ihm gegründete Tholey übertrug der Stifter der Kathedrale von Verdun (vgl. Abb. 3/1 mit dem später angefügten Rechteckchor)¹¹⁴. Hier ist das von einem Adligen gegründete *monasterium* zu fassen, dessen Übereignung eine Vereinbarung mit dem zuständigen Trierer Diözesan hinsichtlich Weihegewalt und Abgabepflicht erforderte. Wir erfahren noch von einer weiteren Eigenkirche, St. Peter in Temmels, die sich bei einem Großhof mit Wassermühle an der Mosel befand und testamentarisch bedacht wurde¹¹⁵. Diese Ausstattung mit Sondervermögen (ein Drittel des Ortes einschließlich der Schafzucht und der Wassermühle an der Mosel) könnte auch hier für eine (kleinere) geistliche Gemeinschaft sprechen oder aber es wurde die adlige Eigenkirche beim Haupthof der Grundherrschaft so erst mit einem dauernd residierenden Priester ausgestattet. Anders als bei Cheldofrida von Pier lässt sich für Adalgisel-Grimo die familiäre Herkunft rekonstruieren, er war wohl mit dem austrasischen Herzog Adalgisel und den Pippiniden verwandt¹¹⁶.

Adlige Eigenkirchen wie in Temmels oder Pier konnten selbstverständlich als „Pfarrkirchen“ funktionieren, sobald ein sie dauernd vor Ort betreuender Priester eingesetzt war – die Ausübung der gemeindlichen Funktion kann personengruppenbezogen funktionieren und ist nicht an die Ausweisung von gebietsmäßig definierten Pfarrbezirken gebunden.

Vor diesem Hintergrund gilt es nun noch die jüngere historische Überlieferung zu Pier und seinen Pfarrverhältnissen zu überprüfen. Die aus einer adligen Eigenkirche des 7. bis 9. Jahrhunderts hervorgegangene Pierer Marienkirche erscheint im *Liber valoris* innerhalb des Dekanats Jülich an vierter Stelle und kann über das zu entrichtende *cathedraticum* von 10 solidi sowie den von Pfarrer und Vikar abzuführenden Zehnten in Höhe von jeweils einer Mark zu den älteren, salierzeitlich bestehenden Pfarrkirchen gezählt werden¹¹⁷. Die Pierer Kirche war das Zentrum eines hoch- und spätmittelalterlichen Kirchspiels, zu dem die südlich gelegenen Nachbarorte Merken mit der Filialkapelle St. Peter, Lucherberg mit der Kapelle St. Nikolaus und Vilvenich mit der Kapelle St. Helena gehörten (Abb. 10). Eine eigene Pfarrkirche bestand um 1300 am Nebenort Bonsdorf, die sich im *Liber valoris* an 63. Stelle stehend ohne *cathedraticum* als jünger zu erkennen gibt und zuvor als Eigenkirche zum Adelssitz Haus Pesch gehörte¹¹⁸. Der nördliche Nachbarort Müllenark/Schophoven besaß um 1300 ebenfalls eine Pfarrkirche, wiederum in Beziehung zu einem Adelssitz, der Burg Müllenark¹¹⁹.

¹¹¹ Nach seiner Wiedereinrichtung unter Erzbischof Gero 970 behauptete das Gerresheimer Stift den Besitz in Pier. St. Ursula in Köln und Gerresheim hatten die Pierer Kirche später gemeinschaftlich inkorporiert, beide Stifte hatten noch 1795 den Zehnten von jeweils 1000 Morgen Land inne: WALZIK 1971/1981, 29.

¹¹² LEVISON 1932/1948.

¹¹³ Bobo wird mit dem Herzog der Auvergne identifiziert, der 641 im Feldzug der Franken gegen die Thüringer fiel. Die Schwester des Vaters von Adalgisel-Grimo war die Gründerin des Klosters Amay im Bistum Tongern-Maastricht, die dort nachweislich als Stifterin bestattet wurde. Adalgisel-Grimo dürfte in Verdun oder Longuyon beigesetzt worden sein: vgl. EWIG 1980, 35.

¹¹⁴ LEVISON 1927/1948; BÖHNER 1958a, 300 f.; EWIG 1980, 64 f.

¹¹⁵ Zur Topographie in Temmels vgl.: BÖHNER 1958a, 309-311, Abb. 32-33.

¹¹⁶ So EWIG 1980, 35.

¹¹⁷ OEDIGER 1967, 52/Nr. 4; WALZIK 1971/1981, 26.

¹¹⁸ OEDIGER 1967, 56/Nr. 63; WALZIK 1971/1981, 26. - Gegen den Widerstand des Besitzers von Haus Pesch im 19. Jh. aufgehoben und abgebrochen.

¹¹⁹ OEDIGER 1967, 54/Nr. 37; WALZIK 1971/1981, 26. - Im 16. Jh. als Kapelle in das Kirchspiel Pier eingepfarrt.

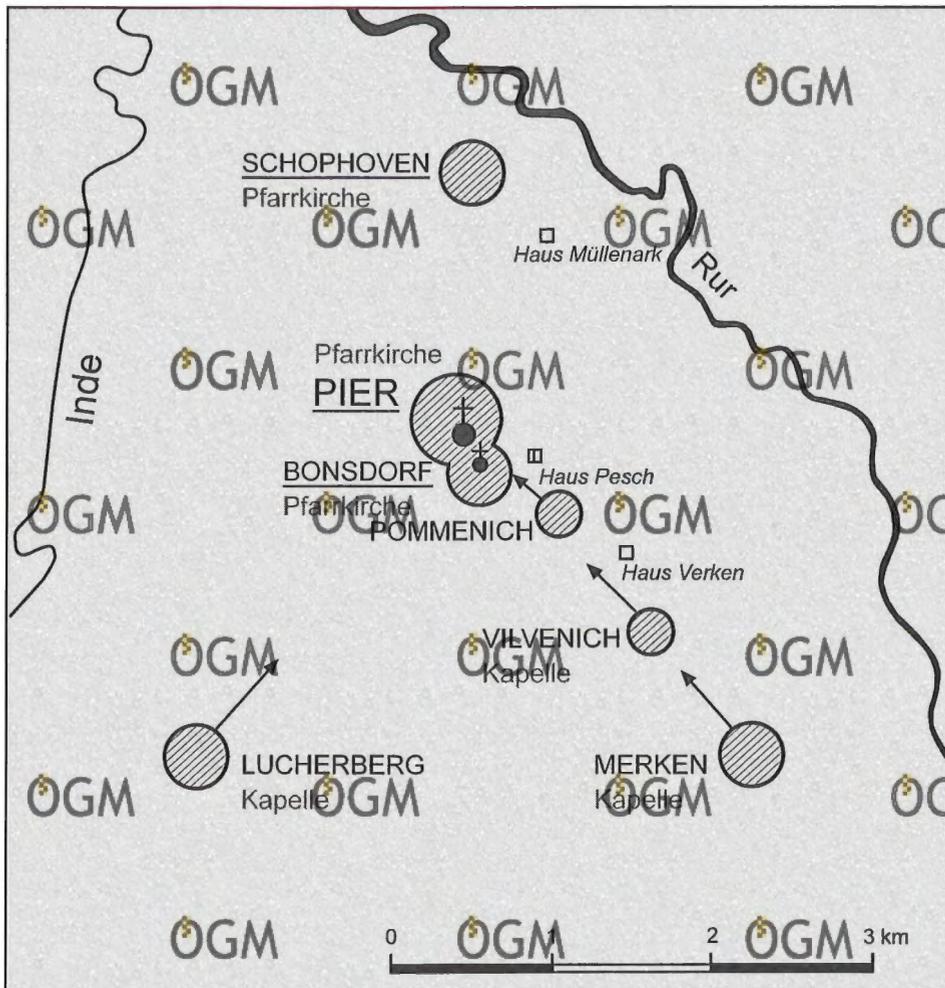


Abb. 10: Das hoch- und spätmittelalterliche Kirchspiel Pier mit den zugehörigen Orten Merken, Lucherberg und Vilvenich. Eine eigene Pfarrkirche bestand am Nebenort Bonsdorf sowie im nördlichen Nachbarort Müllenark/Schophoven, jeweils in Beziehung zu einem Adelsitz. (Ergänzt nach WALZIK 1971/1981).

Zusammenfassung

Hier wurde versucht, einige grundsätzliche Entwicklungslinien nachzuzeichnen. Es ging darum, Grabungsbefunde rheinischer Kirchen in einen kirchengeschichtlichen und siedlungshistorischen Zusammenhang zu bringen.

Hinweise auf erste Gemeindegkirchen gibt es außerhalb der Bischofsstadt im 6. Jahrhundert in den Kastellorten. Auch im ländlichen Kontext entstandene *monasteria* mögen ab dem 7. Jahrhundert zu Trägern von Gemeinden geworden sein. Im ländlichen Bereich sind Kirchgrabungen leider häufig genug neben den in der jüngeren Merowingerzeit abbrechenden Reihengräberfeldern die einzigen archäologischen Nachweise für das frühmittelalterliche Siedlungsgeschehen und sollten als solche auch stärker Berücksichtigung finden.

Mit der gebietsmäßigen Ausweisung erster, freilich nur selten zu rekonstruierender Pfarrbezirke ab etwa 800 änderten sich die Verhältnisse. Für den Bereich des Erzbistums Köln ist die Pfarrorganisation rückschließend aus dem um 1300 verfassten *Liber valoris* erstmals in salischer Zeit (um 1100) zu ermitteln. Eigenkirchen waren während des Früh- und Hochmittelalters von besonderer Bedeutung im ländlichen Siedlungsbereich; sie können ebenso - wie am Beispiel von Pier gezeigt - Keimzelle eines Kirchspiels werden wie auch ihre Eigenständigkeit über das Kollationsrecht in Überführung als Pfarrkirche im Spätmittelalter weiterhin erhalten, was in unmittelbarer Nachbarschaft von Pier etwa den Herren von Müllenark in Müllenark/Schophoven oder von den Besitzern von Haus Pesch in Bonsdorf gelang.

Literaturverzeichnis

- ANGENENDT 1982:
Arnold ANGENENDT, Die Liturgie und die Organisation des kirchlichen Lebens auf dem Lande. In: Christianizzazione ed organizzazione ecclesiastica delle campagne nell'alto medioevo. Settimane di studio del centro italiano di studi sull' alto medioevo 28, Spoleto 1982, 199-205.
- ANTON 1987:
Hans Hubert ANTON, Trier im frühen Mittelalter. Quellen und Forschung aus dem Gebiet der Geschichte NF 9, Paderborn 1987.
- BADER 1946/1947:
Walter BADER, Die christliche Archäologie in Deutschland nach den jüngsten Entdeckungen an Rhein und Mosel. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 144/145, 1946/1947, 5-31.
- BADER 1960/1985:
Walter BADER, Die Stiftskirche des Hl. Viktor zu Xanten. Sanctos - Grabfeld, Märtyrergrab und Bauten vom 4. Jahrhundert bis um und nach 752-68 n. Chr. Ausgrabungen des Rheinischen Landesmuseums in Bonn unter dem Kanonikerchor, durchgeführt in den Jahren 1933/34 und bearbeitet im Auftrage der Rheinischen Provinzialverwaltung. Tafelband: Kevelaer 1960 u. Textband: Kevelaer 1985.
- BINDING 1967:
Günther BINDING, Berichte über Ausgrabungen in niederrheinischen Kirchen 1964-1966. Bonner Jahrbücher 167, 1967, 357-387.
- BINDING 1970:
Günther BINDING, Niederrheinische Holzkirchen auf Schwellbalken. Bonner Jahrbücher 170, 1970, 279-288.
- BINDING 1982:
Günther BINDING, Holzkirchen im Rhein-Maas-Gebiet. In: Claus AHRENS (Hrsg.), Frühe Holzkirchen im nördlichen Europa. Hamburg 1982, 267-275.
- BINDING 1984:
Günther BINDING, Ausgrabungen in der Kirche St. Willibrord in Rindern, Kr. Kleve. Rheinische Ausgrabungen 25, Köln 1984, 311-317.
- BINDING 1996:
Günther Binding, Vorromanische Kirchenbauten. Geschichtlicher Atlas der Rheinlande 12/3, Köln-Bonn 1996.
- BINDING 2005:
Günther BINDING, Probleme der archäologisch-baugeschichtlichen Datierung von ländlichen Pfarrkirchen im Rheinland am Beispiel des „Krieler Dömhens“ St. Stephan in Köln-Lindenthal und der „Alten Taufkirche“ St. Johann Baptist in Refrath (Stadt Bergisch Gladbach): In: Claudia EUSKIRCHEN, Marco KIESER, Angela PFOTENHAUER (Hrsg.), Hörsaal, Amt und Marktplatz. Forschung und Denkmalpflege im Rheinland. Festschrift für Udo MAINZER zum 60. Geburtstag. Regensburg 2005, 11-26.
- BINDING, UNTERMANN 1985:
Günther BINDING, Matthias UNTERMANN, Kleine Kunstgeschichte der mittelalterlichen Ordensbaukunst in Deutschland. Darmstadt 1985.
- BOECKELMANN 1956:
W. BOECKELMANN, Grundformen im frühkarolingischen Kirchenbau des östlichen Frankenreiches. Wallraf-Richartz-Jahrbuch 18, 1956, 27-69.
- BÖHNER 1949:
Kurt BÖHNER, Die Anfänge der ehemaligen Abteikirche St. Martin zu Tier. Trierer Zeitschrift 18, 1949, 107-131.
- BÖHNER 1958a:
Kurt BÖHNER, Die fränkischen Altertümer des Trierer Landes. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit Ser. B, Bd. 1, Berlin 1958.
- BÖHNER 1958b:
Kurt BÖHNER, Das Grab eines fränkischen Herren aus Morken. In: Werner KRÄMER (Hrsg.), Neue Ausgrabungen in Deutschland. Berlin 1958, 432-468.
- BÖHNER 1959:
Kurt BÖHNER, Das Grab eines fränkischen Herren aus Morken im Rheinland. Kunst und Altertum am Rhein 4, Köln 1959.
- BÖHNER et al. 1950:
Kurt BÖHNER, Peter Josef THOLEN, Rafael VON USLAR, Josef FRECHEN, Ausgrabungen in den Kirchen von Breberen und Doveren (Reg.-Bez. Aachen). Bonner Jahrbücher 150, 1950, 192-228.
- BÖHNER et al. 1987:
K. BÖHNER, W. PIEPERS, P.J. THOLEN, A. VERBEEK et al., Früher Kirchenbau im Kreis Heinsberg. Museumsschriften des Kreises Heinsberg 8, Heinsberg 1987.
- BORGER 1979:
Hugo BORGER, Die Abbilder des Himmels in Köln. Kölner Kirchenbauten als Quelle zur Siedlungsgeschichte des Mittelalters. Köln 1979.
- BORGER 1993:
Hugo BORGER, Märtyrer - Grabanlagen in den Rheinlanden aus neuer Erkenntnis. Bonn 1993.
- BORGOLTE 1985:
Michael BORGOLTE, Stiftergrab und Eigenkirche. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 13, 1985, 27-38.
- CLEMEN 1891-1944:
Paul CLEMEN (Hrsg.), Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. 20 Bände, Düsseldorf 1891-1944.
- CLEMENS 2001:
Lukas CLEMENS, Archäologische Beobachtungen zu frühmittelalterlichen Siedlungsstrukturen in Trier. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 17, 2001, 43-66.
- CLEMENS 2003:
Lukas CLEMENS, Tempore Romanorum constructa. Zur Nutzung und Wahrnehmung antiker Überreste nördlich der Alpen während des Mittelalters. Monographien zur Geschichte des Mittelalters 50, Stuttgart 2003.
- DASSMANN 1993:
Ernst DASSMANN, Die Anfänge der Kirche in Deutschland: von der Spätantike bis zur frühfränkischen Zeit. Stuttgart 1993.

- EFFMANN 1899/I und 1922/II:
Wilhelm EFFMANN, Die karolingisch-ottonischen Bauten zu Werden. Band I: Straßburg 1899 u. Band II: Berlin 1922.
- EFFMANN 1912:
Wilhelm EFFMANN, Centula - St. Riquier. Eine Untersuchung zur Geschichte der kirchlichen Baukunst in der Karolingerzeit. Münster 1912.
- EGGER 1954:
Rudolf EGGER, Rheinische Grabsteine der Merowingerzeit. Bonner Jahrbücher 154, 1954, 146-158.
- EIDEN 1979:
Hans EIDEN, Die Ergebnisse der Ausgrabungen im spätrömischen Kastell Bodobrica (= Boppard) und im vicus Cardena (= Karden) In: Joachim WERNER, Eugen EWIG (Hrsg.), Von der Spätantike zum frühen Mittelalter. Aktuelle Probleme in historischer und archäologischer Sicht. Vorträge und Forschungen 25, Sigmaringen 1979, 317-336.
- EIDEN 1982:
Hans EIDEN, Spätrömisches Kastellbad und frühchristliche Kirche in Boppard. In: Hans EIDEN, Ausgrabungen an Mittelrhein und Mosel 1963-1976. Beihefte der Trierer Zeitschrift 6, Trier 1982, 215-265.
- ENGEMANN, RÜGER 1991:
Josef ENGEMANN, Christoph B. RÜGER, Spätantike und Frühes Mittelalter. Ausgewählte Denkmäler im Rheinischen Landesmuseum Bonn. Kunst und Altertum am Rhein 134, Köln-Bonn 1991.
- EWIG 1962:
Eugen EWIG, Der Martinskult im Frühmittelalter. Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 14, 1962, 11-30.
- EWIG 1980:
Eugen EWIG, Frühes Mittelalter. Rheinische Geschichte I/2, Düsseldorf 1980.
- FEHRING 1967:
Günther P. FEHRING, Die Stellung des frühmittelalterlichen Holzkirchenbaues in der Architekturgeschichte. Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 14, 1967, 179-197.
- FERRARI et al. 1999:
M.C. FERRARI, J. SCHROEDER, H. TRAUFLER (Hrsg.), Die Abtei Echternach 698-1998. Publications du CLUDEM 15, Luxembourg 1999.
- GAUTHIER 1986:
N. GAUTHIER, Topographie chrétienne des Cités de la Gaule des origines au milieu du VIII^e siècle. I. Province ecclésiastique de Trèves (Belgica Prima). Paris 1986.
- GERHARDS 1956:
Jacob GERHARDS, Ausgrabungen im Kreis Düren. Dürener Geschichtsblätter 5, 1956, 54 f.
- GERHARDS, NEUFFER 1949:
Jacob GERHARDS, Eduard NEUFFER, Pier (Kreis Düren). Bonner Jahrbücher 149, 1949, 348 f.
- GIERLICH 1990:
Ernst GIERLICH, Die Grabstätten der rheinischen Bischöfe vor 1200. Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 65, Mainz 1990.
- HARTMANN 1982:
Wilfried HARTMANN, Der rechtliche Zustand der Kirchen auf dem Lande. Die Eigenkirche in der fränkischen Gesetzgebung des siebten bis neunten Jahrhunderts. In: Christianizzazione ed organizzazione ecclesiastica delle campagne nell'alto medioevo. Settimane di studio del centro italiano di studi sull' alto medioevo 28, Spoleto 1982, 397-441.
- HAUSER 1991:
Georg HAUSER, Abschied vom Hildebold-Dom. Die Bauzeit des Alten Domes aus archäologischer Sicht. Kölner Domblatt 56, 1991, 209-228.
- HEGEL 1992:
Eduard HEGEL, Das mittelalterliche Pfarrsystem und seine kirchliche Infrastruktur in Köln um 1500. Geschichtlicher Atlas der Rheinlande, Beiheft IX/1, Köln 1992.
- HINZ 1969:
Hermann HINZ, Die Ausgrabungen auf dem Kirchberg in Morken, Kreis Bergheim. Rheinische Ausgrabungen 7, Düsseldorf 1969.
- HIRSCHMANN 1998:
Frank G. HIRSCHMANN, Stadtplanung, Bauprojekte und Großbaustellen im 10. und 11. Jahrhundert. Vergleichende Studien zu den Kathedralstädten westlich des Rheins. Monographien zur Geschichte des Mittelalters 43, Stuttgart 1998.
- HOLLSTEIN 1980:
Ernst HOLLSTEIN, Mitteleuropäische Eichenchronologie. Trierer dendrochronologische Forschungen zur Archäologie und Kunstgeschichte. Trierer Grabungen und Forschungen 11, Mainz 1980.
- HUGOT 1968:
Leo HUGOT, Kornelimünster. Untersuchungen über die baugeschichtliche Entwicklung der ehemaligen Benediktinerklosterkirche. Rheinische Ausgrabungen 2, Köln-Graz 1968.
- JACOBSEN 1992:
Werner JACOBSEN, Der Klosterplan von St. Gallen und die Architektur. Entwicklung und Wandel von Form und Bedeutung im fränkischen Kirchenbau zwischen 751 und 840. (Dissertation Marburg 1981). Berlin 1992.
- JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991:
Werner JACOBSEN, Leo SCHAEFER, Hans Rudolf SENNHAUSER, Vorromanische Kirchenbauten. Nachtragsband. München 1991.
- JACOBI 1958:
J. JACOBI, Die Abgrenzung des Zehntbezirks für den hl. Castor in Rengsdorf (857). Jahrbuch für Geschichte und Kunst des Mittelrheingebietes 10, 1958, 24-32.
- KAT. BONN 1962:
Kirche und Burg in der Archäologie des Rheinlandes. Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum Bonn. Kunst und Altertum am Rhein 8, Düsseldorf 1962.
- KELLER 2004:
Christoph KELLER, Archäologische Forschungen in Aachen. Katalog der Fundstellen in der Innenstadt und in Burtscheid. Rheinische Ausgrabungen 55, Mainz 2004.

- KELLER, MÜSSEMEIER 2001:
 Christoph KELLER, Ulrike MÜSSEMEIER, Die merowinger- und karolingerzeitlichen Bauten unter der Münsterkirche in Bonn. In: Ernst POHL, Udo RECKER, Claudia THEUNE (Hrsg.), Archäologisches Zellwerk. Beiträge zur Kulturgeschichte in Europa und Asien. Festschrift Helmut ROTH zum 60. Geburtstag. Internationale Archäologie, Studia honoraria 16, Rahden/Westfalen 2001, 287-318.
- KELLER, MÜSSEMEIER 2004:
 Christoph KELLER, Ulrike MÜSSEMEIER, Das *monasterium sanctorum martyrum Cassii et Florentii* und die frühen Kirchenbauten unter dem Bonner Münster. in: RISTOW 2004, 187-208.
- KENTENICH 1933:
 Gottfried KENTENICH, Eine frühmittelalterliche Kirche in den Barbarathermen. Trierer Zeitschrift 8, 1933, 58-62.
- KESSEL 1877:
 Johannes Hubertus KESSEL, Der selige Gerrich, Stifter der Abtei Gerresheim. Ein Beitrag zur Gründungsgeschichte des Christentums im Bergischen Lande. Düsseldorf 1877.
- KRIER 1996:
 Jean KRIER, Echternach und das Kloster des hl. Willibrord. In: Die Franken - Wegbereiter Europas. Bd. 1, Mainz 1996, 466-478.
- KUBACH, VERBEEK 1976:
 Hans-Erich KUBACH, Albert VERBEEK, Romanische Baukunst an Rhein und Maas. 1-2. Katalog der vorromanischen und romanischen Denkmäler. Berlin 1976.
- KUBACH, VERBEEK 1989:
 Hans-Erich KUBACH, Albert VERBEEK, Romanische Baukunst an Rhein und Maas. 4. Architekturgeschichte und Kunstlandschaft. Berlin 1989.
- KUTZBACH 1934:
 F. KUTZBACH, Eine Grabung an der ehemaligen Marienkirche. Trierer Zeitschrift 9, 1934, 68-76.
- LACOMBLET 1840:
 Theodor Joseph LACOMBLET, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins 1. Essen 1840.
- LANGEL 1993:
 Martina LANGEL, Der Taufort im Kirchenbau. Siegburg 1993.
- LEHMANN 1938/1949:
 Edgar LEHMANN, Der frühe deutsche Kirchenbau. Berlin 1938 u. Berlin 1949².
- LEHNER, BADER 1932:
 Hans LEHNER, Walter BADER, Baugeschichtliche Untersuchungen am Bonner Münster. Bonner Jahrbücher 136/137, 1932, 1-216.
- LEHNER, SCHULTZE 1926:
 Hans LEHNER, Rudolf SCHULTZE, Das Altmünster von Bonn. Bonner Jahrbücher 130, 1926, 202-231.
- LEVISON 1927/1948:
 Wilhelm LEVISON, Zur Geschichte des Klosters Tholey. In: Historische Aufsätze. Aloys SCHULTE zum 70. Geburtstag gewidmet. Düsseldorf 1927, 62-81. (Wiederabdruck: Wilhelm LEVISON, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit. Düsseldorf 1948, 96-117).
- LEVISON 1932/1948:
 W. LEVISON, Das Testament des Diakons Adalgisel-Grimo vom Jahre 634. Trierer Zeitschrift 7, 1932, 69-85. (Wiederabdruck: Wilhelm LEVISON, Aus rheinischer und fränkischer Frühzeit. Düsseldorf 1948, 118-138).
- MERTENS 1962:
 Joseph MERTENS, Recherches archéologiques dans l'abbaye merovingienne de Nivelles. Miscellanea Archaeologica in honorem J. BREUER. Archaeologica Belgica 61, Bruxelles 1962, 89-113.
- NEUSS 1951:
 Wilhelm NEUSS (Hrsg.), Rheinische Kirchen im Wiederaufbau. Mönchengladbach 1951.
- NEUSS, OEDIGER 1964:
 Wilhelm NEUSS, Friedrich Wilhelm OEDIGER, Das Bistum Köln von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Geschichte des Erzbistums Köln. Köln 1964.
- NEUSES 1995:
 H. NEUSES, Die Baugeschichte von St. Maximin in Trier. In: Die ehemalige Abteikirche St. Maximin in Trier. Geschichte, Renovierung, Umnutzung (hrsg. vom Bischöflichen Generalvikariat in Trier). Trier 1995, 7-16.
- NIEVELER 2003:
 Elke NIEVELER, Die merowingerzeitliche Besiedlung des Erftkreises und des Kreises Euskirchen. Rheinische Ausgrabungen 48, Mainz 2003.
- NIKITSCH 2004:
 E. J. NIKITSCH, Neue, nicht nur epigraphische Überlegungen zu den frühchristlichen Inschriften aus Boppard. In: RISTOW 2004, 209-223.
- NÜRNBERGER 2004:
 Gernot Nürnberger, Die frühchristlichen Baureste der Kölner Ursulakirche. In: RISTOW 2004, 149-172.
- OEDIGER 1956:
 Friedrich Wilhelm OEDIGER, Die bischöflichen Pfarrkirchen des Erzbistums Köln. Düsseldorfer Jahrbuch 48, 1956, 1-37.
- OEDIGER 1967:
 Friedrich Wilhelm OEDIGER, Der Liber Valoris. Die Erzdiözese Köln um 1300, Heft 1 = Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 12/1, Bonn 1967.
- OEDIGER 1969:
 Friedrich Wilhelm OEDIGER, Die Kirchen des Archidiaconats Xanten. Die Erzdiözese Köln um 1300, 2. Heft = Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde 12/2, Bonn 1969.
- OEDIGER 1972:
 Friedrich Wilhelm OEDIGER, Geschichte des Bistums Köln von den Anfängen bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Geschichte des Erzbistums Köln 1. Köln 1972².
- OEDIGER 1978:
 Friedrich Wilhelm OEDIGER, Die Regesten der Erzbischöfe von Köln im Mittelalter 1. Bonn 1954-1961. Nachdruck: Düsseldorf 1978.

- OPPERMANN 1922:
O. OPPERMANN, Rheinische Urkundenstudien. Einleitung zum Rheinischen Urkundenbuch I. Bonn 1922.
- OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966:
Friedrich OSWALD, Leo SCHAEFER, Hans Rudolf SENNHAUSER, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III/1, München 1966.
- OTTEN 2003:
Thomas OTTEN, Die Ausgrabungen unter St. Viktor zu Xanten. Rheinische Ausgrabungen 53, Mainz 2003.
- OTTEN 2004:
Thomas OTTEN, Märtyrerverehrung seit der Spätantike? Ergebnisse der Ausgrabungen unter und um den Dom zu Xanten. In: RISTOW 2004, 71-92.
- PÄFFGEN 1984/1985:
Bernd PÄFFGEN, Die Rheinischen Stifte. Geschichte in Köln 16, 1984, 33-66 u. 17, 1985, 7-38.
- PÄFFGEN 1992:
Bernd PÄFFGEN, Die Ausgrabungen in St. Severin zu Köln. Kölner Forschungen 5, Mainz 1992.
- PÄFFGEN 2002:
Bernd PÄFFGEN, Die Speyerer Bischofsgräber und ihre vergleichende Einordnung - Eine archäologische Studie zu Bischofsgräbern in Deutschland von den frühchristlichen Anfängen bis zum Ende des Ancien Régime. Habil.-Schrift Univ. Bonn, Bonn 2002.
- PÄFFGEN 2004a:
Bernd PÄFFGEN, Die Ausgrabungen in St. Severin zu Köln und ihre Bedeutung für die christliche Archäologie im Rheinland. In: RISTOW 2004, 173-186.
- PÄFFGEN 2004b:
Bernd PÄFFGEN, Urban Settlements and Sacral Topography in the Rhineland at the Time of the Viking Raids. In: R. SIMEK, U. ENGEL (Ed.), Vikings on the Rhine. Recent Research on Early Medieval Relations between the Rhinelands and Scandinavia. Studia Mediaevalia Septentrionalis 11, Wien 2004, 83-109.
- PÄFFGEN, RECKER 1998:
Bernd PÄFFGEN, Udo RECKER, Untersuchungsmöglichkeiten im rheinischen Braunkohlengebiet. Das Beispiel des Kirchspiels Lohn. Rurialia II = Památky Archeologické Supplement 11, Praha 1998, 36-44.
- PÄFFGEN, RISTOW 1996a:
Bernd PÄFFGEN, Sebastian RISTOW, Die Römerstadt Köln zur Merowingerzeit. In: Die Franken - Wegbereiter Europas. Bd. 1, Mainz 1996, 145-159 (Mainz 1997², 145-159 mit Corrigenda 1113-1116).
- PÄFFGEN, RISTOW 1996b:
Bernd PÄFFGEN, Sebastian RISTOW, Christentum, Kirchenbau und Sakralkunst im östlichen Frankenreich (Austrasien). In: Die Franken - Wegbereiter Europas. Bd. 1, Mainz 1996, 407-415 (Mainz 1997², 407-415).
- PÄFFGEN, RISTOW 1999:
Bernd PÄFFGEN, Sebastian RISTOW, Fränkische Könige in Köln: Frauen- und Knabengrab unter dem Kölner Domchor. In: Wolfgang ROSEN, Lars WIRTNER (Hrsg.), Quellen zur Geschichte der Stadt Köln. Bd. 1: Antike und Mittelalter. Von den Anfängen bis 1396/97. Köln 1999, 64-68.
- PÄFFGEN, TRIER 2002:
Bernd PÄFFGEN, Marcus TRIER, Köln zwischen Spätantike und Frühmittelalter. Eine Übersicht zu Fragen und Forschungsstand. In: Zwischen Römersiedlung und mittelalterlicher Stadt. Archäologische Aspekte zur Kontinuitätsfrage. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 17, 2001, 17-42.
- PAULY 1957-1976:
F. PAULY, Siedlung und Pfarrorganisation im alten Erzbistum Trier. I.-X., Bonn u. Trier 1957-1976.
I. Das Landkapitel Kaimt-Zell. Rheinisches Archiv 49, Bonn 1957; II. Piesport, Boppard und Ochtendung. Veröffentlichungen des Bistumsarchivs Trier 6, Trier 1961; III. Kyllburg und Bitburg. Ebd. 8, Trier 1963; IV. Wadrill. Ebd. 10, Trier 1965; V. Merzig. Ebd. 15, Trier 1967; VI. Perl. Ebd. 16, Trier 1968; VII. Mersch. Ebd. 19, Trier 1970; VIII. Engers. Ebd. 21, Trier 1970; IX. Remich. Ebd. 23, Trier 1972; X. Zusammenfassung und Ergebnisse. Ebd. 25, Trier 1976.
- PAULY 1962:
F. PAULY, Die älteste Pfarrorganisation des Erzbistums Trier an Mosel und Mittelrhein. In: Das Erste Jahrtausend I. Düsseldorf 1962, 128-158.
- PAULY 1974:
F. PAULY, Die Weihe der Kirche St. Stephanus in Nachtsheim (westlich von Mayen) und die Umschreibung ihres Pfarrbezirks durch Erzbischof Hetti im Jahre 831. Landeskundliche Vierteljahrsblätter 20, 1974, 174 f.
- PLUM 2003:
Ruth Maria PLUM, Die merowingerzeitliche Besiedlung in Stadt und Kreis Aachen sowie im Kreis Düren. Rheinische Ausgrabungen 49, Mainz 2003.
- POLFER 1999:
Michel POLFER, Christentum zwischen Maas und Mosel von den Ursprüngen bis zum Ende der Merowingerzeit. In: FERRARI et al. 1999, 9-26.
- POLFER 2000:
Michel POLFER, Spätantike und frühmittelalterliche Kirchenbauten im Erzbistum Trier - eine Bestandsaufnahme aus archäologischer Sicht. In: Michel POLFER (Hrsg.), L'évangélisation des régions entre Meuse et Moselle et la fondation de l'abbaye d'Echternach. Actes des 10^{es} Journées Lotharingiennes, Centre Universitaire de Luxembourg, 28.-30. octobre 1999. Publications de la Section Historique de l'Institut Grand-Ducal CXVII - Publications du CLUDEM 16, Luxembourg 2000, 39-92.
- PRINZ 1965:
Friedrich PRINZ, Abriß der kirchlichen und monastischen Entwicklung des Frankenreiches bis zu Karl dem Großen. In: Bernhard BISCHOFF (Hrsg.), Karl der Große. Band 2: Das geistige Leben. Aachen 1965, 290-299.
- PUZA 1993:
Richard PUZA, Pfarrei, Pfarrorganisation. Lexikon des Mittelalters 6, Stuttgart-Weimar 1993, Sp. 2021-2026.
- RISTOW 1997:
Sebastian RISTOW, Der Begriff „frühchristlich“ und die Einordnung der ersten Kirche von Boppard am Rhein. In: U. LANGE, R. SÖRRIS (Hrsg.), Vom Orient bis an den Rhein. Begegnungen mit der christlichen Archäologie. Festschrift P. POSCHARSKY. Dettelbruch 1997, 247-256.

- RISTOW 2003:
Sebastian RISTOW, Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom. Befunde und Funde vom 4. Jahrhundert bis zur Bauzeit des Alten Doms. Mit Beiträgen von Lothar BAKKER und Dorothea HOCHKIRCHEN. Regensburg 2003.
- RISTOW 2004:
Sebastian RISTOW (Hrsg.), Neue Forschungen zu den Anfängen des Christentums im Rheinland. Jahrbuch für Antike und Christentum, Ergänzungsbd., Kleine Reihe 2, Münster 2004.
- SCHÄFER 1907:
H. SCHÄFER, Pfarrkirche und Stift im deutschen Mittelalter. Kirchenrechtliche Abhandlungen 43-44, Stuttgart 1907.
- SCHIEFFER 1980:
Rudolf SCHIEFFER, Basilika-Klöster. Lexikon des Mittelalters 1, Stuttgart-Weimar 1980, Sp. 1528.
- SCHIEFFER 1986:
Rudolf SCHIEFFER, Eigenkirche, Eigenkirchenwesen. Lexikon des Mittelalters 3, Stuttgart-Weimar 1986, Sp. 1705-1708.
- SCHWARZ 1927:
R. SCHWARZ, Frühtypen der rheinischen Kleinkirche. Bonner Jahrbücher 132, 1927, 193-199.
- SEMMLER 1963:
Josef SEMMLER, Die Beschlüsse des Aachener Konzils im Jahre 816. Zeitschrift für Kirchengeschichte 74, 1963, 15-82.
- SEMMLER 1982:
Josef SEMMLER, Mission und Pfarrorganisation in den rheinischen, mosel- und maasländischen Bistümern (5.-10. Jh.). In: Christianizzazione ed organizzazione ecclesiastica delle campagne nell'alto medioevo. Settimane di studio del centro italiano di studi sull'alto medioevo 28, Spoleto 1982, 813-888.
- SEMMLER 1983:
Josef SEMMLER, Zehntgebot und Pfarrtermination in karolingischer Zeit. In: Hubert MORDEK (Hrsg.), Aus Kirche und Reich. Studien zu Theologie, Politik und Recht im Mittelalter. Festschrift für Friedrich KEMPF zu seinem 75. Geburtstag und fünfzigjährigen Doktorjubiläum. Sigmaringen 1983, 33-44.
- SEMMLER 1990:
Josef SEMMLER, Renovatio regni francorum. Die Herrschaft Ludwigs des Frommen im Frankenreich 814-829/30. In: Peter GODMAN, Roger COLLINS (Ed.), Charlemagne's Heir. Oxford 1990, 125-146.
- SIEGMUND 1998:
Frank SIEGMUND, Merowingerzeit am Niederrhein. Die frühmittelalterlichen Funde aus dem Regierungsbezirk Düsseldorf und dem Kreis Heinsberg. Rheinische Ausgrabungen 34, Köln 1998.
- STUTZ 1908:
Ulrich STUTZ, Das karolingische Zehntgebot. Zeitschrift der Savigny-Forschung für Rechtsgeschichte, Germanistische Abteilung 29, 1908, 191-224.
- STUTZ 1964:
Ulrich STUTZ, Die Eigenkirche als Element des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts. Darmstadt 1964.
- TORSY 1958:
Jakob TORSY, Zur Entwicklung und Geschichte der kölnischen Landpfarrei. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 160, 1958, 25-49.
- TORSY 1964:
Jakob TORSY, Die kirchliche Erschließung der Landbezirke im Kölner Raum. In: Das Erste Jahrtausend II. Düsseldorf 1964, 711-733.
- VERSTEGEN 2004:
Ute VERSTEGEN, Spätantiker Grabbau oder Kirche? Neues zur Archäologie, Architektur und Geschichte von St. Gereon in Köln. In: RISTOW 2004, 123-148.
- WALZIK 1971/1981:
Günther B. WALZIK, Siedlungsgeschichtlicher Ertrag archäologischer Untersuchungen an ländlichen Pfarrkirchen des Rheinlandes. (Phil.-Diss. Bonn 1971). Habelts Dissertationsdrucke, Reihe Mittelalterliche Geschichte, Bonn 1981.
- WAMPACH 1929/1930:
Camillus WAMPACH, Geschichte der Grundherrschaft Echternach im Frühmittelalter. 2 Bände: Text- und Quellenteil. Publications de la section historique de l'Institut Grand-Ducale de Luxembourg 63 u. 64, Luxemburg 1929 u. 1930.
- WAND 1974:
Norbert WAND, Die Büraburg bei Fritzlar. Burg - „oppidum“ - Bischofssitz in karolingischer Zeit. Kasseler Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 4, Marburg 1974.
- WEBER 2004:
W. WEBER, Neue Forschungen zur Trierer Domgrabung. In: RISTOW 2004, 225-234.
- WEIDENHAUPT 1954:
H. WEIDENHAUPT, Das Kanonissenstift Gerresheim. Düsseldorfer Jahrbuch 46, 1954, 38 ff.
- WOLFF 1996:
Arnold WOLFF (Hrsg.), Die Domgrabung Köln. Altertum - Frühmittelalter - Mittelalter. Kolloquium zur Baugeschichte und Archäologie 14.-17. März 1984 in Köln. Vorträge und Diskussionen. Studien zum Kölner Dom 2, Köln 1996.
- WORTMANN 1968:
Dirk WORTMANN, Grabung in der Pfarrkirche St. Gereon in Niederbachem, Kr. Bonn. Rheinische Ausgrabungen 1, Köln-Graz 1968, 258-267.
- ZIMMERMANN 1958:
Walter ZIMMERMANN, Ecclesia lignea und ligneis tabulis fabricata. Bonner Jahrbücher 158, 1958, 414-452.

Universitätsprofessor Dr. Bernd Päffgen
Historicum – Zentrum für Geschichte und Archäologie
Ludwig-Maximilians-Universität München
Schellingstraße 12-14 (Raum 528)
D-80799 München
Bernd.Paefgen@vfpa.fak12.uni-muenchen.de

**MOBILITÄT DER SIEDLUNGEN – MOBILITÄT DER KIRCHEN?
BEMERKUNGEN ZUM LAGEBEZUG VON DORF UND KIRCHE**

von

Rainer SCHREG, Tübingen

Einleitung

In der Archäologie des Mittelalters haben Kirchengrabungen eine lange Tradition und waren in der Entwicklung des Faches ein wesentlicher Faktor. Im Mittelpunkt des Interesses standen dabei Fragen der Tradition und Kontinuität über das Ende der Spätantike sowie Fragen der Architekturgeschichte. Darum sind die großen Pionierleistungen der Kirchenarchäologie in den spätantiken Städten überwiegend des Rheinlandes geleistet worden¹. Andere Fragestellungen traten demgegenüber zurück: Als Quelle zur Christianisierung der verschiedenen Regionen Mitteleuropas wurden die Kirchen erst relativ spät begriffen², und bis heute wird die Kirche nur selten als ein Element einer sich verändernden Siedlungslandschaft wahrgenommen. Anders als in anderen europäischen Ländern - genannt seien Schweden, die Niederlande, Großbritannien und Frankreich³ - werden die Kirchen in Deutschland nur in sehr begrenztem Maße unter siedlungsarchäologischen Aspekten thematisiert⁴.

In den Altsiedellandschaften Mitteleuropas weisen Dorf und Kirche in ihrer heutigen Lage meist einen deutlichen Bezug zueinander auf. Im typischen Haufendorf, wie es sich etwa in Südwestdeutschland zeigt, liegt die Kirche normalerweise in der Ortsmitte oder an einer exponierten, aber meist auf das Dorf bezogenen Stelle. Die ältere Forschung hat dieses Bild als ursprünglich erachtet und diese Vorstellung wird etwa dann besonders deutlich, wenn an die Gründung der Uppfarreien inmitten der Dörfer an der Stelle heidnischer Versammlungsplätze gedacht wurde⁵. Daraus ergaben sich zwei Prämissen, die bis heute kaum hinterfragt worden sind, nämlich: Erstens der enge Bezug zwischen Kirche und Dorf und zweitens die Platzkonstanz der Kirche.

Ziel dieses Beitrages ist es, diese Prämissen zu problematisieren. Als Grundlage dazu sollen Befunde aus Südwestdeutschland dienen, das als typische Altsiedellandschaft gelten kann, in dem seit der jüngeren Merowingerzeit Kirchen einen wesentlichen Teil des Siedlungsgefüges darstellten.

1. Das Phänomen der Siedlungsfluktuation und der hochmittelalterlichen Dorfgene

Neuere siedlungsarchäologische Arbeiten haben gezeigt, dass in den Altsiedellandschaften Süddeutschlands die Siedlungsstrukturen im 13. Jahrhundert eine grundlegende Veränderung erfahren haben⁶. Die von historischer Seite schon seit längerem aufgezeigten Prozesse der Verdorfung, Vergetreidung und Verzelgung (Einführung der Dreifelderwirtschaft mit drei Großfeldern, deren Bebauungsfolge in der Gemeinde reglementiert wurde) gingen nach archäologischen Zeugnissen offenbar mit einer Siedlungskonzentration und oft auch einer Siedlungsverlagerung einher. Beispiele dafür lassen sich im Neckarland, aber auch auf der Schwäbischen Alb, am Oberrhein oder im bayerischen Alpenvorland aufzeigen. Genannt seien hier nur Hailfingen (Stadt Rottenburg, Lkr. Tübingen), Urspring (Gde. Lonsee, Alb-Donau-Kreis), Geislingen an der Steige (Lkr. Göppingen), Mengen im Breisgau (Lkr. Breisgau-

¹ KIRCHE UND BURG 1962.

² SCHOLKMANN 2000; 2003.

³ SUNDNÉR 1991; STOEPKER 1990; MORRIS 1989; FIXOT 1989; ZADORA-RIO 2003.

⁴ Z.B. JANKUHN 1961. – Nur selten werden die Standorte naturräumlich und siedlungsgeschichtlich untersucht: z.B. FEHRING et al. 1995 in verschiedenen Beiträgen.

⁵ Z.B. WELLER 1938, 168 f. - Vergl. SCHREG, im Druck.

⁶ Z.B. HOEPER 2002; PÖLLATH 2002, 75 ff.; SCHREG 2002a; SCHREG 2002b.

Hochschwarzwald) und Nordendorf (Lkr. Augsburg) in Bayerisch-Schwaben⁷. Ihnen ist gemeinsam, dass die früh- und hochmittelalterlichen Siedlungsareale außerhalb des späteren, um die Kirche zentrierten Dorfes liegen (Abb. 1).

Aus der Beobachtung einer semikonstanten Entwicklung der Siedlungen während des frühen und hohen Mittelalters und einer semikontraktiven Siedlungskonzentration um 1200⁸ (vgl. Abb. 8) ergibt sich die Frage nach der ursprünglichen Lage der Kirche im Siedlungsgefüge: Entweder waren Kirche und Dorf in der Frühzeit kaum aufeinander bezogen oder die Kirche muss mit der Siedlung verlegt worden sein. Die Situation des spätmittelalterlichen Dorfes als geschlossene Siedlung, die sich um die Kirche gruppiert, darf jedenfalls nicht unbesehen in das hohe und frühe Mittelalter zurück projiziert werden.

Auf der Basis des derzeitigen Forschungsstandes kann als These formuliert werden, dass die Kirche im Früh- (und Hoch-[?]) Mittelalter nicht Mittelpunkt des Siedlungsgefüges war, sondern als Eigenkirche viel enger mit einem einzelnen Hof der Oberschicht verbunden war und deshalb - analog zu den Separatgrablagen - bevorzugt separiert von den größeren Siedlungen lag. Die typische Lage der Kirche im Dorf mit der Funktion als Pfarrkirche wäre demnach Folge einer langen Entwicklung.

Es ist daher zu untersuchen, welche Informationen über die siedlungstopographische Lage der Kirche vor der hochmittelalterlichen Verdorfung zu gewinnen sind. Wir müssen daher die Ausgangssituation, also die Lage der Kirchen zum Zeitpunkt ihrer Gründung näher betrachten und der Frage nachgehen, ob die Lage der Kirchen tatsächlich konstant blieb und schließlich nach einer Erklärung der Entwicklung suchen.

2. Die Gründungstopographie der Kirche

Die Frage nach der Gründungstopographie der Kirche lenkt den Blick auf die Zeit des 7. bis 9. Jahrhunderts, in der in Südwestdeutschland zahlreiche Kirchen gegründet wurden. Die ersten Bauten waren zumeist als Pfostenbauten ausgeführt⁹.

Theoretisch gibt es verschiedene Möglichkeiten einer Kirchengründung innerhalb des Siedlungsgefüges (Abb. 2): Sie kann (1.) schon innerhalb einer geschlossenen Siedlung gegründet worden sein, sie kann aber auch (2.) zum Ortsgräberfeld oder (3.) zu einer Hofgrablage in Bezug stehen. Denkbar ist aber auch (4.) eine Gründung der Kirche unabhängig von einem Bezug auf die konkrete Siedlungstopographie, etwa auf einem Berg, einem heidnischen Heiligtum, an der Stelle römischer Ruinen oder „auf der grünen Wiese“. Systematische Untersuchungen dazu liegen bisher nur für die Frage nach der Relation zwischen Kirche und beigabeführenden Bestattungsplätzen vor¹⁰.

2.1 Kirchengründung innerhalb der Siedlung

In der Mauritiuskirche von Aldingen (Lkr. Tuttlingen) geht der in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts errichteten Kirche ein merowingerzeitliches Grubenhaus voraus, das durch einen Pfosten des ersten Kirchenbaus gestört wird (Abb. 3)¹¹. Mit einer Kulturschicht und mehreren Pfosten sind weitere Siedlungsbefunde belegt. Ungewiss bleibt, ob ein zeitlicher Hiatus vorliegt und ob es sich bei der Siedlung „um ein Einzelgehöft oder eine Gehöftgruppe von dorfählichem Charakter gehandelt hat.“¹²

In der abgegangenen Kirche St. Martin in Jöhlingen (Gde. Walzbachtal, Lkr. Karlsruhe)¹³ konnte als ältester Befund eine kreisförmige Feuerstelle festgestellt werden, die geomagnetisch ins 6./7. Jahrhundert datiert wurde. Die nächste Phase wird durch eine Reihe beigabenloser, geosteter Bestattungen gebildet, die frühestens in die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts gehören. Sollten sie tatsächlich ein Hinweis auf einen damals entstandenen ersten Kirchenbau sein, so wäre möglicherweise auch hier die Kirchengründung in einer Siedlung erfolgt.

⁷ Zu den Beispielen siehe: SCHREG, im Druck; BABUCKE 1999.

⁸ SCHREG, im Druck; bisher: SCHREG 2002a.

⁹ SCHOLKMANN 2000; 2003; AHRENS 2001.

¹⁰ SCHOLKMANN 2000.

¹¹ SCHOLKMANN 1981. – Die Datierung des Grubenhauses in frühalamannische Zeit ist aufgrund der heute verbesserten Kenntnis frühmittelalterlicher Keramik zu korrigieren. Eine neuerliche Begutachtung des Fundmaterials ergab, dass es überwiegend in das 6.-8. Jahrhundert zu datieren ist.

¹² SCHOLKMANN 1981, 229.

¹³ SCHOLKMANN 1970.

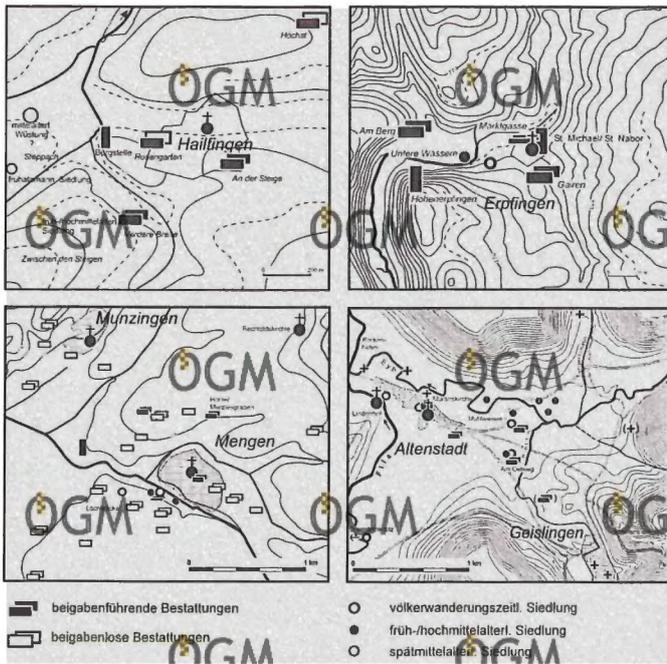


Abb. 1: Früh- bis hochmittelalterliche Siedlungslagen in der Peripherie spätmittelalterlicher Dörfer. (Graphik: R. SCHREG).

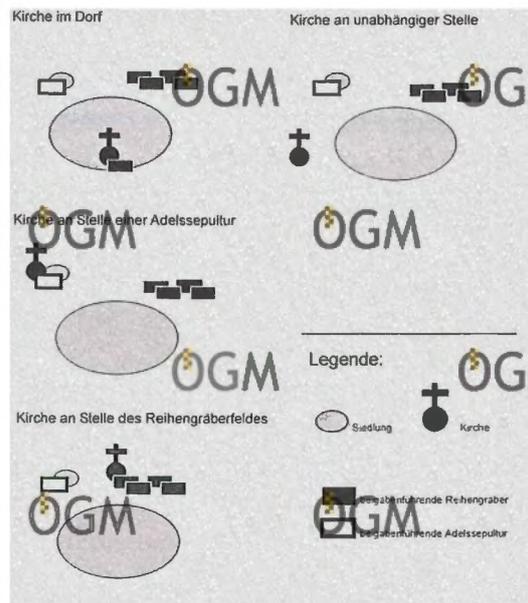


Abb. 2: Modelle zur Gründungstopographie frühmittelalterlicher ländlicher Kirchen. (Graphik R. SCHREG).

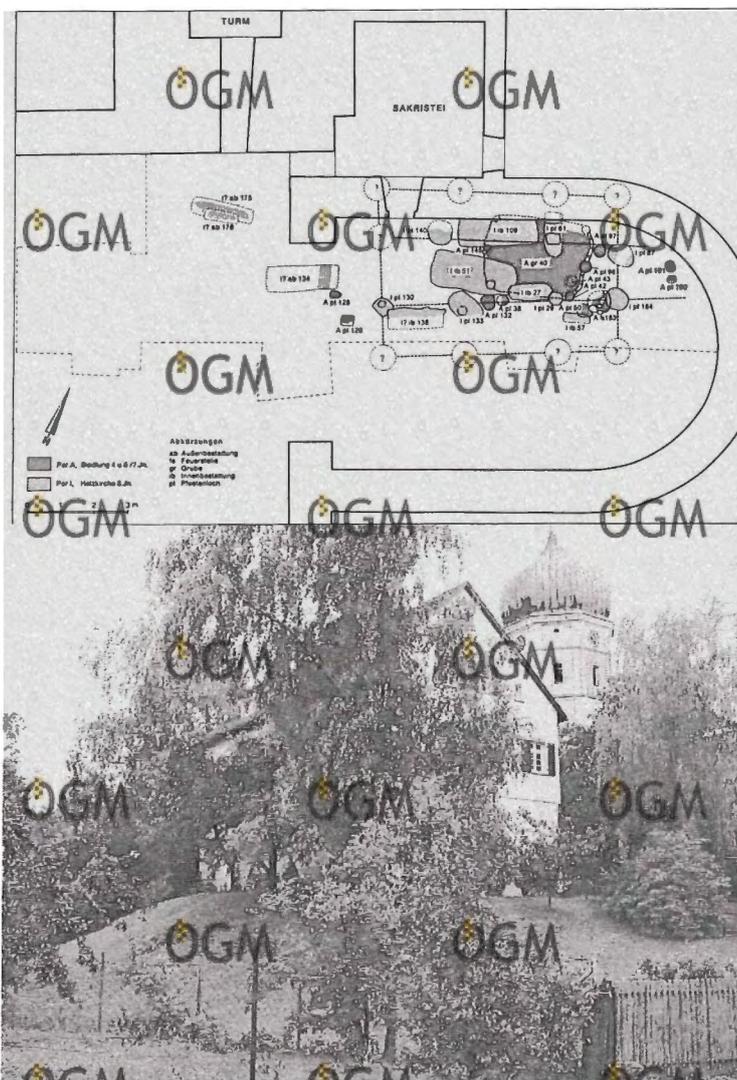


Abb. 3: Aldingen (Lkr. Tuttlingen). Grubenhaus unter dem ältesten Kirchenbau (nach SCHOLKMANN 1981).

Abb. 4: Weidenstetten (Alb-Donau-Kreis). Burghügel neben der Pfarrkirche. (Photo: R. SCHREG).

In der St. Gallus-Kirche von Derendingen (Stadt Tübingen) ging der über einem Steinfundament errichteten rechteckigen Saalkirche I eine Holzbebauung voraus. Eine Kulturschicht des 7. Jahrhunderts, die eine große Menge Gebrauchskeramik erbrachte, lässt auch hier an eine Kirchengründung im Kontext einer Siedlung denken¹⁴.

Auch bei der in die Mitte des 7. Jahrhunderts datierten Oberhofenkirche (St. Martin) von Göppingen (Lkr. Göppingen) weist die aus einer Kulturschicht im Kirchenbereich geborgene Siedlungskeramik des 6. Jahrhunderts auf eine bereits zuvor bestehende Siedlung hin. Der erste Holzbau und auch noch die erste Steinkirche orientierten sich in ihrer Ausrichtung an der Ruine einer römischen villa rustica, weshalb davon ausgegangen werden darf, dass die Kirche auf zuvor ungenutztem Gelände, aber nahe einer Siedlung errichtet wurde. Ein beigabenführendes Gräberfeld unbestimmter Größe und Belegungsdauer schloss sich direkt nördlich an die Kirche an¹⁵.

Bei einigen anderen Kirchengrabungen fielen größere Mengen früh- und zum Teil hochmittelalterlicher Siedlungsfunde auf, die auf einen Siedlungsplatz in der unmittelbaren Nachbarschaft verweisen¹⁶. In Gruibingen (Lkr. Göppingen) wurde bei der Untersuchung der Kirche St. Martin 1974 reichlich Siedlungskeramik des frühen und hohen Mittelalters gefunden. Ergänzend konnten wenig nördlich der Kirche hochmittelalterliche Grubenhäuser nachgewiesen werden, in deren Verfüllung auch merowingerzeitliche rauwandige Drehscheibenware lag¹⁷.

Diese Beispiele zeigen einerseits, dass wir mit Kirchengründungen im Bereich älterer Siedlungen zu rechnen haben, sie zeigen aber auch, dass aufgrund der begrenzten Grabungsaufschlüsse kaum Aussagen über den Charakter der Siedlung - geschlossene Siedlung oder Einzelhof, bäuerliches Anwesen oder Herrenhof - oder deren exaktes zeitliches Verhältnis zur Kirche möglich sind. Hier ist stets daran zu denken, dass zwischen Siedlungstätigkeit und Kirchengründung eine zeitliche Lücke bestehen kann, die angesichts kleiner Grabungsareale und der in der Regel spärlichen Fundspektren aus Kirchen und der daraus resultierenden Datierungsprobleme für den ältesten Kirchenbau kaum näher einzugrenzen ist. Hinzuweisen ist hier etwa auf die Johanneskirche in Crailsheim (Lkr. Schwäbisch Hall), die wohl erst Jahrhunderte nach den dortigen merowingerzeitlichen Grab- und Siedlungsfunden anzusetzen ist¹⁸.

Prinzipiell besser geeignet sind daher Wüstungsgrabungen, die zwar meist ebenfalls nur einen kleinen Ausschnitt der Siedlung erfasst haben, aber deutlich die Nachbarschaft von Kirche und Siedlung schon im Frühmittelalter zeigen.

In der Wüstung Berslingen (Gem. Schaffhausen, Kt. Schaffhausen) wurde die Kirche offenbar erst um 800, als die Siedlung einen enormen Aufschwung nahm, an deren nördlichem Rand in zuvor unbebautem Gelände errichtet¹⁹. Dabei ist zu beobachten, dass die ältesten Befunde der Siedlung südwestlich der Kirche liegen. Sie repräsentieren möglicherweise einen einzelnen Hof. Im Lauf der Siedlungsentwicklung kommt es mehrfach zu Verschiebungen der Profanbebauung, die jedoch den Lagebezug zur Kirche nicht grundsätzlich verändern.

Auch im abgegangenen Vöhringen bei Schwieberdingen (Lkr. Ludwigsburg) wurde eine erste Holzkirche im Bereich einer Siedlung errichtet. Anhaltspunkte für eine genauere absolutchronologische Einordnung des ersten Kirchenbaues liegen leider nicht vor²⁰.

Die potentielle Kirche in der Siedlung „Breisacher Weg“ (Gem. Mering im Breisgau, Lkr. Breisgau-Hochschwarzwald) - es handelt sich um einen uncharakteristischen Pfostenbau mit umliegenden beigabenlosen Gräbern, die aber möglicherweise zu einer siedlungsinternen Hofgrablege der späten Merowingerzeit gehören - liegt in einem tendenziell jüngeren Bereich der Siedlung²¹.

In der Wüstung Zimmern bei Stebbach (Gde. Gemmingen, Lkr. Heilbronn) ist eine spätmerowingerzeitliche Siedlungsphase bisher leider nur undeutlich zu erfassen. Die zunächst als Holzpfostenbau errichtete Kirche ist der Frühzeit der Siedlung zuzuweisen, doch können ihre Bauphasen mit den Siedlungsphasen nicht sicher korreliert werden²².

In keiner der genannten Wüstungen überlagert die Kirche ältere Pfostenbauten, doch scheint ihre Gründung im Kontext einer bestehenden Siedlung zumindest im Falle von Berslingen gesichert.

¹⁴ VOSSLER 2004.

¹⁵ SCHÄFER 1983; SCHREG 2003, 39 ff.

¹⁶ Z.B. Entringen: SCHREG 2002c - Brenz: DANNHEIMER 1971.

¹⁷ SCHÄFER 1974; LANG, SCHREG 1999.

¹⁸ FEHRING, STACHEL 1967.

¹⁹ BÄNTELI et al. 2000, 70 f.

²⁰ DORFSTERBEN 1998.

²¹ LOMMERZHEIM 1988, 41; LOBBEHEY 1968, Karte 1.

²² DICKMANS 1993, 41; GROSS 1997.

2.2 Kirche und Herrenhof

Von historischer Seite wurde schon mehrfach die Rolle des Herrenhofes bzw. des Adels für die Kirchen herausgestellt. Genannt sei hier nur das Konzept der Eigenkirche und die häufige Nachbarschaft von Kirche und Herren- bzw. Maierhof²³. Nicht selten deutet die Nachbarschaft von Kirche²⁴ und einem bedeutenden Hof oder einer Niederungsburg auf entsprechende Zusammenhänge (Abb. 4)²⁵, bisweilen haben Grabungen Hinweise auf ältere Herrenhöfe erbracht²⁶. Aufschlussreich erscheint hier das Beispiel der Kirche St. Peter und Paul in Wachendorf (Gde. Starzach, Lkr. Tübingen). An der Stelle einer älteren Kirche, die ihrerseits eine merowingerzeitliche Siedlung ablöste, wurde zunächst eine profane Holzbebauung und dann ein Wehrturm errichtet (Abb. 5). Die Datierung der einzelnen Bauphasen ist bisher unsicher. Im 12. Jahrhundert wurde an Stelle des Wehrturms wieder eine Kirche erbaut. Der Wechsel sakraler und profaner Nutzung scheint ein unmittelbarer Nachweis für eine gewissermaßen private Verfügbarkeit eines Herren über die Kirche zu sein. Die zeitweise profane Nutzung des Geländes legt nahe, dass auch die älteren Kirchenbauten bereits auf dem Areal eines Herrenhofes standen, also wohl als Eigenkirchen gelten müssen. Die Kirche des 12. Jahrhunderts war nach ihrem aufwendigen Grundriss wahrscheinlich keine Eigenkirche mehr²⁷.

Ein ganz ähnlicher Befund ergibt sich in der Stiftskirche St. Martin in Sindelfingen (Lkr. Böblingen)²⁸. In der noch spätmäroingerzeitlichen Periode I bestand hier ein Friedhof, dessen Kulturschicht mit Siedlungsabfällen - Keramik und Speiseresten - durchsetzt war und so auf die unmittelbare Nachbarschaft zu einer Siedlung hinweist (Abb. 6). Der Bestattungsplatz lässt an eine Kirche mit Pfarrrchten in unmittelbarer Nachbarschaft denken. In Periode II wurde ein Teil des Friedhofes mit profanen Bauten überbaut. Nach einer Holzbauphase wurden zwei massive Steinbauten sowie ein Bau mit Schwellmauerwerk errichtet. Offenbar war die ältere Siedlung durch repräsentative Steinbauten, die zu einem Herrenhof gehören dürften, erweitert worden. In Periode III wurde mit der Errichtung einer Kirche begonnen, auf die sich die für das Jahr 1083 überlieferte Weihung beziehen könnte.

Für das frühe Mittelalter sind derzeit keine allgemeinen Aussagen zur Relation von Kirche und Herrenhof zu machen. Reiche Grabfunde aus Kirchen lassen an eine enge Nachbarschaft denken, doch fehlen einschlägige Grabungsbefunde. Mangels Untersuchungen an Niederungsburgen in Südwestdeutschland ist unsicher, ob sie tatsächlich auf ältere Herrenhöfe zurückgehen. Soweit archäologische Untersuchungen vorliegen, reichen die ältesten fassbaren Befunde von Niederungsburgen in der Nachbarschaft von Kirchen in der Regel nur bis ins Spät-, allenfalls ins Hochmittelalter zurück²⁹. Frühmittelalterliche Siedlungsreste in der Nachbarschaft von Kirchen sind in der Praxis bisher kaum als Reste von Herrenhöfen zu klassifizieren.

2.3 Kirchengründung an der Stelle eines Ortsgräberfeldes

In der Nähe früh datierter Kirchen konnten schon vielfach beigabenführende Bestattungen angetroffen werden, die in den vergangenen Jahren zunehmend die Aufmerksamkeit der Forschung - vornehmlich unter dem Aspekt der Adelsbildung - gefunden haben³⁰. Da die Grabungsflächen zumeist auf das Kircheninnere beschränkt bleiben, ist in aller Regel aber nicht zu entscheiden, ob die angetroffenen Gräber zu einer Hofgrablage oder zu einem Reihengräberfeld zu zählen sind. Während allerdings aus dem fränkischen und

²³ WELLER 1938, 169; ERNST 1916/1965; kritisch: HARTMANN 2003.

²⁴ Als Nachbarschaft können Abstände von bis zu etwa 200 m gelten: vgl. MORRIS 1989, Abb. 70.

²⁵ Z.B. Mühlhausen i. T. (Lkr. Göppingen): BARTEIT-KLOPP 1997 – Dunningen (Lkr. Rottweil): SCHMIDT-THOMÉ 1987 – Weidenstetten (Alb-Donau-Kreis): SCHMIDT 1983a – Pfahlheim (Stadt Ellwangen, Ostalbkreis): PFEIFER 1973, 103 – Sontheim an der Brenz (Lkr. Heidenheim): DANNHEIMER 1971, 307/Anm. 28.

²⁶ Z.B. Untertürkheim (Stadt Stuttgart), St. Martin: FEHRING 1970; GROSS 1991, 188. – Holzheim (Stadt Göppingen), St. Gotthardt: unpubl. Untersuchung Kreisarchäologie Göppingen. – Bebenhausen (Stadt Tübingen), Kloster: SCHOLKMANN 1992b. – Hinzuweisen ist hier auch auf die diesbezüglich interessante Situation in der Wüstung Holzheim bei Fritzlar: WAND et al. 2002.

²⁷ SCHMIDT 1986.

²⁸ SCHOLKMANN 1977.

²⁹ Eine zusammenfassende Aufarbeitung des dürftigen Forschungsstandes bezüglich der Niederungsburgen in Südwestdeutschland steht aus. – Grabungen in der Kirche und im benachbarten Burghügel liegen bisher nur aus Dunningen (Lkr. Rottweil) vor: BIERBRAUER 1986; SCHMIDT-THOMÉ 1987. Die spärlichen Befunde des Burghügels zeigen eine Vorgängersiedlung mit Grubenhäusern, die allerdings nicht genauer datiert werden konnte. – Hinzuweisen ist hier auch auf den Negativbefund gezielter Sondagen im ehemaligen Gutshof neben der Pfarrkirche von Kirchberg (Stadt Niedenstein, Schwalm-Eder-Kreis) im nördlichen Hessen: SIPPEL 1989, 163 ff.

³⁰ Z.B. BÖHME 1996; BURZLER 2000.

bajuwarischen Raum einige Beispiele für Kirchenbauten auf großen Ortsgräberfeldern angeführt werden können, sind aus dem alamannischen Raum bisher keine gesicherten Belege beizubringen³¹.

2.4 Kirchengründung an der Stelle einer Hof- bzw. Adelsgrablege

Für das Modell einer Kirchengründung an einer Adelsgrablege könnte die Martinskirche von Kornwestheim (Lkr. Ludwigsburg) als Beleg angeführt werden. Hier wurde eine Männerbestattung durch ein Pfostenloch gestört; sie ist stratigraphisch älter als der erste Kirchenbau, könnte allerdings auch mit der Kirche in einem baulichen Zusammenhang stehen und gleichzeitig errichtet worden sein³². In Kornwestheim, aber auch an anderen Orten, bei denen beigabeführende Gräber bei oder aus der Kirche bekannt geworden sind, ist das Ortsgräberfeld in einer gewissen Distanz zur Kirche zu lokalisieren³³. Reich ausgestattete Gräber sind im Kontext früher Kirchen keine Seltenheit³⁴. Allerdings liegen selten genaue stratigraphische Bezüge vor, anhand derer zu entscheiden wäre, ob der Bestattungsort bereits vor Gründung der Kirche genutzt wurde. Da Hofgrablegen der jüngeren Merowingerzeit häufig siedlungsintern liegen³⁵, fällt dieser Lagetyp möglicherweise mit dem Typ einer Gründung innerhalb einer Siedlung bzw. bei einem Herrenhof zusammen.

2.5 Kirchengründung an unabhängiger Stelle

Gesicherte Beispiele für die Gründung früher Kirchen in isolierter Lage, also gewissermaßen "auf der grünen Wiese" sind naturgemäß schwer zu erbringen. Die erst im späten 10. oder in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts errichtete Kirche St. Johannes in Crailsheim (Lkr. Schwäbisch Hall) steht zwar an einer Stelle, an der auch frühmittelalterliche Bestattungen und Siedlungsspuren nachzuweisen sind, doch geht der Kirche eine mächtige Bodenschicht voraus, bei der es sich um einen Ackerhorizont handeln könnte³⁶. Auffallend häufig fallen die Standorte früher Kirchen mit römischen Ruinen zusammen. Dieser Gründungssituation wurde jüngst eine detaillierte Studie gewidmet³⁷. Als Gründe für die Platzwahl kommen demnach am ehesten die Fehlinterpretation antiker Bauten als Ruinen älterer Kirchen, die Verfügbarkeit von Baumaterial oder eine günstige Lage - gegebenenfalls auch auf einem siedlungsnahen, aber als Acker- gelände nicht nutzbaren Areal - in Frage, während die sog. Fiskalsukzession keine Rolle spielte. Ein besonders in der älteren Forschung häufig vermuteter Bezug früher Kirchen zu heidnischen Kultplätzen oder Thingplätzen - etwa von Michaelskirchen zu Bergheiligtümern - oder eine „Umwidmung“ antiker Tempel kann archäologisch nicht belegt werden.

Fazit

Die Überlegungen zur siedlungstopographischen Lage der Kirchen sind auf begrenzte Aufschlüsse im Inneren der Kirche angewiesen, Aufschlüsse oder gar aussagekräftige Untersuchungen ganzer Siedlungskammern liegen kaum vor³⁸. Deshalb bleiben viele Unsicherheiten nicht nur über das siedlungstopographische Umfeld der Kirchen, sondern auch hinsichtlich einer möglichen chronologischen oder regionalen Differenzierung.

Wichtig scheint die Feststellung, dass neben Kirchengründungen im Kontext kleiner Gräberfelder auch solche im direkten Umfeld einer Siedlung nachgewiesen werden können. Es bleibt aber unklar, wie diese Siedlungsbefunde einzuschätzen sind. Zwar kann erst für das Hochmittelalter der Zusammenhang zwischen Kirche und Herrenhof - sieht man einmal von reichen Gräbern der ausgehenden Merowingerzeit ab - im archäologischen Befund erfasst werden, doch kann eben auch für das frühe Mittelalter die Gründung als

³¹ SCHOLKMANN 2003, 130 ff. – Vergl. KROHN 2002.

³² SCHOLKMANN 1992a.

³³ Zur Siedlungstopographie von Kornwestheim: STORK 1993, 39. – Vergl. z.B. weiterhin Pfullingen (Lkr. Reutlingen): SCHOLKMANN, TUCHEN 1999 - Kirchheim/Teck (Lkr. Esslingen): KOCH 1971.

³⁴ Zusammenstellungen bei: BÖHME 1996 und BURZLER 2000, 179 ff.

³⁵ STEUER 2004.

³⁶ FEHRING, STACHEL 1967, 14.

³⁷ EISMANN 2004.

³⁸ Die einzigen Orte im südwestdeutschen Raum, in denen Grabungen in der Dorfkirche und in frühmittelalterlichen Siedlungsarealen vorliegen, sind - abgesehen von einzelnen Wüstungsgrabungen - Erpfingen (Gde. Sonnenbühl, Lkr. Reutlingen) und Schleithem (Kt. Schaffhausen): QUAST, im Druck; HÖNEISEN et al. 2002. Allerdings fehlen in beiden Fällen Aufschlüsse im Ortsbereich, anhand derer die merowingerzeitliche Siedlungstopographie im direkten Umfeld der Kirchen erschlossen werden kann.

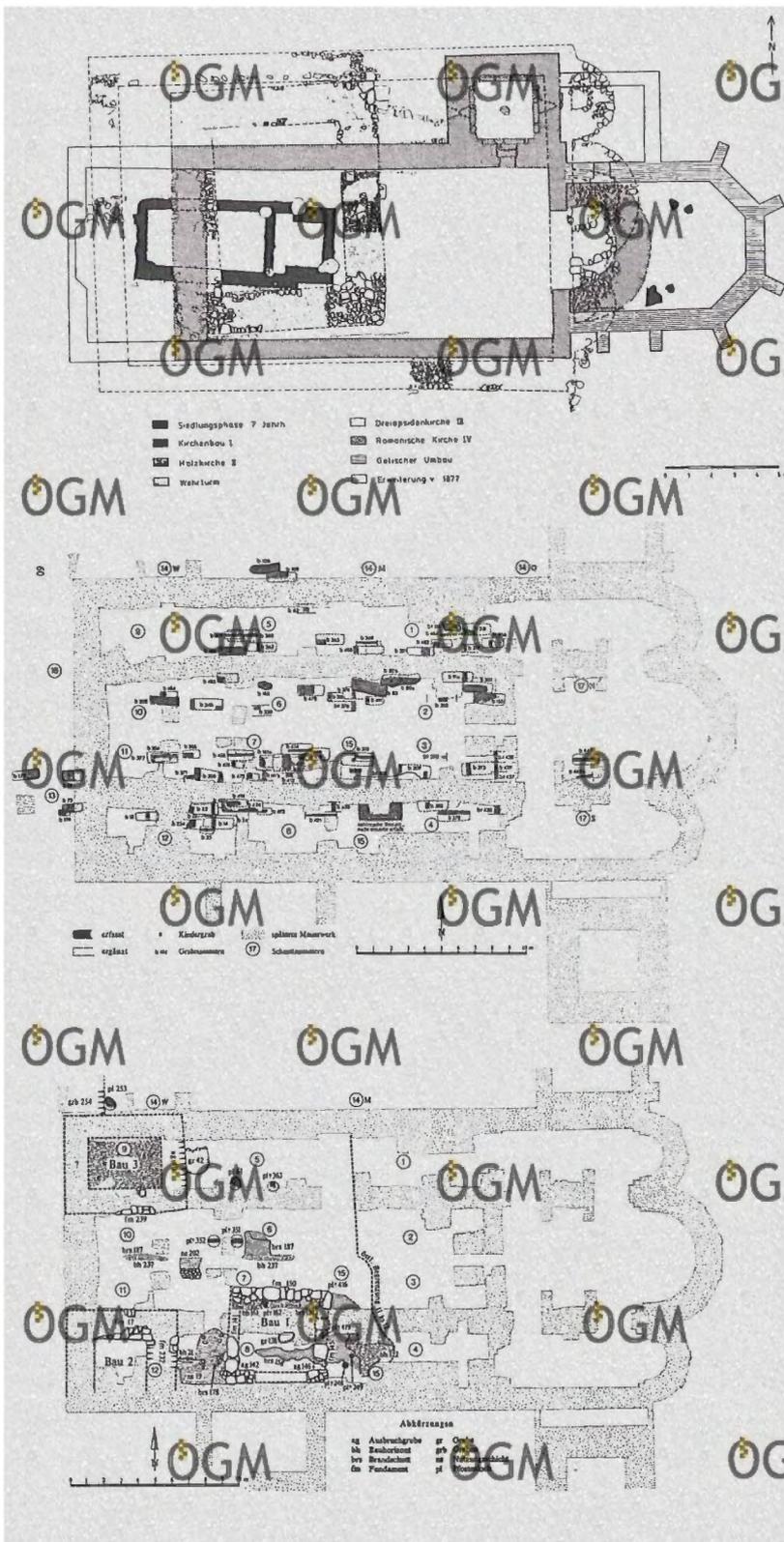


Abb. 5:
Wachendorf (Lkr. Tübingen).
Schematisierter Grabungsbefund
(nach SCHMIDT 1986).

Abb. 6:
Sindelfingen, St. Martin (Lkr.
Böblingen). Friedhof und
nachfolgender Herrenhof an
der Stelle der Stiftskirche
(nach SCHOLKMANN 1977).

gemeinschaftliche Kirche eines Dorfes nicht belegt werden. Die eingangs formulierte These einer im Frühmittelalter separat, eventuell bei einem Herrenhof gelegenen Kirche ist derzeit weder zu verifizieren noch zu falsifizieren³⁹.

³⁹ Ein Forschungsansatz könnte bei Dörfern liegen, bei denen die Kirche in historischer Zeit außerhalb des Ortskernes lag. – In Südwestdeutschland z.B. Gruibingen (Lkr. Göppingen): LANG, SCHREG 1999. – Blansingen (Gde. Efringen-Kirchen, Lkr. Lörrach): SCHMIDT-THOMÉ 1984, 217 ff.; vgl. SCHREG 1998. – Biengen (Lkr. Breisgau-Hochschwarzwald): HOEPER 2002, 189 f. – Wurmlingen (Lkr. Tübingen): SCHMIDT 1983b. – Eine solche Lage der Kirchenbauten konzentriert sich in einzelnen Landschaften, was auf regionale wirtschaftliche bzw. soziale Sonderentwicklungen zurück zu führen sein könnte. Hier wäre zu prüfen, ob sich solche regionale Sonderentwicklungen und die Lage der Kirchen in irgend einer Form korrelieren lassen.

3. Das Paradigma der Platzkonstanz der Kirche

Die jüngere Forschung zur mittelalterlichen Siedlungslandschaft hat gezeigt, dass mit wesentlich mehr Veränderungen zu rechnen ist, als bisher vermutet wurde. Das Paradigma der Ortskonstanz der Dörfer ist einem komplexeren Modell gewichen. Konsequenterweise sollte daher auch das Paradigma der Platzkonstanz der Kirchen über die Jahrhunderte hinweg hinterfragt werden.

Im Falle der Kirchen wird von historischer Seite eine Platzkonstanz generell vorausgesetzt, da kirchenrechtliche Verhältnisse - wie sie überwiegend aber erst aus spätmittelalterlichen Quellen fassbar werden - ausgesprochen konservativ waren und ein einmal geweihter Raum nicht ohne weiteres aufgegeben werden konnte. Von zahlreichen Wüstungen blieben daher als Zeugnis der längst aufgegebenen Siedlungen noch die Kirchen stehen⁴⁰ und bei mittelalterlichen Städten war es in der Regel ein langwieriger, bisweilen nie abgeschlossener Prozess, die Pfarrkirche in die Stadt zu verlegen⁴¹.

In der Tat sind Verlegungen von Kirchenstandorten aus schriftlichen Quellen des frühen und hohen Mittelalters in Süddeutschland offenbar nicht zu belegen. Das mag damit zusammenhängen, dass aus den wenigen Nennungen in der Regel keine exakte Lokalisierung von Siedlungen und Kirchen hervorgeht, so dass bei einer gleichzeitigen Namensübertragung Verlagerungen nicht zu erkennen sind. Bemerkenswerterweise sind bei Klöstern aus der hier wesentlich dichteren schriftlichen Überlieferung, aber auch im archäologischen Befund Verlegungen relativ häufig bekannt, so beispielsweise in Lorsch (Lkr. Bergstraße) oder Hirsau (Stadt Calw, Lkr. Calw), wo die alten Standorte später aber nicht völlig aufgegeben und vor allem nicht vergessen wurden⁴².

Im nördlichen Holland lassen sich in Folge siedlungsarchäologischer Projekte mehrere Beispiele von Kirchenverlagerungen benennen. Neben Assendelft im Kennemerland nordwestlich von Amsterdam sind die kleinen Siedlungen von Gommerkarspel, Bovenkarspel, Grootebroek, Lutjebroek und Hoogkarspel in Westfriesland zu nennen. Diese Vorgänge sind hier unter den speziellen Bedingungen der Landgewinnung im Sumpfland zu sehen, bei denen die Verlegung von Siedlung und Kirche zur Sicherung der Landansprüche diente⁴³.

Solche Verlagerungen von Kirchenstandorten um jeweils rund einen Kilometer sind in Südwestdeutschland nicht nachweisbar. Hinzuweisen ist nur auf die vage Möglichkeit einer Verlagerung der Kirche im Falle von Merdingen im Breisgau (Lkr. Breisgau-Hochschwarzwald) (Abb. 7). Innerhalb der dort ergrabenen früh- und hochmittelalterlichen Siedlung „Breisacher Weg“ wurde aufgrund einer Gräbergruppe eine Holzkirche vermutet, die möglicherweise der Vorgänger einer inzwischen ebenfalls abgegangenen, wenig weiter nordwestlich liegenden Kirche der Wüstung Harthausen war⁴⁴.

Betrachtet man die zahlreichen Kirchengrabungen unter dem Aspekt möglicher Standortverschiebungen, so fallen zunächst die vielen Fälle auf, bei denen die Platzkonstanz der Kirche bis zurück in die Zeit um 600 wahrscheinlich ist: Die Abfolge der Bauten lässt sich häufig als eine kontinuierliche Entwicklung verstehen, bei der die Altarstelle den Mittelpunkt bildet. Dabei ist in Südwestdeutschland häufig ein hölzerner Pfostenbau als älteste Kirche nachzuweisen⁴⁵.

Allerdings ist hier in einigen wenigen Fällen eine zumindest kleinräumige Verlagerung der Kirche belegt.

Zu nennen ist hier insbesondere die Situation in Wachendorf (Gde. Starzach, Lkr. Tübingen), die bereits geschildert wurde⁴⁶.

Nachdem in dem Areal bereits im Frühmittelalter ein Kirchenbau gestanden hatte, bestand in Phase 4 innerhalb der Grabungsflächen nur ein Friedhof, der aus kirchenrechtlichen Gründen allerdings die Existenz einer Pfarrkirche in unmittelbarer Nachbarschaft voraussetzt. In der folgenden Phase 5 folgte ein profaner Wehrbau und erst in Phase 6 wurde wieder eine Kirche errichtet. Die Gesamtsituation lässt vermuten, dass während der Phasen 4 und 5 der Standort der Kirche in unmittelbarer Nachbarschaft, aber eben nicht an der Stelle der bestehenden Kirche zu suchen ist.

⁴⁰ Z.B. Schwieberdingen (Lkr. Ludwigsburg), Wüstung Vöhringen. – Hürbelsbach (Stadt Süssen, Lkr. Göppingen), St. Laurentius. – Wülfigen (St. Forchtenberg, Hohenlohekreis), St. Michael.

⁴¹ H. FISCHER 1952, 231 ff. mit Beispielen aus Österreich. Für Württemberg vgl.: WELLER 1938, 303. – Dabei handelt es sich meist nicht um eine Verlegung der Pfarrkirche, sondern um die Übertragung der Pfarrrechte auf eine jüngere Kirche.

⁴² RHEIN 1986; HIRSAU 1991.

⁴³ BESTEMAN 1990, 112 ff.; STOEPKER 1990, 206 ff.

⁴⁴ LOMMERZHEIM 1988; HOEPER 2002, 268 ff., bes. 272.

⁴⁵ SCHOLKMANN 2003.

⁴⁶ SCHMIDT 1986.



Abb. 7: Siedlungstopographie Merdingen im Breisgau (Lkr. Breisgau-Hochschwarzwald). In der Ebene westlich des Dorfes möglicherweise zwei ältere Kirchenstandorte. (Graphik: R. SCHREG).

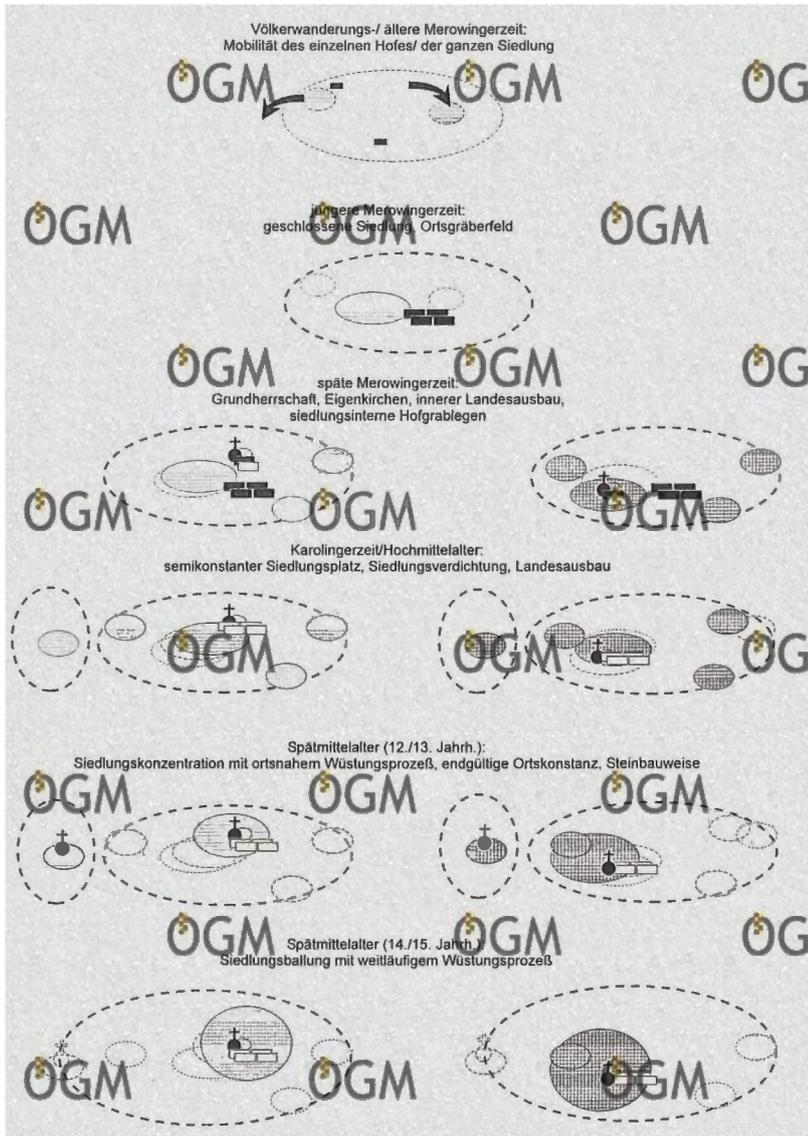


Abb. 8: Siedlungsentwicklung im südwestdeutschen Alt-siedelland - Modell einer semikonstanten Entwicklung und semikontraktiven Siedlungskonzentration: Das Modell unterscheidet zwei Möglichkeiten der Gründungstopographie der Kirche (nach SCHREG, im Druck).

Verlagerungen einer Kirche können auch in dem ähnlichen Fall der Stiftskirche in Sindelfingen (Lkr. Böblingen) angenommen werden⁴⁷. Die Existenz eines Friedhofes, der einer profanen Nutzung und den späteren Kirchenbauten vorausging, lässt einen Kirchenbau südlich oder östlich außerhalb der späteren Stiftskirche erwarten. Ähnliche Verhältnisse sind weiterhin in Untertürkheim (Stadt Stuttgart) denkbar, wo eine Martinskirche ebenfalls über einem älteren Herrensitz errichtet wurde⁴⁸.

Nur wenige Untersuchungen zeigen dank Grabungen im Außenbereich von Kirchen die Verlagerungen etwas genauer. Dabei mag ein Befund aus einem städtischen Kontext in Südschweden herangezogen werden. Die Drotten-Kirche in Lund wurde bei jeder Neuerrichtung an einem etwas verschobenen Standort neu erbaut⁴⁹. Die Hintergründe der Verlagerung bleiben hier unklar. In der Kirche von Amlingstadt (Lkr. Bamberg) kam es ebenfalls zu einer graduellen Verschiebung des Standortes, da der Altar einer Nebenapsis für den Folgebau bestimmend wurde⁵⁰.

Für unsere Fragestellung wichtiger als diese kleinräumigen Verlagerungen sind die Beobachtungen früh abgegangener Kirchen. Sie sind in Südwestdeutschland verhältnismäßig selten⁵¹, während im benachbarten Bayern etwa die Holzkirchen von Staubing (Gem. Weltenburg, Stadt Kelheim), Barbing-Kreuzhof (Lkr. Regensburg) und Herrsching (Lkr. Starnberg) anzuführen sind⁵². Sie gehören alle zu Siedlungen, die schon im frühen oder hohen Mittelalter abgegangen sind. Dabei ist darauf hinzuweisen, dass für die Holzkirche von Barbing-Kreuzhof ein Wüstfallen noch vor dem Ende der Bestattungstätigkeit angenommen wird⁵³.

Fazit

Zwar können größere Verlagerungen des Standortes ländlicher Kirchen auch in Südwestdeutschland nicht völlig ausgeschlossen werden, doch zeigen die vielen Beispiele einer kontinuierlichen Entwicklung, dass die Kirchen in ihren Lagen eine größere Konstanz aufweisen als die bäuerlichen Höfe. Man wird deshalb zunächst weiterhin davon ausgehen, dass die Siedlungskonzentration zumeist im Umfeld der Kirche stattgefunden hat.

4. Die Rolle der Kirche im Siedlungsgefüge

Die beiden Fragen nach der Gründungstopographie und der Frage einer Verlagerung der Kirche im Zusammenhang mit den mittelalterlichen Umstrukturierungen des ländlichen Raumes sind zwei wesentliche Aspekte des sehr viel weiter zu fassenden Problems der Rolle der Kirche im Siedlungsgefüge.

Im späten Mittelalter kommt der Kirche eine zentrale Bedeutung zu. „Der Kirchenbau stellte nicht nur den Mittelpunkt des Dorfes dar, er hat vielfach das Dorf überhaupt erst um sich herum geschaffen und bildete das Zentrum des ganzen Gemeindelebens.“⁵⁴ Sie ist als Pfarrkirche⁵⁵ Mittelpunkt einer Kultgemeinde, die gegebenenfalls auch mehrere benachbarte Siedlungen umfasst, sie ist Bestattungsplatz und Kommunikationsmittelpunkt der ländlichen Bevölkerung, die hier bei der Messe, aber auch bei der jährlichen Kirmes zusammenkommt. Die mögliche Funktion als Wehrkirche⁵⁶ und ihre speziellen Friedensrechte⁵⁷, aber auch die häufiger zu beobachtende Bindung der Kirche an eine adlige Familie, die als Kirchenpatron fungiert, die der Kirche Stiftungen zukommen lässt und sie gegebenenfalls auch als Bestattungsplatz in Anspruch nimmt⁵⁸, sind weitere Faktoren, die die Kirche zu einem wichtigen Bezugspunkt des Siedlungsgefüges machen, die auch über das Religiöse hinaus geht.

⁴⁷ SCHOLKMANN 1977.

⁴⁸ FEHRING 1970.

⁴⁹ NILSSON 1985.

⁵⁰ SCHWARZ 1984, 5 ff.

⁵¹ Z.B. Merdingen: LOMMERZHEIM 1988 – fraglich Eltingen (Stadt Leonberg, Lkr. Böblingen): STORK, MOLL 1993.

⁵² Th. FISCHER 1993, 55 ff.; GEISLER 1993, E I 1b; KELLER 1992.

⁵³ GEISLER 1993, E I 1b.

⁵⁴ ANGENENDT 1995, 280.

⁵⁵ SEMMLER 2004.

⁵⁶ Vgl. SEIB 1999, 11 ff. – Speziell zu Württemberg: VON ERFFA 1937.

⁵⁷ BADER 1957, 119 ff., bes. 227; BECKER 1999.

⁵⁸ Siehe z.B. Entringen (Gde. Ammerbuch, Lkr. Tübingen) mit Indizien für eine Adelsgrablege: SCHOLKMANN 2002a.

Tatsächlich war die Kirche schon im Spätmittelalter ganz wesentlich Symbol des Dorfes und maßgeblich bei der Frage, ob eine Siedlung als „villa“ - mit Kirche - oder als „villula“ - ohne Kirche - einzustufen sei⁵⁹. Es ist naheliegend, diese Funktionen auch als einen Faktor der hochmittelalterlichen Dorfgenese zu sehen. Verdorfung und „Verdörflichung der Kirche“ könnten als miteinander korrelierbare Prozesse zu verstehen sein⁶⁰. Wesentlich für diese Frage wird es sein, inwiefern es gelingt, die Entwicklung der Kirchenorganisation - Rückgang der Eigenkirchen⁶¹, Ausbildung der Pfarrorganisation - mit anderen, archäologisch fassbaren Entwicklungen zu korrelieren. Das ist nur im Zusammenspiel verschiedenster mediävistischer Disziplinen zu behandeln. Sicherlich ist die Kirche dabei aber nur einer unter vielen Faktoren, die zur Genese des spätmittelalterlichen Dorfes beigetragen haben, so dass es schwer fällt, ihn zu isolieren und damit genauer zu analysieren. Auch dabei sind topographische Beobachtungen ein wertvoller Ansatzpunkt: Zum einen gibt es Kirchen, die nicht zum Siedlungsmittelpunkt geworden sind⁶², andererseits kam es zu Dorfbildungen auch dort, wo es zwar zu Siedlungsverlagerungen kam, wo aber keine Kirche, zumindest keine Pfarrkirche bestand⁶³. Ob es im Einzelfall während des Hochmittelalters zu einer Siedlungsverlagerung kam, mag mit der konkreten Gründungstopographie der Kirche zusammenhängen (Abb. 8).

Ausblick

In der bisherigen Forschung standen die frühen Bauphasen und die Bestattungen des Frühmittelalter sehr stark im Vordergrund, so dass hinsichtlich der Rolle der Kirche im Siedlungsgefüge derzeit zahlreiche Fragen offen bleiben.

Dabei geht es nicht nur darum, die hier aufgeworfenen Fragen nach der Gründungstopographie der Kirchen und möglicher Verlagerungen auf einer verbesserten Quellenbasis zu untersuchen.

So haben etwa die relativ seltenen hochmittelalterlichen Kircheninnenbestattungen - anders als die zahlreicheren frühmittelalterlichen Gräber - bisher nur geringe Aufmerksamkeit gefunden⁶⁴. Anhand dieser Bestattungen sowie architektonischer Merkmale⁶⁵ dürften nähere Erkenntnisse zur Rolle des Adels für die ländlichen Kirchen zu gewinnen sein. Bislang weitgehend unbearbeitet ist auch die Entstehung und Struktur des Friedhofs im frühen Mittelalter. Hier wurde zwar mit der Entdeckung der siedlungsinternen Hofgrablegen ein wesentlicher Fortschritt erzielt, doch gibt es auch Indizien, dass der Friedhof bei der Kirche im Verlauf des Mittelalters bedeutenden Veränderungen unterworfen war⁶⁶. Schließlich ist die Kirche als Teil eines baulichen Ensembles zu sehen, zu dem neben dem Friedhof der Pfarr- oder Widdumhof oder auch eine Befestigungsanlage gehörten. Grabungsbefunde dazu liegen bisher ebenfalls kaum vor.

Ein weiterer Forschungsfortschritt ist also nicht zuletzt davon abhängig, inwiefern es gelingt, das Umfeld der Kirchen künftig besser zu erfassen. Da Untersuchungen ganzer Siedlungskammern kaum zu erwarten sind, kommt einer Dorfkernarchäologie größte Bedeutung zu.

⁵⁹ SABLONIER 1984, 736. – Grundlegend zum Verhältnis von Kirche und Dorf aus der Perspektive der französischen Annales-Tradition: LE BRAS 1976.

⁶⁰ SABLONIER 1984, 736.

⁶¹ HARTMANN 2003.

⁶² Z.B. Gruibingen (Lkr. Göppingen), Blansingen (Gde. Efringen-Kirchen, Lkr. Lörrach), Biengen (Stadt Bad Krozingen, Lkr. Breisgau-Hochschwarzwald), Wurmlingen (Lkr. Tübingen).

⁶³ Z.B. Altbach (Lkr. Esslingen), Ehingen (Gde. Mühlhausen-Ehingen, Lkr. Konstanz) und Stetten a. d. Donau (Stadt Mühlheim a. d. Donau, Lkr. Tuttlingen): SCHREG, im Druck.

⁶⁴ Z.B. Entringen, Steinplattengrab des frühromanischen Baus: BAUER, SCHOLKMANN 2002, 62f. 64 ff. – Burgfelden (Stadt Albstadt, Zollernalbkreis), sog. „Stiftergrab“ (11. Jh. oder jünger): SCHOLKMANN 2002b, 314 ff. – Nagold (Lkr. Calw), St. Remigius, Grab 84 der Phase II (ca. 10. Jh.): ROESER, RATHKE 1986.

⁶⁵ Beispielsweise könnte sich ein Zusammenhang zwischen dreischiffigen ländlichen Pfarrkirchen und bedeutenden Adelsfamilien abzeichnen: SCHOLKMANN, TUCHEN 1999, 75.

⁶⁶ SIPPEL 1989, 166.

Literaturverzeichnis

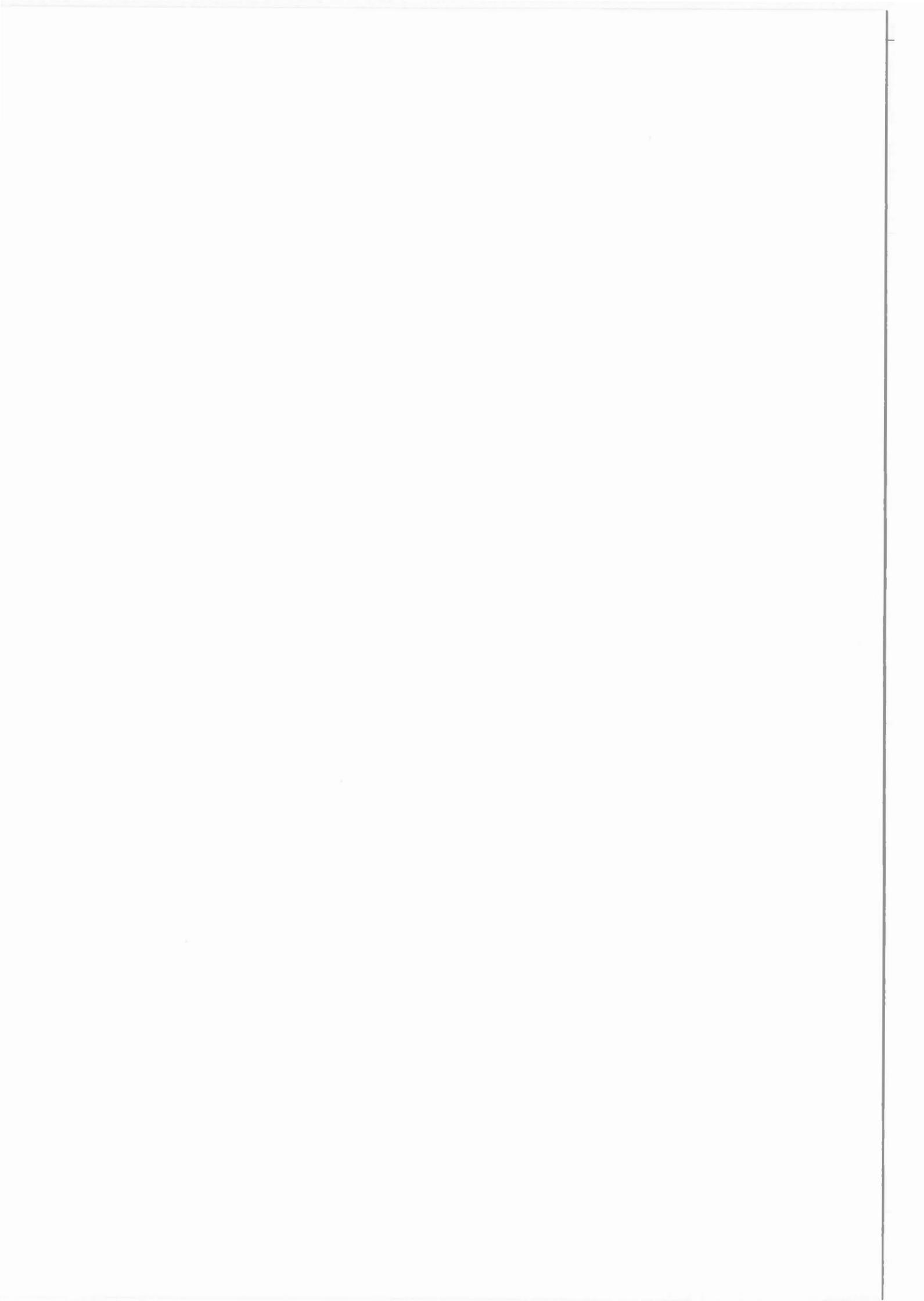
- AHRENS 2001:
Claus AHRENS, Die frühen Holzkirchen Europas. Schriften des Archäologischen Landesmuseums Schleswig 7, Stuttgart 2001.
- ANGENENDT 1995:
Arnold ANGENENDT, Das Frühmittelalter. Die abendländische Christenheit von 400 bis 900. Stuttgart-Berlin-Köln 1995².
- BABUCKE 1999:
Volker BABUCKE, Die Siedlung zum Gräberfeld - Neue Aspekte zur frühmittelalterlichen Topographie von Nordendorf. Das archäologische Jahr in Bayern 1999, 87-90.
- BADER 1957:
Karl Siegfried BADER, Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich. Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes I, Weimar 1957.
- BÄNTELI et al. 2000:
Kurt BÄNTELI, Markus HÖNEISEN, Kurt ZUBLER, Berslingen – Ein verschwundenes Dorf bei Schaffhausen. Schaffhauser Archäologie 3, Schaffhausen 2000.
- BARTEIT-KLOPP 1997:
Marlies BARTEIT-KLOPP, Der Burgstall von Mühlhausen im Täle. In: Walter ZIEGLER, Werner RUNSCHKE, Karl-Heinz RUEB (Hrsg.), Krautstrunk und Scheißerle. Aus der Arbeit der Kreisarchäologie Göppingen. Festschrift für Walter LANG. Göppingen 1997, 104-113.
- BAUER, SCHOLKMANN 2002:
Reinhold BAUER, Barbara SCHOLKMANN (Hrsg.), Die Kirche im Dorf. St. Michael in Entringen. Tübingen 2002.
- BECKER 1999:
Hans-Jürgen BECKER, Landfrieden. I. Deutschland. Lexikon für Mittelalter V, Stuttgart-Weimar 1999, Spalte 1657 f.
- BESTEMAN 1990:
Jan C. BESTEMAN, North Holland AD 400-1200: turning tide or tide turned? In: Jan C. BESTEMAN, J.M. BOS, H.A. HEIDINGA (Hrsg.), Medieval Archaeology in the Netherlands. Studies presented to H.H. VAN REGTEREN ALTENA. Studies in praehistorie 4, Assen 1990, 91-120.
- BIERBRAUER 1986:
Volker BIERBRAUER, Alamannischer Adelsfriedhof und frühmittelalterliche Kirchenbauten von St. Martin in Dunningen. In: Heimat an der Eschach. Sigmaringen 1986, 19-40.
- BÖHME 1996:
Horst Wolfgang BÖHME, Adel und Kirche bei den Alamannen der Merowingerzeit. Germania 74, 1996, 477-507.
- BURZLER 2000:
Anke BURZLER, Archäologische Beiträge zum Noblizierungsprozeß in der jüngeren Merowingerzeit. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte A 77, Kallmünz/Opf. 2000.
- DANNHEIMER 1971:
Hermann DANNHEIMER, Zur Geschichte von Brenz und Sontheim im frühen Mittelalter. Fundberichte aus Schwaben NF 19, 1971, 298-308.
- DICKMANS 1993:
Friderike DICKMANS, Die Wüstung Zimmern auf der Gemarkung Stebbach, Gemeinde Gemmingen. Ungedr. Dissertation, Freiburg 1992.
- DORFSTERBEN 1998:
Dorfsterben. Vöhringen und was davon blieb: Archäologie eines mittelalterlichen Dorfes bei Schwieberdingen. Stuttgart 1998.
- EISMANN 2004:
Stefan EISMANN, Frühe Kirchen über römischen Grundmauern. Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des 1. Jahrtausend 8, Rahden/Westf. 2004.
- VON ERFFA 1937:
Wolfram VON ERFFA, Dorfkirche als Wehrbau. Darstellungen zur württembergischen Geschichte 28, Stuttgart 1937.
- ERNST 1916/1965:
Victor ERNST, Die Entstehung des niederen Adels. Stuttgart 1916 (Neudruck: Aalen 1965).
- FEHRING 1970:
Günter P. FEHRING, Stuttgart-Untertürkheim. Nordwürttemberg. Ev. Stadtkirche St. Martin. Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 13, 1970, 92-94.
- FEHRING 1979:
Günter P. FEHRING, Missions- und Kirchenwesen in archäologischer Sicht. In: Herbert JANKUHN, Reinhard WENSKUS (Hrsg.), Geschichtswissenschaft und Archäologie. Untersuchungen zur Siedlungs-, Wirtschafts- und Kirchengeschichte. Vorträge und Forschungen 22, Sigmaringen 1979, 547-591.
- FEHRING et al. 1995:
Günter P. FEHRING, Barbara SCHOLKMANN, Peter ANSTETT, Die Stadtkirche St. Dionysius in Esslingen. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 13, Stuttgart 1995.
- FEHRING, STACHEL 1967:
Günter P. FEHRING, Günter Stachel, Archäologische Untersuchungen in der Stadtkirche St. Johannes d. T. zu Crailsheim. In: Hans-Joachim KÖNIG (Hrsg.), Die Johanneskirche in Crailsheim. Kirchberg/Jagst 1967, 9-36.
- FEINE 1964:
Hans E. FEINE, Kirche und Gemeindebildung. In: Karl-Heinz SCHRÖDER (Hrsg.), Die Anfänge der Landgemeinde und ihr Wesen I. Vorträge und Forschungen 7, Stuttgart 1964, 53-77.
- H. FISCHER 1952:
Herbert FISCHER, Die Siedlungsverlegung im Zeitalter der Stadtbildung. Unter besonderer Berücksichtigung des österreichischen Raumes. Wiener Rechtsgeschichtliche Arbeiten 1, Wien 1952.
- Th. FISCHER 1993:
Thomas FISCHER, Das bajuwarische Reihengräberfeld von Staubing. Studien zur Frühgeschichte im bayerischen Donauraum. Katalog der Prähistorischen Staatssammlung 26, Kallmünz/Opf. 1993.
- FIXOT 1989:
Michel FIXOT, Les lieux de culte et le terroir du village. L'Eglise, le Terroir. Paris 1989.
- GEISLER 1993:
Hans GEISLER, Studien zur Archäologie frühmittelalterlicher Siedlungen in Altbayern. Straubing 1993.

- GROSS 1991:
Uwe GROSS, Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und schwäbischer Alb. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 12, Stuttgart 1991.
- GROSS 1997:
Uwe GROSS, Die abgegangene Siedlung Zimmern auf Gemarkung Stebbach und die mittelalterliche Wüstungsk Keramik im Kraichgau. In: Ludwig H. HILDEBRANDT (Hrsg.), Archäologie und Wüstungsforschung im Kraichgau. Heimatverein Kraichgau, Sonderveröffentlichung 18 (Ubstadt-Weiher), 1997, 129-148.
- HARTMANN 2003:
Wilfried HARTMANN, Die Eigenkirche: Grundelement der Kirchenstruktur bei den Alemannen? In: Sönke LORENZ, Barbara SCHOLKMANN (Hrsg.), Die Alemannen und das Christentum. Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 48, Leinfelden-Echterdingen 2003, 1-11.
- HIRSAU 1991:
Hirsau: St. Peter und Paul. 1091-1991. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 10, Stuttgart 1991.
- HOEPER 2002:
Michael HOEPER, Alamannische Siedlungsgeschichte im Breisgau. Zur Entwicklung von Besiedlungsstrukturen im frühen Mittelalter. Freiburger Beiträge zur Archäologie und Geschichte des 1. Jahrtausend 6, Rahden/Westf. 2002.
- HÖNEISEN et al. 2002:
Markus HÖNEISEN et al., Das frühmittelalterliche Schleithem - Siedlung, Gräberfeld und Kirche. Schaffhauser Archäologie 5, Schaffhausen 2002.
- JANKUHN 1961:
Herbert JANKUHN, Die Entstehung der mittelalterlichen Agrarlandschaft in Angeln. Geografiska Annaler 43, 1961, 151-164.
- KELLER 1992
Erwin KELLER, Der frühmittelalterliche 'Adelsfriedhof' mit Kirche von Herrsching a. Ammersee, Lkr. Starnberg. Jahresberichte der Bayerischen Bodendenkmalpflege 32/33, 1991/92, 7-68.
- KIRCHE UND BURG 1962:
Kirche und Burg in der Archäologie des Rheinlandes. Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum Bonn 31. Oktober-31. Dezember 1962. Führer des Rheinischen Landesmuseums Bonn 8, Düsseldorf 1962.
- KOCH 1971:
Robert KOCH, Die merowingerzeitlichen Grabfunde aus St. Martin zu Kirchheim unter Teck (Kr. Nürtingen). Fundberichte aus Schwaben NF 19, 1971, 309-337.
- KROHN 2002:
Niklot KROHN, Memoria, fanum und Friedhofskapelle: Zur archäologischen und religionsgeschichtlichen Interpretation von Holzpfostenstrukturen auf frühmittelalterlichen Bestattungsplätzen. In: Christel BÜCKER, Michael HOEPER, Jürgen TRUMM (Hrsg.), Regio Archaeologica. Archäologie und Geschichte an Ober- und Hochrhein. Festschrift für Gerhard FINGERLIN zum 65. Geburtstag. Internationale Archäologie, Studia honoraria 18, Rahden/Westf. 2002, 311-335.
- LANG, SCHREG 1999:
Walter LANG, Rainer SCHREG, Merowingerzeitliche Siedlungsspuren bei der Martinskirche in Gruibingen. Hohenstaufen-Helfenstein 9, 1999, 51-70.
- LE BRAS 1976:
Gabriel LE BRAS, L'église et le village. Paris 1976.
- LOBBEDEY 1968:
Uwe LOBBEDEY, Untersuchungen mittelalterlicher Keramik vornehmlich in Südwestdeutschland. Arbeiten zur Frühmittelalterforschung 3, Berlin 1968.
- LOMMERZHEIM 1988:
Ralf P. LOMMERZHEIM, Die frühmittelalterlichen Siedlungen von Merdingen und Breisach. Hochstetten in Südbaden. Ungedr. Dissertation Univ. Bonn, Bonn 1988.
- MORRIS 1989:
Richard MORRIS, Churches in the Landscape. London 1989.
- NILSSON 1985:
T. NILSSON, Drottenskyrkan och dess föregångare. Nya arkeologiska rön i Lund. Kulturen 1985 (Lund), 1985, 173-182.
- PFEIFER 1973:
H. PFEIFER, Burgställe im Raum Aalen-Ellwangen. In: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Deutschland 22, Mainz 1973, 86-116.
- PÖLLATH 2002:
Ralph PÖLLATH, Karolingerzeitliche Gräberfelder in Nordostbayern. München 2002.
- QUAST, im Druck:
Dieter QUAST, Die frühalamannische und merowingerzeitliche Besiedlung im Umland des Runden Berges bei Urach. (Dissertation Univ. Tübingen 1998). Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 84, im Druck.
- RHEIN 1986:
Paul RHEIN, Altenmünster und die Lorscher Klöster. Führungsblatt zu den drei mittelalterlichen Klosterstandorten von Lorsch im Landkreis Bergstraße. Archäologische Denkmäler in Hessen 61, Wiesbaden 1986.
- ROESER, RATHKE 1986:
Volker ROESER, Hans Georg RATHKE, St. Remigius in Nagold. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 9, Stuttgart 1986.
- SABLONIER 1984:
Roger SABLONIER, Das Dorf im Übergang vom Hoch- zum Spätmittelalter. In: Lutz FENSKE, Lothar ZOTZ, Werner RÖSENER (Hrsg.), Institutionen, Kultur und Gesellschaft im Mittelalter. Festschrift für Josef FLECKENSTEIN zu seinem 65. Geburtstag. Sigmaringen 1984, 727-745.
- SCHÄFER 1974:
Hartmut SCHÄFER, Die evangelische Martinskirche in Gruibingen, Kreis Göppingen. Ein archäologischer Beitrag zu ihrer Geschichte. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 3, 1974, 9-18.
- SCHÄFER 1983:
Hartmut SCHÄFER, Die archäologischen Untersuchungen in der Oberhofenkirche. In: Oberhofenkirche Göppingen. Festschrift zur Wiedereinweihung am 11. Dezember 1983. Göppingen 1983, 31-42.

- SCHMIDT 1983a:
Erhard SCHMIDT, Baugeschichtliche Beobachtungen in der evangelischen Pfarrkirche Peter und Paul in Weidenstetten, Alb-Donau-Kreis. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1983, 218-220.
- SCHMIDT 1983b:
Erhard SCHMIDT, Die Wümlinger Kapelle St. Remigius. In: Tübingen und das Obere Gäu. Tübingen - Rottenburg - Nagold - Herrenberg. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 3, Stuttgart 1983, 220-225.
- SCHMIDT 1986:
Erhard SCHMIDT, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Starzach-Wachendorf. Der Stülchgau 29/30, 1985/86 (1986), 213-224.
- SCHMIDT-THOMÉ 1984:
Peter SCHMIDT-THOMÉ, Archäologische Beobachtungen bei vorbereitenden Bauuntersuchungen in Dorfkirchen des Markgräfler Landes. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1984, 216-225.
- SCHMIDT-THOMÉ 1987:
Peter SCHMIDT-THOMÉ, Eine mittelalterliche Burgstelle im Ortskern von Dunningen, Kreis Rottweil. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1987, 232-234.
- SCHOLKMANN 1970:
Barbara SCHOLKMANN, Jöhlingen. Kr. Karlsruhe. Nordbaden. Ehem. Speyerer Amtshof; abgegangene Pfarrkirche St. Martin. Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 13, 1970, 85-86.
- SCHOLKMANN 1977:
Barbara SCHOLKMANN, Archäologische Untersuchungen in der ehem. Stiftskirche St. Martin in Sindelfingen. Forschungen und Berichte zur Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 4, Stuttgart 1977, 7-66.
- SCHOLKMANN 1981:
Barbara SCHOLKMANN, Die Grabungen in der evangelischen Mauritiuskirche zu Aldingen, Landkreis Tuttlingen. Forschungen und Berichte zur Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 7, Stuttgart 1981, 223-302.
- SCHOLKMANN 1992a:
Barbara SCHOLKMANN, Die Kornwestheimer Martinskirche und ihre Vorgängerbauten. Ergebnisse der archäologischen Untersuchung im Jahr 1967. Kornwestheimer Geschichtsblätter 2, 1992, 7-15.
- SCHOLKMANN 1992b:
Barbara SCHOLKMANN, Archäologische Ergebnisse zur vorklosterzeitlichen Besiedlung in Bebenhausen – ein Vorbericht. Der Stülchgau 36, 1992, 11-35.
- SCHOLKMANN 2000:
Barbara SCHOLKMANN, Christianisierung und Kirchenbau. Überlegungen zu Topographie, Chronologie und Typologie der frühmittelalterlichen Kirchen im alamannischen Raum. In: Walter BERSCHIN, Dieter GEUENICH, Heiko STEUER (Hrsg.), Mission und Christianisierung am Hoch- und Oberrhein (6.-8. Jahrhundert). Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum 1. Jahrtausend 10, Stuttgart 2000, 111-138.
- SCHOLKMANN 2002a:
Barbara SCHOLKMANN, Der frühromanische Bau – eine Begräbnisstätte für die Herren von Entringen? In: BAUER, SCHOLKMANN 2002, 64-66.
- SCHOLKMANN 2002b:
Barbara SCHOLKMANN, Die alamannischen "Kirchengräber" von Nusplingen und Burgfelden. Altfunde und ihre Interpretation als methodisches Problem. In: Peter ETTTEL, Reinhard FRIEDRICH, Wolfram SCHIER (Hrsg.), Interdisziplinäre Beiträge zur Siedlungsarchäologie. Gedenkschrift für Walter JANSSEN. Internationale Archäologie, Studia honoraria 17, Rahden/Westf. 2002, 311-319.
- SCHOLKMANN 2003:
Barbara SCHOLKMANN, Frühmittelalterliche Kirchen im alemannischen Raum. Verbreitung, Bauformen und Funktion. In: Sönke LORENZ, Barbara SCHOLKMANN (Hrsg.), Die Alemannen und das Christentum. Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 48, Leinfelden-Echterdingen 2003, 125-152.
- SCHOLKMANN, TUCHEN 1999:
Barbara SCHOLKMANN, Birgit TUCHEN, Die Martinskirche in Pfullingen. Archäologie und Baugeschichte. Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 53, Stuttgart 1999.
- SCHREG 1998:
Rainer SCHREG, Efringen.-Kirchen, Blansingen (Lkr. Lörrach). Fundberichte aus Baden-Württemberg 22/2, 1998, 194.
- SCHREG 2002a:
Rainer SCHREG, Ländliche Siedlungen in Schwaben. - Strukturwandel zum Jahr 1000? In: Barbara SCHOLKMANN, Sönke LORENZ (Hrsg.), Schwaben vor 1000 Jahren. Filderstadt 2002, 216-238.
- SCHREG 2002b:
Rainer SCHREG, Archäologische Studien zur Genese des mittelalterlichen Dorfes in Südwestdeutschland. Archäologisches Nachrichtenblatt 7, 2002, 329-335.
- SCHREG 2002c:
Rainer SCHREG, Siedlungsmüll: Überreste des Alltagslebens rund um die Kirche. In: BAUER, SCHOLKMANN 2002, 125-129.
- SCHREG 2003:
Rainer SCHREG, Alamannen in Göppingen. In: Geppo. Krieger, Bauer, Siedlungsgründer? Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen 43 (Göppingen), 2003, 22-43.
- SCHREG, im Druck:
Rainer SCHREG, Dorfgeneese in Südwestdeutschland. Das Renninger Becken im Mittelalter. (Dissertation Univ. Tübingen 1998). Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 74, im Druck.
- SCHWARZ 1984:
Klaus SCHWARZ, Frühmittelalterlicher Landesausbau im östlichen Franken zwischen Steigerwald, Frankenwald und Oberpfälzer Wald. Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz Monographien 5, Mainz 1984.
- SEIB 1999:
Gustaf SEIB, Wehrhafte Kirchen in Nordhessen. Beiträge zur hessischen Geschichte 14, Marburg an der Lahn 1999.
- SEMMLER 2004:
Josef SEMMLER, Bischofskirche und ländliche Seelsorgezentren im Einzugsbereich des Oberrheins (5.-8. Jahrhundert). In: Hans Ulrich NÜBER, Heiko STEUER, Thomas ZOTZ (Hrsg.), Der Südwesten im 8. Jahrhundert aus historischer und archäologischer Sicht. Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum 1. Jahrtausend Bd. 13, Ostfildern 2004, 335-354.

- SIPPEL 1989:
Klaus SIPPEL, Die Ausgrabungen in der Pfarrkirche, auf dem Kirchhof und dem benachbarten Gutshof von Kirchberg (St. Niedenstein, Schwalm-Eder-Kreis) in den Jahren 1979, 1980 und 1984. In: Klaus SIPPEL (Hrsg.), Beiträge zur Archäologie mittelalterlicher Kirchen in Hessen. Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen 9, Wiesbaden 1989, 85-173.
- STEUER 2004:
Heiko STEUER, Adelsgräber, Hofgrablegen und Grabraub um 700 im östlichen Merowingerreich – Widerspiegelung eines gesellschaftlichen Umbruchs. In: Hans Ulrich NUBER, Heiko STEUER, Thomas ZOTZ (Hrsg.), Der Südwesten im 8. Jahrhundert aus historischer und archäologischer Sicht. Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum 1. Jahrtausend 13, Ostfildern 2004, 193-217.
- STOEPKER 1990:
Henk STOEPKER, Church Archaeology in the Netherlands. Problems, prospects, proposals. In: Jan C. BESTEMAN, J.M. BOS, H.A. HEIDINGA (Hrsg.), Medieval Archaeology in the Netherlands. Studies presented to H.H. VAN REGTEREN ALTENA. Studies in praee-n protohistorie 4, Assen 1990, 199-217.
- STORK 1993:
Ingo STORK, Alamannen und Franken im Kreis Ludwigsburg. Ludwigsburger Geschichtsblätter 47, 1993, 7-48.
- STORK, MOLL 1993:
Ingo STORK, Christiane MOLL, Neue Untersuchungen im Friedhof und in der Siedlung 'Beim alten Kirchhof' von Leonberg-Eltingen, Kreis Böblingen. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1993, 231-235.
- SUNDNÉR 1991:
Barbro SUNDNÉR, The churches in the Ystad area. In: Björn E. BERGLUND (Hrsg.), The cultural landscape during 6000 years in southern Sweden. The Ystad Project. Ecological Bulletins 41, Copenhagen 1991, 350-358.
- VOSSLER 2004:
Christina VOSSLER, Die St. Gallus-Kirche in Tübingen-Derendingen. Archäologie und Baugeschichte einer Dorfkirche. Ungedr. Magisterarbeit, Tübingen 2004.
- WAND et al. 2002:
Norbert WAND et al., Holzheim bei Fritzlar. Archäologie eines mittelalterlichen Dorfes. Kasseler Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 6, Rahden/Westf. 2002.
- WELLER 1938:
Karl WELLER, Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert nach Christus. Stuttgart 1938.
- ZADORA-RIO 2003:
Elisabeth ZADORA-RIO, The Making of Churchyard and Parish Territories in the Early-Medieval Landscape of France and England in the 7th-12th Centuries: A Reconsideration. Medieval Archaeology 47, 2003, 1-20.

Dr. Rainer Schreg M.A.
Institut für Ur- und Frühgeschichte
und Archäologie des Mittelalters der
Eberhard Karls Universität Tübingen
Abteilung Archäologie des Mittelalters
Schloß Hohentübingen
D-72070 Tübingen
Rainer.Schreg@uni-tuebingen.de
Privat
Scheefstraße 25
D-72074 Tübingen



KIRCHENARCHÄOLOGIE UND MITTELALTERLICHE SIEDLUNGSGESCHICHTE IN NORDBAYERN

von

Hans LOSERT, Bamberg

Einleitung

Nordbayern mit den Regierungsbezirken Unter-, Mittel- und Oberfranken, der Oberpfalz und der Nordspitze Oberbayerns umfasst das Gebiet nördlich der Donau, an Altmühl, Mittel- und Obermain, an Regnitz sowie an Naab und Regen. Im Norden bilden die Höhenzüge des Franken- und Thüringerwaldes, im Nordosten das Fichtelgebirge, im Osten der Oberpfälzer bzw. Bayerische und Böhmerwald natürliche Grenzen¹. Die Region am Ostrand des austrasischen und später *Deutschen* Reiches wurde von Ostfranken und Thüringern im Nordwesten, Bajuwaren im Südosten sowie Main-, Regnitz- und Naabwenden im Osten und Norden geprägt. Eine klare Grenze zwischen germanischer und slawischer Siedlung ist nicht auszumachen, vielmehr ist bis ins hohe Mittelalter hinein eine breite Zone gemeinschaftlichen, ethnisch gemischten Landesausbaus kennzeichnend.

Zur Frage der Kultkontinuität und ersten Missionierung des Landes

Die Vita des hl. Severin († 476), die ein lebendiges Bild über die Organisation der Provinzialbevölkerung am Übergang von der Spätantike zum frühen Mittelalter im östlichen Rätien und Ufernorikum zwischen Inn und Wienerwald, Donau und Tauern vermittelt, erwähnt an der bayrischen Donau christliche Gemeinden in *Quintanis* (Künzing) und *Batavis/Boioto* (Passau)². Ob es im Arbeitsgebiet christliche Kultkontinuität von der Spätantike bis ins frühe Mittelalter gab, ist bislang schwer zu beurteilen. Am ehesten käme dafür das Donautal mit Regensburg in Frage, wo der Grabstein der Sarmannina spätantikes Christentum des 5. Jahrhunderts belegt³. Um 500 beendeten die Merowinger die alamannische Oberhoheit am Untermain. Nach Überlieferung durch Gregor von Tours gelobte der fränkische Herrscher Chlodwig I. (* 466, König seit 481/482, † 511) vor einer entscheidenden Schlacht gegen die Alamannen, dass er sich, falls der Christengott ihm zum Sieg ver helfe, taufen lassen werde. Als er sein Versprechen einlöste und von Bischof Remigius am Weihnachtsfest in Reims getauft wurde⁴, hatte dies zur Folge, dass der wichtigste germanische Stamm nördlich der Alpen zum römisch katholischen Glauben überging. Die von den Merowingern unterworfenen bzw. abhängigen Alamannen, Thüringer oder Bajuwaren, aber auch Slawen hatten diesem Vorbild - zumindest allmählich - zu folgen. Der erste bajuwarische Herzog, der Agilolfinger Garibald I. (um 555/556-589/590), war katholischer Christ. Über arianisches Bekenntnis bei germanischen Förderaten und ihren Angehörigen schweigen archäologische, onomastische wie Schriftquellen⁵.

Konkrete Aussagen zu ersten legendenhaft überlieferten Missionsbemühungen durch den irischen Wandermönch Kilian und seine Gefährten Kolonat und Totnan am fränkisch-thüringischen Herzogshof zu Würzburg um 686-689⁶ sind über Bodenfunde nicht möglich. Das in weiten Teilen Süddeutschlands zu beobachtende Nutzungsende merowingerzeitlicher Reihengräberfriedhöfe gegen 700 und die allmähliche Verlegung der Bestattungsplätze hin zu Kirchen in den Siedlungen ist aber zumindest eine indirekte Folge der Ausbreitung des Christentums. Von den Ende des 7. Jahrhunderts am bajuwarischen Herzogshof wirkenden Wanderbischöfen Erhard und Emmeram sind neben den Viten immerhin die Grablegen in

¹ HELLER 1971.² CHRISTLEIN 1982.³ ANGERER 1995, 20, Abb. 2/1; BOOS, CODREANU-WINDAUER, WINTERGERST 1995, 32; DIETZ, OSTERHAUS, RIECKHOFF-PAULI, SPINDLER 1979, 373-384.⁴ DIERKENS 1996, ROUCHE 1996.⁵ Anders: ANDRASCHKE 1999.⁶ ERICHSEN 1989.

Regensburg bekannt⁷. Durch Schriftquellen besser dokumentiert sind die Missionsbemühungen des Bonifatius (672-754) unter Pippin dem Jüngeren und Karlmann. Die vom *Apostel der Deutschen* ausgehenden Gründungen kanonischer Bistümer in den zentralen Plätzen Regensburg 739, Würzburg 741 und Eichstätt um 745⁸ bildeten Grundlagen der Mission und Voraussetzungen einer straffen Kirchenorganisation, waren aber auch geeignetes Mittel, Nordbayern fester an das fränkische und später *Deutsche* Reich zu binden. Den engen Zusammenhang zwischen Mission, Landesausbau, Herrschaftsbildung und politischer Strukturierung zeigen auch die Gründung des Klosters Chammünster um 740 durch den Baiernherzog Odilo zur Mission der Naabwenden, und der Auftrag Karls des Großen an den Würzburger Bischof zum Bau von 14 Missionskirchen für die Slawen an Main und Regnitz⁹. Mit Einrichtung des Bistums Bamberg durch König Heinrich II. im Jahre 1007 in einem bereits durch drei Bischofssitze gegliederten Gebiet fand dieser Prozess seinen Abschluss (Abb. 1). Noch einmal stand in den Gründungsakten die Slawenmission im Vordergrund¹⁰. Die vier Bistümer bildeten fortan eine der Grundlagen für den Landesausbau und die politische Gliederung Nordbayerns, waren aber auch mitverantwortlich, dass ein größeres geschlossenes Territorium nicht entstehen konnte. Seit dem 12. Jahrhundert und besonders im späten Mittelalter gerieten die Bischofssitze zunehmend in Konkurrenz mit den aufblühenden fränkischen Reichsstädten wie Nürnberg, Rothenburg ob der Tauber, Schweinfurt oder Aschaffenburg sowie den Territorien der Andechs-Meranier, Staufer, Zollern und Wittelsbacher. König bzw. Kaiser, Adel, Kirche und Reichsstädte blieben bis zum Ende des Mittelalters untrennbare Faktoren der Siedlungsgeschichte¹¹.

Die Entstehung erster Kirchen

Gelegentlich werden einfache Holzbauten am Rand merowingerzeitlicher Reihengräberfriedhöfe wie etwa im mittelfränkischen Westheim (Abb. 2) als christliche Kapellen gedeutet¹². Die meisten vergleichbaren Befunde aus Süddeutschland datieren ins 7. Jahrhundert und stehen am Anfang eines längeren Prozesses, an dessen Ende Bestattungen in den in Siedlungen integrierten Kirchfriedhöfen stehen. Ob es sich bei den zahlreichen Pfostenbauten über Bestattungen in der thüringisch-fränkischen Nekropole von Zeuzleben, 13 km südwestlich von Schweinfurt in Unterfranken, um christliche Totenmemorien handelt, ist schwer zu beurteilen.

Erste wichtige Kirchen entstanden wie anderenorts an zentralen Orten. Die Domstädte Bamberg, Eichstätt (Abb. 3) und Regensburg bildeten seit den umfangreichen Grabungen von Walter SAGE und Klaus SCHWARZ in den 1970er Jahren Kristallisationspunkte emanzipierter Mittelalterarchäologie.

An allen drei Plätzen zeigte sich, dass die ersten Bischofskirchen ältere Sakralstrukturen berücksichtigten. Für Würzburg sind nur verhältnismäßig geringe Ansätze, vornehmlich der letzten Jahre anzuführen, obgleich die Stadt durch alliierte Bomben 1945 weitgehend zerstört wurde und der Wiederaufbau theoretisch großflächige Ausgrabungen ermöglicht hätte¹³.

Sakralbauten in früh- bis spätmittelalterlichen Burgen¹⁴ wurden bisher nur in geringer Zahl archäologisch untersucht. Zu nennen wären etwa die vorbistumszeitliche spätkarolingische Kirche auf dem Bamberger Domberg (Abb. 4), die noch im Aufgehenden erhaltene karolingische Burgkirche mit Sepultur auf der Burg Sulzbach, die ottonischen Anlagen von Roßtal bei Fürth und Oberammerthal in der nordwestlichen Oberpfalz oder die hochmittelalterliche Rotunde in der Kaiserburg zu Nürnberg¹⁵.

Von den in Nordbayern gar nicht seltenen Kirchenburgen ist allein die beim Königshof Geldersheim, westlich von Schweinfurt, großflächig untersucht.

⁷ SCHWARZ 1977; DANNHEIMER, DIEFOLDER 1988.

⁸ Allgemein: JAHN, SCHUMANN, BROCKHOFF 2004; LUBICH 2004; SCHWARZ 1984. – Regensburg: FREUND 1995. – Würzburg: LENSSEN, WAMSER 1992. – Eichstätt: APPEL, BRAUN, HOFMANN 1987.

⁹ Allgemein: LOSERT 1993b; Chammünster, wohl ein Missionskloster für die *Nabavinida*: DINKLAGE 1937; *Moinvinidi et Radanzvinidi*: GELDNER 1986; SCHÜTZ 1994, 48-69.

¹⁰ ENDRES 1973; KIRMEIER, SCHNEIDMÜLLER, WEINFURTER, BROCKHOFF 2002.

¹¹ BUBERL, MÜLLER 1986; WEISS 2004.

¹² Westheim: REIB 1994, 43-47. – Zeuzleben: RETTNER 1992.

¹³ Bamberg: HENNIG 1993; SAGE 1978, 178-201. – Eichstätt: RIEDER, TILLMANN 1992; SAGE 1973; 1978, 202-234; 1990b. – Regensburg: ANGERER 1995; ANGERER, WANDERWITZ 1995; BOOS, CODREANU-WINDAUER, WINTERGERST 1995; CODREANU-WINDAUER, WANDERWITZ 1989; DOM ZU REGENSBURG 1989; FISCHER, RIECKHOFF-PAULI 1982; SCHWARZ 1977; WINTERGERST 2004; – Würzburg: BAUMEISTER, HEYSE, OBST, SCHUBMANN 2002; ERICHSEN 1989; WAMSER 1992b; LENSSEN, WAMSER 1992; SCHULZE 1991; 1992.

¹⁴ Zusammenfassend für die Oberpfalz: ERNST 2003; allgemein: STREICH 1984.

¹⁵ Bamberg: LOSERT 1993a; 103-119; SAGE 1978, 178-202, Beilage 5; 1990a; 1993, 29-32; 2002. – Sulzbach: HENSCH 2005; 2003; zur abgegangenen Leonhardkapelle bei der Stadtpfarrkirche siehe: VOGL 1988. – Roßtal und Oberammerthal: ETTTEL 2001, 148-150, Abb. 55, 186, Abb. 66, 69. – Nürnberg: FRIEDEL 1992. – Geldersheim: HEYSE 1992; SAGE 1980; 1983.

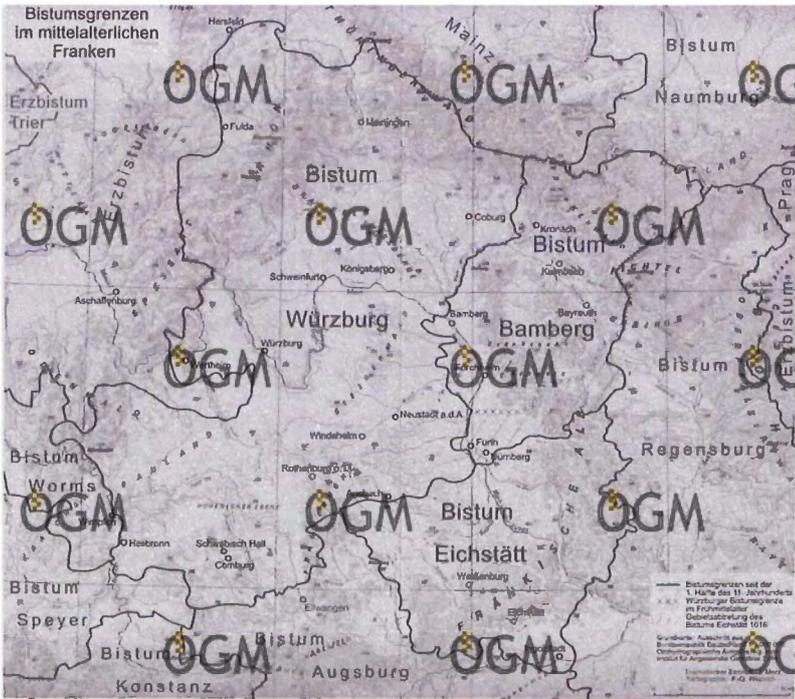


Abb. 1:
Bistumsgrenzen im hochmittelalterlichen Nordbayern nach 1007/16 (nach MERZ, SCHUH 2004, Karte 3).

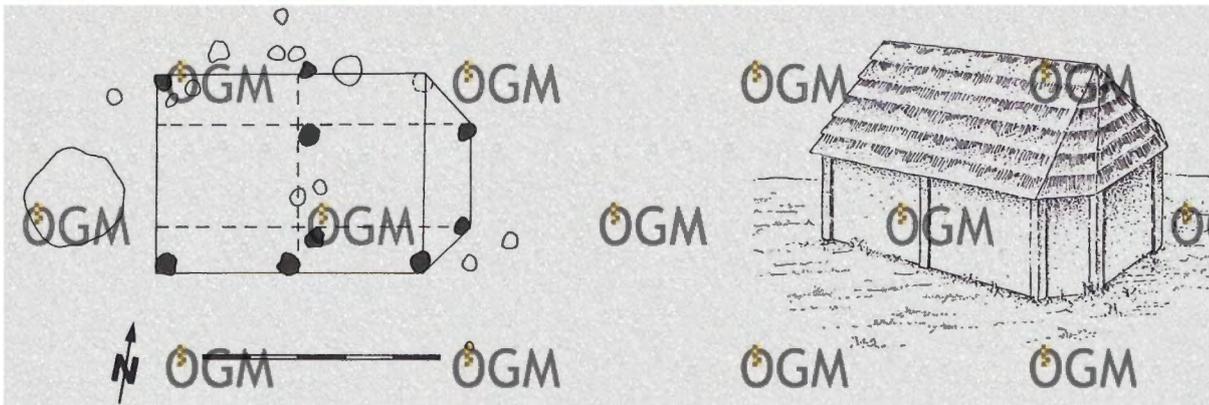


Abb. 2: Westheim, Lkr. Weißenburg-Gunzenhausen, südliches Mittelfranken. Grundriss (a) und Rekonstruktion (b) des als Kapelle gedeuteten Pfostenbaus des 7. Jahrhunderts am Nordrand der merowingerzeitlichen Nekropole (nach REIß 1994, Abb. 11-12).

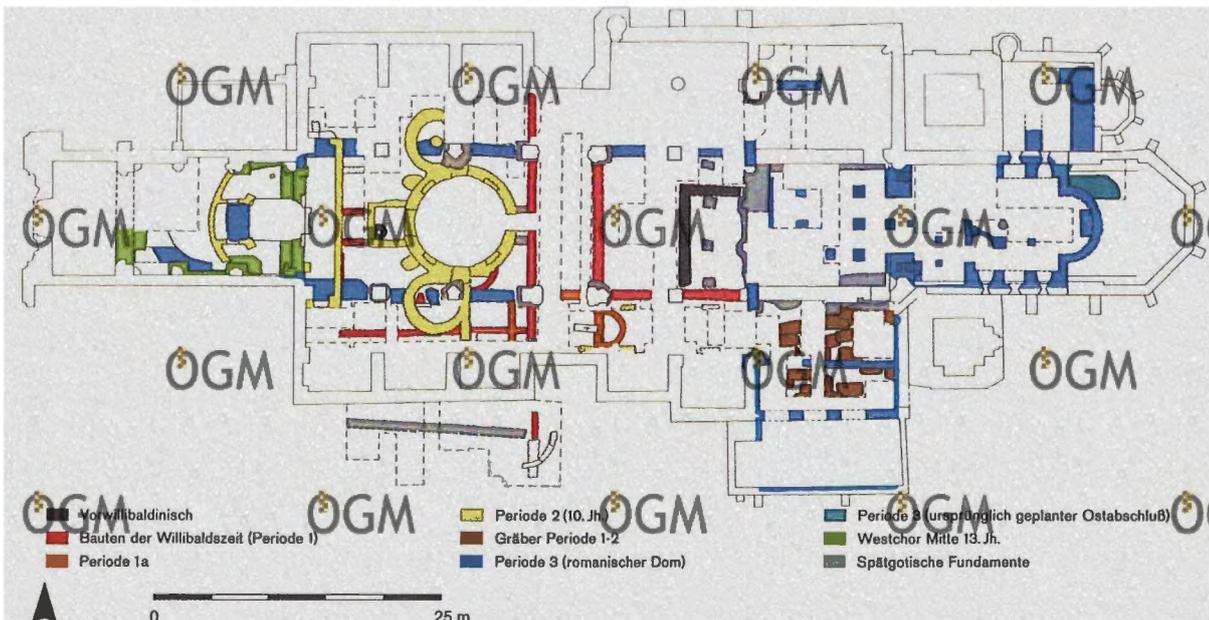


Abb. 3: Eichstätt, Oberbayern. Dombauphasen und vorbistumszeitliche Marienkirche (nach SAGE 1978, Beilage 6; 1).

Die Entwicklung des Landes zur Klosterlandschaft

Besondere Bedeutung für den Landesausbau wird traditionell Ordensgemeinschaften zugesprochen, deren stets überregional angelegte *geistige* und *personelle Infrastruktur* besonders geeignet war, auch über weite Distanzen hinweg weltlich-politische Interessen zu vertreten. Die Entwicklung Nordbayerns zur *klassischen* Klosterlandschaft begann während der jüngeren Merowingerzeit. Umfangreichere Ausgrabungen fanden in Solnhofen¹⁶ an der Altmühl, unweit von Eichstätt, am Nordwestrand bairischer Siedlung statt. Hier gründete der Angelsachse Sola als Treuhänder des Klosters Fulda zwischen 754/55-761/62 eine Einsiedelei, die von den Eichstätter Bischöfen und Karl dem Großen gefördert, schließlich 794 an das Kloster Fulda ging. Schon um 650-700 war hier eine ungewöhnliche Saalkirche mit zwei gestelzten ApSIDEN entstanden. Pfostenstellungen innerhalb des mittlerweile ruinös gewordenen Steinbaus werden der ersten Zelle Solas zugeschrieben.

Etwa gleichzeitig ist die erste mutmaßliche Stiftskirche unter dem Niedermünster (Abb. 5) östlich des Regensburger Domes. Dem Kirchenbau vorangehende römische und frühmittelalterlichen Siedlungs- und Gartenschichten zeigen, dass es in der Nordostecke des antiken Kastells während der späten Merowingerzeit zu einem einschneidenden Nutzungswandel kam. Um 700 wurde in einem Saalbau mit Rechteckchor der Wanderbischof Erhard und Erzbischof Albert von Cashel aus Irland beigesetzt. Bemerkenswert ist eine karolingerzeitliche Mädchen- oder Frauenbestattung, deren Kopfschmuck deutliche Bezüge ins Großmährische Reich aufweist¹⁷.

Auch das Kloster St. Emmeram, *extra muros* gelegen, reicht wenigstens in die jüngere Merowingerzeit zurück. Die große Basilika mit einem Vorgänger St. Georg und beachtlichen Bauresten des 8. Jahrhunderts steht im Bereich einer bajuwarischen Nekropole, die vielleicht auf ein spätantikes Gräberfeld schließen lässt. Kultkontinuität seit dem 4./5. Jahrhundert ist hier nicht auszuschließen.

Für den mainfränkischen Bereich sei auf das 768/69 entstandene Kloster Neustadt am Main verwiesen.

Frühe Klöster liegen fast ausschließlich innerhalb oder am Rand der fränkischen oder bajuwarischen Altsiedellandschaften, während überwiegend slawisch besiedelte Regionen erst im hohen Mittelalter erfasst wurden. Eine Ausnahme ist diesbezüglich das schon erwähnte agilolfingerzeitliche Chammünster am Rand bajuwarischer Siedlung an einer wichtigen Verbindung nach Böhmen.

Großflächige Archäologische Untersuchungen in hoch- oder gar spätmittelalterlichen Gründungen sind seltener. Ausnahmen sind das Franziskaner-, Clarissen- und Benediktinerstift auf dem Michaelsberg zu Bamberg oder das Clarissenkloster in Hof¹⁸. Zumindest Predigt- und Bettelorden errichteten ihre Bauten häufig auf schon länger intensiv profan genutzten Grundstücken, letztere oft in Randlage.

Eine Sonderstellung nehmen urbane Spitäler ein, wo anlässlich der Gründung, wie etwa in Bad Windsheim, ebenfalls meist ältere profane Strukturen aufgegeben wurden. Der Entwicklungsbruch bzw. Nutzungswechsel im Stadtquartier führte dann aber besonders in nicht reformierten Städten zu langen Kontinuitäten.

Auch Gründungen im ländlichen Bereich griffen auf bereits bestehende Grundlagen älteren Landesausbaus zurück. Archäologisch untersucht sind das Zisterzienserkloster Ebrach im Steigerwald oder die Prämonstratenserabteien Speinshart in der nördlichen Oberpfalz und Windberg im vorderen Bayerischen Wald¹⁹. Da durch die Ausgrabungen meist nur Detailfragen geklärt werden konnten, sind strukturelle Veränderungen ländlicher Siedlung, etwa nach Übergang eines Adelssitzes zum Stift, bislang ebenso schwer zu beurteilen wie Auswirkungen von Klostergründungen im städtischen Bereich.

¹⁶ MILOJČIĆ 1967; 1975; OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1990, 315-317. – Eine alle Funde und Befunde berücksichtigende Publikation steht noch aus.

¹⁷ Niedermünster: SCHWARZ 1977; WINTERGERST 2004; Kopfschmuck: SCHWARZ 1977, Abb. 41/10. – St. Emmeram: CODREANU-WINDAUER 2003, 475-478, Abb. 14; CODREANU-WINDAUER, WANDERWITZ 1989, 40-41, Abb. 6; OSTERHAUS, WINTERGERST 1993. – Neustadt am Main: JANNSEN, WAMSER 1983; SAGE 1992; WAMSER 1992c.

¹⁸ Bamberg: HENSCH, VETTERLING 1998; LOSERT 1987; LOSERT, SAGE 1987; OLEDZKA 1996; JEMILLER 2003. – Hof: MOSER 1988.

¹⁹ Ebrach: WINTERGERST 1995. – Speinshart: HEIDENREICH, SÁNDOR 1998; SÁNDOR 1999; SÁNDOR-PRÖSCHOLD 2002. – Windberg: BÖHM, ERNST, SCHMIDT 2002. – Bad Windsheim: STEEGER 2001; 2002.

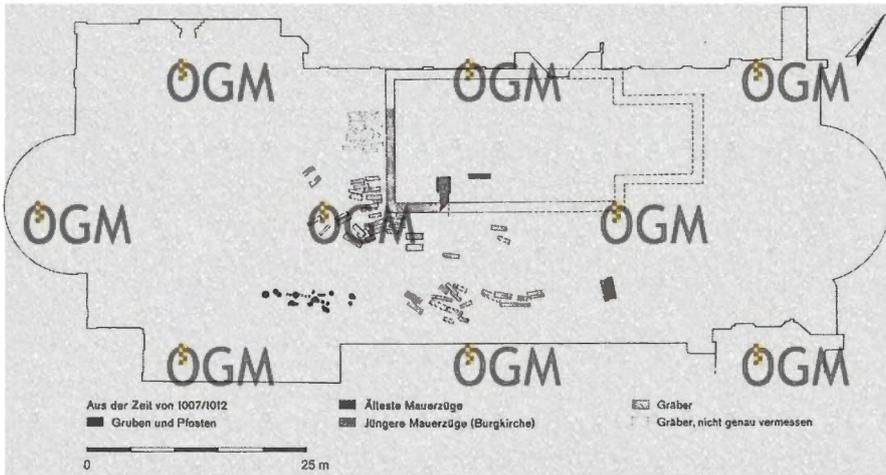


Abb. 4:
Bamberg, Oberfranken. Vorbistumszeitliche Burgkirche mit Friedhof, Siedlung und ältesten Steinbaubefunden (nach SAGE 1978, Beilage 5; 2).

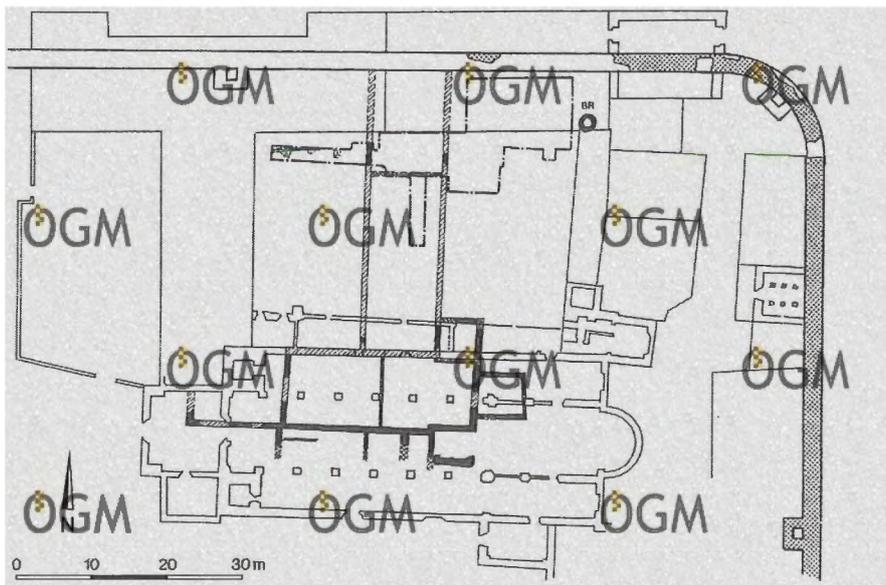


Abb. 5:
Regensburg, Oberpfalz. Niedermünster. Karolingerzeitliche Baubefunde (nach WINTERGERST 2004, Abb. 6).

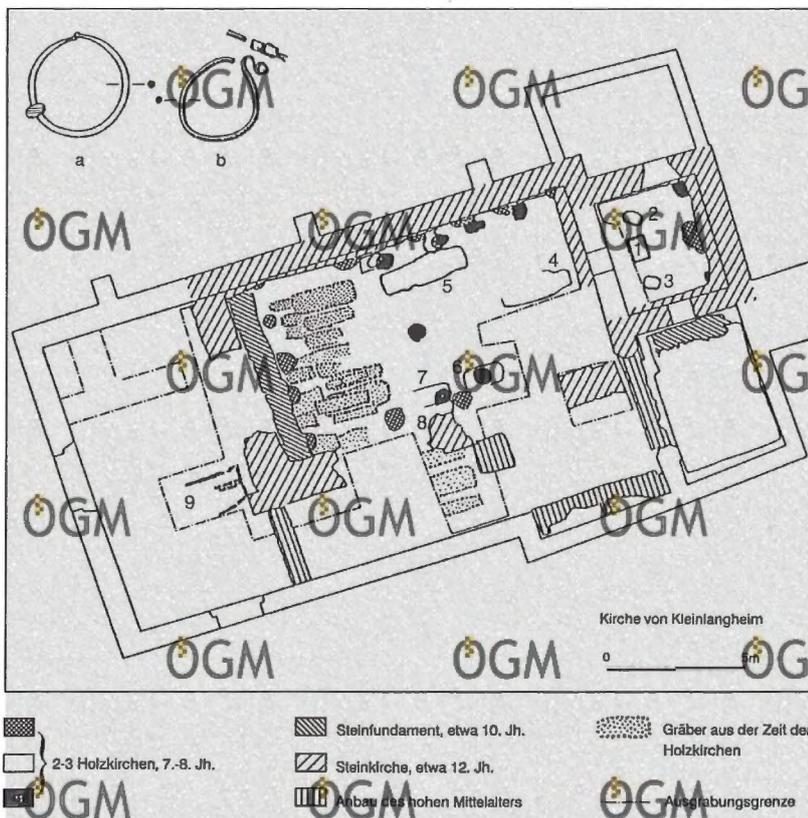


Abb. 6:
Kleinlangheim, Lkr. Kitzingen, Unterfranken. Bauphasen und frühe Gräber der Kirche St. Georg und Maria (nach PESCHECK 1996, Abb. 32).

1-3 Altarfundament und Reste älterer Altäre, 4-5 Gräber im Kircheninnern, 6-8 von der Holzkirche überlagerte Gräber, 9 Doppelkammergrab, a-b Schläfenringe (Durchmesser 4 cm und 3,8 cm) aus Bronze und Silber.

Die Entstehung erster Pfarrkirchen und die Entwicklung des Pfarreinetzes

Auch die Veränderungen der Siedlungsstruktur nach Entstehung erster Pfarrkirchen in Städten²⁰ sind kaum erforscht. Gleiches gilt, trotz hoffnungsvoller Ansätze der 1970er Jahre, für Sakralbauten ländlich geprägter Regionen, insbesondere in peripheren oder erst während des hohen oder gar späten Mittelalters erschlossenen Gebieten²¹.

Bis ins 8. Jahrhundert reichen die Vorgänger der Kirche von Kleinlangheim (Abb. 6) im westlichen Steigerwaldvorland zurück, wo Siedlungskontinuität seit der römischen Kaiserzeit belegt ist. Zu klären wäre hier, ob die Errichtung des ersten Pfostenbaus mit Rechteckchor und einem mutmaßlichen Stiftergrab an zentraler Stelle vor dem Altar unmittelbar zum Nutzungsende des merowingerzeitlichen Gräberfeldes führte und inwieweit sich dadurch kleinräumige Siedlungs- bzw. Flurstrukturen änderten. Im 806 erstmals als bajuwarisch/fränkischer Königshof genannten Lauterhofen, 53 km nordwestlich von Regensburg, bestand von der zweiten Hälfte des 7. bis ins erste Drittel des 8. Jahrhunderts eine bajuwarische Nekropole. Hier stellen sich im Zusammenhang mit der Errichtung einer ersten Kirche St. Martin, ein Saal mit halbrunder Apsis, ähnliche Fragen wie für Kleinlangheim. Insgesamt etwas jünger sind die Kirchen von Altenbanz und Altenkunstadt am Obermain oder Lintach östlich von Amberg mit Gräbern des 8. Jahrhunderts²², allesamt als in Massivbauweise errichtete Eigenkirchen Zeugnisse herrschaftlichen Landesausbaus der Karolingerzeit. Weitere frühe Eigenkirchen, ursprünglich in Form eines Saales mit Rechteckchor in Pfostenbauweise, sind etwa in Wenzenbach, 20 km nördlich, und Sinzing, 5 km südwestlich von Regensburg, oder im mittelfränkischen Unterschwaningen nachgewiesen. Den engen Zusammenhang zwischen Kirche, Herrschaftsausübung und Landesausbau verdeutlicht auch die umwehrte Kirche von Nennslingen, zu der schon im 11. Jahrhundert ein später zum Turm umgebautes festes Haus gehörte.

In Nordbayern sind Eigenkirchen als Vorstufe der Entwicklung des erst am Ende des hohen Mittelalters voll entwickelten Pfarreinetzes zwar zu erkennen²³, konkretere Aussagen zum durch diesen Prozess ausgelösten Wandel der Siedlungslandschaft sind seitens der Archäologie kaum möglich.

Die vierzehn von Karl dem Großen in Auftrag gegebenen Missionskirchen

Die Kirchen in Amlingstadt und Seußling nahe Bamberg stellen insofern eine Besonderheit dar, als es sich um zwei der wohl im Jahr 793 von Karl dem Großen in Auftrag gegebenen 14 Missionskirchen für die Main- und Regnitzwenden (Abb. 7) handelt, was Bestattungen mit entsprechendem Trachtzubehör bestätigen²⁴. In Amlingstadt, 8km südwestlich von Bamberg, wurde die erste Kirche, ein Rechtecksaal mit halbrunder Apsis, kurz vor 800 in einer älteren slawischen Nekropole errichtet. Hier wurde also bewusst auf ältere, nicht unbedingt schon christliche Funeralstrukturen Bezug genommen. Möglicherweise war der *Pettstadter Becher*, ein herausragendes Denkmal des Tassilokelchstiles, ein ursprünglich zur Ausstattung einer dieser Kirchen gehöriges liturgisches Gefäß. Wohl erst während des 10. Jahrhunderts wurde in einer slawischen Nekropole auf dem Barbaraberg²⁵ in der nördlichen Oberpfalz ein Saalbau mit Rechteckchor unbekanntem Patroziniums errichtet. Lage und Name der zu dieser Missionskirche gehörigen Siedlung sind ebenso unbekannt wie die konkrete Bedeutung für Siedlungsstrukturen, für die benachbarten Nekropolen von Mockersdorf und Wirbenz oder für das Verhältnis zur Frühzeit der unmittelbar benachbarten hochmittelalterlichen Klostergründung Speinshart. Abgesehen vom Ende der merowinger- und karolingerzeitlichen Reihengräberfriedhöfe²⁶ sind bisher im Untersuchungsgebiet für den Übergang vom Heiden- zum Christentum bzw. der Mission weder kulturelle Brüche noch strukturelle Veränderungen deutlich zu erkennen.

²⁰ Stellvertretend genannt seien Ausgrabungen unter Alt St. Martin in Bamberg (SAGE 1984) und St. Georg zu Amberg (SAGE 1979).

²¹ Allgemein: GERLACH 1992; LEINTHALER 1992. – Kleinlangheim: PESCHECK 1996, 125-130. – Lauterhofen: DANNHEIMER 1968, 43-57; PLETERSKI in Vorbereitung.

²² Altenbanz: SCHWARZ 1975, 368-369, Abb. 27/2-30. – Altenkunstadt: SCHWARZ 1975, 369, Abb. 31; ZITTLAU, PFEIL, KNEFELKAMP-MÜLLERSCHÖN 1986. – Lintach: FEUERHAHN, HEYSE, WINTERGERST 2003. – Sinzing: HEIMLER 1988. – Wenzenbach: CODREANU-WINDAUER, VETTERLING 2002. – Unterschwaningen: THOMA, VYCHITIL 1988. – Nennslingen: FRIEDEL 2003.

²³ Allgemein: BORGOLTE 1987; STÖRMER 1975; MEYER 1992. – für den Steigerwald: RÜCKERT 1992.

²⁴ Zur Slawenmission allgemein: DOVE 1876; GELDNER 1986; JAKOB 1988; SCHÜTZ 1994, 41-69. – Amlingstadt: SCHWARZ 1972. – Seußling: HABERSTROH 2000. – *Pettstadter Becher*: HASELOFF 1978; WAMERS 1992a; 1992d.

²⁵ HEIDENREICH 1998.

²⁶ Zuletzt: PÖLLATH 2002.

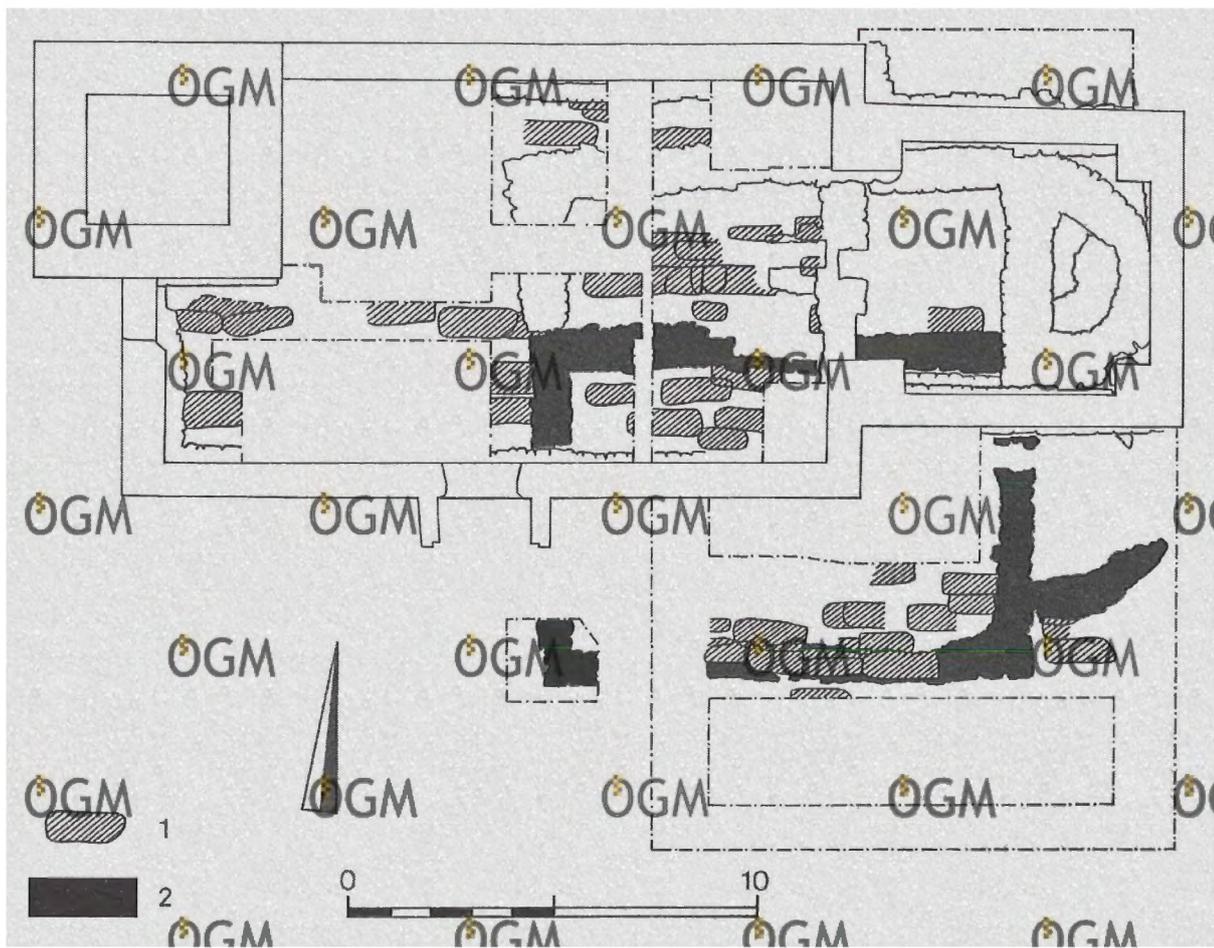


Abb. 7: Amlingstadt, Lkr. Bamberg, Oberfranken. Frühe Gräber (1) und älteste Steinbauphase (2) der Kirche St. Aegidius (nach SCHWARZ 1975, Abb. 22 u. 26).

Ausblick

Für Nordbayern bleibt festzustellen, dass sich die Archäologie vor allem seit den 1970er Jahren teils recht erfolgreich um die Erforschung von Sakralbauten bemühte. Dabei wurden zunehmend nicht mehr allein architekturhistorische, sondern auch siedlungsgeschichtliche Fragestellungen um die Genese der mittelalterlichen Kulturlandschaft berücksichtigt. Vor allem die umfangreichen Untersuchungen in Bamberg, Eichstätt und Regensburg, aber auch im ländlichen Bereich trugen dazu bei, dass sich die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit in Bayern emanzipieren konnte. Der Forschungsstand ist jedoch unterschiedlich. Man konzentrierte sich lange auf jene Punkte, die auch durch die Schriftquellen als besonders früh und damit interessant galten. Plätze mit fehlender oder später schriftlicher Überlieferung wurden eher stiefmütterlich behandelt. Durch die finanzielle Lage der staatlichen Denkmalpflege und der Universitäten setzte nach 2000 eine Stagnation ein, deren Auswirkungen auf die Forschung noch nicht absehbar sind.

Literaturverzeichnis

- ANDRASCHKE 1999:
Joachim ANDRASCHKE, Arianische und fränkische Missionierung im Regnitz- und Obermaingebiet um 500 bis 800 n. Chr. - Ein sprachgeschichtlicher Beitrag zur Kirchengeschichte Ostfrankens. 135. Bericht des Historischen Vereins Bamberg, 1999, 89-118.
- ANGERER 1995:
Martin ANGERER (Hrsg.), Regensburg im Mittelalter. II: Katalogband. Regensburg 1995.
- ANGERER, WANDERWITZ 1995:
Martin ANGERER, Heinrich WANDERWITZ (Hrsg.), Regensburg im Mittelalter. I: Aufsatzband. Regensburg 1995.
- APPEL, BRAUN, HOFMANN 1987:
Brun APPEL, Emanuel BRAUN, Siegfried HOFMANN (Hrsg.), Hl. Willibald 787-1987. Kündler des Glaubens. Pilger · Mönch · Bischof. Ausstellung der Diözese Eichstätt zum 1200. Todestag, 21. Juni bis 25. Oktober 1987. Eichstätt 1987.
- BAUMEISTER, HEYSE, OBST, SCHUBMANN 2002:
Martin BAUMEISTER, Dieter HEYSE, Ralf OBST, Markus SCHUSSMANN, Die Grabungen am Kilianshaus in Würzburg. Unterfranken. Das archäologische Jahr in Bayern 2001 (2002), 118-120.
- BÖHM, ERNST, SCHMIDT 2002:
Karl BÖHM, Bernhard ERNST, Gwendolyn SCHMIDT, Windberg - Vom Adelssitz zum Prämonstratenser-Stift. Landkreis Straubing-Bogen, Niederbayern. Das archäologische Jahr in Bayern 2001 (2002), 134-137.
- BOOS, CODREANU-WINDAUER, WINTERGERST 1995:
Andreas BOOS, Silvia CODREANU-WINDAUER, Eleonore WINTERGERST, Regensburg zwischen Antike und Mittelalter. In: ANGERER, WANDERWITZ 1995, 31-44.
- BORGOLTE 1987:
Michael BORGOLTE, Stiftergrab und Eigenkirche. - Ein Begriffspaar der Mittelalterarchäologie in historischer Kritik. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 13, 1985 (1987), 27-38.
- BUBERL, MÜLLER 1986:
Brigitte BUBERL, Rainer A. MÜLLER (Hrsg.), Reichsstätte in Franken. Katalog zur Ausstellung und Aufsätze 1-2. Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 14-15, München 1986.
- CHRISTLEIN 1982:
Rainer CHRISTLEIN, Die raetischen Städte Severins. Quintanis, Batavis und Boiotro und ihr Umland im 5. Jahrhundert aus archäologischer Sicht. In: Severin. Zwischen Römerzeit und Völkerwanderung. Ausstellung des Landes Oberösterreich im Stadtmuseum Enns. Linz 1982, 217-253.
- CODREANU-WINDAUER 2003:
Silvia CODREANU-WINDAUER, Vorromanische Kirchenbauten in Altbayern. Ein Forschungsüberblick. In: Hans Rudolf SENNHAUSER (Hrsg.): Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Von der Spätantike bis in ottonische Zeit. Band 2. Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., Abhandlungen NF. Heft 123/2, Schriften der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer, München 2003, 457-485.
- CODREANU-WINDAUER, VETTERLING 2002:
Silvia CODREANU-WINDAUER, Claus VETTERLING, Vom Kapellchen zur Großkirche: 1000 Jahre St. Peter zu Wenzenbach. Landkreis Regensburg, Oberpfalz. Das archäologische Jahr in Bayern 2001 (2002), 123-125.
- CODREANU-WINDAUER, WANDERWITZ 1989:
Silvia CODREANU-WINDAUER, Heinrich WANDERWITZ 1989, Die frühe Kirche in der Diözese Regensburg. Betrachtungen zu den archäologischen und schriftlichen Quellen bis zum Ende des 8. Jahrhunderts. In: Peter Morsbach (Hrsg.), 1250 Jahre Kunst und Kultur im Bistum Regensburg. Berichte und Forschungen, Kataloge und Schriften, Kunstsammlungen des Bistums Regensburg 7, München-Zürich 1989, 9-45.
- DANNHEIMER 1968:
Hermann DANNHEIMER, Lauterhofen im frühen Mittelalter. Reihengräberfeld - Martinskirche - Königshof. Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte 22, Kallmünz/Opf 1968.
- DANNHEIMER, DIEPOLDER 1988:
Hermann DANNHEIMER, Gertrud DIEPOLDER, Aschheim im frühen Mittelalter. Teil I: Hermann DANNHEIMER, Archäologische Funde und Befunde. Teil 2: Gertrud DIEPOLDER, Ortsgeschichte, Siedlungs- und flurgenetische Beobachtungen. Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 32/1-2, München 1988.
- DIERKENS 1996:
Alain DIERKENS, Die Taufe Chlodwigs. In: MENGHIN, PÉRIN, VON WELCK, WIECZOREK 1996, 183-191.
- DIETZ, OSTERHAUS, RIECKHOFF-PAULI, SPINDLER 1979:
Karlheinz DIETZ, Udo OSTERHAUS, Sabine RIECKHOFF-PAULI, Konrad SPINDLER, Regensburg zur Römerzeit. Regensburg 1979.
- DINKLAGE 1937:
Karl DINKLAGE, Cham im Frühmittelalter. Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg 87 (Regensburg), 1937, 162-184.
- DOM ZU REGENSBURG 1989:
Der Dom zu Regensburg. Ausgrabung - Restaurierung - Forschung. Ausstellungskatalog Domkreuzgang und Domkapitelhaus, 14. 7.-27.10 1989. München-Zürich 1989.
- DOVE 1876:
Richard Wilhelm DOVE, Das von mir sogenannte Sendrecht der Main- und Regnitzwenden. Zeitschrift für Kirchenrecht, Organ der Gesellschaft für Kirchenrechtswissenschaft in Göttingen IV (Freiburg-Tübingen), 1876, 157-175.
- ENDRES 1973:
Rudolf ENDRES, Das Slawenmotiv bei der Gründung des Bistums Bamberg. 109. Bericht des Historischen Vereins Bamberg, 1973, 161-182.
- ERICHSEN 1989:
Johannes ERICHSEN (Hrsg.), Kilian. Mönch aus Irland aller Franken Patron. Aufsätze und Katalog. Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 19/89, Würzburg 1989.
- ERICSSON, LOSERT 2003:
Ingolf ERICSSON, Hans LOSERT (Hrsg.), Aspekte der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Festschrift für Walter SAGE. Bamberger Schriften zur Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 1, Bonn 2003.
- ERNST 2003:
Bernhard ERNST, Früh- bis spätmittelalterliche Burgkapellen in der Oberpfalz. In: ERICSSON, LOSERT 2003, 116-127.

- ETTEL 2001:
Peter ETTTEL, Karlburg - Roßtal - Oberammerthal. Studien zum frühmittelalterlichen Burgenbau in Nordbayern. Grabungen des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege K. SCHWARZ, R. KOCH, L. WAMSER. Veröffentlichung der Kommission zur vergleichenden Archäologie römischer Alpen- und Donauländer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Frühgeschichtliche und Provinzialrömische Archäologie, Materialien und Forschungen 5, Rahden/Westf. 2001.
- FEUERHAHN, HEYSE, WINTERGERST 2003:
Frank FEUERHAHN, Dieter HEYSE, Eleonore WINTERGERST, Ein Ortsfriedhof mit frühmittelalterlichen Bestattungen in Lintach. Gemeinde Freudenberg, Landkreis Amberg-Weizsach, Oberpfalz. Das archäologische Jahr in Bayern 2002 (2003), 93-95.
- FISCHER, RIECKHOFF-PAULI 1982:
Thomas FISCHER, Sabine RIECKHOFF-PAULI, Von den Römern zu den Bajuwaren. Stadtarchäologie in Regensburg. Bavaria Antiqua. München 1982.
- FREUND 1995:
Stefan FREUND, Vom hl. Erhard bis zu Konrad II. Die Regensburger Bischöfe bis 1180/85. In: ANGERER, WANDERWITZ 1995, 71-88.
- FRIEDEL 1992:
Birgit FRIEDEL, Die Rundkapelle in der Burg zu Nürnberg. In: Barbara SCHOCK-WERNER (Hrsg.), Burg- und Schloßkapellen. Kolloquium des Wissenschaftlichen Beirats der Deutschen Burgenvereinigung. Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Reihe B: Schriften, Bd. 3, Stuttgart 1992, 66-70.
- FRIEDEL 2003:
Birgit FRIEDEL, Pfarrkirche und Herrensitz. Ein dörflicher Mittelpunkt in Nennslingen, Mittelfranken. In: ERICSSON, LOSERT 2003, 128-133.
- GELDNER 1986:
Ferdinand GELDNER, Das Problem der vierzehn Slavenkirchen Karls des Großen im Lichte der bisher unbeachteten Dorsalvermerke der Urkunden Ludwigs des Deutschen (845) und Arnolfs (889). Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 42 (Köln-Wien), 1986, 192-205.
- GERLACH 1992:
Stefan GERLACH, Friedhof und Kirche im ländlichen Raum Süddeutschlands. Archäologische Befunde zur Strukturentwicklung im frühen Mittelalter. In: LENSSEN, WAMSER 1992, 119-127.
- HABERSTROH 2000:
Jochen HABERSTROH, Ausgrabungen in der Krypta von St. Sigismund in Seußling. Gemeinde Altendorf, Landkreis Bamberg, Oberfranken. Das archäologische Jahr in Bayern 1999 (2000), 96-99.
- HASELOFF 1978:
Günther HASELOFF, Der Silberbecher aus der Regnitz bei Pettstadt, Ldkr. Bamberg. Jahresberichte der Bayerischen Bodendenkmalpflege 17/18, 1976/1977 (1978), 132-177.
- HEIDENREICH 1998:
Anja HEIDENREICH, Ein slawischer Friedhof mit Kirche auf dem Barbaraberg im Landkreis Neustadt/Waldnaab. Mit einem anthropologischen Anhang von Olav RÖHRER-ERTL. Otnant-Gesellschaft für Geschichte und Kultur in der Euregio Egrensis. Archäologische Zeugnisse zur Siedlungsgeschichte 1, Bamberg-Pressath 1998.
- HEIDENREICH, SÁNDOR 1998:
Anja HEIDENREICH, Zsuzsanna SÁNDOR, Die Ausgrabungen 1992-1997 im Prämonstratenserkloster Speinshart, Lkr. Neustadt a. d. Waldnaab. Beiträge zur Archäologie der Oberpfalz 2 (Bübenbach), 1998, 379-394.
- HEIMLER 1988:
Max HEIMLER, Die Vorgängerbauten der ehemaligen Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt in Sinzing. Landkreis Regensburg, Oberpfalz. Das archäologische Jahr in Bayern 1987 (1988), 155-157.
- HELLER 1971:
Hartmut Heller (Hrsg.), Exkursionen in Franken und Oberpfalz. Tübingen 1971.
- HENNIG 1993:
Lothar HENNIG (Hrsg.), Geschichte aus Gruben und Scherben. Archäologische Ausgrabungen auf dem Domberg in Bamberg. Schriften des Historischen Museums Bamberg 26, Bamberg 1993.
- HENSCH 2003:
Mathias HENSCH, Ein Herrschaftszentrum des 9. bis beginnenden 11. Jahrhunderts auf dem Nordgau. Die archäologische Erforschung der frühen Sulzbacher Burg - Ein Überblick. In: Sulzbach und das Land zwischen Naab und Vils im frühen Mittelalter. Tagung vom 13.-14. Juni 2002 in Sulzbach-Rosenberg. Schriftenreihe des Stadtmuseums und Stadtarchivs Sulzbach-Rosenberg 19, Sulzbach 2003, 69-86.
- HENSCH 2005:
Mathias HENSCH, Burg Sulzbach in der Oberpfalz. Archäologisch-historische Forschungen zur Entwicklung eines Herrschaftszentrums des 8. bis 14. Jahrhunderts in Nordbayern. Materialien zur Archäologie in der Oberpfalz und in Regensburg 3, Regensburg 2005.
- HENSCH, VETTERLING 1998:
Mathias HENSCH, Claus VETTERLING, Mons Monachorum - Der Berg der Mönche: Archäologische Ausgrabungen im ehemaligen Kloster auf dem Michaelsberg in Bamberg, Oberfranken. Das archäologische Jahr in Bayern 1997 (1998), 162-166.
- HEYSE 1992:
Dieter HEYSE, Die Ausgrabungen in der ehemaligen Kirchenburg von Geldersheim bei Schweinfurt. Ungedr. Magisterarbeit an der Universität Bamberg, Bamberg 1992.
- JAHN, SCHUMANN, BROCKHOFF 2004:
Wolfgang JAHN, Jutta SCHUMANN, Eva Maria BROCKHOFF (Hrsg.), Edel und frei. Franken im Mittelalter. Katalog zur Landesausstellung 2004, Pfalzmuseum Forchheim 11. Mai bis 24. Oktober 2004. Haus der Bayerischen Geschichte, Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 47/04, Augsburg 2004.
- JAKOB 1988:
Hans JAKOB, Beiträge zum Paganismus der Main- und Regnitzwenden. In: Vsevolod SETSCH-KAREFF, Peter REHDER, Herta SCHMID (Hrsg.), Ars Philologica. Festschrift für Heinrich KUNSTMANN. Sagners Slavistische Sammlung 15, München 1988, 214-230.
- JAKOBSON, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991:
Werner JAKOBSON, Leo SCHAEFER, Hans Rudolf SENNHAUSER, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Nachtragsband. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III/2, München 1991.

- JANNSEN, WAMSER 1983:
Wolfgang JANNSEN, Ludwig WAMSER, Neue Ausgrabungen auf dem Michaelsberg und in der Klosterkirche St. Peter und Paul in Neustadt am Main, Ldkr. Main-Spessart. Das archäologische Jahr in Bayern 1982 (1983), 135-139.
- JEMILLER 2003:
Elfi JEMILLER, Das ehemalige Clarissenkloster in Bamberg - Grabungen im Bereich der Klosterkirche. In: ERICSSON, LOSERT 2003, 201-209.
- KIRMEIER, SCHNEIDMÜLLER, WEINFURTER, BROCKHOFF 2002:
Josef KIRMEIER, Bernd SCHNEIDMÜLLER, Stefan WEINFURTER, Evamaria BROCKHOFF (Hrsg.), Kaiser Heinrich II. 1002-1024. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2002, Bamberg 9. Juli bis 20. Oktober 2002. Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 44/2002, Augsburg 2002, 127-130.
- LEINTHALER 1992:
Beate LEINTHALER, Der karolingisch-ottonische Landesausbau an Obermain und Regnitz: Basis der kirchlichen Strukturierung im Ostteil des Bistums Würzburg. In: LENSSEN, WAMSER 1992, 133-140.
- LENSSEN, WAMSER 1992:
Jürgen LENSSEN, Ludwig WAMSER (Hrsg.), 1250 Jahre Bistum Würzburg. Archäologisch-historische Zeugnisse der Frühzeit. Würzburg 1992.
- LOSERT 1987:
Hans LOSERT, Grabungen im Bereich der ehemaligen Franziskanerkirche an der Schranne in Bamberg. Oberfranken. Das archäologische Jahr in Bayern 1986 (1987), 151-154.
- LOSERT 1993a:
Hans LOSERT, Die Keramik des frühen bis hohen Mittelalters in Oberfranken. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters Beiheft 8, Köln-Bonn 1993.
- LOSERT 1993b:
Hans LOSERT, Die slawische Besiedlung Nordostbayerns. Vorträge des 11. Niederbayerischen Archäologentages, Deggendorf 1993, 207-270.
- LOSERT, SAGE 1987:
Hans LOSERT, Walter SAGE, Ausgrabung an der Schranne in Bamberg. Archäologisches Korrespondenzblatt 17, 1987, 375-386.
- LUBICH 2004:
Gerhard LUBICH, Faktoren der politischen Raumgliederung im früh- und hochmittelalterlichen Franken. In: MERZ, SCHUH 2004, 59-81.
- MENGHIN, PÉRIN, VON WELCK, WIECZOREK 1996:
Wilfried MENGHIN, Patrick PÉRIN, Karin VON WELCK, Alfried WIECZOREK (Hrsg.), Die Franken. Wegbereiter Europas. Vor 1500 Jahren: König Chlodwig und seine Erben. Reiss-Museum Mannheim, Ausstellungskatalog. Mainz 1996.
- MERZ, SCHUH 2004:
Johannes MERZ, Robert SCHUH (Hrsg.), Franken im Mittelalter. Francia orientalis, Franconia, Land zu Franken: Raum und Geschichte. Kommission für Bayerische Landesgeschichte, Hefte zur Bayerischen Landesgeschichte 3, München 2004.
- MEYER 1992:
Otto MEYER, Die germanische Eigenkirche - Element, aber auch Risiko der Christianisierung Frankens und Thüringens. In: LENSSEN, WAMSER 1992, 111-118.
- MILOJČIĆ 1967:
Vladimir MILOJČIĆ, Ergebnisse der Grabungen von 1961-1965 in der Fuldaer Propstei Solnhofen an der Altmühl (Mittelfranken). Bericht der Römisch Germanischen Kommission 46-47, 1965/1966 (1967), 133-174.
- MILOJČIĆ 1975:
Vladimir MILOJČIĆ, Die Propstei Solnhofen an der Altmühl in Mittelfranken. Untersuchungen 1961-1966 und 1974. In: Ausgrabungen in Deutschland, gefördert von der deutschen Forschungsgemeinschaft 1950-1975. Teil 2: Römische Kaiserzeit im freien Germanien, Frühmittelalter I. Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz Monographien 1/2, Mainz 1975², 278-312.
- MOSER 1988:
Marianne MOSER, Ausgrabungen im Klarissenkloster von Hof. Stadt Hof, Oberfranken. Das archäologische Jahr in Bayern 1987 (1988), 184-186.
- OLEDZKA 1996:
Eva OLEDZKA, Die hochmittelalterlichen Funde und Befunde aus dem Bereich des ehemaligen Franziskanerklosters zu Bamberg. Ungedr. Magisterarbeit an der Universität Bamberg, Bamberg 1996.
- OSTERHAUS, WINTERGERST 1993:
Udo OSTERHAUS, Elconore WINTERGERST, Die Ausgrabungen bei St. Emmeram in Regensburg. Ein Vorbericht. Bayerische Vorgeschichtsblätter 58, 1993, 271-303.
- OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1990:
Friedrich OSWALD, Leo SCHAEFER, Hans Rudolf SENNHAUSER, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München III/1, München 1990 (Nachdruck der Ausgabe von 1966-1971).
- PESCHECK 1996:
Christian PESCHECK, Das fränkische Gräberfeld von Kleinlangheim, Lkr. Kitzingen/Nordbayern. Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Serie A: Bd. XVII, Mainz 1996.
- PLETERSKI in Vorbereitung:
Andrej PLETESKI, Lauterhofen. Strukturen von Gräberfeld und Königshof und das chronologische Verhältnis zu Altenerding. Otnant-Gesellschaft für Geschichte und Kultur in der Euregio Egrensis. Archäologische Zeugnisse zur Siedlungsgeschichte, Bamberg-Pressath.
- PÖLLATH 2002:
Ralph PÖLLATH, Karolingerzeitliche Gräberfelder in Nordostbayern. Eine archäologisch-historische Interpretation mit der Vorlage der Ausgrabungen von K. SCHWARZ in Weismain und Thurnau-Allendorf. München-Scheßlitz 2002.
- REIB 1994:
Robert REIB, Der merowingerzeitliche Reihengräberfriedhof von Westheim (Kreis Weißenburg-Gunzenhausen). Forschungen zur frühmittelalterlichen Landesgeschichte im südwestlichen Mittelfranken. Wissenschaftliche Beihefte zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 10, Nürnberg 1994.
- RETTNER 1992:
Arno RETTNER, »Grabhäuser« - Ausdrucksformen christlicher Glaubensvorstellungen? In: LENSSEN, WAMSER 1992, 103-110.

- RIEDER, TILLMANN 1992:
Karl Heinz RIEDER, Andreas TILLMANN (Hrsg.), Eichstätt. 10 Jahre Stadtkernarchäologie. Zwischenbilanz einer Chance. Ansbach-Kipfenberg 1992.
- ROUCHE 1996:
Michel ROUCHE, Die Bedeutung der Taufe Chlodwigs. In: MENGHIN, PÉRIN, VON WELCK, WIECZOREK 1996, 192-199.
- RÜCKERT 1992:
Peter RÜCKERT, Landesausbau und Pfarreiorganisation im Steigerwald. In: LENSSEN, WAMSER 1992, 217-220.
- SAGE 1971:
Walter SAGE, Untersuchungen in der Kgl. St. Martins- und späteren St. Kilianspfarrkirche zu Mellrichstadt in Unterfranken. Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 10, 1969 (1971), 50-69.
- SAGE 1973:
Walter SAGE, Die Ausgrabungen im Willibaldsdom zu Eichstätt 1970-1972. Archäologisches Korrespondenzblatt 3, 1973, 107-114.
- SAGE 1978:
Walter SAGE, Die Ausgrabungen in den Domen zu Bamberg und Eichstätt 1969-1972. Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 17/18, 1976/1977 (1978), 178-234.
- SAGE 1979:
Walter SAGE, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche St. Georg zu Amberg. Archiv für Geschichte von Oberfranken 59 (Bayreuth), 1979, 25-39.
- SAGE 1980:
Walter SAGE, Geldersheim bei Schweinfurt, ein Zentralort des frühen Mittelalters. Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege 33 (München-Berlin), 1980, 21-32.
- SAGE 1983:
Walter SAGE, Ein zentraler Platz des frühen Mittelalters: Geldersheim bei Schweinfurt, Unterfranken. Das archäologische Jahr in Bayern 1982 (1983), 142-144.
- SAGE 1984:
Walter SAGE, Notuntersuchungen im Bereich der ehemaligen Martinskirche am Maximiliansplatz zu Bamberg im Jahr 1969. 120. Bericht des Historischen Vereins Bamberg (Festschrift Gerd ZIMMERMANN), 1984, 61-78.
- SAGE 1990a:
Walter SAGE, Zur Bedeutung des Bamberger Domberges für die Geschichte des Obermaingebietes im frühen Mittelalter. Onomastica Slavogermanica Bd. XIX = Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Kl., Bd. 73/Heft 2, Berlin 1990, 39-50.
- SAGE 1990b:
Walter SAGE, Zur Vor- und Frühgeschichte des Bistums Eichstätt. In: Harald DICKERHOF, Ernst REITER, Stefan WEINFURTER (Hrsg.), Der hl. Willibald - Klosterbischof oder Bistumsgründer. Regensburg 1990, 199-215.
- SAGE 1992:
Walter SAGE, Die Kirche auf dem Michaelsberg bei Neustadt am Main, Landkreis Main-Spessart. In: LENSSEN, WAMSER 1992, 209-216.
- SAGE 1993:
Walter SAGE, Zur Forschungsgeschichte. Die Kirche der Babenburg. Der Heinrichsdom. Die Erneuerung des Heinrichsdomes nach 1081. Der Dom zwischen 1185 und 1237. Ausblick. In: HENNIG 1993, 29-32, 53-54, 75-77, 81-82, 88-89, 175-176.
- SAGE 2002:
Walter SAGE, Die Ausgrabungen im Bamberger Dom. In: KIRMEIER, SCHNEIDMÜLLER, WEINFURTER, BROCKHOFF 2002, 93-109.
- SÁNDOR 1999:
Zsuzsanna SÁNDOR, Ein Adelssitz und Klosterstiftung im Hochmittelalter. Archäologische Forschungen in der Prämonstratenserabtei Speinshart in der Oberpfalz. Ungedr. Dissertation an der Universität Bamberg, Bamberg 1999.
- SÁNDOR-PRÖSCHOLD 2002:
Zsuzsanna SÁNDOR-PRÖSCHOLD, Vier Schlüssel und ein Graben im kleineren Klosterhof in Speinshart. Landkreis Neustadt a. d. Waldnaab, Oberpfalz. Das archäologische Jahr in Bayern 2001 (2002), 148-151.
- SCHÜTZ 1994:
Joseph SCHÜTZ, Frankens mainwendische Namen. Geschichte und Gegenwart. Philologia et litterae Slavicae II, München 1994.
- SCHULZE 1991:
Helmut SCHULZE, Der Dom zu Würzburg. Sein Werden bis zum späten Mittelalter. Eine Baugeschichte. Dokumentation und Interpretation. Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg XXXIX, Würzburg 1991.
- SCHULZE 1992:
Helmut SCHULZE, Der Dom zu Würzburg. In: LENSSEN, WAMSER, 77-86.
- SCHWARZ 1972:
Klaus SCHWARZ, St. Aegidius zu Amlingstadt. Die Baugeschichte einer karolingischen Ursprungskirche im oberfränkischen Radenzgau. In: Zwölfhundert Jahre Pfarrei Amlingstadt. (Hrsg. vom Pfarramt Amlingstadt, Landkreis Bamberg). Bamberg 1972, 7-36.
- SCHWARZ 1975:
Klaus SCHWARZ, Der frühmittelalterliche Landesausbau in Nordost-Bayern - archäologisch gesehen. In: Ausgrabungen in Deutschland, gefördert von der deutschen Forschungsgemeinschaft 1950-1975. Teil 2: Römische Kaiserzeit im freien Germanien, Frühmittelalter I. Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz Monographien 1/2, Mainz 1975², 338-409.
- SCHWARZ 1977:
Klaus SCHWARZ, Regensburg während des ersten Jahrtausend im Spiegel der Ausgrabungen im Niedermünster. Jahresbericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 13/14 (Bonn), 1972/1973 (1977), 20-98.
- SCHWARZ 1984:
Klaus SCHWARZ, Frühmittelalterlicher Landesausbau im östlichen Franken zwischen Steigerwald, Frankenwald und Oberpfälzer Wald. Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz Monographien 5, Mainz 1984.
- STEEGER 2001:
Wolfgang STEEGER, Die Ausgrabungen in der Spitalkirche von Bad Windsheim. Landkreis Neustadt/Aisch - Bad Windsheim. Beiträge zur Archäologie in Mittelfranken 6, 2001, 327-336.
- STEEGER 2002:
Wolfgang STEEGER, Ausgrabungen in der Spitalkirche in Bad Windsheim. Landkreis Neustadt a. d. Aisch - Bad Windsheim, Mittelfranken. Das archäologische Jahr in Bayern 2001 (2002), 157-160.

- STÖRMER 1975:
Wilhelm STÖRMER, Adelige Eigenkirchen und Adelsgräber. Denkmalpflegerische Aufgaben. Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte Bd. 38/Heft 3 (München), 1975, 1142-1158.
- STREICH 1984:
Gerhard STREICH, Burg und Kirche während des deutschen Mittelalters. Untersuchungen zur Sakraltopographie von Pfälzen, Burgen und Herrnsitzen. (hrsg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte). Sonderband 29, Sigmaringen 1984.
- THOMA, VYCHITIL 1988:
Hermann THOMA, Peter VYCHITIL, Grabung im Bereich der ehemaligen Pfarrkirche in Unterschwaningen. Landkreis Ansbach, Mittelfranken. Das archäologische Jahr in Bayern 1987 (1988), 182-183.
- VOGL 1988:
Elisabeth VOGL, Die ehemalige Kapelle St. Leonhard im mittelalterlichen Stadtkern von Sulzbach-Rosenberg. Landkreis Sulzbach-Rosenberg, Oberpfalz. Das archäologische Jahr in Bayern 1987 (1988), 182-183.
- WAMERS 1992a:
Egon WAMERS, Die silberne Pyxis von Pettstadt. II. Ikonographie und Funktion. In: LENSSEN, WAMSER 1992, 154-162.
- WAMSER 1992b:
Ludwig WAMSER, Die Würzburger Siedlungslandschaft im frühen Mittelalter. Spiegelbild der naturgegebenen engen Verknüpfung von Stadt- und Bistumsgeschichte. In: LENSSEN, WAMSER 1992, 39-47.
- WAMSER 1992c:
Ludwig WAMSER, Erwägungen zur Topographie und Geschichte des Klosters Neustadt am Main und seiner Mark. In: LENSSEN, WAMSER 1992, 163-204.
- WAMSER 1992d:
Ludwig WAMSER, Die silberne Pyxis von Pettstadt. I. Landesgeschichtliche Aspekte. In: LENSSEN, WAMSER 1992, 141-153.
- WEISS 2004:
Dieter J. WEISS, Reichsgewalt, Reichskirche und Adel in Franken vom Hoch- zum Spätmittelalter. In: MERZ, SCHUH 2004, 59-81.
- WINTERGERST 1995:
Eleonore WINTERGERST, Ein mittelalterlicher Schmuckfußboden in der ehemaligen Zisterzienserkirche St. Maria in Ebrach. Landkreis Bamberg, Oberfranken. Das archäologische Jahr in Bayern 1994 (1995), 165-167.
- WINTERGERST 2004:
Eleonore WINTERGERST, Ausgrabungen im ehemaligen Kreuzgarten des Niedermünsters. Mit Beiträgen von K.-H. DIETZ, H. EMMERIG, M. KONRAD, H. RIEDL, M. SACHENBACHER-PALVESTRA, K. SCHNIERINGER und B. ZIEGAUS. Regensburger Studien 10, Regensburg 2004.
- ZITTLAU, PFEIL, KNEFELKAMP-MÜLLERSCHÖN 1986:
Reiner ZITTLAU, Christoph PFEIL, Katharina KNEFELKAMP-MÜLLERSCHÖN, Die Ausgrabung im Chor der Pfarrkirche von Altenkunstadt. Geschichte am Obermain. Colloquium Historicum Wirsbergense 15 (Bamberg), 1985/1986 (1986), 105-117.

PD Dr. Hans Losert
Kaipershof 16
D-96047 Bamberg
loshans@web.de

**RAUMSTRATEGISCHE, AGRARÖKOLOGISCHE UND ÖKONOMISCHE FUNKTIONEN
VON SALZBURGER STÜTZPUNKTEN IM FRÜHMITTELALTER**

von

Christoph SONNLECHNER, Wien

1. Einleitung¹

Im Jahre 816 stellte Ludwig der Fromme (814-840) für den Salzburger Bischofssitz ein Diplom aus, welches Immunität - vereinfacht gesagt Nichtintervention in gewissen herrschaftlichen Belangen, die dem König zustanden - gewähren sollte. Gleichzeitig wurde mit dieser Urkunde auch der Besitz des Bistums bestätigt. Aus der Narratio ist zu erfahren, dass bereits Ludwigs Vater, Karl der Große (768/800-814), ein solches Diplom ausgestellt haben soll, mit dem der Salzburger Erzbischof Arn (785/98-821) um Bestätigung an Ludwig herangetreten sei. Während das Diplom Karls nicht überliefert ist, liegt das Stück seines Sohnes im Original vor².

Ich möchte diese Quelle an die Spitze und ins Zentrum der Überlegungen zu den Stützpunkten der Salzburger Kirche und deren Funktionen im Raum stellen. Sie ist nämlich ein Stück, an dem sich bei eingehendem Studium und bei entsprechender Kontextualisierung einiges über die Raum- und Ordnungsvorstellungen der Salzburger Kirche um 800 ablesen lässt. Das Diplom steht am zeitlichen Endpunkt einer Entwicklung, die sich ab ca. 600, dem Auftreten Ruperts als Bischof im Salzburger Raum, im geistlichen, geistigen, wirtschaftlichen und kulturellen Bereich niederschlug.

Salzburg war durch die Einrichtung von vier Diözesen in Bayern im Jahr 739 zum kanonischen Bischofssitz geworden. 798 avancierte es unter dem herausragenden Bischof Arn zum Erzbistum und Metropolitan-sitz und erlangte in Bayern die Vorrangstellung. Mit dem Diplom von 816 - und ihrem Inhalt aus der Regierungszeit Karls des Großen - sind wir bereits in jener Zeit als sich Bayern, und somit auch Salzburg, unter karolingischer Herrschaft befand. 788 war es nämlich endgültig zum Sturz Herzog Tassilos III. (748-788) gekommen. Bayern hatte seine Eigenständigkeit verloren, was auch die kirchlichen Institutionen im ehemaligen Einflussbereich der agilolfingischen Herrscherfamilie zu Neuorientierungen zwang. Umorganisation, Neustrukturierung und generell Machtverschiebungen sind nach der Eingliederung ins Frankenreich zu verzeichnen.

Hier soll es im Folgenden um die Salzburger Kirche im Frühmittelalter gehen, über die bereits viel geschrieben wurde. Es darf im Besonderen an die Arbeiten von Heinz DOPSCH und Herwig WOLFRAM von-seiten der Historiker erinnert werden³. Dennoch gibt es, durchaus aus der gleichen Schule und Tradition kommend, mit neuen Fragestellungen und Zugängen, die im konkreten Fall von der Umweltgeschichte herrühren, noch manch Neues aus den Quellen herauszulesen⁴. Die Situation der Salzburger Kirche im Siedlungsraum soll nicht nur in einen bayerischen Kontext sondern in einen kontinentaleuropäisch-karolin-gischen gestellt werden. Auch dem Wandel von Konzepten, Strukturen und Logiken wird breiter Raum eingeräumt. Es soll überlegt werden, wie sich die Konzeptualisierung, Organisation und Bewirtschaftung von Land in den Jahrzehnten vor und nach 800 entwickelt hat. Herrschaft ohne die Beherrschung von Land war im Frühmittelalter nicht möglich. Beherrschung von Land

¹ Diese Studie wurde im Rahmen des vom Österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) geförderten Projekts P16293-G01 "Society and Environment in Early Medieval Europe" am Institut für Österreichische Geschichtsforschung unter der Leitung von Direktor Univ.-Prof. Dr. Karl BRUNNER erarbeitet.

² Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, AUR, 816 Februar 5; HAUTHALER, MARTIN 1916, Nr. 5; BÖHMER, MÜHLBACHER 1966, Nr. 606; SANTIFALLER 1951.

³ Zu den Basisdaten der Salzburger Geschichte des Frühmittelalters siehe: DOPSCH 1981 und WOLFRAM 1981; WOLFRAM 1995a und WOLFRAM 1995b.

⁴ Für die Beleuchtung einzelner Aspekte der Geschichte siehe: DIESENBERGER 2004 und DIESENBERGER (in Vorbereitung); bzgl. eines umwelthistorischen Ansatzes siehe: SONNLECHNER 2004 und SONNLECHNER (in Vorbereitung).

aber bedeutete, ein Konzept im Herangehen an die Natur zu haben⁵. Agrarische Produktionssysteme wurden durchaus bewusst betrieben und verändert, Agrarökosysteme damit etabliert. Im 8. Jahrhundert wird in den Quellen auch erstmals eine intentionale Veränderung der agrarischen Produktionsstrukturen greifbar, die den Zweck hatte, mittels Überschussproduktion Herrschaft auszuweiten. Es soll also um die Organisation von Siedlungsraum und Strategien zur Beherrschung desselben gehen. Diese wurde in hohem Ausmaß durch Herrschaft über Land konstituiert.

Gerade in einer Gesellschaft wie der frühmittelalterlichen, die fast ausschließlich von der Ressource Boden - und Extraktionen aus demselben - abhängig war, um zu überleben, ja zu expandieren, scheint mir der Zugang über die Umwelt, die Ernährung, die energetische Basis einer Gesellschaft besonders wichtig⁶. Eine karolingische "Renaissance", die Entwicklung der nicht agrarisch bzw. primär produktiven Bevölkerungsgruppen, nämlich innerhalb der kirchlichen Institutionen, als Krieger, die die Expansion trugen, und in prä-urbanen städtischen Großsiedlungen wäre nicht ohne agrarische Überschussproduktion denkbar gewesen. Deshalb mussten sich gerade auch kirchliche Großinstitutionen wie Bistümer und Klöster mit Themen wie agrarisches Bewirtschaftungssystem, Raum-Ordnung, Kontrolle und Überwachung von Untertanen etc. auseinandersetzen; dies umso mehr in Bayern nach 788, da nämlich geänderte Vorstellungen, Rechtsauffassungen, ja generell Spielregeln⁷, in Geltung waren. Politische Instrumente zur administrativen Beherrschung und Weiterentwicklung des Raumes waren gefragt und anzuwenden. Jene Instrumente, die einen schriftlichen Niederschlag gefunden haben, bilden heute unsere Quellenbasis, auf der Raumstrategien reflektiert werden können. Im Falle der Salzburger Kirche sind das zum Frühmittelalter die bekannten beiden Güterverzeichnisse, die *Notitia Arnonis* und die *Breves Notitiae* sowie die Urkunden, aber auch die *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*⁸.

Wenn von der "Salzburger Kirche" im Frühmittelalter die Rede ist, handelt es sich nicht um eine homogene Institution. Vielmehr setzt sich diese "Kirche" aus dem Bischofssitz, der am Kloster St. Peter angesiedelt war, und dem Frauenkloster Nonnberg sowie der ebenfalls in den Quellen prominent verzeichneten Maximilianszelle im Pongau zusammen. Daneben bestanden weitere Zellen und Niederkirchen, die entsprechend untergeordnet waren. Die "Salzburger Kirche" war geistliche Einrichtung ebenso wie weltliche Macht im Sinne einer Grundherrschaft. Sie beherrschte Menschen und Räume, kolonisierte Natur und war Träger von Kultur.

2. Die Immunitätsurkunde von 816 (Abb. 1)

Werfen wir nun einen näheren Blick auf die bereits erwähnte Immunitätsurkunde vom 5. Februar 816. Fest steht, dass Erzbischof Arn nach Aachen reiste und dort das Diplom ausgestellt wurde. In welchem Rahmen diese Reise stattfand, lässt sich nicht sagen. Doch darf man wohl annehmen, dass das Treffen in beiderseitigem Interesse war. Thegan, Ludwigs Biograph, berichtet nämlich zum Jahr 814, dass Ludwig befahl, alle unter seinen Vorgängern ausgestellten Privilegien zur Erneuerung vorzulegen⁹. Tatsächlich stellte man fest, dass ein Drittel aller unter Ludwig dem Frommen ausgestellten Urkunden aus dem Zeitraum von 814 bis 817 stammen¹⁰. Weiters lässt eine ebenfalls auf den 5. Februar 816 datierte Urkunde Ludwigs bezüglich der *cellula* von Innichen auf einen Ausgleich zwischen den beiden Konkurrenten in der Mission der Slawen - Salzburg und Freising - schließen¹¹. Somit wären in Aachen gleich mehrere bayerische Angelegenheiten geregelt worden.

Besonderes Augenmerk für die gegenständliche Fragestellung verdient die *Narratio* des Diploms, welche die Vorgeschichte zu dem Stück von 816 referiert. Da heißt es, dass der Salzburger Erzbischof Arn, *detulit nobis auctoritates inmunitatum domni et genitoris nostri Karoli, bonae memoriae piissimi augusti, in qua erat insertum*; er legte also eine Immunitätsurkunde von Karl dem Großen vor, in der zu lesen stand, dass er den Bischofssitz, der dem Hl. Peter geweiht ist, und wo auch der Hl. Rupert begraben liegt, *non solum cum cellulis sibi subiectis et re vel hominibus ad se pertinentibus vel aspicientibus sub suo nomine vel*

⁵ Dazu grundsätzlich GODELIER 1984, insbesondere S. 10: "L'homme a une histoire parce qu'il transforme la nature." Und weiter: "Et c'est même la nature propre de l'homme que d'avoir cette capacité. L'idée est que, de toutes les forces qui mettent l'homme en mouvement et lui font inventer de nouvelles formes de société, la plus profonde est sa capacité de transformer ses relations avec la nature en transformant la nature elle-même."

⁶ Für einen ersten Versuch in diese Richtung siehe: SONNLECHNER 2004; für das Hoch- und Spätmittelalter auch SONNLECHNER 2000.

⁷ BROWN 2001; SONNLECHNER (in Vorbereitung).

⁸ LOŠEK 1990 und LOŠEK 1997; HAUTHALER, MARTIN 1916.

⁹ TREMP 1995; RAU 1993, c. 10 und c. 13.

¹⁰ DICKAU 1988, 19; MERTA 2004, 61.

¹¹ WOLFRAM 1995a, 126 f.; MERTA 2004, 61.

defensione consistere fecerat, verum etiam et quicquid ex liberalitate regum reginarumque, ducum vel ceterorum fidelium sanctae dei ecclesiae eidem ecclesiae adtributum est perpetuo in ditione eius consisteret. Karl hatte dieser Aussage zur Folge nicht nur die kirchlich um die *cellulae* organisierten Besitzungen und Menschen in seinen Schutz genommen, sondern auch allen Besitz, der von Königen und Königinnen, von Herzögen und anderen Gläubigen der Kirche geschenkt worden war. In der Folge bittet Arn gemäß dem väterlichen Brauch um die Erneuerung der Immunität. Die Dispositio der Urkunde informiert, dass Ludwig Immunität und Königsschutz (*immunitas atque tuitio*) gewährt. Die näheren Bestimmungen werden dann formelhaft festgelegt.

Was begründet die detaillierte Beschäftigung mit dem Diplom von 816 ?

Da ist der Umstand, dass es sich um ein Original handelt, was für derartiges Quellenmaterial keine Selbstverständlichkeit ist, liegt doch vieles erst aus hochmittelalterlicher Überlieferung vor. In Salzburg trifft das zum Beispiel auf die so wichtige Notitia Arnonis und die Breves Notitiae zu¹². Der Inhalt des Diploms ist folglich mit Sicherheit nicht durch Manipulationen oder Verunechtungen späterer Jahrhunderte beeinträchtigt. Die Passagen der oben zitierten Narratio müssen besonders interessieren. Bekanntlich enthalten Urkunden vielfach standardisierte Formeln für das jeweils Abzuhandelnde. Die Rückblende im gegenständlichen Diplom auf die Vorurkunde Karls ist aber ein narrativer Text, der bewusst gestaltet ist und nicht auf Formelhaftes zurückgreift. Leider kann beim Studium von Immunitätsurkunden Ludwigs des Frommen nach wie vor nicht aus einer Edition dieser Urkunden geschöpft werden, jedoch hat sich Edmund STENGEL Anfang des 20. Jahrhunderts sehr intensiv mit genau dieser Urkundenart und dieser Zeit auseinander gesetzt¹³. Er hat nicht weniger als 99 Immunitäten¹⁴ verglichen und versucht, Vorlagen zu rekonstruieren. Auch wenn uns seine Suche nach Urfassungen, und insbesondere die von ihm rekonstruierten drei Hauptfassungen, heute recht konstruiert vorkommen, so hat die Untersuchung aber trotzdem nach wie vor großen Wert. Sie bietet immerhin knapp hundert Immunitätsurkunden im Vergleich.

Dieser Vergleich fördert eben auch zutage, dass die Salzburger Narratio einzigartig ist und es keine derartige Formulierung in anderen Urkunde dieses Typs gibt¹⁵. Bemerkenswert ist nämlich die Zweiteilung des Besitzes in kirchlich organisierten und von weltlichen Potentaten geschenkten, der in der Salzburger Narratio so nachdrücklich durch das *non solum/verum etiam* ausgedrückt wird. Der erste Teil stimmt noch mit dem von STENGEL rekonstruierten Typus A, und somit mit der Formulierung in sehr vielen der vergleichbaren Stück überein. Bei STENGEL liest man: *cum monasteriis et cellulis sibi subiectis et rebus vel hominibus ad se pertinentibus vel aspicientibus*¹⁶. Der zweite Teil ist allerdings völlig beispiellos. Er kann aber aus der bayerischen Geschichte erklärt werden. Mit der Absetzung Tassilos III. und der Eingliederung Bayerns in das Frankenreich war bei den Hauptbegünstigten der Schenkungen der Agilolfinger, also vor allem der Eigenklöster und Bistümer, große Rechtsunsicherheit ausgebrochen. Karl machte unverblümt klar, dass er über die Rechtmäßigkeit des geschenkten Herzogsbesitzes befinden werde. In Salzburg veranlasste daraufhin Arn als Konsequenz die Anlage der Notitia Arnonis, die den von den bayerischen Herzogen geschenkten Besitz dokumentieren sollte. Er wählte dabei geschickt eine Darstellung, die fränkische Landorganisationstermini (*mansus*) verwendete und somit signalisierte, dass man zur Kooperation mit den neuen Machthabern bereit war¹⁷. Zehn Jahre später, 798, wurde Salzburg zum Erzbistum erhoben. Rechtsstreit um ehemals herzoglichen Besitz war längst kein Thema mehr. Die aus 798/800 stammenden Breves Notitiae, im Umfeld der Erhebung zum Erzbistum angelegt, entstanden in einem anderen Geist. Nicht gespannte Erwartung des Kommenden sondern große Selbstsicherheit nach gelungener Integration und Herrschaftsausbau prägen den Text. Agilolfingische Wohltäter treten neben Karolingern auf. Eben diese Entspanntheit des Verhältnisses der Salzburger Kirche gegenüber den Karolingern und der eigenen agilolfingischen Geschichte wird auch in der Immunitätsurkunde zum Ausdruck gebracht. Bereits Heinrich WANDERWITZ und Herwig WOLFRAM wollten die Salzburger Immunitätsurkunde in das Umfeld der Erhebung Salzburgs zum Erzbistum stellen¹⁸. Eine gewisse zeitliche Nähe von Breves Notitiae und dem Diplom darf angenommen werden. Eine mögliche Datierung für die Erstverleihung wäre gefunden.

Neben dieser Erklärung für den zweiten Teil der Besitzungen und ihrer Herkunftsbezeichnungen scheint mir aber auch eine weitere Beobachtung von Wichtigkeit. Die in der Urkunde gewählte Formulierung, die

¹² LOŠEK 1990, zur Überlieferungssituation: 12-18.

¹³ STENGEL 1910.

¹⁴ Ebd. 603-605: Übersicht über die 99 Urkunden.

¹⁵ STENGEL 1910, 559, insbesondere 618 f.

¹⁶ Ebd. 618 f.

¹⁷ SONNLECHNER (in Vorbereitung).

¹⁸ WANDERWITZ 1983, 44 und 55 ff.; WOLFRAM 1995b, 208; auch SONNLECHNER (in Vorbereitung).

ursprünglich wohl von den Salzburgern durchaus absichtlich so gewünscht wurde, nimmt eine Trennung von geistlichem Besitz und von Laien geschenktem Gut vor. Es besteht Grund dazu, diese verbalisierte Zweiteilung ernst zu nehmen. Sie entsprach wohl der Wahrnehmung und Konzeptualisierung der kirchlichen Landorganisation am Ausgang des 8. Jahrhunderts. Hier gilt es zu bedenken, dass sich große kirchliche Institutionen Ende des 8. Jahrhunderts nach Jahrzehnten starker Besitztzuwendungen sowie neuer herrschaftlicher Rahmenbedingungen veranlasst sahen, administrative Maßnahmen zu treffen. Solche Maßnahmen sind vor dem Hintergrund des Ordens und des Verschaffens eines Überblicks zu verstehen. Auf uns gekommener Niederschlag dieser Bemühungen sind Urbare, Polyptichen und Besitzlisten diverser Art. Für jede dieser Quellen muss die jeweilige Intention, die zu ihrer Anlage geführt hat, einzeln betrachtet werden. Dass solche Dokumente aber ab dem letzten Viertel des 8. Jahrhunderts und dann vor allem im 9. Jahrhundert vermehrt angelegt wurden, steht außer Zweifel¹⁹.

Im Fall von kirchlichen Institutionen, die über ausgedehnte Grundherrschaften verfügten, muss überdies bedacht werden, dass sie bei aller Verwobenheit ihrer Repräsentanten mit dem Adel und der Politik doch eine institutionelle Logik bei der Gliederung ihres Besitzes erkennen ließen. Nicht umsonst ist die Salzburger Notitia Arnonis, jenes Güterverzeichnis aus 788/90 in drei Großgruppen gegliedert, die jeweils den Besitz von drei Klöstern repräsentieren, nämlich St. Peter, Nonnberg und der Maximilianszelle²⁰. Überdies finden sich im Abschnitt zu St. Peter noch mehrere Zellen und eine Liste von ca. 70 Niederkirchen. Im Wissen um diese monastisch-kirchliche institutionelle Gliederung muss die Zweiteilung des Besitzes in der Narratio der Salzburger Immunitätsurkunde auch ernst genommen werden. Man wird als Hintergrund vermuten dürfen, dass die Salzburger ihren Besitz möglichst nach kirchlichen Gesichtspunkten umstrukturieren wollten. Der meiste Besitz war ja von Adelligen übertragen und von diesen zuvor entsprechend gegliedert und administriert worden. Mit der Übertragung an Salzburg erfolgte die Eingliederung in einen anderen, größeren Verband. Damit ging irgendwann auch die Notwendigkeit einher, möglichst einheitliche Verwaltungsprinzipien für den gesamten Besitz zu erstreben und dann auch umzusetzen. Die konzeptuelle Zweiteilung der Narratio trägt, wie mir scheint, eine Logik in sich, die einen bereits nach Salzburger Vorstellungen organisierten, und daher von kirchlicher Infrastruktur beherrschten Teil des Besitzes einem vorerst von Laien übertragenen - und mit der Logik der Schenker versehenen - Besitz gegenüberstellt. Genau genommen ist ja so gut wie aller Besitz der Salzburger Kirche irgendwann von Herzögen, Königen oder Adelligen übertragen worden. Die Zweiteilung würde also so gesehen wenig Sinn ergeben. Man darf wohl mehr dahinter vermuten.

3. Das Gebiet

Die Salzburger Bischöfe und Erzbischöfe versuchten, ihre Macht mittels kirchlicher Strukturen in das von ihnen beherrschte Gebiet einzuschreiben. Kirchen und Zellen bildeten die lokalen Mittelpunkte, über die der Raum beherrscht wurde. Kleine, untergeordnete, abhängige Orte der Herrschaft sollten über das Land verstreut etabliert werden.

Für das Ende der agilolfingischen Herrschaft in Bayern, also 788, ergibt sich aus den Quellen folgendes Bild²¹: Der von der Salzburger Kirche unmittelbar beherrschte Siedlungsraum erstreckt sich von der Stadt Salzburg ins heutige Oberbayern bis zum Chiemsee im Westen und an den Inn im Norden. Stark verdichtet ist derselbe auch im heutigen Salzburger Flachgau bis weit ins heutige Oberösterreich hinein sowie im Salzachtal Richtung Süden in den Tennen- und Pongau. In erster Linie hatten bayerische Herzöge, aber auch viele Freie Bayern Land an die Salzburger Kirche tradiert. Diese Traditionen erfolgten im wesentlichen an zwei Klöstern, nämlich St. Peter, das eine Einheit mit dem Bischofssitz bildete, und Nonnberg, außerdem aber auch an die Maximilianszelle im Pongau. Die mächtigste Institution war seit ihrer Gründung im späten 7. Jahrhundert das *monasterium Sancti Petri*, dem auch 788 das 715 gegründete Nonnenkloster (*monasterium*) Nonnberg unterstellt wurde. Neben der Maximilianszelle existierten noch sieben weitere Zellen (*cellae*), die gegen Ende des 8. Jahrhunderts der Kirche von Salzburg unterstanden: Es sind dies Zell am See, Kufstein, Gars und Au am Inn, Otting, Wallersee und Elsenwang; weiters die genannten Niederkirchen (*ecclesiae parrochiales*) der Notitia Arnonis²².

In der Notitia Arnonis sind lediglich jene bischöflichen Niederkirchen erwähnt, die im Kontext der Ereignisse von 788 von besonderer Bedeutung waren. Adelige Eigenkirchen blieben ausgespart, wie auch

¹⁹ SONNLECHNER 2004, insbesondere 25-28.

²⁰ Eine Übersicht über die Gliederung findet sich bei LOŠEK 1990, 31.

²¹ Siehe dazu die Karte in DOPSCH 1981, 170 f.

²² LOŠEK 1990, 80-97.



Abb. 1: Immunitätsprivileg für die Salzburger Kirche. 816 Februar 5.
 (Quelle: Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, ÖStA, HHStA AUR 816 II 6).

viele Seelsorgezentren im Salzburger Umland keine Erwähnung erfuhren²³. Ein genauerer Blick auf die Quelle, die Notitia Arnonis, macht auch schnell klar, warum sie nur unvollständig über die Präsenz der Salzburger Kirche im Raum Aufschluss gibt. Sie ist eine Zusammenstellung, angelegt unter Erzbischof Arn, zur Sicherung vor allem des von bayerischen Herzögen geschenkten Gutes. So eine Aufstellung wurde 788/90, wie bereits erwähnt, notwendig, da mit dem Übergang Bayerns an die Karolinger der Kirchenbesitz keineswegs als gesichert betrachtet werden konnte. Karl der Große dürfte in erster Linie an einem Überblick über Land, das aus Fiskalbesitz stammte, interessiert gewesen sein²⁴. Der Salzburger Erzbischof wollte mit der Notitia wohl nicht nur gegenüber dem neuen Herren klare Verhältnisse schaffen, sondern ebenso die Chance des Umbruchs nutzen, um die Stellung gegenüber den Diözesannachbarn im Westen und Norden abzusichern. Diesem Zweck scheint die Dokumentation vor allem der *ecclesiae parrochiales* an Inn und Isen gedient zu haben. Diese in der Quellenlandschaft ihrer Zeit einzigartige Liste an Niederkirchen²⁵ kann nicht als vollständig gelten. Die jeweiligen Intentionen der Quellen, resultierend aus momentanen Bedürfnissen einer Person oder Institution, determinieren deren Inhalt. Auch die um 800 angelegten Breves Notitiae geben den Salzburger Besitz keineswegs in seiner Vollständigkeit wieder, denn sie enthalten die Kirchenliste gar nicht, ergänzen aber noch ein paar Seelsorgestationen, sodass man schließlich auf ca. 80 Niederkirchen kommt²⁶.

4. Die Zellen

Aufmerksamkeit verdienen die Zellen in den Salzburger Quellen. Ihre Erwähnung in der Notitia Arnonis geschieht nicht ohne Hintergedanken. Wie auch im Falle der Niederkirchen, so konnten im 8. und 9. Jahrhundert neben dem Bischof auch Herzöge und Adelige Eigenklöster gründen. Zeitgenössische Terminologie macht klar, dass es diverse Abstufungen von Zellen gab. Es treten Termini wie *cella*, *cellola* und *oratorium* entgegen.

Die Gründung von Eigenklöstern durch die Agilolfinger erfolgte in der klaren Absicht Räume zu beherrschen. Eine solche Gründung war nicht nur ein gottgefälliges Werk sondern eben auch eine sehr weltliche Maßnahme, um an strategisch wichtigen Punkten Akzente zu setzen. Als Beispiel für unseren Raum sei nur an die herzogliche Gründung von Kremsmünster 777 erinnert²⁷. Es handelt sich dabei um eine Willensäußerung, unbesiedelten sowie von anderen Ethnien, konkret Slawen, beanspruchten Raum mit bayerischer Infrastruktur auszustatten. Dieser Akt lässt eine Funktion von Kirche deutlich hervortreten. Die Etablierung der Maximilianszelle²⁸ als Unternehmen der Salzburger Kirche, gemeinsam mit lokalen Machthabern romanischen Ursprungs, der sogenannten Albina-Sippe, und im Konsens mit dem Herzog, verfolgte ebendieses Ziel; ein Vorschieben von Einflussbereichen gegen Süden – in diesem Fall in slawisch besiedeltes Territorium. Für die Stützpunkte Kufstein, Zell im Pinzgau und Elsenwang kann ebenso von strategischem Interesse ausgegangen werden²⁹. Kufstein³⁰ liegt am Austritt des Inns aus dem Gebirge, Zell³¹ im bis dahin nur sehr spärlich besiedelten Pinzgau und Elsenwang³² am Rande eines Gebietes, das in seiner wirtschaftlichen Nutzung mit dem 748 gegründeten Herzogskloster Mondsee in Konkurrenz beansprucht wurde. Die Notitia Arnonis berichtet für alle drei Stützpunkte, die in den Quellen als *cella*, *cellola* und *locellum* aufscheinen und allgemein als Wirtschaftszellen betrachtet werden, dass dort Brüder stationiert seien, die mit ihren eigenen Händen für ihren Unterhalt sorgen würden³³.

Ein Blick in die Salzburg benachbarte Freisinger Diözese macht deutlich, dass es dort dieselben Bestrebungen gab. Die von den Freisingern mitbegründeten Zellen Scharnitz/Schlehdorf³⁴, Schäftlarn³⁵ und

²³ WOLFRAM 1995b, 346.

²⁴ SONNLECHNER (in Vorbereitung).

²⁵ Der Terminus *ecclesia parrochialis* ist im Frühmittelalter durchaus geläufig, wenngleich eine Übersetzung als "Pfarrkirche" im neuzeitlich-kirchenrechtlichen Sinn irreführend wäre. Es handelt sich um Niederkirchen, um Seelsorgemittelpunkte. Ausdrücklich in einer Immunitätsurkunde erwähnt sind solche *ecclesiae parrochiales* im Übrigen nur in einem der 99 von STENGEL untersuchten Fälle, nämlich im Diplom von Autun: BÖHMER, MÜHLBACHER 1966, Nr. 589.

²⁶ Vgl. LOŠEK 1990, 102-141; bzgl. einer Zusammenstellung siehe: WOLFRAM 1995b, 345-348.

²⁷ WOLFRAM 1995b, 356-379.

²⁸ LOŠEK 1990, Notitia Arnonis (NA) (8,1-8,7) und Breves Notitiae (BN) (8,1-8,15; 9 und 10).

²⁹ Siehe dazu auch: JAHN 1991, 217 f.

³⁰ LOŠEK 1990, NA (6,27): *ecclesia cum territorio et cellola, ubi fratres nostri manibus laborant*, evtl. vom Bayernherzog gegründet.

³¹ Ebd., NA (6,2): *cella, in qua monachi labore manuum suarum vivunt*. 748/50 von den Freien Boso und Johannes mit Erlaubnis Tassilos gegründet; 'Filiaklösterchen' bzw. Wirtschaftszelle.

³² Ebd., NA (4,2); BN (7,7): *locellus, ... et inibi aliquanti fratres propriis laboribus vivunt* [kleiner Fronhof], kurz nach 743: von Herzog Odilo an St. Peter.

³³ LOŠEK 1990, Anm. 29-31.

³⁴ JAHN 1991, 408-448.

Benediktbeuern³⁶ spielten für den Alpen transit eine bedeutende Rolle. Die Gründung von Scharnitz und spätere Verlegung nach Schlehdorf bedeutete zudem ein Verschieben des Freisinger Diözesangebietes an die Augsburgs Interessenssphäre - ein Grenzposten also.

Das im agilolfingischen Bayern weit verbreitete Modell solcher Zellen Gründungen sieht folgendermaßen aus³⁷: Eine lokale Adelsippe tradiert im Konsens mit dem oftmals ebenso schenkenden Herzog Land, welches als Gründungsausstattung dient. Der Bischof nimmt die Weihe vor und bekommt dann oftmals das Kloster auch übertragen. De facto hieß das aber nicht, dass das Bistum über die neu gegründete Zelle und ihren Besitz verfügen konnte. Das materielle Gut blieb häufig unter der Verfügungsgewalt der mächtigen Schenker. Es handelte sich um einen Prozess des Gebens und Nehmens wie er uns ähnlich aus den Untersuchungen Barbara ROSENWEINS zu Cluny bekannt ist³⁸. Wollte jemand diesen Kreislauf durchbrechen bzw. die Regeln ändern, so führte dies zu schweren Konflikten; so geschehen unter dem aus Irland stammenden Salzburger Bischof Virgil. Er geriet mit dem Gründer der *cella* von Otting im Jahr 749 in Konflikt, indem er auf dem Verfügungsrecht des Bischofs über das etablierte Kloster beharrte und künftige Zugriffe der Adelsfamilie auf ihr Eigenkloster unterbinden wollte. Laut Aussage der Breves Notitiae verweigerte er solange die verlangte und unbedingt notwendige Weihe des Gotteshauses wie die Einsetzung eines Abtes bis der Gründer namens Gunther die Zelle übergeben und die Gewalt über sie an den Salzburger Bischof übertragen hatte³⁹. In diesem Fall genauso wie im Fall der adeligen Gründung Au am Inn⁴⁰, wo Virgil ebenso agierte, wurden die bischöflichen Forderungen nicht erfüllt. Der Zugriff auf die Zellen blieb letztendlich weitgehend verwehrt, da die Eigenkirchenherren auf die Unterstützung des Herzogs rechnen konnten.

5. Die neue Situation nach 788 und ihre Konsequenzen

Eine grundlegende Änderung der Situation trat im Jahre 788 ein, dem Jahr der fränkischen Machtübernahme in Bayern. In diesem Jahr begann eine Neuordnung der Verhältnisse im Südosten. Die Karolinger traten die Rechtsnachfolge der Agilolfinger an. Mitunter verfolgten die neuen Herren allerdings andere Ziele als die alten. Die Stabilität des Herzogtums hatte sich auf die interne Stabilität der Sippen, mit denen der Herzog durch Politik und Verwandtschaft verbunden war, gegründet. Die Interessen der Kirche waren dadurch ebenfalls auf das Engste mit den Sippen und dem Herzog verknüpft, was zu Arrangements führte, die es zuließen, dass die Nachfahren von Klostergründern weiterhin geschenkten Besitz kontrollieren konnten.

Karolingische Herrschaft, wie sie seit 715 in die Realität umgesetzt wurde, funktionierte auf einer anderen Basis. Die Karolinger sahen sich selbst als ein Geschlecht, das aus Klöstern und Kirchen aufgestiegen war⁴¹. Das prägte auch ihren Umgang mit geistlichen Institutionen ganz generell. Sie verstanden sich als Teil der Kirche und als Verwalter von deren Vermögen. Ihre Politik ist als ‚real‘ und pragmatisch zu charakterisieren⁴². Zugriff auf kirchliches Gut, Eingriffe in Angelegenheiten der Kirche sowie ihre Instrumentalisierung waren gemäß dieser Auffassung legitim und Teil der politischen Realität.

Für die bayerische Kirche ergaben sich durch das Rechtsverständnis der neuen Machthaber neue Möglichkeiten. Wenn nämlich zuvor eine Landschenkung an eine Kirche für die Schenkersippe bedeutete, weiterhin Rechte über das Geschenkte ausüben zu können, so bedeutete es nun, wie Warren BROWN überzeugend dargelegt hat⁴³, dass die Kirche dort, wo es vonseiten Karls des Großen erwünscht und durchsetzbar war, tatsächliche Kontrolle darüber beanspruchen konnte. Indem sich lokal verwurzelte und respektierte Autoritätspersonen wie Erzbischof Arn von Salzburg in den Dienst der neuen Machthaber stellten, wurden die Legitimität der Herrschaft und auch die neuen Spielregeln schnell anerkannt⁴⁴.

³⁵ JAHN 1991, 358-370.

³⁶ Ebd. 449-460.

³⁷ Siehe beispielhaft Scharnitz/Schlehdorf: JAHN 1991, 408-448.

³⁸ ROSENWEIN 1989.

³⁹ LOŠEK 1990, NA (6,24) und BN (13,1-13,12); WOLFRAM 1995b, 204 f.; BROWN 2001, 51 und 84.

⁴⁰ LOŠEK 1990, NA (6,22) *cella*: um 755 gegründet, adelige Eigenkirche; von Herzog Tassilo III. an Salzburg übergeben; Besitz umstritten bis 790. Nach 788 versuchten die Schenker den Besitz zu entziehen; Karl der Große lässt noch vor 790 alles regeln; Salzburg erhält die Zelle zugesprochen.

⁴¹ ROSENWEIN 1999, 99.

⁴² Ebd. 100f.

⁴³ BROWN 2001, 68-123.

⁴⁴ SONNLECHNER (in Vorbereitung).

Konkret heißt das in Bayern, dass Kirchenmänner wie Arn von Salzburg, die bereits vor 788 mit fränkischen Rechts- und Herrschaftsvorstellungen aufgrund ihrer ‚internationalen‘ Tätigkeiten vertraut waren, die Situation nutzten, um im Sinne der ihnen anvertrauten Institutionen Schritte zu setzen. So wird Arn auch mit der Praxis des 784 gestorbenen Abtes Fulrad von Saint-Denis vertraut gewesen sein⁴⁵. Nicht nur, dass er bewusst an der Entwicklung von Rechtsbeständen der karolingischen Urkunde und deren Verankerung in der Rechtssprache ebendieser Urkunden mitwirkte, versuchte er auch die Herrschaft seines Klosters über Zellen Gründungen auszudehnen. Fulrad erwirkte 757 von Papst Stephan II. (752-757) eine Bulle, die ihn ermächtigte, auf all den klösterlichen Besitzungen Zellen zu gründen, welche dann unter päpstliche Jurisdiktion fielen. Die Ortsbischöfe wurden dabei ausgeschaltet⁴⁶. Als Mittel der institutionellen Landorganisation wurden Zellen favorisiert. Solche gründete er selbst östlich des Rheins⁴⁷. Sein Testament legt Zeugnis über die Wichtigkeit der Zellen in seinen Bestrebungen ab⁴⁸.

In Salzburg ist der Fall etwas anders gelagert. Doch auch hier wurden Zellen als adäquates Mittel erkannt. Der Salzburger Kirche gelang es mit Hilfe der neuen Machthaber die Zelle Au am Inn⁴⁹ und die Maximilianszelle sowie ein paar Jahre später auch Michaelbeuern, welches die Nachfolge des 791 eingegangenen Otting angetreten hatte, unter ihre Herrschaft zu bringen⁵⁰. Für Freising lässt sich Ähnliches bezüglich der Zelle Isen⁵¹ feststellen. Mit Schliersee⁵², Scharnitz-Schlehdorf⁵³ und eventuell auch Schäftlarn⁵⁴ dürfte es vergleichbar gelaufen sein⁵⁵. Sowohl die Salzburger Quellen, nämlich die Notitia Arnonis und die Breves Notitiae, als auch der Freisinger⁵⁶ und der Passauer Traditions Codex⁵⁷ stellen unter anderem Dokumente des Kampfes - und größtenteils Sieges - oder zumindest des heftig reklamierten Anspruchs über andere, meist kleinere Klöster und Zellen dar, die man sich einverleiben wollte⁵⁸.

Stark pro-agilolfingisch ausgerichtete Adelsgruppen konnten zum Schutz ihrer Eigenklöster nun nicht mehr den Herzog heranziehen. Geschickt agierende Bischöfe, Äbte und auch Adelige wie Arn kooperierten mit Karl dem Großen von Anfang an und konnten ihre Situation verbessern, zumal es für den Franken von großem Interesse sein musste, Partner für seine Ziele in Bayern zu gewinnen. Völlig ohne Schutz waren Herzogsklöster wie Herrenchiemsee, die allzu eindeutig positioniert waren. Chiemsee verlor noch 788 seine Stellung und wurde einem engen Vertrauten des Königs, nämlich dem Erzbischof von Metz übertragen⁵⁹. Nicht viel anders erging es Mondsee, das einige Jahre später erst an den Erzbischof von Köln, später an Regensburg fiel⁶⁰. Kremsmünster konnte sich in zähem Ringen behaupten und erhielt auch 791 seinen Besitz von Karl dem Großen bestätigt⁶¹.

Solche Umstrukturierungen, Umordnungen, Zentralisierungen hatten durchaus sehr konkrete Folgen für den Siedlungsraum. Mit der Entmachtung von Adelssippen und der Übertragung von Klöstern an landfremde kirchliche Institutionen ging ein lokaler Identifikationsort verloren. Ihre Rolle im Siedlungsraum - nämlich dort gestaltend mitzuwirken - schwand⁶².

Ganz anders sieht das bei den geschickt Agierenden, sich „richtig“ Positionierenden wie den Salzbergern aus. Die karolingische Taktik schien darauf hinauszulaufen, die direkt kontrollierbaren Einrichtungen unter die eigene Kontrolle zu bekommen und die prokarolingischen Großinstitutionen wie Bistümer insofern zu unterstützen, als sich diese kleinere Häuser aus dem früheren Einflussbereich des Herzogs und des bayerischen Adels einverleiben durften. Diese großen Institutionen versuchte man wiederum über neue Kontrollinstrumente wie Immunitätsverleihungen an sich zu binden⁶³. Immunitätsurkunden wie das Salzburger Stück von 798/816 müssen im Sinne der Forschungen Barbara ROSENWEINS nicht unbedingt als Zugeständnis, sondern als Neubewertung der Beziehungen eines Klosters zu den Karolingern gesehen

⁴⁵ Ein Austausch zwischen Salzburg und Saint-Denis ist erwiesen: BISCHOFF 1980, 56-62.

⁴⁶ ROSENWEIN 1999, 108 f.

⁴⁷ FLECKENSTEIN 1957.

⁴⁸ Letzte Edition bei: STOCLET 1993, 469-478.

⁴⁹ LOŠEK 1990, NA (6,22); WOLFRAM 1995b, 347.

⁵⁰ LOŠEK 1990, BN (13,13).

⁵¹ JAHN 1991, 214-216.

⁵² Ebd. 511 f.

⁵³ Ebd. 408-448.

⁵⁴ Ebd. 358-370.

⁵⁵ Es bedarf aber noch eingehenderer Studien, um hier definitive Aussagen treffen zu können. Hier kann lediglich darauf hingewiesen und ein Desiderat der Forschung aufgezeigt werden.

⁵⁶ BITTERAU 1905.

⁵⁷ HEUWIESER 1930: Das Passauer Traditionsbuch beginnt bezeichnenderweise mit dem Eintrag über die Zelle Kühbach-Rothalmünster (Cod.A fol. 1; Edition Nr. 33).

⁵⁸ Zur Interpretation dieser Quellen grundlegend: GEARY 1994, 79-114.

⁵⁹ MÜHLBACHER 1906, Nr. 162.

⁶⁰ Grundsätzlich: RATH, REITER 1989; speziell: SONNLECHNER (in Vorbereitung).

⁶¹ WOLFRAM 1995b, 356-379 - dort findet sich auch die Letztedition des Diploms.

⁶² SONNLECHNER (in Vorbereitung).

⁶³ Zur Immunitätsurkunde: ROSENWEIN 1999, 99-155; vgl. dazu auch SONNLECHNER 2004, 41 f.

werden. Karolingischen Immunitätsurkunden dienten mehr der Demonstration königlicher Macht und stellen Instrumente der Kontrolle dar. Insbesondere das von den Karolingern in das Formular aufgenommene Wort *tuitio/ditio* – Schutz ist im Sinne von Kontrolle zu verstehen.

Auch die erstrebte Durchsetzung karolingischer Produktionsstrukturen ließ sich leichter an einigen wenigen Netzknoten der Macht bewerkstelligen als an vielen kleinen, zu denen man schwer durchdringen konnte. Konsequenz dieser karolingischen Vorgangsweise war im Falle Salzburgs, dass man den bereits vor 788 über Landbesitz beherrschten Raum nun effizienter kontrollieren bzw. auf ihn zugreifen konnte. Dies geschah auf der geistlichen und der wirtschaftlichen Ebene. Mit der Kontrolle der bischöflichen Niederkirchen und der selbst gegründeten oder sich einverleibten Zellen waren für die Salzburger Kirche die notwendigen Stützpunkte auf der mittleren und unteren Ebene vorhanden. Räume wurden auf diese Weise kirchlich erschlossen. Sie wurden mit der entsprechenden Infrastruktur ausgestattet. Landschaften wurden mit institutioneller Herrschaftslogik überzogen - oder überhaupt erst gestaltet - und damit anthropogen überformt.

6. Konsequenzen für Landorganisation und Produktionssystem

Die Entwicklungen nach 788 bewirkten im Siedlungsraum neben institutionellen (Um-)Gliederungen auch noch Anderes. Stellt man die Salzburger Quellen in einen größeren kontinentalen, karolingischen Kontext und wirft die Frage nach der Organisation von Land und nach der Verbreitung von Typen agrarischer Produktion und somit der Etablierung von Agrarökosystemen auf, dann wird man erkennen, dass besonders die *Notitia Arnonis* ein Gliederungsmerkmal aufweist, das aus fränkischen Quellen bekannt ist und in der Folge geradezu reichsweit propagiert werden sollte. Der beschriebene Besitz an den jeweiligen Orten ist durchgängig in Mansen angeführt. Mansen stellen die standardisierte Landnutzungseinheit in diversen Kapitularien dar⁶⁴. Der *mansus* als abhängige Bewirtschaftungs- und Produktionseinheit ist neben dem herrschaftlichen Hof samt direkt bewirtschafteten Kulturflächen die Grundlage des bipartiten Grundherrschaftssystems, das als Organisationsform im Pariser Becken entstanden war und von den Karolingern als Modell exportiert wurde. Die Dreifelderwirtschaft ist Folge dieses Produktionstyps, der auf gemischter Landwirtschaft aufbaut. Feuchtes Klima, die dafür geeigneten Getreidesorten wie vor allem Hafer und Roggen, aber auch z.B. Spelt - nicht aber Weizen, auf dem die römische Landwirtschaft in wesentlichen Zügen basierte - kombiniert mit schweren "germanischen" Pflügen bildeten die Voraussetzungen für das Entstehen dieses Typs. In den fränkischen Kernlanden erprobt, später in den Polyptychen von Saint-Germain-des-Prés⁶⁵, Saint-Bertin⁶⁶ oder Saint-Remi⁶⁷ verzeichnet, bildete dieser Produktionstyp die agrarische Basis für ein reformiertes und expandierendes Reich. Gleichzeitig entsprach die Mansengliederung den fränkischen Gesellschaftsvorstellungen, die idealiter eine Unterteilung in *liberi* und *servi* vorsah, und lieferte den Karolingern eine normierte Grundlage zur Bemessung von zu leistendem Kriegsdienst. Die Implementierung dieses erfolgreichen Konzepts der Landorganisation und Landnutzung wurde speziell von Karl dem Großen als notwendiger Schritt zur Vereinheitlichung gesehen, als Möglichkeit, sich einen Überblick zu verschaffen, zu ordnen – auch den Siedlungsraum⁶⁸. Die *Notitia Arnonis* entspricht genau diesen Erfordernissen. Sie ist ein über Mansen gegliedertes Dokument, das Arn in Abstimmung mit Karl dem Großen niederschrieb. Arn wählte also die Darstellung über Mansen. Das war kein Zufall⁶⁹. Arn, bereits Abt von Saint-Amand in Franken als er zum Bischof von Salzburg ernannt wurde⁷⁰, war mit diesem Organisationsprinzip, das auch in Bayern nicht völlig unbekannt war, vertraut und kam wohl mit dieser Aufstellung seinem neuen Herren im eigenen Interesse entgegen. Dieser Schritt dürfte sich für die kommenden Jahre und die Neuregelung des Verhältnisses der Salzburger Kirche zu Karl günstig ausgewirkt haben.

⁶⁴ BORETIUS 1883.

⁶⁵ HÄGERMANN 1993.

⁶⁶ GANSHOF 1975.

⁶⁷ DEVROEY 1984.

⁶⁸ Siehe dazu ausführlicher: SONNLECHNER 2004. – Auf der Basis von vor allem westfränkischen Quellen (siehe die gut fassliche Darstellung: DEVROEY 2004, insbesondere Kapitel 3, 79-145) stellt DEVROEY fest, dass sich im Frühmittelalter Roggen und Hafer als robustere, aber sozial weniger angesehene Getreidesorten durchgesetzt haben. Diese Erkenntnis findet sich auch im Schlüsselkapitel der Beschreibung des sogenannten europäischen "Sonderwegs" bei MITTERAUER (2003, 17-69). – Zum "Ordnen" unter den Karolingern siehe: VERHEIN 1954/1955, insbesondere 389-392 und WOLFRAM 1995b, 198 f.

⁶⁹ Siehe dazu ausführlich: SONNLECHNER (in Vorbereitung).

⁷⁰ WOLFRAM 1998.

7. Schlussbetrachtung

Die "Kirche" im weitesten Sinn musste ihre Rolle im bayerischen Herrschaftsgefüge ab dem 7. Jahrhundert finden. Einen Einschnitt stellte die Diözesangliederung von 739 dar. Ab diesem Zeitpunkt versuchten die Bischöfe gemeinsam mit dem Herzog und Adelsgruppen ihren Einflussbereich noch stärker gegenüber Nachbarn abzugrenzen. Die räumliche und raumstrategische Komponente tritt aus den Quellen recht deutlich entgegen. Seit der Gründung der kirchlichen Institutionen erhielten dieselben auch Güter, die sie sehr real im Siedlungsraum präsent sein ließen. Vermittels Niederkirchen und Zellen sollte der Raum geistlich und weltlich durchdrungen werden – eine administrative Basis geschaffen werden.

Oftmals erst mit dem Übergang Bayerns an die Karolinger konnten vormalige Ansprüche der Kirche auf Land auch realisiert werden. Direktes Verfügen über vormalige Eigenklöster Adelliger vermehrte den Einfluss geistlicher Institutionen auf den Siedlungsraum. Karl der Große arrangierte sich mit großen geistlichen Grundbesitzern Bayerns - und vice versa -, um diese für die eigenen Ziele zu instrumentalisieren. Das Beispiel Salzburg zeigt sehr gut, welche siedlungspolitischen Maßnahmen gewollt waren. Es sollte einheitlich organisiert und gewirtschaftet werden nach einem Modell, welches im kernfränkischen Raum als erfolgreich anerkannt war – dem bipartiten. Dieses zweigeteilte, auf Getreidebau basierende Bewirtschaftungsmodell ermöglichte in seiner Einheitlichkeit und durch die Abhängigkeiten der Betroffenen Kalkulierbarkeit und Kontrolle, wichtig für die Ernährung einer großen Zahl von nicht in der Landwirtschaft tätigen, für das Führen von Kriegen, aber auch das Umsetzen der karolingischen Renovatio. Kirchliche Infrastruktur - seien das Klöster, Zellen, Niederkirchen, Dörfer etc. - half in besonderem Maß bei der Implementierung dieses Konzeptes. Klöster und Bistümer fungierten als Knotenpunkte auch für landstrukturierendes Know-How.

Kontrolle ist das karolingische Schlüsselvokabel, das uns auch schon in der eingangs zitierten Urkunde von 816 untergekommen ist: Siedlungsverhältnisse sollten einheitlich gestaltet werden. In ganz Europa fanden sich im 8. Jahrhundert allerdings höchst unterschiedliche Kultivierungs- und Administrationsformen. Anscheinend war das karolingische Wollen aber nicht nur ein Versuch - ein Konzept - auf Pergament, wofür es Anhaltspunkte gibt. Jedenfalls brachte die Fixierung eines Standards mit sich, dass in Neubruchgemarkungen selbiger hinkünftig Anwendung fand. Und gerade in solchen neu zu erschließenden Siedlungsräumen war die Salzburger Kirche massiv präsent, was die berühmte *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* aus dem ausgehenden 9. Jahrhundert zur Genüge belegt.

Somit konnte nun ein Bild skizziert werden, welches den frühmittelalterlichen Salzburger Stützpunkten neben den seelsorgerischen Funktionen auch eine sehr starke Rolle als Mitgestalter und Umsetzer von Landorganisations- und agrarischen Produktionskonzepten, und damit Ausgestalter von Agrarökosystemen, zukommen lässt. Aus den Schriftquellen der Zeit lässt sich wegen ihrer geringen Aussagedichte nicht mehr über Etablierung und Funktionen herauslesen. Darum muss am Schluss als Desiderat formuliert werden, auf der Basis dieser Erkenntnisse in einen Dialog, insbesondere mit den Archäowissenschaften einzutreten. Nur indem man die disziplinären Puzzlesteinchen in einem interdisziplinären Prozess zusammenfügt, wird ein gesichertere Aussage und ein abgerundeteres Bild zu gewinnen sein.

Quellen

BITTERAUFG 1905:

Theodor BITTERAUFG (Hrsg.), *Die Traditionen des Hochstifts Freising I. Bd. (744-926). Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte NF Bd. 4*, München 1905.

BÖHMER, MÜHLBACHER 1966:

J.F. BÖHMER, Engelbert MÜHLBACHER (Neubearb.), *Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 751-918. Regesta Imperii I*, Nachdruck der 2. Auflage: Hildesheim 1966.

BORETIGS 1883:

Alfred BORETIGS (Hrsg.), *Capitularia regum Francorum. MGH Legum sectio II, tomus I*, Hannover 1883.

DEVROEY 1984:

Jean-Pierre DEVROEY (Hrsg.), *Le polyptyque et les listes de cens de l'abbaye de Saint-Remi de Reims IX^e - XI^e siècles*. Reims 1984.

GANSHOF 1975:

François-Louis GANSHOF (Hrsg.), *Le polyptyque de l'abbaye de Saint-Bertin (844-859)*. Paris 1975.

HÄGERMANN 1993:

Dieter HÄGERMANN (Hrsg.), *Das Polyptichon von Saint-Germain-des-Prés*. Studienausgabe, Köln-Weimar-Wien 1993.

HAUTHALER, MARTIN 1916:

Willibald HAUTHALER, Franz MARTIN (Hrsg.), *Salzburger Urkundenbuch. II. Band: Urkunden von 790-1199*. Salzburg 1916.

- HEUWIESER 1930:
Max HEUWIESER (Hrsg.), *Die Traditionen des Hochstifts Passau. Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte NF Bd. 6*, München 1930.
- LOŠEK 1990:
Fritz LOŠEK, *Notitia Armonis und Breves Notitiae. Die Salzburger Güterverzeichnisse aus der Zeit um 800: Sprachlich-historische Einleitung, Text und Übersetzung. Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 130*, 1990, 5-192.
- LOŠEK 1997:
Fritz LOŠEK (Hrsg.), *Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und der Brief des Erzbischofs Theotmar von Salzburg. MGH Studien und Texte Bd. 15*, Hannover 1997.
- MÜHLBACHER 1906:
Engelbert MÜHLBACHER (Bearb.), *Die Urkunden der Karolinger. 1. Band: Die Urkunden Pippins, Karlmanns und Karls des Großen. MGH Diplomatum Karolinorum 1*, Hannover 1906.
- RATH, REITER 1989:
Gebhard RATH, Erich REITER (Hrsg.), *Das älteste Traditionsbuch des Klosters Mondsee. Forschungen zur Geschichte Oberösterreichs 16*, Linz 1989.
- TREMP 1995; RAU 1993:
Ernst TREMP (Hrsg.), *Thegan, Gesta Hludowici imperatoris. MGH Script. Rer. Germ. 64*, Hannover 1995, 174-259: – der: Reinhold RAU, *Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 5. Nachdruck: Darmstadt 1993*, 216-253.

Literaturverzeichnis

- BISCHOFF 1980:
Bernhard BISCHOFF, *Die südostdeutschen Schreibschulen und Bibliotheken in der Karolingerzeit. Teil II: Die vorwiegend österreichischen Diözesen. Wiesbaden 1980*.
- BROWN 2001:
Warren BROWN, *Unjust Seizure. Conflict, Interest, and Authority in an Early Medieval Society. Conjunctions of Religion and Power in the Medieval Past. Ithaca-London 2001*.
- DEVROEY 2004:
Jean-Pierre DEVROEY, *Économie rurale et société dans l'Europe franque (VIe-IXe siècles). Tome 1: Fondements matériels, échanges et lien social. Paris 2004*.
- DICKAU 1988:
Otto DICKAU, *Studien zur Kanzlei und zum Urkundenwesen Kaiser Ludwigs des Frommen. Ein Beitrag zur Geschichte der karolingischen Königsurkunde im 9. Jahrhundert. Teil 1. Archiv für Diplomatik 34, (Köln) 1988, 3-156*.
- DIESENBERGER 2004:
Maximilian DIESENBERGER, *Sammeln und Gestalten – Erinnern und Vergessen. Erzbischof Arn von Salzburg und die Ursprünge des Salzburger Episkopats. In: Walter POHL (Hrsg.), Die Suche nach den Ursprüngen. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 7, (Wien) 2004, 171-189*.
- DIESENBERGER (in Vorbereitung):
Maximilian DIESENBERGER, *Dissidente Stimmen zum Sturz Tassilos III. In: Richard CORRADINI, Rob MEENS, Christina PÖSSEL, Philip SHAW (Hrsg.), Text and Identities. Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 12, Wien, in Vorbereitung*.
- DOPSCH 1981:
Heinz DOPSCH, *Die Zeit der Karolinger und Ottonen. In: Heinz DOPSCH, Hans SPATZENEGGER (Hrsg.), Geschichte Salzburgs - Stadt und Land. Bd. I/1, Salzburg 1981, 157-228*.
- FLECKENSTEIN 1957:
Josef FLECKENSTEIN, *Fulrad von Saint-Denis und der fränkische Ausgriff in den süddeutschen Raum. In: Gerd TELLENBACH (Hrsg.), Studien und Vorarbeiten zur Geschichte des großfränkischen und frühdeutschen Adels. Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte IV, (Freiburg im Breisgau) 1957, 9-39*.
- GEARY 1994:
Patrick J. GEARY, *Phantoms of Remembrance. Memory and Oblivion at the End of the First Millennium. Princeton 1994*.
- GODELIER 1984:
Maurice GODELIER, *L'idéal et le matériel: pensée, économie, sociétés. Paris 1984*.
- JAHN 1991:
Joachim JAHN, *Ducatus Baiuvariorum. Das bairische Herzogtum der Agilolfinger. Monographien zur Geschichte des Mittelalters 35, Stuttgart 1991*.
- MERTA 2004:
Brigitte MERTA, *Salzburg und die Karolinger im Spiegel der Königsurkunden. In: Meta NIEDERKORN-BRUCK, Anton SCHARER (Hrsg.), Erzbischof Arn von Salzburg. Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 40, (Wien-München) 2004, 56-67*.
- MITTERAUER 2003:
Michael MITTERAUER, *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs. München, 2003*.
- ROSENWEIN 1989:
Barbara H. ROSENWEIN, *To Be the Neighbor of Saint Peter. The Social Meaning of Cluny's Property, 909-1049. Ithaca 1989*.
- ROSENWEIN 1999:
Barbara ROSENWEIN, *Negotiating Space. Power, Restraint, and Privileges of Immunity in Early Medieval Europe. Ithaca 1999*.
- SANTIFALLER 1951:
Leo SANTIFALLER, *Die älteste Originalurkunde des Österreichischen Staatsarchivs. Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 4, (Wien) 1951, 9-53*.
- SONNLECHNER 2000:
Christoph SONNLECHNER, *Landschaft und Tradition. Aspekte einer Umweltgeschichte des Mittelalters. In: Christoph EGGER, Herwig WEIGL (Hrsg.), Text - Schrift - Codex. Quellenkundliche Arbeiten aus dem Institut für Österreichische Geschichtsforschung = Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Erg.-Bd. 35, Wien-München 2000, 123-223*.
- SONNLECHNER 2004:
Christoph SONNLECHNER, *The Establishment of New Units of Production in Carolingian Times: Making Early Medieval Sources Relevant for Environmental History. In: Viator. Medieval and Renaissance Studies 35, (Los Angeles) 2004, 21-48..*

SONNLECHNER in Vorbereitung:

Christoph SONNLECHNER, Die Etablierung Salzburgs als Netzknoten: Karolingische Kirchenstruktur, Raumstrategien und Organisation der Landnutzung um 800. In: Caspar EHLERS (Hrsg.), Orte der Herrschaft. Beiträge des internationalen Kolloquiums am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen von 3.-5. Juni 2004. Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Göttingen, in Vorbereitung.

STENGEL 1910:

Edmund E. STENGEL, Diplomatie der deutschen Immunitäts-Privilegien vom 9. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. Die Immunität in Deutschland bis zum Ende des 11. Jahrhunderts. Forschungen zur Diplomatie und Verfassungsgeschichte. I. Teil, Innsbruck 1910.

STOCLET 1993:

Alain STOCLET, Autour de Fulrad de Saint-Denis (v. 710-784). École pratique des hautes études. Sciences historiques et philologiques V = Hautes études médiévales et modernes 72, Genève 1993.

VERHEIN 1954/1955:

Klaus VERHEIN, Studien zu den Quellen zum Reichsgut der Karolingerzeit II. Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 11, (Köln) 1954/1955, 333-392.

WANDERWITZ 1983:

Heinrich WANDERWITZ, Quellenkritische Studien zu den bayerischen Besitzlisten des 8. Jahrhunderts. Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 39, (Köln) 1983, 27-84.

WOLFRAM 1981:

Herwig WOLFRAM, Die Zeit der Agilolfinger. Rupert und Virgil. In: Heinz DOPSCH, Hans SPATZENEGGER (Hrsg.), Geschichte Salzburgs - Stadt und Land. Bd. I/1, Salzburg 1981, 121-156.

WOLFRAM 1995a:

Herwig WOLFRAM, Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung. In: Herwig WOLFRAM (Hrsg.), Österreichische Geschichte 378-907. Wien 1995, 71-180.

WOLFRAM 1995b

Herwig WOLFRAM, Salzburg, Bayern, Österreich. Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und die Quellen ihrer Zeit. Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Erg.-Bd. 31, Wien-München 1995.

WOLFRAM 1998:

Herwig WOLFRAM, Arn von Salzburg (785/98-821). Salzburgs erster Erzbischof. In: Peter F. KRAMML, Alfred Stefan WEIB (Hrsg.), Lebensbilder Salzburger Erzbischöfe aus zwölf Jahrhunderten. 1200 Jahre Erzbistum Salzburg. Salzburg Archiv, Schriften des Vereines Freunde der Salzburger Geschichte Bd. 24, Salzburg 1998, 9-22.

Mag. Dr. Christoph Sonnlechner, MAS
 Wiener Stadt- und Landesarchiv - MA 8
 Gasometer D, Guglgasse 14
 A-1110 Wien
 Postanschrift:
 Rathaus
 A-1082 Wien
 christoph.sonnlechner@archiv.wien.gv.at
 www.archiv.wien.at

**FRÜHMITTELALTERLICHE BESTATTUNGEN AUS DEN NOTGRABUNGEN 2003-2004 IM
KARDINAL SCHWARZENBERG - HAUS, DER SOG. „DOMGARAGE“, SALZBURG**

von

Raimund KASTLER, Barbara TOBER, Salzburg

Einleitung

Die Frühgeschichte Salzburgs, jene Periode zwischen dem Zusammenbruch der römischen Verwaltungsstrukturen Iuvavums und dem Neubeginn als religiöses und weltliches Zentrum im Bistum Salzburg stellt eine der wissenschaftlich herausfordernden Perioden der Salzburger Landes- und Stadtgeschichte dar. Die von W.K. KOVACSOVICS¹ vorgenommene Zusammenstellung und Wertung der literarischen und archäologischen Zeugnisse für die Frühgeschichte der Stadt belegt deutlich, dass mangels ausreichender archäologischer Belege primär auf die Schriftquellen zurückgegriffen werden muss.

Jede zusätzliche Erweiterung des archäologischen Denkmälerbestandes zu diesem Zeitraum ist demnach umso willkommener, wobei zumeist mehr neue Fragen denn Antworten aufgeworfen werden.

1. Fundgeschichte

Der Neubau des Diözesanarchivs im Gebäude Kapitelplatz 3-5, sog. Kardinal Schwarzenberg - Haus (Projektname "Domgarage"), veranlasste im gesamten Bereich der vorgesehenen Unterkellerung archäologische Untersuchungen auf 800 m² Grundfläche².

Das Areal befindet sich am Nordfuß des Festungsberges inmitten der Salzburger Altstadt, angrenzend an das Areal des Klosters St. Peter, den Dombezirk und das Kaiviertel.

Die Möglichkeit in diesem Bereich großflächige archäologische Untersuchungen vorzunehmen, besaß nicht allein wegen der zu erwartenden Reste der römischen und mittelalterlichen Bebauung höchste Wichtigkeit. Die hohe archäologisch-historische Erwartungshaltung an den Grabungsplatz ergab sich vielmehr aus seiner unmittelbaren Nähe zu einem der bislang wichtigsten frühmittelalterlichen Befunde der Stadt.

1.1 Altgrabungen im Bereich Kapitelplatz

Bereits 1958 waren vom damaligen Landesarchäologen M. HELL anlässlich von Umbauarbeiten im Gebäude Kapitelplatz 6 (Diözesanhaus) 17 Bestattungen eines wohl ausgedehnten Gräberfeldes angeschnitten worden³.

Die von Deckschichten der Neuzeit und des Mittelalters überlagerten Grabschächte waren einheitlich bis in fast 2,5 m Tiefe eingegraben und durchschlugen ein 0,5 m mächtiges Schichtenpaket mit Material der römischen Kaiserzeit. Darunter folgte fundneutraler Flusssand. Die Toten waren West-Ost orientiert, in gestreckter Rückenlage, in parallelen Reihen beigesetzt. Die Gräber werden größtenteils von losen Steinsetzungen eingefasst, wobei dies nach M. HELL weniger als Teil lokalen Brauchtums erklärt wird,

¹ KOVACSOVICS 2001, 91-102.

² Die Ausgrabungen werden von der Landesarchäologie Salzburg und dem Salzburger Museum Carolino Augusteum (= SMCA) durchgeführt. Die Finanzierung übernimmt dankenswerterweise die Erzdiözese Salzburg. Die Grabungsleitung vor Ort obliegt B. TOBER. – Vgl. KASTLER, TOBER 2003, 728-729; 2004A; TOBER 2004. – An dieser Stelle sei den Mitarbeitern und Kollegen J. ALZNER, R. BÄUMEL, I. BENESCH, W. BROMBERGER, J. FISCHER, S. GRILL, S. GUDERNA, I. HABERPOINTNER, U. HAMPPEL, G. KASTNER, L. KALAS, M. KOHL, M. KOLLER, E. KREISEDER, D. LEINER, TH. LEHNER, F. U. M. LIENBACHER, B. NIEDERMAYR, S. PERFELLER, G. PIRAS, A. PLÖTZL, G. SCHMIDHUBER, M. SCHWEMBACHER, CHR. SONNEK für ihren persönlichen Einsatz und wichtigen Beitrag zum Gelingen dieses Projektes gedankt. Jederzeit stand uns B. REITERER als Restaurator zur Seite. Für Hinweise und Diskussionsbereitschaft sei W. KOVACSOVICS, F. MOOSLEITNER und E. FELDINGER gedankt.

³ HELL 1959, 139-151.

denn als technische Notwendigkeit im Sinne einer Grabschachtsicherung im sandigen Boden. Gelegentlich werden sog. Kissensteine (Grab 14) unter dem Haupt des Toten positioniert⁴.

Überschneidungen von Bestattungen wiesen auf eine längere Belegungsdauer des Gräberfeldes hin. Bemerkenswert ist die Gliederung des Gräberfeldes in Grabgruppen, die im Zuge der Belegung bewusst erfolgt sein dürfte.

Kennzeichnend für die Gräber ist ihre beinahe vollständige Beigabenlosigkeit. In einem Grab wurden drei rote Tonknöllchen im Mund des Skeletts beobachtet, die als spätes Fortleben eines Totenobulus gedeutet wurden⁵. Während sich ein unter Bestattung 3 gefundenes Keramikfragment wohl als römerzeitlich identifizieren lässt, wurde bei Grab 6 das Bruchstück eines silbernen Ohrhings gefunden⁶.

Anhand dieses fragmentierten Korbchenohrings datierte M. HELL das Gräberfeld in das späte 7. Jahrhundert/Anfang des 8. Jahrhunderts n. Chr. Damit wurde dieses Gräberfeld der agilolfingerzeitlichen Siedlung auf dem Festungsberg (castrum superius) zugeordnet und ließ sich chronologisch grob mit der Wirkungszeit der Hll. Rupert und Virgil in Salzburg parallelisieren.

1992 konnte W. K. KOVACSOVICS (SMCA) bei Rettungsgrabungen vor dem Haus Kapitelplatz 2 anhand eines beigabenlosen Körpergrabes im Anschnitt einer Kanalkünette, die Ausdehnung dieses wichtigsten frühmittelalterlichen Gräberfeldes der Salzburger Altstadt bis zum Anfang der Kapitelgasse bestätigen⁷.

Entsprechend dieser Ausgangslage war von einer Erstreckung der Gräberbefunde bis in die an die Bierjodlgasse angrenzenden Hofareale des Gebäudes Kapitelplatz 3-5 auszugehen.

1.2 Grabung „Domgarage“

Im Verlauf der von Mai 2003 bis Ende April 2004 laufenden Ausgrabungen konnten wesentliche neue Erkenntnisse gewonnen werden⁸.

Über den Resten einer hier erstmals dokumentierten Terrassenverbauung des Festungsbergabhanges in römischer Zeit wurden bis zu 1 m starke Sandschichten beobachtet. In diese bzw. in die Ruinen der römischen Bebauung waren die streng Ost-West ausgerichteten frühmittelalterlichen Grablagen eingetieft. Durch die Neugrabungen wurden insgesamt 153 Körperbestattungen aufgedeckt (Abb. 1).

Die Toten waren in diesen Grablagen relativ einheitlich in West-Ost Richtung in gestreckter Rückenlage beigesetzt. Die Grabgruben waren mit Konglomerat-, Kalk- und Schottersteinen unterschiedlich sorgfältig ausgelegt. Die Lage der Knochen ließ in zahlreichen Fällen eine sehr enge Schnürung der Körper in Leichentücher erkennen. Holzreste deuteten auf die Verwendung von Leichenbrettern oder Holzsärgen ohne Metallverbindungen hin. Der Kopf lag manchmal auf einem sog. „Kissenstein“. Überschneidungen und Mehrfachbestattungen zeugten von einer dichten Belegung des Friedhofsareals und einer Abfolge der Bestattungen über einen längeren Zeitraum.

Eine absichtliche Anordnung der Bestattungen in abgegrenzten Gruppen zeichnete sich einerseits durch eine sehr enge Belegung der Fläche, andererseits durch bis zu etwa 1,5 m weite Abstände zwischen den Grabgruben und der Anordnung in leicht versetzten „Reihen“ ab.

Der Friedhof war im Süden durch eine Mauer begrenzt, in deren Fundament ein römischer Marmorörser und ein qualitativ hochstehendes römisches figürliches Marmorrelieffragment Verwendung fanden.

Die Gräber lagen am Abhang des Festungsberges und spiegeln gut den Höhenunterschied der bereits aufgegebenen römischen Siedlungsterrassen wieder, mit denen das Wohngebiet der römischen Stadt sich auch zum Festungsberg hin ausdehnte. Von Süden nach Norden bestand daher ein Geländesprung von etwa 2,20 m. Die römischen Baureste überlagerte stellenweise eine etwa 1 m starke Sandschicht, in die die Grabgruben eingetieft waren. Ein genau über einer ehemaligen römischen Nebenstraße liegender Streifen blieb von Gräbern ausgespart, was auf die Existenz eines Weges hindeutet, der den Friedhof in Ost-West-Richtung parallel zum Hang quert.

⁴ HELL 1959, 145.

⁵ In Grab 15: vgl. HELL 1959, 145, Abb. 3/2-4.

⁶ HELL 1959 142, 145, Abb. 3/5 - Gefäßrand, Abb. 3/1 - Ohrhringfragment. – Zum Gefäß vgl.: KALTENBERGER 1998, 325, Taf. 6/37.

⁷ KOVACSOVICS 1992b.

⁸ Zur detaillierten Beschreibung der Befunde vgl.: KASTLER, TOBER 2003, 728-729; 2004a; TOBER 2004.



Abb. 1: Salzburg, „Domgarage“. Bestattungen im Westteil der Ausgrabung. (Photo: B. TOBER, SMCA).

Wie die Gräberbefunde anhand von Überschneidungen, der relativen Gräberabfolge und der zur Seite geräumten älteren Bestattungen gezeigt hat, ist mit einer länger andauernden Belegung des Gräberfeldes zu rechnen.

Dementsprechend kann auch der fragmentierte Silberohrring (Körbchenohrring: Form 1/Typ Allach) des 7/8. Jahrhunderts aus dem von M. HELL ergrabenen Bereich, lediglich als erster Hinweis auf den zeitlichen Rahmen des Friedhofes gedeutet werden⁹. Aufgrund seiner nur sehr fragmentarischen Erhaltung lässt sich der Ohrring innerhalb des Typs kaum näher typologisch einordnen und kann daher nur allgemein der Laufzeit dieser Form zugewiesen werden. Da er von den Neufunden entfernt bei einer tieferliegenden Gruppe gefunden wurde, kann er auch nur als Datierung für seine unmittelbare Umgebung herangezogen werden.

2. Chronologische und ethnische Aspekte

Für die chronologische Einordnung der neu gefundenen Bereiche des Gräberfeldes sind mehrere Möglichkeiten vorhanden, deren Aussagepräzision jedoch zu wünschen übrig lässt.

- Stratigraphisch - relativchronologische Einordnung: Anhand des Schichtenaufbaus ist deutlich zu erkennen, dass die Grabgruben in den Verfallshorizont der römischen Bauschichten eingetieft sind. Die Verfüllung der Gräber wird durch von Mörtelspuren gekennzeichneten Steinraubschichten überlagert, die hochmittelalterliches Fundmaterial enthalten.
- Chronologische Einordnung anhand der Form der Grabanlage: Anhand der Anlage und Ausrichtung handelt es sich eindeutig um einen frühmittelalterlichen Gräberfeldbefund.
- Naturwissenschaftliche Datierungsmethoden: Eine C14 Datierung mehrerer Referenzproben der Körpergräber ist noch ausständig. Bedingt durch den großen Unschärfegrad dieser Methode für das Frühe Mittelalter (Schwankungsbreite ± 50 -150 Jahre), sind hier lediglich grobe Rahmendaten zu erwarten.
- Chronologische Analyse: Anhand historisch - antiquarischer Überlegungen und Analyse von Fundgegenständen.

⁹ RIEMER 2000, 48 ff.; HELL 1959, 143 u. Abb. 3/7.

2.1 Identifikation von Bajuwaren und Romanen anhand der Trachtbestandteile

Nach der Mitte des 6. Jahrhunderts wird die bajuwarische Aufsiedlung im Umfeld Salzburgs archäologisch fassbar¹⁰. Die zuziehenden Bajuwaren fanden eine zahlenmäßig starke romanische Restbevölkerung vor, die zumeist anhand der Ortsnamen erschlossen wird. Dementsprechend wird für Salzburg ein germanisch-bajuwarisch aufgesiedeltes Gebiet im Alpenvorland (mit Ausnahme der Walchenorte) den romanisch dominierten Regionen in der Stadt und südlich davon gegenüber gestellt. Die Identifikation von Romanen im archäologischen Fundgut erscheint nach wie vor schwierig. Zumeist werden beigabenlose bzw. nur mit einfachen Trachtbestandteilen, Kammebeigaben, Klappmessern etc. ausgestattete Gräber zwischen dem 5.-7./8. Jahrhundert den Romanen zugewiesen¹¹.

Rein romanisches Fundgut wie etwa bestimmte Nadelformen (Kreuz-, Pfauen- und Hahnfibeln) sowie die Positionierung von Schmuck rein im Brustbereich bei Frauen, wie sie E. RIEMER für die Romanen in Italien als charakteristisch definiert hat, sind im Salzburger Raum weitaus seltener vertreten¹².

Archäologisch gelang der Nachweis romanischer Bevölkerungssubstrate durch die Gräberfelder von Morzg, Hallwang, Obertrum und Adnet, besonders aber durch jenes von Grödig¹³. Beeinflussungen im Trachtinventar zwischen Baiern und Romanen lassen sich vor allem bei den Bestattungen von Anif und Lieferung beobachten¹⁴.

Bis auf zwei Gräber waren sämtliche der neu aufgefundenen Bestattungen in der „Domgarage“ zum Zeitpunkt der Ausgrabung beigabenlos. Eine mögliche Beraubung ließ sich anhand von Störungen im Brustbereich der Skelette bei nur etwa 16% der Beisetzungen beobachten.

Gegen Ende des 7. Jahrhunderts ist die Beigabenzahl allgemein im Abnehmen¹⁵. Signifikant ist dies besonders für die in bajuwarischen Gräbern charakteristischen Waffenbeigaben. Dieser Prozess lässt sich im Raum Salzburg an den bajuwarischen Gräberfeldern von Oberndorf, Seeham und Bergheim sowie von Anif, aber auch in Lieferung nachvollziehen¹⁶.

2.2 Diesbezügliche Einordnung der Befunde von der Grabung „Domgarage“

Anhand der geringen Zahl der Beigaben lässt sich das Gräberfeld von der „Domgarage“ eher mit den romanischen Gräberfeldern von Obertrum und Grödig, möglicherweise auch mit Adnet, Morzg und Hallwang vergleichen, wobei letztere Fundstelle anhand des reichen Schmucks sicher jünger anzusetzen ist¹⁷. Die bajuwarischen Gräber scheinen auch im späten 7. bis frühen 8. Jahrhundert noch reicher ausgestattet zu sein. In dieser Hinsicht ist z.B. das Grab von Mülln bzw. die vollständig erhaltene Grabausstattung einer Bajuwarin des späten 7. Jahrhunderts aus Aich (Ldkr. Landshut, Bayern) zu nennen¹⁸. Auch späte Männergräber wie die Bestattungen von Schwabmühlhausen (Ldkr. Augsburg) oder von Ergolding (Ldkr. Landshut, Bayern) bzw. Funde in Oberösterreich (Schwanenstadt) weisen noch reichere Ausstattungen und Waffenbeigaben auf¹⁹.

Demgegenüber ist das Fehlen von Beigaben in Männergräbern beim Befund der „Domgarage“ als besonderes Element zu vermerken.

Dehnt man die Vergleichsreihe über den durch den silbernen Körbchenohrring markierten Zeitraum des 7./8. Jahrhunderts hinaus aus, so lassen sich durchaus parallele Erscheinungen in der Kargheit von Beigaben beobachten.

¹⁰ Zu den ältesten Fundhorizonten werden die Gräberfelder von Siezenheim, Untereching, Fridolfing oder Teile von Waging gezählt: vgl. MOOSLEITNER 1981, 105 ff., bes. 107; KNÖCHLEIN 1996, bes. 116 ff.

¹¹ BIERBRAUER 2003, 211. – So stellt BIERBRAUER (2003, 213) für die Romanen im mittleren und östlichen Alpenraum bei den Grabbeigaben die Dominanz der Beisetzung mit Schmuck - Armreife, Fingerringe, Ohrringe -, sowie die Einzelbeigabe von Kamm und Messer fest.

¹² RIEMER 2000, 38 ff.

¹³ MOOSLEITNER 1981, 105 ff., bes. 107; FELDINGER 1985-1986.

¹⁴ MOOSLEITNER 1981, 116, 118; 1980; 1997, 35; 1996, 130-136, bes. Abb. 102-104.

¹⁵ TOVORNIK 2002, 49-51; PERTLWIESER 1980, 43-80.

¹⁶ Vgl. MOOSLEITNER 1981, 116, 118-119 mit entsprechendem Literaturverweis.

¹⁷ Ebenda vgl. Anm. 16; Grödig – FELDINGER 1985/86; Adnet – REITERER 1988; Hallwang – FELDINGER 2003; Morzg – TOBER 2004.

¹⁸ Mülln – MOOSLEITNER 1981, 119; Aich – ENGELHARD, WEIGL 2000, 105-107, bes. Abb. 106 u. 107/4.

¹⁹ Ergolding – KOCH, STELZLE-HÜGL 2001; Schwabmühlhausen – BABUCKE 2002; Schwanenstadt – TOVORNIK 2002, 49 - späte Saxbestattung um 700.

Bei den dem 8. und 9. Jahrhundert zugewiesenen Gräber von Baunach bei Bamberg (Bayern) weisen lediglich ein Sechstel der Bestatteten Trachtelemente auf. Ähnlich ist die Situation bei den Befunden aus Freudenberg (Ldkr. Amberg-Sulzbach, Bayern)²⁰.

Übereinstimmungen ergeben sich auch mit den östlich an Salzburg anschließenden Gebieten. So sind in Oberösterreich im Gräberfeld von Auhof bei Perg aus dem 9. Jahrhundert noch gerade 11 Bestattungen von 98 mit Beigaben ausgestattet - davon allerdings 6 Männergräber. Vergleichbare Verhältnisse sind auch im Gräberfeld von Gusen - Berglitzel aus der Zeit zwischen 800 und dem 2. Drittel des 9. Jahrhunderts sowie bei den Bestattungen am Georgenberg bei Micheldorf anzutreffen²¹.

2.2.1 Beinnadel im rechten Schulterbereich

Betrachten wir daher die beiden mit Beigaben ausgestatteten Gräber etwas genauer.

Bei der ansonsten ungestörten Bestattung 84 befand sich im Bereich der rechten Schulter eine 6,5 cm lange Beinnadel. Die einfache Nadel mit schlitzförmiger Öse ist chronologisch wenig aussagekräftig.

Hinsichtlich der Positionierung vergleichbar ist jedoch eine in das späte 7. Jahrhundert datierte Bestattung einer als christianisiert angesprochenen Bajuwarin aus Aich in Bayern²², bei der ein eiserner Pfriem auf der linken Schulter als Mantel- oder Schleierhalter gedeutet wird.

2.2.2 Vergoldete Bronzescheibenfibel im Brustbereich

Von größerer Bedeutung ist hier der Befund der zweiten mit Beigaben erhaltenen Bestattung aus der „Domgarage“²³.

Nur etwa 1 m nördlich der Begrenzungsmauer, also weit oben am Abhang des Festungsberges jenseits des Weges, befand sich eine in Sand und humoses Erdmaterial eingetiefte Grabgrube, die keine Befestigung durch Steine erhielt. In der Grube lag Skelett 17 in gestreckter Rückenlage, dessen rechte Körperhälfte in leichter Seitenlage nach Norden aufgekippt war (Abb. 2). Auch der Schädel blickte hangabwärts. Ein in Nord-Süd-Richtung den Hang schneidender, wohl neuzeitlicher Graben zerstörte den Unterteil der Grabgrube und das Skelett unterhalb der Lendenwirbel. Vermutlich durch die Störung war der erhaltene Teil des rechten Oberarmes in den Brustbereich verschoben. Die enge Lage der erhaltenen Skelettteile lässt auch für diese Bestattung die Beisetzung in einem Leichentuch vermuten. Die Grabgrube von Skelett 17 schneidet die Südwestecke des Grabschachtes einer älteren Bestattung (Skelett 19), deren massive Störung der Wirbelsäule und Rippen auf eine gezielte Beraubung im Brustbereich schließen lässt.

Im linken oberen Brustbereich von Skelett 17 fand sich eine vergoldete Bronzefibel knapp unterhalb des Kinns (Abb. 3). Die Scheibenfibel gelangte nicht als Beigabe im Sinne von extra deponierten Gegenständen für ein Leben nach dem Tod in das Grab, sondern war wie der Ohrring als persönlicher Schmuck und damit als Bestandteil der Kleidung am Körper befestigt. Im Bereich des rechten Ohres befand sich am Schädel noch ein einfacher kantig gebogener Bronzeohrring. Da das Skelett für die anthropologische Untersuchung im Block geborgen wurde, wird sich erst zeigen, ob ein zweiter Ohrring am Schädel vorhanden war.

Die Frauentracht mit einer mittig im Schlüsselbeinbereich getragenen Scheibenfibel entspricht der in der jüngeren Merowingerzeit seit dem späteren 6. Jahrhundert aus dem Mittelmeerraum und damit aus dem romanischen Kulturkreis übernommenen Trachtform der Frauen²⁴. Sie ersetzt die bis dahin übliche germanische sog. Vierfibeltracht. An deren Stelle tritt nun in der Frauentracht ein über den Kleidern getragener und auch das Haupt bedeckender Mantel, der unter dem Kinn mit einer Scheibenfibel zusammengehalten wird.

Während diese Tracht vor allem in jenen Regionen, wo Romanen und Germanen nicht zusammen siedelten, als spezifisch romanisches Kennzeichen gilt, ist für den bairisch - salzburgischen Raum eine differenziertere Betrachtung nötig²⁵. Zum einen sind wie in Lieferung, aber auch in Grödig gemischte Bestattungselemente bekannt, zum anderen wurde die Einfibeltracht auch von den Bajuwaren (z.B. in München - Aubing) übernommen²⁶.

²⁰ HENSCH 1998; FEUERHAHN et al. 2002, 93 ff.

²¹ PERTLWIESER 1980, 55, 58, 59; TOVORNIK 1980, 111-121.

²² ENGELHARD, WEIGL 2000, 105-107, bes. Abb. 106 u. 107/4.

²³ KASTLER, TOBER 2004b, 2 f.

²⁴ MARTIN 1991.

²⁵ BIERBRAUER 2003, 214; GLEIRSCHER 2000, 104, Abb. 113.

²⁶ MOOSLEITNER 1997, 35; ZELLER 1988, 245 ff., Abb. 170; FELDINGER 1985-1986; DANNHEIMER 1987, 18, Abb. 8/Mitte u. rechts.

3. Zur Machart, Dekoration und Datierung der Scheibenfibel

Weitere Anhaltspunkte zur Zeitstellung und Interpretation des Grabes ergibt die Machart und Dekoration der Fibel (Abb. 3)²⁷. Die Scheibenfibel besteht aus vergoldetem Bronzeblech. Die Ränder der Scheibe mit einem Durchmesser von 2,68 cm sind leicht ausgebrochen. Auf der Rückseite befinden sich Reste der angelöteten Tragekonstruktion aus Eisen. Bogenförmige Gravuren unter der Vergoldung beweisen die Fertigung des Schmuckstückes aus einem wieder verwendeten Blech.

Die in die vergoldete Oberfläche gravierte Verzierung zeigt eine von einer Kreisrille eingefasste Kombination von Kreuz- und Vierpassmotiv. Die Freiflächen sind mit eingepunzten Kreisrillen - d.h. es liegen keine Vollkreise vor, weil die Kreise nicht immer geschlossen sind - verziert.

Die Fibel weicht in Machart und Dekor deutlich von den häufig mit Edelsteineinlagen verzierten Scheibenfibeln germanischen Typs der jüngeren Merowingerzeit, wie sie eben auch in den bajuwarischen Gräbern anzutreffen ist, ab. Von diesen Almandin- und Goldscheibenfibeln existieren auch billigere Ausfertigungen in Bronze, die mit einfachem Kreisaußendekor versehen sind. Derartige Stücke wurden z. B. in bajuwarischen Grabkontexten in München - Aubing (dort mit versilberter Vorderseite) oder in Invillino - Ibligo in romanischem Zusammenhang gefunden²⁸.

Gegenüber dem Salzburger Stück, das nur aus dünnem Bronzeblech besteht; sind diese Fibeln zum einen jedoch deutlich massiver und dicker ausgeführt, zum anderen lassen sich zwischen dem Kreisaußendekor und dem verschlungenen Kreuzmotiv der Salzburger Fibel kaum Beziehungen beobachten.

Trotz ähnlicher Form ist die Salzburger Fibel auch deutlich von den Scheibenfibeln mit Pressblechauflage zu trennen, wie sie u. a. neben den fränkischen Kerngebieten besonders auch aus der Schweiz und Italien bekannt sind. Der in sich verschlungene Dekor der Fibel erinnert an zwei im 8. Jahrhundert entstandene herausragende Beispiele von mit der insularen (irischen) Kunst verbundenen Sakralobjekten - den Tassilokelch und das Rupertuskreuz. Eine lokale Widerspiegelung insularer (irischer) Motive in der Gravur dieser Scheibenfibel aus Salzburg erscheint möglich²⁹.

Besonders eng ist die Verwandtschaft der Scheibenfibel aus der „Domgarage“ in Ausführung und Motiv zu einer Scheibenfibel aus Bronzeblech, die zwischen 1949 und 1950 in St. Egidii bei Murau, Steiermark, im Zusammenhang mit frühmittelalterlichen Gräbern, allerdings ohne Grabkontext, gefunden wurde³⁰. Vom gleichen Fundort stammt ein einfacher, leicht kantig zusammen gebogener Bronzedrahtohrring, der weitgehende Übereinstimmung mit dem zur Scheibenfibel gehörenden Ohrring der Bestattung aus der Salzburger „Domgarage“ aufweist.

Die Ansichtsseite der Scheibe von St. Egidii lässt eine im Stil dem Stück aus der „Domgarage“ entsprechende verschlungene Kreuzornamentik (oder Bänderknoten) mit Kreispunzen in den Freiflächen erkennen.

Die ebenfalls im Zusammenhang mit den Gräbern von St. Egidii gefundene emaillierte Scheibenfibel mit Vogeldarstellung oder ein Drahtohrring mit Hakenverschluss lassen sich ebenfalls bereits der Stufe Köttlach II zuweisen³¹.

Dieser durch gegossene Massenware gekennzeichnete und von der Mitte des 10. bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts laufende Fundhorizont gehört zu der, weite Teile Europas erfassenden karolingisch - ottonischen Reichskultur und ist auch durch Einzelfunde in Salzburg häufiger belegt³². Innerhalb dieser Stufe zählen neben den Drahtohrringen mit offenen Enden, die dünnen Blechscheibenfibeln - teilweise mit an insulare Motive angenähertem Kreispunz- und Ritzdekor verziert - zum Inventar einer frühen Phase. Nach Hinweis von J. GIESLER ist daher die Blechfibel aus der „Domgarage“ in die Mitte des 10. Jahrhunderts zu datieren³³.

²⁷ KASTLER 2004, 51 ff.

²⁸ DANNHEIMER 1987, 21, Abb. 8/links; BIERBRAUER 1987, 146 f., Taf. 47/6.

²⁹ Wir danken V. BIERBRAUER für die fruchtbaren Diskussionen; vgl. BIERBRAUER 2000.

³⁰ MODRIJAN 1963, 53-55, Abb. 13; PETRU, ŠRIBAR, STARE 1975, 13 ff., Übersichtstabelle: Scheibenfibeln O 13.

³¹ MODRIJAN 1963, 54 f., Abb. 12 u. 14.

³² Vgl. z. B. den Ohrring aus der Alten Residenz, Toskanatrakt, Grabung 1986: KASTLER 2004, 52/Kat. Nr. 38.

³³ Brieflicher Hinweis vom 12. 10. 2004. – Für die anregende Diskussion und Informationsbereitschaft sei J. GIESLER herzlich gedankt.

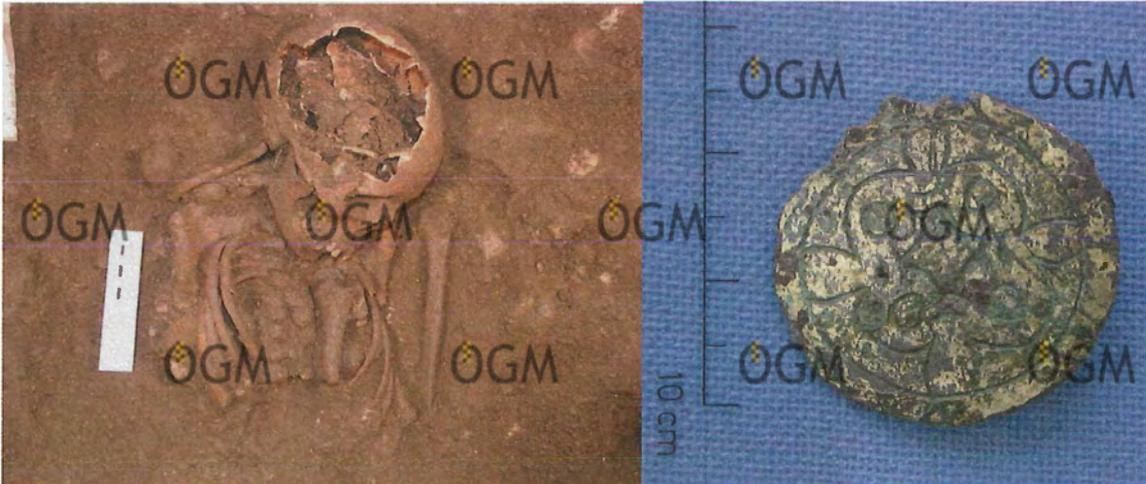


Abb. 2: Salzburg, „Domgarage“. Skelett 17 mit Scheibenfibel. (Photo: B. TOBER, SMCA).

Abb. 3: Salzburg, „Domgarage“. Vergoldete Scheibenfibel mit Gravur. (Photo: R. KASTLER, SMCA).

4. Zur Frage der Belegungsdauer des Gräberfeldes vom Kapitelplatz (einschließlich der „Domgarage“)

Dementsprechend ergibt sich eine markante zeitliche Lücke zwischen der in das 7./8. Jahrhundert eingeordneten Bestattung mit dem silbernen Körbchenohrring aus der Altgrabung von M. HELL und dem Mädchengrab 17 mit der Scheibenfibel.

Ein ähnliches Phänomen zeigt auch das Gräberfeld von Lengfelden bei Salzburg³⁴. In einer Schottergrube wurden von 1900 an mehrfach Bestattungen angeschnitten. Insgesamt wurden 25 Gräber gezählt und in das spätere 7. und frühe 8. Jahrhundert datiert, wobei die aufgelesenen Beigaben nicht einzelnen Bestattungen zugewiesen werden können. Während Bronzearmreifen mit Kolbenenden, wie u.a. das bajuwarische Frauengrab aus Salzburg - Mülln³⁵ zeigt, durchaus in diesem Zeitraum anzusetzen sind, weist das Vorkommen von gegossenem Bronzeschmuck mit Emaileinlage, darunter neben Ohrringen auch eine verschollene Scheibenfibel im Gräberfeld Lengfelden, in die Facies Köttlach II.

Die 1954 von M. HELL in Salzburg freigelegten Gräber im Kapitelhaus 6 befanden sich auf dem unteren Niveau, das Skelett 17 aus der „Domgarage“ hingegen gehört zu den am höchsten am Abhang des Festungsberges angelegten Grablegen südlich des Weges.

Anhand der Anlage des Gräberfeldes und der Positionierungen der einzelnen Grablegen sowie ihrer Überschneidungen innerhalb der Gruppen ist das Vorliegen von zwei chronologisch getrennten Gräberhorizonten abzulehnen. Viel eher ist, wie die dichte Belegung und eindeutige Nachbestattungen in dieselben Grabgruben anzeigen, von einer länger andauernden Nutzung des Bestattungsortes auszugehen.

Bereits relativchronologisch handelt es sich bei dem Skelett 17 um eine der spätesten Bestattungen in seiner unmittelbaren Umgebungsgruppe. Das Modell einer eher kontinuierlichen, sich von der Ebene hangaufwärts entwickelnden Belegung des Friedhofes scheint derzeit den Verfassern zutreffender, als der Gedanke an eine vereinzelt späte Nachbestattung.

³⁴ HELL 1972-1973, 221-224, Abb. 4/2-3.

³⁵ Zum Typ: RIEMER 2000, 91 f.; GLEIRSCHER 2000, 91 f.; zu Salzburg - Mülln: MOOSLEITNER 1975, 350, 354/Abb. 6/3.

5. Zur historischen Bedeutung der archäologischen Zeugnisse im Bereich Kapitelplatz-Dom

5.1 Die Grabfunde unter der „Domgarage“

Die historische Bedeutung des Gräberfeldes unter der „Domgarage“ lässt sich anhand der von W.K. KOVACSOVICS³⁶ zusammengestellten und kritisch gewerteten archäologischen und literarischen Quellen beleuchten. Sie zeigen, dass der Kern der heutigen historischen Altstadt Salzburgs von drei bis vier frühen Gräberfeldern, angelegt in den noch das Gelände prägenden römischen Ruinen, bestimmt war. Diese Gräberfelder sind jedoch zeitlich unterschiedlichen Phasen zuzuweisen:

Ein Grab wurde von M. HELL 1954 bei der Michaelskirche beobachtet und in das frühe 8. Jahrhundert datiert. Die Michaelskirche wird auch immer wieder als Kapelle der agilolfingischen Pfalz interpretiert, was einen Zusammenhang mit einem Gräberfeld wohl eher ausschließt. Die bisherigen Mauerbefundungen in der Umgebung reichen zeitlich nicht über das 11. und 12. Jahrhundert hinab³⁷.

Das im Zusammenhang mit der Bestattung von M. HELL gefundene Henkeltöpfchen mit plastischer Bodenmarke, zählt zu einer typischen, bis ins Frühmittelalter durchlaufenden spätantiken Form und kann anhand von Parallelen auf dem Kärntner Hemmaberg dem fortgeschritteneren 6. und frühen 7. Jahrhundert zugewiesen werden. Entsprechende Henkeltöpfchen zählen auch zu den typischen Beigaben der italischen Romanengräber aus diesem Zeitraum.

1988 wurden von W.K. KOVACSOVICS im Bereich der Kapitelgasse zwei beigabenlose Gräber in Süd-Nord Orientierung angetroffen, die ebenfalls einer noch romanischen Bevölkerung zugewiesen werden. Aufgrund der abweichenden Ausrichtung werden die Gräber von den im Bereich des Kapitelplatzes und der anliegenden Bebauung angetroffenen Gräber abgesetzt³⁸.

Isolierte Funde wie die einer fragmentierten buntmetalltauschierten Trense des frühen 7. Jahrhunderts im Bereich des Kapitelhauses und einer ebenfalls buntmetalltauschierten Riemenverteilerscheibe aus der Neuen Residenz sind aufgrund der Qualität der Objekte nicht als Einzel- oder Verlustfunde zu interpretieren. Dies gilt insbesondere im Fall der Trense³⁹. Die Fundstücke gehören wohl eher zu zerstörten Gräbern, die eindeutig dem bajuwarischen Bevölkerungssubstrat zugewiesen werden können.

Dementsprechend wären hier im Bereich um St. Michael ein früher romanischer Begräbnisplatz, im Bereich des Kapitelhauses - Neue Residenz ein bajuwarisch geprägter Friedhof zu erkennen.

Am wenigsten bekannt ist über das im Inneren der mittelalterlichen Dombauten von H. VETTERS aufgedeckte Gräberfeld, das sieben beigabenlose Bestattungen umfasst, die deshalb ebenfalls als Romanen angesprochen werden⁴⁰. Eine Zugehörigkeit zu dem Großgräberfeld Kapitelplatz-„Domgarage“ wird von F. MOOSLEITNER und W.K. KOVACSOVICS für möglich gehalten, lässt sich aber zur Zeit nicht überprüfen. Dieses große, wohl vom 7./8.-10. Jahrhundert benutzte Friedhofsareal lässt sich durchaus auch mit Kirchenbauten der Zeit in Verbindung bringen.

5.2 Die Kirchenbauten in diesem Bereich

Während über die säkularen Bauten des frühen Mittelalters bislang nur sehr wenig bekannt ist, werden in der Zusammenstellung von W.K. KOVACSOVICS für diesen Zeitraum wenigstens zwei Kirchen, die unter dem Hl. Rupert errichtete Domkirche und ein Vorgängerbau der Margarethenkapelle, genannt⁴¹.

Die unter der Magarethenkapelle lokalisierte und mit den gefundenen Bauresten als Amanduskapelle identifizierte Anlage erhielt in einer weiteren Ausbauphase einen sepulkralen Vorbau mit acht Grabschächten, die allerdings bei der Auffindung leer waren⁴².

In der Zusammenstellung der Kirchen um 800 von G. PLASSER sind zusätzlich zum Dom und den kleinen Kapellen noch ein Vorgängerbau unter der heutigen Franziskanerkirche (Liebfrauenkirche) und die Michaelskirche genannt

³⁶ KOVACSOVICS 2001, 91-93.

³⁷ HELL 1958, 235 ff.; KOVACSOVICS 2001, 94 f.

³⁸ KOVACSOVICS 2001, 96.

³⁹ KASTLER 2004, 50/Nr.35-36.

⁴⁰ MOOSLEITNER 1981, 119; KOVACSOVICS 2001, 94.

⁴¹ KOVACSOVICS 2001, 96

⁴² KARWIESE 1999, Abb. 5. – Beim sog. Zweikammerbau von St. Peter dürfte es sich nach Ansicht von H.R. SENNHAUSER (KOVACSOVICS 2001, 94) um einen Grabbau aus der Zeit um 500 handeln – Zum Bestattungsrecht von St. Peter vgl.: HERMANN 1982, 79 ff.

Der Befund der Amandus- / Margarethenkapelle erweist sich nicht zuletzt durch die Gräber als eindeutige Friedhofskapelle, die wohl zu dem großen sich westlich der Domkirche anschließenden Sepulkralbereich gehörte. Der von einem Aufgangsweg zum castrum superius durchschnittene Friedhof, den die Grabungen unter der „Domgarage“ ein weiteres Mal angeschnitten haben, bedeckte wohl von St. Peter ausgehend den größten Bereich des heutigen Kapitel- und Dombezirks.

Literaturverzeichnis

- BABUCKE 2002:
V. BABUCKE, Nach Hundert Jahren. Neue Ausgrabungen zu Schwabmühlhausen im frühen Mittelalter. *Das archäologische Jahr in Bayern* 2002, 86-89.
- BIERBRAUER 1987:
V. BIERBRAUER, Invillino - Ibligo in Friaul. Die römische Siedlung und das spätantik- frühmittelalterliche Castrum. *Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte* 53, München 1987.
- BIERBRAUER 2000:
V. BIERBRAUER, Ein insulares Preßblech des frühen 8. Jahrhunderts aus einem Oberschichtgrab von Etting (Ingolstadt). *Bayerische Vorgeschichtsblätter* 65, 2000, 207-217.
- BIERBRAUER 2003:
V. BIERBRAUER, Romanen. *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* Bd. 25, Berlin-New York 2003², 210-242.
- DANNHEIMER 1987:
H. DANNHEIMER, Auf den Spuren der Bajuwaren. *Archäologie des frühen Mittelalters in Altbayern*. Pfaffenhofen 1987.
- ENGELHARD, WEIGL 2000:
B. ENGELHARD, M. WEIGL, Eine vollständige bajuwarische Frauentracht des späten 7. Jahrhunderts von Aich. *Das archäologische Jahr in Bayern* 2000, 105-107.
- FELDINGER 1985-1986:
E. M. FELDINGER, KG Grödig, MG Grödig, VB Salzburg-Umgebung. *Fundberichte aus Österreich* 24/25, 1985-1986, 336.
- FELDINGER 2003:
E. M. FELDINGER, KG Hallwang, OG Hallwang bei Salzburg, VB Salzburg-Umgebung. *Fundberichte aus Österreich* 42, 2003, 725.
- FEUERHAHN et al. 2002:
F. FEUERHAHN et al., Ein Ortsfriedhof mit frühmittelalterlichen Bestattungen in Lintach. *Das archäologische Jahr in Bayern* 2002, 93-95.
- GIESLER 1980:
J. GIESLER, Zur Archäologie des Ostalpenraumes vom 8.-11. Jh. *Archäologisches Korrespondenzblatt* 10, 1980, 85-98.
- GLEIRSCHER 2000:
P. GLEIRSCHER, Karantanien. *Das slawische Kärnten*. Klagenfurt 2000.
- HELL 1958:
M. HELL, Ein frühgeschichtliches Grab bei der Michaelskirche in Salzburg. *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* 98, 1958, 235-240.
- HELL 1959:
M. HELL, Frühmittelalterliche Bodenfunde aus Salzburg-Stadt. *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* 99, 1959, 139-151.
- HELL 1972-1973:
M. HELL, Zur frühesten Besiedelung des Tales von Lengfelden. *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* 112/113, 1972-1973, 215-226.
- HENSCH 1998:
M. HENSCH, Wo sie in Bunahu ihre Toten begruben – Der karolinische Ortsfriedhof von Baunach. *Das archäologische Jahr in Bayern* 1998, 114-116.
- HERMANN 1982:
F.K. HERMANN, Das Begräbnisrecht der Abtei St. Peter. In: A. KOLB (Hrsg.), *Festschrift St. Peter zu Salzburg 582-1982*. Salzburg 1982, 79-128.
- KALTENBERGER 1998:
A. KALTENBERGER, Ausgrabung St. Peter, Salzburg. II. Römerzeitliche lokale Gebrauchsware und mittelalterliche Keramik 1980-1995. *Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Institutes in Wien* 67, Beiblatt, 1998, Spalte 243-484.
- KARWIESE 1999:
S. KARWIESE, Öffentliche und sonstige Einrichtungen. Kirchen und Klöster, Kapellen und Friedhöfe IV 1. In: P. KRAMML, E. MARX, Th. WEIDENHOLZER, *Historischer Atlas der Stadt Salzburg*. Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg 11, Salzburg 1999, IV 1.
- KASTLER 2004:
R. KASTLER, Die frühmittelalterlichen Funde. In: W.K. KOVACSOVICS, *Schatzgräber und Bauforscher*. Stadtarchäologie Salzburg. Bodenfunde aus drei Jahrtausenden. Katalog zur Sonderausstellung des Salzburger Museums Carolino Augusteum, 18. September 2004 bis 17. April 2005, Salzburg 2004, 50-52.
- KASTLER, TOBER 2003:
R. KASTLER, B. TOBER, SG Salzburg, KG Stadt-Salzburg, Abt. Innere Stadt. *Fundberichte aus Österreich* 42, 2003, 728-729.
- KASTLER, TOBER 2004a:
R. KASTLER, B. TOBER, Die Ausgrabungen im Kardinal Schwarzenberg-Haus 2003. Das frühmittelalterliche Gräberfeld und römerzeitliche Bebauung am Abhang des Festungsberges. In: W.K. KOVACSOVICS, *Archäologische Untersuchungen 1992 in der Stadt Salzburg*. *Salzburger Archiv* 29, 2004, 37-43.
- KASTLER, TOBER 2004b:
R. KASTLER, B. TOBER, Eine vergoldete Scheibenfibel. *Salzburger Museum Carolino Augusteum*. Kunstwerk des Monats November 2004 (Salzburg), 17. Jg./Bl. 199, 2004.

- KNÖCHLEIN 1996:
R. KNÖCHLEIN, Völkerwanderung und Bajuwarenzeit im Rupertivinkel. In: F. MOOSLEITNER, S. WINGHART (Hrsg.), Archäologie beiderseits der Salzach. Salzburg 1996, 111-129.
- KOCH, STELZLE-HÜGL 2001:
H. KOCH, S. STELZLE-HÜGL, Das bajuwarische Gräberfeld von Ergolding. Das archäologische Jahr in Bayern 2001, 111-114.
- KOVACSOVICS 1992a:
W.K. KOVACSOVICS, Archäologische Untersuchungen 1992 in der Stadt Salzburg. Salzburg Archiv 14, 1992, 105-120.
- KOVACSOVICS 1992b:
W.K. KOVACSOVICS, SG Salzburg, KG Stadt-Salzburg, Abt. Innere Stadt. Fundberichte aus Österreich 31, 1992, 527.
- KOVACSOVICS 2001:
W.K. Kovacsovics, Salzburg im Frühmittelalter. Zur Frühzeit der Stadt aus archäologischer Sicht. In: S. FELGENHAUER-SCHMIEDT, A. EIBNER, H. KNITTLER (Hrsg.), Zwischen Römersiedlung und mittelalterlicher Stadt. Archäologische Aspekte zur Kontinuitätsfrage. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 17, 2001, 91-102.
- LADSTÄTTER 2000:
S. LADSTÄTTER, Die materielle Kultur der Spätantike in den Ostalpen. Mitteilungen der Prähistorischen Kommission 35, Wien 2000.
- MARTIN 1991:
M. MARTIN, Tradition und Wandel der Fibelgeschmückten frühmittelalterlichen Frauenbekleidung. Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz 38/2, 1991, 629-680.
- MODRIJAN 1963:
W. MODRIJAN, Die Frühmittelalterfunde (8.-11. Jahrhundert) der Steiermark. Schild von Steier 11 (Graz), 1963, 45-84.
- MOOSLEITNER 1975:
F. MOOSLEITNER, Ein Frühmittelalterlicher Grabfund aus Salzburg - Mülln. Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 115, 1975, 349-388.
- Moosleitner 1980:
F. MOOSLEITNER, Salzburg, KG Lieferung. Fundberichte aus Österreich 19, 1980, 584.
- Moosleitner 1981:
F. MOOSLEITNER, Die Merowingerzeit. In: H. DOPSCH, H. SPATZENEGGER (Hrsg.), Geschichte Salzburgs. Stadt und Land. Band I/Teil 1, Salzburg 1981, 105-120.
- Moosleitner 1996:
F. MOOSLEITNER, Der Flachgau im Frühmittelalter. In: F. MOOSLEITNER, S. WINGHART (Hrsg.), Archäologie beiderseits der Salzach. Salzburg 1996, 130-136.
- Moosleitner 1997:
F. MOOSLEITNER, Von der Steinzeit zum Frühen Mittelalter – Archäologie in Lieferung. In: W. DORFER, P.F. KRAMML, Lieferung. Das Dorf in der Stadt. Salzburg 1997, 23-35.
- PERTLWIESER 1980:
M. PERTLWIESER, Die frühmittelalterlichen Gräberfeld-Grabungen des OÖ. Landesmuseums. In: K. HOLTER (Hrsg.), Baiern und Slawen in Oberösterreich. Probleme der Landnahme und Besiedlung. Schriften des Oberösterreichischen Musealvereins 10, 1980, 43-80.
- PETRU, ŠRIBAR, STARE 1975:
P. PETRU, V. ŠRIBAR, V. STARE, Der Karantanisch-Köttlacher Kulturkreis. Frühmittelalterlicher Schmuck. Schild von Steier, Kleine Schriften 16, Ljubljana-Graz 1975.
- PLASSER 1999:
G. PLASSER, Öffentliche und sonstige Einrichtungen. Kirchen und Klöster, Kapellen und Friedhöfe IV 3. In: P. KRAMML, E. MARX, Th. WEIDENHOLZER (Hrsg.), Historischer Atlas der Stadt Salzburg. Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg 11, Salzburg 1999, IV 3.
- REITERER 1988:
B. REITERER, KG Adnet, OG Adnet, VB Hallein. Fundberichte aus Österreich 17, 1988, 324.
- RIEMER 2000:
E. RIEMER, Romanische Grabfunde des 5.- 8. Jahrhunderts in Italien. Internationale Archäologie 57, Rahden/Westf. 2000.
- TOBER 2004:
B. TOBER, SG Salzburg, KG Stadt-Salzburg, Abt. Innere Stadt. Fundberichte aus Österreich 43, 2004, 962-966.
- TOVORNIK 1980:
V. TOVORNIK, Das Gräberfeld der karantanisch Köttlacher Kulturgruppe auf dem Georgenberg bei Micheldorf, pol- Bezirk Kirchdorf/Krems. In: K. HOLTER (Hrsg.), Baiern und Slawen in Oberösterreich. Probleme der Landnahme und Besiedlung. Schriften des Oberösterreichischen Musealvereins 10, 1980, 81-132.
- TOVORNIK 2002:
V. TOVORNIK, Das Gräberfeld von Schwanenstadt. Innsbruck 2002.
- ZELLER 1988:
K. ZELLER, Tracht, Bewaffnung und Schmuck. In: H. DANNHEIMER, H. DOPSCH (Hrsg.), Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo 488-788. Salzburg 1988, 237-248.

Dr. Raimund Kastler, MAS
Salzburger Landesmuseum
Carolino Augusteum
Alpenstraße 75
A-5020 Salzburg
raimund.kastler@smca.at

Dr. Barbara Tober
Salzachtalbundesstraße Nord 84 a
A-5400 Hallein
barbara.tober@gmx.at

DIE BASILIKA ST. LAURENTIUS IN ENNS, OÖ.

von

Roman IGL, Wien

Die Basilika St. Laurentius liegt westlich des römischen Legionslagers, innerhalb der kaiserzeitlichen Zivilsiedlung am Rand einer 6 m abfallenden Terrassenstufe mit weitem Blick nach Norden¹. Dr. L. ECKHART hat von 1960-1966 umfangreiche Ausgrabungen in der Kirche durchgeführt. Seine Grabungsmethode, Dokumentation und auch die Interpretation des Ergrabenen sind seit Erscheinen der Publikation sehr umstritten². Im Rahmen meiner Diplomarbeit habe ich die konservierten Baureste unter der Kirche neu vermessen und möchte daher auch andere Deutungsmöglichkeiten vorschlagen³. In der Gegenüberstellung jener Überblickspläne im Maßstab 1:100, die L. ECKHART vorlegte, und den neuen Messergebnissen zeigt sich, dass etliche Unterschiede vorliegen, und insgesamt deutlich weniger an Bausubstanz vorhanden ist, als der Ausgräber einzeichnete⁴. Das Problem bei L. ECKHARTS Überblicksplänen ist, dass hier bereits Interpretation und Rekonstruktion von Mauerpartien in die Befunde miteingeflochten sind. Während bei L. ECKHARTS Plan Farben die einzelnen Baualter nachzeichnen, soll der neue, hier vorgelegte Überblick nicht als Baualterplan aufgefasst werden. Es wurden im neuen Messergebnis nur deshalb ähnliche Farben verwendet, um hier einen leichten, plakativen Vergleich zu ermöglichen. Die steingerechten Aufnahmen können aber an dieser Stelle noch nicht vorgelegt werden.

1. Baugeschichte

Fassen wir kurz die einzelnen Bauten zusammen:

Das älteste Gebäude, das L. ECKHART beobachten konnte, war seiner Meinung nach ein mehrphasiger gallo-römischer Umgangstempel, der dann zum Jupitertempel umgewidmet wurde. Dieser Bau soll von etwa 175 bis 320 n. Chr. bestanden haben, danach wurde er profaniert und noch ein halbes Jahrhundert als Wohnbau genutzt⁵.

Diese Interpretation als Umgangstempel mit *cella* und Umgang wurde in der Forschung abgelehnt, wir können nun auf dem neuen Plan gut erkennen, wie wenig an Bausubstanz (blau eingezeichnete Mauerpartien) tatsächlich existiert. Aufgrund der schwachen, meist nur 40 cm breiten Mauern wurden auch statische Bedenken geäußert, welche gegen einen Tempelbau sprechen⁶. Das zentrale „Mauerquadrat“ wurde als Innenhof, Peristyl eines weitläufigen Wohngebäudes und nicht als Umgangstempel gedeutet⁷. Auch dieser Interpretation möchte ich mich nicht ganz anschließen, denn erstens sind die Mauern m.E. auch für ein Peristyl etwas schwach und zweitens weisen die Mauern des „Zentralquadrates“ teils polychrom bemalten Innenverputz auf. Hier sind auch eindeutig zugehörige Heizkanäle zu beobachten, was eine Deutung als offenen Hof wenig wahrscheinlich macht. Ich vermute, dass hier ein mehrräumiges Wohngebäude vorliegt, wo im postulierten Innenhof (des „Zentralquadrates“) eine weitere, N-S-orientierte Mauer oder zumindest ein schmaler Raumteiler, vielleicht auch in Fachwerktechnik, existiert haben muss,

¹ Einen schönen topographischen Überblicksplan von Enns finden wir in: KATZINGER, EBNER, RUPRECHTSBERGER 1996, Abb. 12. – Als griffige Zusammenfassung seiner Grabungsergebnisse siehe: ECKHART 1981b, 57 ff.

² VETTERS 1984, 39 ff. - Er setzte sich intensiv und sehr kritisch mit der Arbeit L. ECKHARTS auseinander.

³ Dieser Artikel stellt eine knappe Zusammenfassung, einen Vorbericht meiner Diplomarbeit dar. Univ.-Prof. Dr. Herwig FRIESINGER übernahm die Betreuung des Themas. Ihm bin ich zu großem Dank verpflichtet, aber auch meinem Vater, weiters meinen Freunden und Kollegen Rupert GIEL, Bernhard LEINGARTNER und Katarzyna POLINSKI, die mich bei den Dokumentationsarbeiten in den teilweise sehr engen und „unwirtlichen Kellerräumlichkeiten“ der Unterkirche von St. Laurentius wesentlich unterstützt haben. Hannsjörg UBL war mir ein großartiger Lehrer, der trotz all der Hektik, die die Denkmalpflege mit sich bringt, stets geduldig und bereit für unzählige Diskussionen über den Ennser Raum war, auch gab er sein Wissen gerne weiter. Weitere Hilfestellungen leisteten auch die Mitarbeiter von Ing. Manfred QUATEMBER (Amt der oö. Landesregierung in Linz) und Mag. Otto WINKLER, Enns, der mir Zugang zur Ausgrabung gewährte.

⁴ ECKHART 1981a, Plan 1.

⁵ ECKHART 1981b, 66 ff. und - im wesentlichen die blau eingezeichneten Mauerpartien - bei: ECKHART 1981a, Plan 1.

⁶ HARL 1985, 217 ff.

⁷ SCHERRER 1992, 14 ff. - mit gutem Überblick zum damaligen Forschungsstand und Verweisen auf die bereits sehr umfangreiche Literatur.

um die große Fläche überspannen zu können. Auch das Keramikspektrum, Alltagsgeschirr, weist uns die Gebäudereste eher als gehobenen Wohnbau, aber nicht als Tempel aus⁸.

In einer nächsten Bauetappe wird L. ECKHART zufolge die „Basilika 1“, eine einschiffige apsidiale Halle mit umfangreicher Heizanlage, einem Turm im Südwesten und einem Altarfundament um 370 n. Chr. errichtet. Das Altarfundament will L. ECKHART unter dem im Plan schwarz hinterlegten Blockaltar-Rest erkannt haben. Es handelt sich hierbei im Wesentlichen um die bei L. ECKHART rot eingezeichneten Bauteile⁹. Dass „Basilika I“ bereits Kirche, und zwar Bischofskirche gewesen sein soll, belegt der angebliche Altarfundamentrest¹⁰. Diesen Interpretationen kann ich aus mehreren Gründen nicht zustimmen:

1. Nach eingehender Analyse der Heizsysteme kann man nun festhalten, dass die gesamte, bei L. ECKHART rot eingezeichnete Heizanlage nicht zeitgleich gewesen sein dürfte. Die dieser apsidialen Halle sicher zugehörige Heizung bestand aus einem Ringkanal, der von zwei östlich zu beiden Seiten der Apsis angelegten Präfurnien befeuert wurde. Die anderen Heizkanäle entstammen älteren Perioden, wie die ausführliche Baubeschreibung zeigen wird.
2. Der im Südwesten der Kirche situierte, heutige Turm steht anders als L. ECKHART meinte, nicht im Verband mit diesem Gebäude¹¹.
3. Das Altarfundament steht keineswegs im baulichen Kontext, sondern durchschlägt die antiken Estriche.
4. In Analogie zu anderen Bauten möchte ich diese beheizte, apsidiale Halle insbesondere aufgrund ihrer tiefen Vorhalle nicht als frühchristliche Kirche, sondern als Profanbau, vielleicht als Repräsentationshalle der spätantiken Administration deuten¹². Derartig breite Vorhallen sind bei spätantiken apsidialen Profanhallen häufig, bei frühchristlichen Kirchen des Donauraumes bzw. Alpenraumes ungewöhnlich, wie R. FLEISCHMANN zeigen konnte¹³. Abgesehen von der wahrscheinlich profanen Nutzung des Saales sollten wir als Datierung desselben eher das erste Drittel des 4. Jahrhunderts annehmen¹⁴.

L. ECKHART zufolge soll dieser Bau dann nach einer Zerstörung in der Mitte des 5. Jahrhunderts, seiner Meinung nach im Kontext mit dem Hunnenzug, zur grundrissgleichen „Basilika 2“ umgestaltet worden sein, welche durch den Einbau einer gemauerten Kammer und eines Blockaltars entstand¹⁵.

L. ECKHART rechnet die nächste Umbautätigkeit bereits dem 8. Jahrhundert zu (diese Bauteile sind im neuen Plan grün und der Blockaltar schwarz eingezeichnet.): Unter Weiterverwendung der alten Langmauern wurde die alte Apsis abgebrochen und eine vergrößerte Apsis angefügt (im Plan grün). L. ECKHART spricht hierbei von einer frühmittelalterlichen Kirche mit Umgangsapsis. Die abgebrochene Apsis (rot) wird von einem sehr seicht, teils nur auf älteren Estrichen oder gar auf Schutt gegründeten, hufeisenförmigen Mauerbogen überlagert, der an seinen westlichen Enden vermauerte Spolien aufweist und im Westen auch ein Verbindungsmäuerchen besitzt. Die neue Apsis und das innenliegende Fundament weisen auch sehr ähnliche Mauerstrukturen auf: Bruchsteine, auch Ziegelfragmente in grauer Kalkmörtelbindung

⁸ SCHWANZAR 1994, 171 ff. mit weiterführender Lit. – Nördlich der Kirche als Altfundamente zu Tage gekommene Weihaltäre wurden zur Lokalisierung des Kapitols herangezogen. Die Deutung des städtebaulichen Kontextes der römischen Bauten unter St. Laurentius ist - grob gesagt - sehr unklar. Allem Anschein nach hat es sich ursprünglich um ein gehobenes Wohnviertel innerhalb der antiken Zivilstadt gehandelt, für die Rekonstruktion des Kapitols fehlen uns jedoch entsprechende Baubefunde. Im Rahmen von noch unpublizierten Notgrabungen der letzten Jahre nahe der Kirche konnten nur gehobene Wohngebäude der mittleren Kaiserzeit, aber keine öffentlichen (Groß-)Bauten festgestellt werden. Wir sind auf künftige, flächige Grabungen angewiesen, um die Frage nach dem städtebaulichen Kontext zu klären. – H. VETTERS interpretierte die Befunde südlich der Laurentiuskirche als *forum venale*: VETTERS 1954, 6 ff.

⁹ ECKHART 1981a, Plan 1.

¹⁰ ECKHART 1981a, 75 ff.

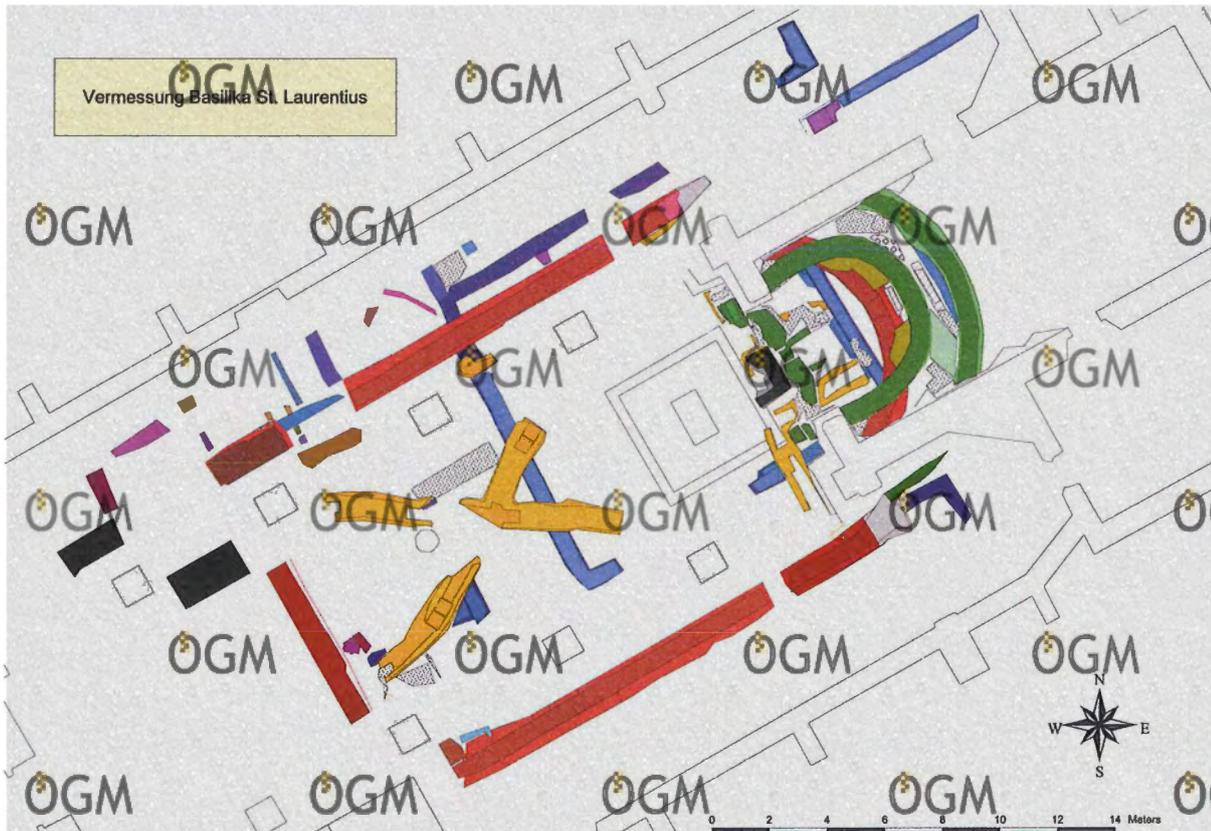
¹¹ ECKHART 1981a/Band 3, Foto 59a.

¹² FLEISCHMANN (1999, 231 ff.) behandelt spätantike apsidiale Hallen verschiedenartiger profaner Funktionen, u.a. jene in Savaria. – Ein geographisch nähergelegenes Beispiel ist die Peristylvilla von Löffelbach, Steiermark, auch hier liegt eine 18 x 9 m große, beheizte apsidiale Halle vor, der Prunksaal dürfte jedenfalls im späten 3. Jh. errichtet worden sein.

¹³ FLEISCHMANN 1999, 236 ff. - bietet etliche Vergleichsbeispiele mit weiterführender Lit: Eine fast ebenso tiefe Vorhalle wie die der sog. Basilika I von Lauriacum weist beispielsweise die sog. Basilika II von Breza bei Sarajevo (BiH) auf. Auch diese Anlage wurde zunächst fälschlicherweise als originär christlicher Kultbau gedeutet, ehe man dazu überging, von einem repräsentativen Profanbau zu sprechen. Auch die Vorhalle des Apsidensaales der Villa von Konz (D) hatte eine Tiefe von 6,15 m, während die lichte Länge des beheizbaren Saales lediglich 15 m betrug. Als bestes Beispiel für die Basilika I handelt es sich R. FLEISCHMANN zufolge um den unter Kaiser Galerius, wohl um 306 errichteten Bau in Felix Romuliana, Gamzigrad, Serbien. Auch in Kellmünz an der Iller (D) liegt ein (mit Apsis) 26 x 14 m messender, beheizter apsidialer Prunksaal mit Apsis vor. Dieser ebenfalls beheizte Saal als freistehender Bau im Lagerinneren ist als Sonderbau zu interpretieren. Der Saal wurde nach Brandzerstörung (zwischen 303 und 310 n. Chr.) anstelle einer Mannschaftsunterkunft, wohl für hohe Amtsträger der militärischen Verwaltung errichtet.

¹⁴ SCHERRER 1992, 22 ff.

¹⁵ ECKHART 1981b, 68. – Der Ausgräber tendiert wiederholt sehr stark dazu, einzelne Befunde in ein großes historisches Gerüst einzupassen, was nicht immer ganz unproblematisch ist.



Plan: Digitale Vermessung der konservierten Grabungsbefunde von St. Laurentius, Enns (OÖ).

Punktierte Flächen: Estrichreste. – Gestrichelte Linien: ergänzt.

Farbflächen Weiß: bestehender Kirchenbau. – Blau: mittelkaiserzeitliche Mauern (hellblau: aufgehendes Mauerwerk, dunkelblau: Fundamente). – Orange: mittelkaiserzeitlich-spätantike Heizkanäle. – Rot: spätantike Mauern – apsidialer Saal. – Grün: spätantike Mauern - Apsis und Priesterbank der frühchristlichen Kirche. – Schwarz: mittelalterlich.

mit vielen Lufteinschlüssen. Ich denke, dass wir hierin die Reste einer frühchristlichen Kirche mit Priesterbank und Reliquiargrube erkennen dürfen. Nicht zugehörig ist m.E. aber der Blockaltar¹⁶.

F. GLASER nahm für St. Laurentius ursprünglich an, dass die Priesterbank samt Altar westlich, also vor der Sehne der Apsis gestanden haben könnte. Für den fünf Meter breiten, befundleeren Abschnitt westlich des Blockaltars rekonstruierte er deren Lage¹⁷.

Jüngst publizierte F. GLASER jedoch, dass die Priesterbank doch im Apsisbereich liegen könnte¹⁸. Ich bin davon sogar fest überzeugt und möchte auf die erste Bauphase der modern gegrabenen und bestens publizierten Bischofskirche von Teurnia hinweisen, eine 24,6 m x 9,45 m große, einschiffige Saalkirche des 5. Jahrhunderts¹⁹. Das Fundament der Klerusbank bestand dort aus Steinen und Erdmörtel, weshalb F. GLASER die Interpretation desselben als Fundament einer darauf ruhenden Innenapsis ablehnt. Dem möchte ich voll zustimmen, derartige innenliegende Fundamente in frühchristlichen Kirchen des Alpenraumes werden größtenteils als Klerusbänke zu deuten sein. Dies zeigt sich speziell bei der teilweise nur auf Estrichen und lockerem Schutt gegründeten Priesterbank in St. Laurentius. An beiden Enden der Klerusbank der Kirche von Teurnia standen Säulen, an welche Schrankenplatten anschlossen. Die Säulen ruhten auf sorgfältigen Fundamenten mit quaderförmigen Spolien und trugen drei Bögen, wie F. GLASER vermutet²⁰. Vom Tischaltar blieb die Basisplatte über der darunter liegenden Reliquienkammer erhalten. F. GLASER beobachtete, dass die Reliquienkammer der Bischofskirche von Teurnia an der Westseite nicht

¹⁶ ULBERT (1988, 287 ff.) zeigt, dass der Blockaltar in spätantiken Kirchen unüblich gewesen sei und erst ab dem Frühmittelalter im Alpenraum häufiger anzutreffen ist.

¹⁷ GLASER 1991, 49 ff.

¹⁸ GLASER 2003, 627 ff.

¹⁹ GLASER 1997, 133, Abb. 9, Abb. 56.

²⁰ GLASER 2003, 416, 428, Abb. 3.

abgemauert war²¹. Dies könnte F. GLASER zufolge dadurch erklärt werden, dass die Kammer westseitig bis zur Dedikation der Kirche offen blieb und erst im Rahmen der Kirchweihe und nach Beisetzung der Reliquien des Märtyrers gänzlich verschlossen wurde. Die Kammer in der Kirche St. Laurentius ist nach Osten hin offen, wurde also anscheinend auch nur an drei Seiten solide gemauert. Die ältere Bischofskirche von Teurnia weist also einige interessante Parallelen zum frühchristlichen Vorgängerbau der heutigen St. Laurentiuskirche in Enns auf.

L. ECKHART legte uns zu dieser Bauphase leider keine näher stratifizierten, sprich aus Planierschichten unter dem zugehörigen Estrich stammenden Funde vor. Dennoch möchte ich diesen einschiffigen Saalbau mit Klerusbank und Reliquiargrube in Hinblick auf vergleichbare frühchristliche Kirchen im Alpenraum ins 5. Jahrhundert datieren, wenn auch mit jener gebotenen Vorsicht, die bei Grundrissvergleichen generell notwendig ist! L. ECKHART hingegen hatte diese Baureste, also Apsis und Priesterbank, als Umgangsapsis seiner „Frühmittelalterkirche I“ gedeutet und ins 8. Jahrhundert datiert²². Auch J. GIESLER argumentierte ähnlich und dachte sogar an einen Vergleich mit karolingischen Ringkrypten²³. Ich lehne beide Interpretationen ab, da der m. E. als Priesterbank zu deutende Mauerbogen ebenerdig liegt und auffallend seicht, größtenteils auf lockerem Schutt gegründet ist. Folgerichtig hätte dieses Mauerwerk unmöglich den Schub einer überwölbten Apsis, nicht einmal einen massiveren Säulenaufbau tragen können, eine relativ leichte Abschränkung des Presbyteriums spätantik-frühchristlicher Prägung (Marmor oder Holz) hingegen schon.

L. ECKHART zufolge entstand dann im Laufe des 10. Jahrhunderts die „Frühmittelalterkirche II“: Im Osten soll an die Umgangsapsis eine Außenkrypta mit Familienbegräbnis vorgelegt worden sein, im Westen wird eine monumentale Front ausgestaltet - eine wohl offene Westvorhalle und ein nordwestliches Turmpendant zum südwestlichen, spätrömischen „Kirchturm“ wie L. ECKHART meinte. Die „Außenkrypta“ sei in der östlich gelegenen Mauer A'' (siehe: Plan 1 bei L. ECKHART) und den hier aufgefundenen Gräbern zu erkennen²⁴. Da die Mauer A'' aber erstens sehr massiv ausgeführt ist und zweitens genau unter den heutigen Chormauern je nach Westen weiterverläuft, möchte ich eine Deutung derselben als älteren Rechtecksabschluss vorschlagen und die Interpretation als Außengruft eher ablehnen²⁵. Dieser gerade Chor überlagerte meiner Meinung nach jene älteren Gräber, die noch Bezug auf die alte frühchristliche Apsis nahmen. Dass sich dann spätere Gräber an diesem neuen Fundament anlehnten, teils sogar mit kleinen trocken gemauerten Kammern, verwundert nicht weiter. Das Bestattungsverbot innerhalb von Kirchen wurde speziell in St. Laurentius in allen Zeiten missachtet, wie die chronologisch weit auseinanderliegenden Bestattungen im gesamten Kircheninneren demonstrieren!

Ich warne davor, diese Mauer A'' anhand der teils sehr stark gestört vorgefundenen, schlecht bis gar nicht dokumentierten Gräber zu datieren. Die kleinen Grabkammern können auch nachträglich angefügt worden sein, wodurch die Datierung nach J. GIESLER ins späte 10. oder 11. Jahrhundert wohl möglich, aber auch nicht so ganz gesichert ist.

Das chronologisch interessante Grab „SB“ war von Mauer A'' überlagert und wurde ins frühe 10. Jahrhundert datiert²⁶. Dies liefert aber auch nur einen terminus post. Dass als Dokumentation allerdings nur ein Foto mit dem im Mauerwerk steckenden Oberschenkelknochen vorgelegt wurde, ist umso bedauerlicher, daher die Datierung der Mauer, also des rechteckigen Chorschlusses anhand der Grabfunde, folglich wenig glaubwürdig, hier würden auch C-14 Datierungen aufgrund der unklaren stratigraphischen Verhältnisse nicht weiterhelfen²⁷. Die Bauform der Mauer selbst ist chronologisch wenig aussagekräftig. L. ECKHART zufolge soll in dieser Bauphase, also der „Frühmittelalterkirche II“, auch jene monumentale Westfront errichtet worden sein, deren massive Fundamente heute leider unzugänglich und nicht mehr zu untersuchen sind. Diese Kirche soll unverändert 300 Jahre lang bestanden haben, bis dann im Zeitraum etwa zwischen 1285 und 1344 die erste gotische Laurentiuskirche errichtet wurde. L. ECKHART folgert, es habe also niemals die bislang immer angenommene romanische Pfeilerbasilika gegeben²⁸. Ob diese Westturmanlage mit dem im Osten errichteten geraden Chorschluss (Mauer A'' nach L. ECKHART) gleichzeitig ist, bleibt unklar. Der 7,60 m im Quadrat messende, heute bestehende Turm ist tief in den Boden versenkt. Das Fundament ist ca. 2,00 m stark. Das Foto 59a bei L. ECKHART zeigt, dass die Nordostecke des Turmes die

²¹ GLASER 2003, 423, Abb. 8/2b.

²² ECKHART 1981b, 69.

²³ GIESLER 1997, 516 ff. – J. GIESLER hat die Gräber in diesem Bereich der Kirche St. Laurentius näher untersucht.

²⁴ ECKHART 1981b, 69 ff. und ECKHART 1981a, 108 ff. und Plan 1.

²⁵ Die Mauer A'' ist im neuen Plan nicht eingezeichnet, da hier aufgrund der extremen Enge durch die moderne Betondecke das Messen mittels Reflektor praktisch unmöglich war. Dieser Bereich wurde aber ohnehin zeichnerisch steingerecht aufgenommen.

²⁶ GIESLER 1997, 516 ff.; MITSCHA-MÄRHEIM 1964, 191 ff.; ECKHART 1981a, 126 mit Verweis auf - FRIESINGER 1979, 200.

²⁷ ECKHART 1981a, Foto 72.

²⁸ ECKHART 1981b, 69.

Südwestecke der Basilika I stört²⁹. L. ECKHART interpretiert diese Fuge als „Verzahnung“, was offenkundig falsch ist. Der Turm wurde eindeutig später errichtet als die „Basilika I“. H. VETTERS vermutet, dass dieser Turm mit dem „nördlichen“, nie ausgebauten, korrespondiert³⁰, doch dürften zwei Türme unterschiedlicher Breite eher nicht als Bauteile einer gleichzeitigen Westlösung zu betrachten sein. K. CZERWENKA schlägt nun als Lösung vor, es könnte beim Bau des heute bestehenden Turmes ein älterer ummantelt worden sein, wodurch die auffallend größere Breite der Mauern des Südwestturmes erklärbar wäre³¹. Es könnte sich also doch um eine ältere Doppelturmanlage gehandelt haben! Die Datierung derselben ist meiner Meinung nach aber nicht so ganz gesichert wie L. ECKHART vermutete. Wenn wir nach Vergleichen suchen, so muss man für den Bereich des nördlichen Alpenvorlandes lapidar feststellen, dass Doppelturmfassaden im Grunde erst im 12. Jahrhundert häufigere Verbreitung finden³². Salzburg, wo unter Erzbischof Konrad I. (1106-1147) das monumentale Westturmpaar entstand, hat hierbei sicher entscheidende Impulse gegeben³³.

H. FILLITZ vermutet hierin gesteigertes Repräsentationsbedürfnis und möchte Doppelturmanlagen dieser Zeit als Attribute einer Kathedrale oder einer bischöflichen Eigenkirche interpretieren. Er verweist auf St. Pölten, Kremsmünster (OÖ.), Tulln (NÖ.) oder St. Stephan in Wien. Auch in Gurk (Kärnten) wurde der Dom des Salzburger Suffraganbischofs im späten 12. Jahrhundert, sicher vor 1213, mit einer monumentalen Doppelturmfassade ausgestattet³⁴. Die Türme sind kaum gegliedert, weisen in der unteren Zone nur Schlitzfenster auf, also ähnlich wie der Turm der St. Laurentiuskirche in Enns. Auch in Tulln, in der St. Stephanskirche, finden wir eine dreischiffige Anlage - Quadermauerwerk - mit einer Doppelturmanlage, die ins letzte Drittel des 12. Jahrhundert datiert wird³⁵. Auch hier in St. Stephan in Tulln, einer Eigenkirche des Passauer Bischofs, war man bestrebt, bischöflichen Machtanspruch in einem westwerkartigen Bau mit Turmpaar und Herrschaftsempore zu demonstrieren. Dadurch wäre Passau in den Rang einer Kirchenmetropole erhoben worden, den schon Bischof Pilgrim Ende des 10. Jahrhunderts unter Berufung auf die Nachfolge des frühchristlichen Erzbistums Lorch beansprucht hatte³⁶.

Leider können wir die nördlichen Turmfundamente nicht mehr untersuchen, daher bleiben die Datierung derselben und ihr baulicher Zusammenhang mit dem südlichen, bestehenden Turm unklar. Betrachten wir nun den bestehenden Südwest-Turm: Auch H. UBL nimmt eine mittelalterliche Entstehung desselben an, während L. ECKHART ja an einen in der unteren Zone erhaltenen, spätantiken Turm dachte³⁷. Als Baumaterial - große Quader aus Granit, Konglomerat und sogar Tuffstein - wurden Spolien aus der Mauer des mittlerweile nutzlosen römischen Legionslagers gebrochen und sekundär zum Turmbau verwendet. Die römischen Quader der Legionsfestung dienten auch zur Errichtung der hochmittelalterlichen Stadtmauer von Enns, etwa am Frauenturm besonders gut erkennbar³⁸. Dem möchte ich voll zustimmen. Der Turm der Laurentiuskirche besteht aus Großquadermauerwerk, wie man im Innenbereich in den leider größtenteils verputzten Zonen erkennen kann. Der heute ab einer geringen Höhe außen verputzte Turm zeigt im unteren Bereich verschiedenartige Großquader, auch zwei hochkant gestellte, profilierte Steine, wohl Basen³⁹. Weiters finden wir einen gerahmten Stein, der vielleicht eine Inschrift trug, und an einigen Stellen offenbar wahllos versetzte Buckelquader, die wohl von den antiken Lagertoren stammen. Einzelne Steine weisen rötliche Brandspuren auf. Das Material ist auch hinsichtlich der Gesteinsarten sehr inhomogen, es handelt sich also eindeutig um (antike) Spolien. In der unteren Zone des außen fast ungegliederten Turmes sehen wir kleine Schlitzfenster, das Mauerwerk ist jedoch leider größtenteils verputzt. Auf dem Niveau der heutigen Turmuhr können aber im Innenbereich vier vermauerte Fenster beobachtet werden, deren Laibungen aus grob zugeschlagenen Bruchsteinen bestehen. Sie weisen je eine lichte Höhe von ca. 2,70 m und eine lichte Breite von ca. 2,00 m auf. Die Maße sind Näherungswerte, da diese Partien teils gut verputzt und von der bestehenden Wendeltreppe aus auch nur bedingt vermessbar sind. Soweit erkennbar, liegen auch die großen Steine der Laibungen im originalen Mauerverband. Möglicherweise handelt es sich bei diesen älteren Fenstern - heute im Geschoß unter der bestehenden Glockenstube (mit späteren spitzbogigen Fenstern) - um romanische (Biforen-) Fenster⁴⁰. Ein Ölgemälde aus dem 17. Jahrhundert, das sich

²⁹ ECKHART 1981a/Band 3, Foto 59a.

³⁰ VETTERS 1984, 49 ff.

³¹ CZERWENKA 1992, 68 ff.

³² FILLITZ 1998b, 232 f.

³³ ŽIVKOVIĆ 2005.

³⁴ FILLITZ 1998b, 251.

³⁵ SCHWARZ 1998, 286 ff.

³⁶ SCHWARZ 1998, 288.

³⁷ UBL 1994, 147.

³⁸ UBL 1994, 147 ff.

³⁹ Vergleichbare Steine konnten wir bei unpublizierten Grabungen im Legionslager beobachten.

⁴⁰ Abgesehen von Beispielen aus Österreich, finden sich auch in Bayern gute Vergleichsbeispiele für Kirchtürme mit Biforenfenstern des späten 12. Jahrhunderts, ohne hier auf Details eingehen zu können.

im Museum Lauriacum in Enns befindet, zeigt in der Südansicht der Kirche ein zweigeteiltes Fenster, in dem ein Säulchen (Biforium?) eingestellt ist. Aufgrund der massiven Bauweise und der Verwendung spoliierter römischer Bausteine, was bei der mittelalterlichen Ennsener Stadtmauer aus dem späten 12. und beginnenden 13. Jahrhundert ebenso zu beobachten ist, könnte der Turm durchaus romanisch sein⁴¹. Dafür sprechen auch die Schlitzfenster außen am Turm und die vier großen vermauerten Fenster innen im Bereich der heutigen Turmuhr. Ich möchte diese neuen Beobachtungen ohne irgendeinen Anspruch auf Vollständigkeit vorbringen, mögen sie weitere Diskussionen anregen.

Doch auch die bestehende, dreischiffige Halle wirft Fragen auf: L. ECKHART zufolge hat ja keine romanische Pfeilerbasilika existiert⁴². Sie soll zwischen 1284 und 1344 errichtet worden sein. Dieser fünfjochige Bau mit seinen sehr gedungenen Spitzbögen weist an verschiedenen Stellen Indizien auf, die vielleicht doch für eine im Kern vorhandene, ältere Bausubstanz sprechen⁴³: Wenn auch sicher stark restauriert, so kann man nicht übersehen, dass das Südportal romanische Formen aufweist⁴⁴.

Interessant ist auch eine Plastik, die am vierten Pfeiler der Südarkade an dessen Südseite angebracht ist: Wir sehen dort Kämpferfiguren, deren Köpfe so angelegt und ausgearbeitet sind, dass sie offenkundig einst Schub von einem hier endenden, einst breiteren (?) Gewölbe aufnehmen sollten. Diese Figuren hielt J. LOHNINGER für romanisch⁴⁵. Da diese eindeutig im originalen Bauverband mit dem Pfeiler stehen, hätte dies weitreichende chronologische Konsequenzen. Die Einordnung dieser Plastik in die Romanik ist natürlich problematisch, dennoch müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass die Köpfe dieser Figürchen wesentlich breiter sind als das bestehende gotische Gewölbe, das hier aufrucht. Auch im Steinmaterial sind Unterschiede zu erkennen, die aber zugegebenermaßen auch von jüngeren Restaurierungsmaßnahmen herrühren könnten. Wollen wir J. LOHNINGERS Beobachtung bzw. Idee weiterführen, könnte man nun hierin das Auflager für einen entsprechend breiteren Gurtbogen erkennen, der erst später durch das gotische Gewölbe ersetzt wurde. Weiters fällt der aus auffallend breiten, unprofilierten Steinen gefügte Bogen auf, der sich direkt östlich des Turmes im südlichen Seitenschiff befindet.

Auf der Suche nach Antworten zur Chronologie der bestehenden Halle konnte auf dem Dachboden bislang Folgendes beobachtet werden: Sowohl vom südlichen als auch vom nördlichen Seitenschiff aus sieht man die heute vermauerten, sehr schönen gotischen Rosettenfenster in den Langhausmauern des Mittelschiffes. Sie liegen in einem Mauerwerk, das fast gänzlich aus Kieselsteinen in weißer Kalkmörtelbindung besteht. Im nördlichen Seitenschiff sind ca. 2 m unter dem Niveau der vermauerten gotischen Rosettenfenster zwei ebenfalls vermauerte Öffnungen zu erkennen, die aber teilweise schon vom bestehenden Gewölbe verdeckt sind. Sie liegen in einem andersartigen Mauerwerk aus Bruchsteinen in grauer Kalkmörtelbindung. Ihre lichten Maße betragen je ca. 1,50 m x 0,80 m. Obwohl jene tiefergelegenen Öffnungen weder klassisch rundbogig noch trichterförmig sind, könnte man sie - mit gebotener Vorsicht - als ältere Fenster deuten. Der gängigen Lehrmeinung zufolge soll die bestehende, dreischiffige Pfeilerbasilika ja mehr oder weniger in einem Zuge und zwar erst ab 1285 errichtet worden sein⁴⁶. Bauakten sind aber leider keine auf uns gekommen.

Der Bau soll etappenweise vor sich gegangen sein: Begonnen wurde mit dem Langhaus des Mittelschiffes noch im späten 13. Jahrhundert. Der Bau des Presbyteriums mit seinem geraden Ostabschluss erfolgte erst in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Obwohl R. ARDELDT von einem gotischen Neubau ausgeht, stellt er dann fest, dass das romanische Südportal aus einer älteren Bauperiode stammen soll⁴⁷. Nun erhebt sich aber einmal mehr die Frage, ob nicht etwa die Südmauer des südlichen Seitenschiffes doch im Kern romanisch sein könnte. R. ARDELDT geht aber auf diese so wesentliche Frage nicht ein.

Wenn sich mit diesen Einzelbeobachtungen zwar ein romanischer Kern in der bestehenden Bausubstanz nicht klar belegen lässt, so möchte ich zumindest betonen, dass die dreischiffige Halle selbst einige Umbau-

⁴¹ Der Abbruch der Lagermauern setzte m. E. eine zentrale Organisation voraus, auch müssen die besitzrechtlichen Verhältnisse dieses wertvollen Steinbruches geklärt gewesen sein. Deshalb glaube ich, dass dies ein recht planmäßiger Vorgang war, und im Zuge dieses groß angelegten Bauprogrammes am Ende des 12. Jhs. möglicherweise auch der Turm der St. Laurentiuskirche errichtet wurde.

⁴² ECKHART 1981b, 69.

⁴³ LOHNINGER 1918, 4 ff. – Diese Überlegung hat bereits J. LOHNINGER angestellt, sie wurde aber von L. ECKHART abgelehnt. J. LOHNINGER verweist dabei auf die Neu- bzw. Umbauten der Stiftskirchen im romanischen Stil in Kremsmünster, St. Florian und Lambach, weshalb er sich dies auch für die Laurentiusbasilika vorstellen kann. Er vermutet, dass diese rege Bautätigkeit von Bischof Altmann in den letzten Jahrzehnten des 11. Jhs. auch die Lorcher Basilika betroffen haben könnte, denn das Kirchengut von Enns hat sich der Bischof ja vorbehalten, während die Ennsburg in den Händen der steirischen Otakaren lag. Dieser chronologische Ansatz scheint aber zu früh zu sein.

⁴⁴ LOHNINGER 1918, 8 ff.

⁴⁵ LOHNINGER 1918, 8 ff.

⁴⁶ ARDELDT 1981, 226 ff. – Die dreischiffige, fünfjochige Pfeilerbasilika weist einen geraden Chorschluss mit angedeutetem 5/8 Schluss auf. Die Seitenschiffe werden je von einer Kapelle abgeschlossen.

⁴⁷ ARDELDT 1981, 228.

ten erfuhr und nicht unbedingt ein gleichzeitig entstandener, gotischer Neubau sein muss. Vielleicht vermögen die hier vorgestellten Überlegungen dazu anregen, dass eines Tages doch eine komplette Bauaufnahme der bestehenden Kirche (etwa im Rahmen von Sanierungsarbeiten) durchgeführt werden kann.

2. Das Verhältnis von Kirche und Siedlung

Nach all den Problemen hinsichtlich der komplizierten und langen Baugeschichte von St. Laurentius wollen wir nun das Verhältnis von Kirche und Siedlung behandeln:

Die schriftliche Überlieferung zur St. Laurentiuskirche beginnt, wenn auch nur sehr indirekt, bereits mit der Vita S. Severini. Für Lauriacum wird nicht nur der einzig genannte Bischof der Provinz Ufernoricum, *Constantius* überliefert, sondern auch die Existenz von zumindest zwei Kirchen, von denen eine als *basilica* bezeichnet wird⁴⁸. Ferner möchte H. UBL aufgrund der Nennung eines *monachus Valens* auch auf ein Kloster schließen⁴⁹. Im Inneren der Legionsfestung konnte in den 1930er Jahren ein frühchristlicher Bau aufgedeckt werden, eine kleine Saalkirche mit geradem Schluss und Priesterbank⁵⁰. H. UBL vermutet nun, dass jener frühchristliche Sakralraum, der in das ehemalige *valetudinarium* der Lauriacenser Legionsfestung eingebaut wurde, also die spätere Kirche Maria Anger, eher mit dem in der Severinsvita genannten Bischof *Constantius* in Zusammenhang stehen dürfte als die außerhalb der schützenden Lagermauern befindliche St. Laurentiuskirche. H. UBL schlägt vor, dass die frühchristliche Kirche unter St. Laurentius - *extra muros* - als Klosterkirche fungiert haben dürfte⁵¹. Frühe Nennungen des Ortes in nachantiker Zeit, also etwa durch die Vita des Hl. Rupert, in der die *Civitas Lauriacum* genannt wird, will J. GIESLER nicht anerkennen und meint „Handfeste Daten zum frühmittelalterlichen Lauriacum liegen erst für das Ende des 8. Jahrhunderts vor; alles frühere ist legendenhaft und deshalb mit besonderer Zurückhaltung auszuwerten“⁵². Auch F. R. ERKENS behandelt die frühen Quellen recht ausführlich⁵³. Er meint - anders als J. GIESLER - zur Reise des Hl. Rupert nach Lorch - wohl „um 696“ -, dass diese zumindest für ein lokales Siedlungskontinuum spreche⁵⁴. Die „Vita Haimhrammi“ des Arbeo von Freising berichtet - allerdings ohne genaue Zeitangaben - von einem Konflikt zwischen Bayern und Awaren, in dessen Verlauf Siedlungen an der Enns verwüstet worden sein sollen⁵⁵. Wenn auch nicht eigens erwähnt, so dürfte Enns selbst dazugehört haben, die Angriffe fanden zwischen 680 und 700, vielleicht sogar erst um 712/15 statt. Dass dies zu einer Siedlungszäsur geführt haben soll, ist m.E. zu bezweifeln. Denn insbesondere die Tatsache, dass schon 791 Karl der Große hier sein Heer gegen die Awaren sammelte, und hier einige Rechtsgeschäfte vollzogen wurden, spricht für einen Fortbestand des Ortes⁵⁶. Da im Diederhofener Kapitular von 805 Lorch genannt wird, muss die Siedlung im Osthhandel eminente Bedeutung besessen haben⁵⁷. Diese hatte der Ort m.E. sicher auch schon vorher inne, just in jener Zeit, für die J. GIESLER ja eine Siedlungszäsur annimmt. Die erste sichere Quelle des frühen Mittelalters, die J. GIESLER gelten lassen möchte, ist jene aus dem Jahr 791, hier wird Enns als *locus* oder *oppidum* bezeichnet⁵⁸. Aber allein schon die Tradierung des antiken Namens *Lauriacum* in die mittelalterliche Bezeichnung *Loraha* zeugt für eine gewisse Siedlungskontinuität. Darüber hinaus darf die Kontinuität des Kirchengebäudes von St. Laurentius vom 5. Jahrhundert an bis heute als sehr wahrscheinlich gelten, was auch eher gegen eine Siedlungsunterbrechung spricht.

Was sagt der archäologische Befund zur Siedlungskontinuität in Enns vorläufig aus? J. GIESLER meint, dass es einen Hiatus in der Siedlung Lauriacum gegeben haben müsste, „der vom späten 5. Jahrhundert an etwa

⁴⁸ UBL 1994, 144.: Eug., v. Sev., 30,2; und: 28,2: *praeterea quadam die vir dei cunctos pauperes in una basilica statuit congregari*.

⁴⁹ UBL 1994, 144.: Eug., v. Sev., 30,2.

⁵⁰ UBL 1994, 129 ff, bes. 133 ff. – Weiters bietet H. UBL einen schönen Überblick in: UBL 1982, 295-337.

⁵¹ UBL 1994, 148 ff.

⁵² GIESLER 1997, 495.

⁵³ ERKENS 1994, 423 ff.

⁵⁴ ERKENS (1994, 423 ff.) verweist auf: Vita Hrodberti ep. Salisb. C. I, MG SS rer. Merov. 6, 1913, 157: *Tempore Hiltiperhti regis Francorum, anno scilicet regni illius secundo, sanctus itaque et religiosus confessor Christi Hrodbertus in Wormacia civitate habeatur episcopus* - Weiters lesen wir in der Vita, 158 ff.: *Tunc supradictus vir Domini, accepta licentia, per alveum Danubii navigando iter arripuit, sicque tandem perveniens ad Lavoriacensem civitatem, praedicando verbum doctrinae vitae multosque infirmos variis languoribus oppressos orando per virtutem Domini sanavit*.

⁵⁵ ERKENS 1994, 426/Anm. 20: B. KRUSCH, MG SS rer. Germ. 1920, 33 f.: *Eo namque tempore inter Hunorum et gentem Baiuvariorum orta est discordia, ita ut a vastantium manibus circa amnem Anisem interiacentem depopulate urbis pene deserte esse videbatur*.

⁵⁶ ERKENS 1994, 427/Anm. 26: Ann. regni Franc. a. 791 (ed. F. KURZE), MG SS rer. Germ. 1895, 88 f.

⁵⁷ ERKENS 1994, 427/Anm. 29: MG Capit. I, 1883, 123 (nr. 44 c. 7).

⁵⁸ Schenkung 791, *Actum in loco situm in tabernaculis prope oppido nuncupante Loriaca*, Trad. Freis. 143a, BITTERAUFG 1, 147 f.; - Notiz über die Beilegung eines Rechtsstreits durch Bischof Atto, 20. Sept. 791: *et ille domnus episcopus misit illum cum suis coheredibus ad missis dominicis in locum quae dicitur Loraha in monte nuncupante Uuartperc ... Et haec testes sunt qui hoc ad Loraha viderunt in praesentia cunctorum ibidem congregatum ... Hoc actum est ad Enisa in iam dicto loco Roracha (= Loracha)*, Trad. Freis. 142, BITTERAUFG 1, 146 f.

300 Jahre lang währte⁵⁹. Es bleiben als mögliche Kontinuitätsträger nur Romanen, die alle Stürme der Völkerwanderungszeit überlebt haben müssten, ohne archäologische Spuren, etwa in Form datierbarer, beigabenführender Gräber, hinterlassen zu haben.⁶⁰ Ich möchte das Gegenteil behaupten: Die ältere Forschung, die manch unauffällige Keramik verwarf, und vor allem der Mangel an C-14 Datierungen beigabenloser Gräber macht diese Romanen als Kontinuitätsträger des 5.-7. Jahrhunderts so schwer fassbar, eben „unsichtbar“. Moderne Untersuchungen von H. UBL zeigten, dass bereits im ausgehenden 4. Jahrhundert romanische Bestattungen in aufgegebenen Siedlungsarealen der Stadt angelegt wurden⁶¹. Wir wissen von der Existenz des Gräberfeldes auf dem Ziegelfeld, das, ohne hier näher darauf einzugehen, Rainer CHRISTLEIN zufolge bis ins zweite Drittel des 5. Jahrhunderts belegt wurde. Dieses Gräberfeld liegt südlich des Legionslagers, also außerhalb der damals im Lagerinneren situiereten Siedlung⁶²: Wir wissen, dass im Lagerinneren in spätantiker Zeit Zivilbauten errichtet wurden, erst in den Jahren 2001 und auch 2005 konnten Holzbauten des 4./5. Jahrhunderts untersucht werden⁶³. Die Legionsfestung bot mit ihren starken Mauern und dem umlaufenden Grabensystem, das noch heute an der Nordwestecke im Gelände erkennbar ist, einen günstigen und geschützten Siedlungsplatz.

Hinsichtlich der Kontinuitätsfrage liegen neue Befunde und Funde vor: H. UBL konnte auf dem Georgenberg einen 12m² großen, leicht eingetieften Pfostenbau untersuchen, für dessen überlagernden Brandschutt die C-14 Untersuchung in den Bereich von 630-690 n. Chr. verweist. Der Ausgräber lässt mit gutem Grunde offen, welcher ethnischen Gruppe man diese Siedler zuweisen darf. „Kaum waren es jedoch Romanen... Diese sind wohl im oppidum Loriaca, dem alten Legionslager verblieben“⁶⁴. H. UBL betont, dass die Übernahme von römischen Ruinenstätten ins Krongut des Herrschers frühmittelalterlichem Rechtsbrauch entsprach⁶⁵. Die noch in der Neuzeit übliche Flurbezeichnung „in der Pfalz“ für die Areale über den ehemaligen Zentralgebäuden des Lauriacenser Legionslagers lässt vermuten, dass sich hier tatsächlich im frühen Mittelalter die Pfalz der agilolfingischen Herzöge befunden haben könnte, die später in karolingisches Eigentum übergegangen ist. Wichtig ist hier jene Mitteilung aus dem Jahr 1343, als ein Rechtsgeschäft aufgezeichnet wurde, welches eine Fläche betraf, die zwischen den Kirchen St. Laurentius und St. Maria gelegen und als „in der Pfalz“ bezeichnet wurde⁶⁶. Da mit einer gewissen Siedlungskontinuität bis ins Frühmittelalter im Lagerinneren zu rechnen ist, könnte die frühchristliche Kirche unter Maria Anger als Pfalzkapelle benützt worden sein⁶⁷. Hinsichtlich der Frage nach den nachantiken Siedlungsverhältnissen im Gebiet des ehemaligen Lauriacum ist ein Befund von großer Bedeutung, der 1992/1993 im Rahmen von Notgrabungen im Bereich der heutigen Bundesstraße 1, westlich vom antiken Legionslager dokumentiert werden konnte. B. MUSCHAL datiert die hier aufgedeckten Brandgräber mit gewisser, wohl auch gebotener Vorsicht „in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts bzw. an die Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert“ und lässt offen, ob, und in welchem Zusammenhang diese Brandgräber mit der frühmittelalterlichen Besiedlung auf dem Ennsger Georgenberg stehen⁶⁸: Die Ausgräberin nimmt jedenfalls an, dass es sich bei den Gräbern um eine in Lauriacum ansässige Slawenpopulation handeln dürfte. Dieser Exkurs war nötig, wenn wir dem Verhältnis von Kirche und Siedlung auf den Grund gehen wollen. Die frühmittelalterlichen Siedlungsverhältnisse sind also recht unklar. Meiner Meinung nach verdichten sich aber die archäologischen Hinweise auf eine - wenn auch schwer fassbare - Siedlungskontinuität.

Welche Rolle hierbei die Kirche St. Laurentius vom 5. bis ins späte 8. Jahrhundert innehatte, ist dennoch unklar. Ende des 9. Jahrhunderts beginnen die Schriftquellen reichlicher zu fließen und erhellen allmählich unser Bild der Siedlungsverhältnisse: Zum Jahr 900 wird berichtet, dass die siegreichen Baiern nach der Niederlage der Ungarn auf ihrer Rückkehr am Ennsufer eine *validiss(im)am urbem* mit einer Mauer befestigt haben⁶⁹. Franz-Reiner ERKENS meint dazu, es bestehe kein Zweifel, dass sich der Siedlungsschwerpunkt nun zur Ennsburg hin verlagert habe⁷⁰. Ich frage mich aber, ob diese angebliche Burg in einem Jahr errichtet worden sein kann oder vielmehr, ob sie nicht mit der *civitas* von 899/902 ident sein könnte, denn sie muss meiner Meinung nach nicht zwingend auf dem Georgenberg zu suchen sein. Ist das Legionslager nicht eine an sich „*validissima urbs*“, deren Mauer man „*citissime*“, also „rasch“ erneuerte?

⁵⁹ GIESLER 1997, 508 f.

⁶⁰ GIESLER 1997, 495.

⁶¹ UBL 2001, 163 ff.

⁶² CHRISTLEIN 1978, 144 ff.

⁶³ UBL 2001, 166 und jüngste Befunde: IGL 2005.

⁶⁴ UBL 2001, 167.

⁶⁵ UBL 1988, 27 ff., bes. 45-46.

⁶⁶ GIESLER 1997, 527.: ...*der ander* [der beiden Äcker] *zwischen der Pharr und Unsern Vrown Chirichen...und in der Phaltz genannt* (UB Enns 6, 459 f. Nr. 455).

⁶⁷ UBL 1988, 46.

⁶⁸ MUSCHAL 2002, 153 f.

⁶⁹ GIESLER 1997, 522/Anm. 145: *regressi sunt et citissime in id ipsum tempus pro tuitione illorum regni validissam urbem in littore Anesi fluminis muro opposuerunt.*, Ann. Fuld. cont. Alt. a 900 (QGM 7, 176).

⁷⁰ ERKENS 1994, 428.

Hier sind zwei Urkunden wichtig: Schon im Jahre 901 schenkte König Ludwig IV. (das Kind) dem Kloster St. Florian auf Bitten des Passauer Bischofs als Entschädigung für die dem Bistum durch die Ungarneinfälle entstandenen Schäden die kürzlich errichtete „*civitas*“. Und eine Passauer Traditionsnotiz besagt, Graf Guntheri habe zwischen 899 und 902 der nahe bei (*prope!*) der Mauer der *civitas Lahoria* errichteten Kirche des Hl. Laurentius ein Lehen übereignet⁷¹. Letztgenannte Quelle ist besonders wichtig: Erstens handelt es sich um die erste Nennung der Pfarr(!)-Kirche St. Laurentius in den Jahren 899-902 und zweitens fixiert diese Quelle die Lage der Siedlung unweit der Kirche, also wohl eher im alten Legionslager als auf dem doch etwas entfernt gelegenen Georgenberg! Die Quelle ist für uns auch deshalb so interessant, denn sie nennt das Laurentius-Patrozinium. Dieses existierte offenkundig bereits vor der „Laurentius-Renaissance“, die nach der Schlacht auf dem Lechfeld 955 einsetzte. Das Patrozinium geht folglich wohl mittelbar auf die frühchristliche Verehrung des römischen Märtyrers Laurentius zurück. F.R. ERKENS wertet dies als Beleg für eine Kultkontinuität in Lorch⁷². Wenn wir diese frühen Schriftbelege auch mit Vorsicht behandeln müssen, so zeichnet sich doch für das frühe 10. Jahrhundert eine funktionale Zusammengehörigkeit der überregional bedeutenden Pfarrkirche St. Laurentius und der *civitas* im ehemaligen Legionslager ab. Schon 977 schenkte Otto II. auf Bitten des Passauer Bischofs Pilgrim der Lorcher Laurentiuskirche das *praedium Anesipurch* mit Zubehör, dazu noch zehn Königshuben westlich der Enns, in der königlichen *villa Loracho* (Lorch)⁷³. Auch hier wird wieder darauf hingewiesen, dass die Kirche St. Laurentius außerhalb der Mauern lag (*foris murum aedificata*). J. GIESLER führt weitere Urkunden des 11. und 12. Jahrhunderts an, die von der „*civitas Lauriacensis*“ sprechen, und es wird auch die „*capella S. Mariae in civitate Lauriacensi*“, die Maria Anger Kirche erwähnt, also weitere, konkrete Belege dafür, dass mit der „*civitas*“ das Areal der alten Legionsfestung gemeint war⁷⁴. Die um 900 im Zuge der Ungarnbedrohung befestigte „*civitas*“ wird im späteren 10. Jahrhundert dann auch „Ennsburg“ genannt, was kein Ortswechsel bedeuten muss. Da die *civitas* und die *villa* nicht ident sind, vermutet J. GIESLER, dass die *villa* im Bereich nördlich des alten Kastells, beim späteren Weiler Lorch zu suchen ist, wie er auch noch auf einer Katasterkarte von 1826 als Ansammlung einiger weniger Anwesen aufscheint⁷⁵. J. GIESLER fragt nun, wie es sich mit dem überlieferten „*oppidum*“ verhält⁷⁶. Er meint, es könnte um 800, als bei St. Laurentius bereits bestattet wurde, auch ein Teil des Lagerinneren damit gemeint gewesen sein, der dann später zur „Ennsburg“ geschlagen wurde (So könnte auch der Hinweis in der Urkunde Ludwigs IV. von 901 zu verstehen sein, die Burg läge zum Teil auf Gebiet St. Florians, das heißt Passaus, zum Teil auf jenem der Grenzpräfektur). Das karolingerzeitliche „*oppidum*“ könnte aber auch im Gebiet der früheren römischen Zivilsiedlung von Lauriacum zu suchen sein. Dies bleibt jedoch Spekulation. Schon bald erfolgt die nächste Nennung der Kirche:

Bischof Pilgrim hält zwischen 985 und 991 in St. Laurentius eine Synode ab⁷⁷. Jedenfalls wird er bereits 972 als *sanctae Lauriacensis aeclesie venerabilis pontifex* bezeichnet. Die Laurentiuskirche muss also im Rahmen der Bestrebungen Pilgrims, das Bistum Passau auf das antike Lauriacum zurückzuführen, also der „Lorcher Legende“, eminente Bedeutung innegehabt haben. Möglicherweise reichten die mächtigen Fundamente, die L. ECKHART im Westen beobachten konnte, ja doch bis in diese Zeit zurück, dies ist aber leider nicht konkret belegbar.

Im 11. und 12. Jahrhundert werden die Schriftquellen zu Kirche und Siedlung allmählich konkreter. Dennoch ist der Übergang der Siedlung vom Lauriacum der Römerzeit und des frühen Mittelalters hin zum hochmittelalterlichen Enns auf dem heutigen Stadtberg ein Prozess, den wir weder archäologisch noch schriftlich klar fassen können. Ein offizieller Markt ist erst für das zweite Drittel des 12. Jahrhunderts

⁷¹ GIESLER 1997, 522/Anm. 146: D Ldk 9 (MGH DD Reg. Karol. 4, 108 ff.: *civitatem illam, quam fideles nostri regni pro tuitione patrie ... noviter in ripa Anesi fluminis in proprio iam dicti martiris [St. Florian] partimque in terra prefecture terminalis statuentes construxerunt; - Erste Nennung der Laurentiuskirche: HEUWIESER 1930, 76, nr. 89 (899-902): Graf Gunther überträgt ein Beneficium „ad sanctum Laurentium cuius reliquiae in ecclesia que prope civitatem Lahoria secus murum constructa est requiescunt. Diese undatierte Urkunde wird allgemein 899/902 eingereiht und mit Blick auf die 900 belegte Erbauung der „*civitas*“ wohl 901 oder 902 zu datieren sein. Ein weiteres Argument scheint mir hier wichtig, das, soweit ich sehe, noch nicht vorgebracht worden ist: Eine „*civitas*“, zwischen 900 und 902, mauerumwehrte Siedlung dürfte nicht in nur ein, zwei Jahren errichtet worden sein. Also wird es sich nicht um eine Neuanlage, etwa auf dem Georgenberg gehandelt haben! Vielmehr dürfte m.E. also die römische Legionsfestung jene „*validissam urbem*“ gewesen sein, deren Großquadermauerwerk noch halbwegs intakt gewesen sein dürfte, und „*civitas*“, hastig da und dort repariert wurde. Die Neuerrichtung einer mauergeschützten Siedlung hätte sicher länger gedauert! Außerdem stellte die Legionsfestung eine weitaus interessantere, an sich sehr mächtige Defensivanlage dar, insbesondere, wenn es schnell gehen musste! Mir scheint dahingehend auch die Formulierung interessant (s. Anm. 69), dass sie die... „*validissam urbem... muro obposuerunt*.“ Dies ist doch ein konkreter Beleg, dass die Siedlung an sich schon „*validissam*“, also sehr stark gewesen sein soll und vor allem: bereits existierte!*

⁷² ERKENS 1994, 442 ff.

⁷³ GIESLER 1997, 522/Anm. 147.: D OII 167 (MGH DD Imp. Germ. 2, 189 ff.).

⁷⁴ GIESLER 1997, 522 mit Anm. 149 und weiterführenden Quellenangaben. – Wichtig ist, dass das Gebiet östlich der Laurentiuskirche noch im frühen 20. Jahrhundert im Volksmund als „Burg“ bezeichnet wurde.

⁷⁵ GIESLER 1997, 524/Abb. 93. – Der Name existiert bis heute als Ortsbezeichnung.

⁷⁶ GIESLER 1997, 528.

⁷⁷ ERKENS 1994, 428 ff. mit Lit. – Die Synode findet statt: *in Lauriacensi aeclesia oratorio sancti Laurentii martyris Christi*.

erschließbar. 1191 erneuerte Herzog Otakar IV. die Markt- und Handelssatzungen der „villa“ Enns; dabei ist ausdrücklich von einem „forum“ die Rede, also einem Markt, weiters von Schiffsverkehr und Karren, die auf einer Brücke die Enns überquerten⁷⁸. Wo lag nun dieses Enns des 12. Jahrhunderts? Der Siedlungsname Enns (*Ense*) wird erst 1125 fassbar, um die Mitte des Jahrhunderts zunächst als *locus*, dann als *forensis villa/vicus*, 1170 auch als *oppidum*⁷⁹. Interessant ist, dass 1526 erstmals die Bezeichnung „in der Alten Stadt unter dem St. Georgenberg“ überliefert wird, eine Flurbezeichnung, die sich bis in die Moderne erhalten hat⁸⁰. Dieses Areal liegt am Fuße des Georgenberges, unweit der vermuteten Limesstraße bzw. deren Querungsstelle über die Enns. Diese Bezeichnung wird verwendet, als die südlich davon, höher auf dem Ennser Stadtberg gelegene, hochmittelalterliche Stadt bereits existierte; die Bezeichnung „Alte Stadt“ belegt, dass hier also ein alter Siedlungskern existiert hat. Konkretes hat die Archäologie noch nicht vorgelegt. Neben den urkundlichen Erwähnungen des zentralen Handelsplatzes Enns im 12. Jahrhundert existierte in diesem Jahrhundert auch schon eine Münzstätte, letztlich war der Platz auch so bedeutend, dass hier 1186 die „Georgenberger Handfeste“ unterzeichnet wurde. Es sei darauf hingewiesen, dass dieser wichtige Vertrag auch der Grund dafür sein dürfte, warum die ältere Forschung die Bedeutung des Georgenberges dahingehend aufzuwerten versuchte, indem sie hier schon für das frühe 10. Jahrhundert die erste „Burg“ lokalisieren wollte. Ich glaube, dieses historische Ereignis könnte die Forschung etwas „geblendet“ haben⁸¹. Sicher ist, dass in den neunziger Jahren des 12. Jahrhunderts mit dem Bau der Ennser Stadtmauer begonnen wurde. Spätestens zu dieser Zeit ist die stadtähnliche Siedlung Enns eindeutig auf dem Ennser Stadtberg gelegen⁸². Herzog Leopold V., der nach 1186 - Georgenberger Handfeste - und dem Tode des steirischen Otakar IV. 1192 dessen Erbe angetreten hatte, ließ u.a. Enns mit einer Mauer umgeben. Das Steinmaterial - Großquader - lieferte das ehemalige römische Legionslager, das nicht weit entfernt und vor allem nachweislich aus genau diesem Material errichtet worden war⁸³. Dieses „Bauprogramm“ kam ins Rollen, als Enns am Ende des 12. Jahrhunderts kurzfristig im Mittelpunkt der österreichischen Geschichte stand: Hier wurde die Georgenberger Handfeste unterzeichnet, nur wenige Jahre später der Mauerbering geschaffen und schon 1212 wurde Enns zur Stadt erhoben. Auch die Errichtung des Kirchturmes von St. Laurentius könnte in mittelbarem Zusammenhang mit diesen Vorgängen stehen.

Bei Rechtshandlungen verschiedener Art wird konkret auch St. Laurentius als Ort der Handlung genannt, was speziell für das 12. Jahrhundert gut belegt ist und die Bedeutung der Kirche in dieser Zeit unterstreicht⁸⁴. Aufgrund ihrer abgerückten Lage vom hochmittelalterlichen Enns entstanden bald neue Kirchen. Die alte Pfarrkirche St. Laurentius behielt aber ihre Bedeutung, während die Kirchen im mittelalterlichen Stadtbereich auf dem Stadtberg den Status von „Zukirchen“ zur Laurentiuskirche hatten⁸⁵: Bei der Scheiblingkirche, erstmals 1389 erwähnt, handelt es sich um einen abgekommenen Rundbau auf dem Marktplatz, also auf dem Ennser Stadtberg. Sie musste schon bald dem heutigen Stadtturm in der Mitte des Hauptplatzes weichen, diese Kirche wurde abgebrochen⁸⁶. Die St. Georg Kirche war die zweite Zukirche von St. Laurentius und lag auf dem Georgenberg, die Kirche selbst wird erst 1230 erwähnt und ebenfalls in der Neuzeit zerstört. Mit der Verlegung der Pfarrrechte von St. Laurentius hin zur Marienkirche auf dem Stadtberg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und der Zerstörung der beiden Zukirchen von St. Laurentius hatte diese alte Pfarre also ihre einstige Bedeutung verloren.

Es folgte ein Jahrhunderte andauernder „Überlebenskampf“ der zur Friedhofskirche degradierten St. Laurentiuskirche, die immer wieder stark baufällig wurde⁸⁷. Wenn man jedoch bedenkt, dass die Scheiblingkirche, die Georgskirche, aber auch die Kirche Maria Anger, letztgenannte im ehemaligen Legionslager, allesamt abgebrochen wurden, so können wir von Glück sprechen, dass die fernab des

⁷⁸ GIESLER 1997, 530/Anm. 186, 187 mit weiterführender Lit.

⁷⁹ GIESLER 1997, 530/Anm. 188.

⁸⁰ GIESLER 1997, 530/Anm. 189.

⁸¹ GIESLER 1997, 532 - Er meint, dass die „Ennsburg“ mit der „civitas“ also noch bis ins 12. Jh. im alten Legionslager zu lokalisieren sei, dort auch in der Hand des Passauer Bischofs lag, und die sich entwickelnde Marktsiedlung Sache der weltlichen Herrschaft war, namentlich des Landesherrn. Die Existenz von dessen Burg vor dem 12. Jh. sei demzufolge nicht belegbar. J. GIESLER vermutet die Lage einer solchen Burg an der Stelle, wo sich das heutige Schloß Ennsegg erhebt. Vielleicht war es aber auch der „Dienstmann“ des Passauer Bischofs selbst, der mit zunehmendem Repräsentationsbedürfnis, im Sinne der allgemeinen „Separierung des Herren“, seinen Sitz von der *civitas* im alten Legionslager auf die Anhöhe verlegte, dies könne aber, wie J. GIESLER richtig einschränkt, archäologisch noch nicht belegt werden.

⁸² GIESLER 1997, 531/Anm. 193: ...*cum quo thesauro Vienna, Anasus, Haimburc, Nova civitas muris circumcinguntur.*; Cont. Praed. Vind. A. 1192 (MGH SS 9, 726).

⁸³ UBL 1997, 36 ff. - H. UBL konnte zeigen, dass Großquader an der Außenmauer des antiken Lagers, aber auch in den *principia* zur Verwendung gelangten.

⁸⁴ GIESLER 1997, 533/Anm 214 - u. a. seien hier die zwei Erwähnungen der Kirche vorgestellt: 1143: *Iuxta Lauriacum praedium... apud Lauriacum in cimiterio sancti Laurentii* (UB Enns 2, 208 ff., Nr. 142);

1183: *Datum apud Laureacum in ecclesia sancti Laurentii* (UB Enns 2, 382 ff., Nr. 262; 385 ff., Nr. 263.)

⁸⁵ MARCKHGOTT 1981, 174 ff.

⁸⁶ MARCKHGOTT 1981, 177/Anm. 12. mit weiterführender Lit.

⁸⁷ Auf die Geschichte der Kirche in der Neuzeit kann an dieser Stelle leider nicht näher eingegangen werden.

hochmittelalterlichen Enns gelegene Laurentiuskirche auch die Reformen des 18. Jahrhunderts überleben konnte. Schon im 19. Jahrhundert wurde ihre große Bedeutung von der Denkmalpflege erkannt und daher wiederholt umfangreiche Sanierungsarbeiten veranlasst.

Trotz der hier vorgebrachten Kritik an der Arbeit L. ECKHARTS, muss betont werden, dass es dennoch sein Verdienst ist, dass wir heute überhaupt von der eindrucksvollen Vorgeschichte des bestehenden Kirchenbaus wissen und die größtenteils in situ konservierten Befunde studieren können. Dem Ausgräber gebührt, speziell in Hinblick auf seinen unermüdlichen persönlichen Einsatz für dieses eindrucksvolle Denkmal, zweifelsohne größter Respekt!

Literaturverzeichnis

- ARDELT 1981:
Rudolf ARDELT, Die Regotisierung der St. Laurenz-Kirche. In: ZINNOBLER 1981, 226 ff.
- BOSHOF 1994:
Egon BOSHOF (Hrsg.), Das Christentum im bairischen Raum. Passauer Historische Forschungen 8, Passau 1994.
- CHRISTLEIN 1978:
Rainer CHRISTLEIN, Das Gräberfeld auf dem Ziegelfeld bei Lauriacum – Lorch und die Vita Severini. Ostbairische Grenzmarken 20, Passau 1978, 144 ff.
- CZERWENKA 1992:
Karoline CZERWENKA, Vorromanische Architektur in Österreich. Wien 1992.
- ECKHART 1981a:
Lothar ECKHART, Die Stadtpfarrkirche und Friedhofskirche St. Laurentius von Enns-Lorch-Lauriacum in Oberösterreich. Die archäologischen Ausgrabungen 1960-1966. Forschungen in Lauriacum 11/1-3, Linz 1981.
- ECKHART 1981b:
Lothar ECKHART, Die St. Laurentius-Basilika von Enns-Lorch in Geschichte, historischer Theorie und archäologischer Praxis. In: ZINNOBLER, 1981, 57 ff.
- ERKENS 1994:
Franz-Reiner ERKENS, Die Ursprünge der Lorcher Tradition im Lichte archäologischer, historiographischer und urkundlicher Zeugnisse. In: BOSHOF 1994, 423 ff.
- FILLITZ 1998a:
Hermann FILLITZ (Hrsg.), Geschichte der bildenden Kunst in Österreich. Früh- und Hochmittelalter. Wien 1998.
- FILLITZ 1998b:
Hermann FILLITZ, Die Architektur bis zur Zeit Herzog Leopolds VI. In: FILLITZ 1998a, 232 ff.
- FLEISCHMANN 1999:
Georg FLEISCHMANN, Monumentale Apsidensäule und apsidiale Basiliken. Unpubl. Diplomarbeit Univ. Wien, Wien 1999.
- FRIESINGER 1979:
Herwig FRIESINGER, Die Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen von 1977 in Klosterneuburg-St. Martin. Das frühmittelalterliche Fundmaterial. Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg NF 11 (Klosterneuburg), 1979, 200 ff.
- GIESLER 1997:
Jochen GIESLER, Der Ostalpenraum vom 8. bis zum 11. Jahrhundert. Frühgeschichtliche und provinzialrömische Archäologie 2, Rahden/Westf. 1997.
- GLASER 1991:
Franz GLASER, Das frühchristliche Pilgerheiligtum auf dem Hemmaberg. Klagenfurt 1991.
- GLASER 1997:
Franz GLASER, Frühes Christentum im Alpenraum. Regensburg 1997.
- GLASER 2003:
Franz GLASER, Der frühchristliche Kirchenbau in der nordöstlichen Region (Kärnten/Osttirol). In: Hans Rudolf SENNHAUSER (Hrsg.), Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., NF 123, 2 Bde., München 2003, 416 ff. und 627 ff.
- HARL 1985:
Ortolf HARL, Zum gallo-römischen Umgangstempel. Archäologisches Korrespondenzblatt 15, 1985, 217 ff.
- HEUWIESER 1930:
Max HEUWIESER (Hrsg.), Die Traditionen des Hochstifts Passau. Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte NF 6, München 1930.
- IGL 2005:
Roman IGL, Enns Parz. 1064. Fundberichte aus Österreich 44, 2005 (im Druck).
- KATZINGER, EBNER, RUPRECHTSBERGER 1996:
Willibald KATZINGER, Johannes EBNER, Erwin M. RUPRECHTSBERGER, Geschichte von Enns. Enns 1996.
- LOHNINGER 1918:
Josef LOHNINGER, Die Stadtpfarrkirche zu Lorch-Enns. Christliche Kunstblätter 1917/1918, Linz 1918, 4 ff.
- MARCKHGOTT 1981:
Eberhard MARCKHGOTT, Die mittelalterlichen Zukirchen der St.-Laurenz-Pfarrkirche. In: ZINNOBLER 1981, 174 ff.
- MITSCHA-MÄRHEIM 1964:
Herbert MITSCHA-MÄRHEIM, Ein reiches Frauengrab aus der Laurentiuskirche in Lorch, OÖ. Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines 109, 1964, 191 ff.
- MUSCHAL 2002:
Brigitte MUSCHAL, Ein slawisches Brandgräberfeld in Lauriacum/Enns, Oberösterreich. Beiträge zur Mittelalterarchäologie 18, 2002, 153 ff.

- PILLINGER 1999:
Renate PILLINGER, Zur Genese der Christlichen Archäologie in Österreich. Mitteilungen zur christlichen Archäologie 5 (Wien), 1999, 74 ff.
- SCHERRER 1992:
Peter SCHERRER, Grabbau-Wohnbau-Turmburg-Praetorium. Angebliche römerzeitliche Sakralbauten und behauptete heidnisch-christliche Kultkontinuitäten in Noricum. Berichte und Materialien des Österreichischen Archäologischen Institutes 4, Wien 1992.
- SCHWANZAR 1994:
Christine SCHWANZAR, Die Kleinfunde der Basilika St. Laurenz, Enns-Lorch, Oberösterreich. In: BOSHOF 1994, 171 ff.
- SCHWARZ 1998:
Mario SCHWARZ, Die Architektur in den Herzogtümern Österreich und Steiermark unter den beiden letzten Babenbergerherzögen. In: FILLITZ 1998a, 286 ff.
- SENNHAUSER 2003:
Hans Rudolf SENNHAUSER (Hrsg.), Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl., NF 123, 2 Bände, München 2003.
- SYDOW 2001:
Wilhelm SYDOW, Kirchenarchäologie in Tirol und Vorarlberg. Fundberichte aus Österreich, Materialhefte A9, Wien 2001.
- SYDOW 2003:
Wilhelm SYDOW, Früher Kirchenbau in Tirol und Vorarlberg. In: SENNHAUSER 2003, 223 ff.
- UBL 1982:
Hansjörg UBL, Frühchristliches Österreich. In: Severin zwischen Römerzeit und Völkerwanderung. Ausstellungskatalog, Linz 1982, 295-337.
- UBL 1988:
Hansjörg UBL, Die archäologischen Zeugnisse des religiösen Lebens im antiken Lauriacum. Mitteilungen des Musealvereines Lauriacum 26 (Enns), 1988, 27 ff.
- UBL 1994:
Hansjörg UBL, Die Christianisierung von Noricum Ripense bis zum 7. Jahrhundert nach den archäologischen Zeugnissen. In: BOSHOF 1994, 135 ff.
- UBL 1997:
Hansjörg UBL, 4. Oberösterreich: KG Enns und Lorch. Grabungen im Legionslager Lauriacum. Fundberichte aus Österreich 36, 1997, 36 ff.
- UBL 2001:
Hansjörg UBL, Bestattungen an der Wende von Antike zum Mittelalter in Lauriacum/Enns, OÖ. In: Sabine FELGENHAUER-SCHMIEDT, Alexandrine EIBNER, Herbert KNITTLER (Hrsg.), Zwischen Römersiedlung und mittelalterlicher Stadt. Archäologische Aspekte zur Kontinuitätsfrage. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich, 17, 2001, 163 ff.
- ULBERT 1988:
Thilo ULBERT, Zur liturgisch-funktionellen Ausstattung spätantiker Kirchen im Alpenraum. In: Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488-788. Ausstellungskatalog, Korneuburg 1988, 287 ff.
- VETTERS 1954:
Hermann VETTERS, Die Centuria I. Forschungen in Lauriacum 2, 1954, 6 ff.
- VETTERS 1984:
Hermann VETTERS, Die Laurentiuskirche von Lorch. Gedanken zur Grabungspublikation Lothar Eckharts. Anzeiger der österreichischen Akademie der Wissenschaften 121 (Wien), 1984, 39 ff.
- ZINNOBLER 1981:
Rudolf ZINNOBLER (Hrsg.), Lorch in der Geschichte. Linzer philosophisch-theologische Reihe 1981, Linz 1981.
- ŽIVKOVIĆ 2005:
Gorazd ŽIVKOVIĆ, Zur Entwicklung der Chor- und Westturmkirchen in Österreich. Beiträge zu Mittelalterarchäologie in Österreich 21, 2005, 261 ff.

Roman Igl
Theresieng. 32/28
A-1180 Wien
romanigl@hotmail.com

DER DOM VON ST. PÖLTEN AUS DEM BLICKWINKEL DER ARCHÄOLOGISCHEN FORSCHUNG*

von

Ronald RISY, Wien

Einleitung

Der Titel dieses Aufsatzes mag vielleicht überraschen, da es zum einen bisher kaum archäologische Untersuchungen im Dom zu St. Pölten, der ehemaligen Klosterkirche gegeben hat¹, zum anderen die Formulierung eine einseitige von einer Fachrichtung aus gesehene Betrachtungsweise implizieren mag. Vielmehr soll mit diesem Titel ausgedrückt werden, dass seitens der Archäologie zusätzliche grundlegende Ergebnisse zur Baugeschichte dieses prominenten Kirchengebäudes von Niederösterreich beigesteuert werden können, wodurch eine neuerliche Beschäftigung mit der Bauabfolge im Zusammenspiel mit kunsthistorischen sowie historischen Überlegungen als sinnvoll zu betrachten ist².

Erstmals gab es im Jahre 1949 im Inneren der Kirche, im Zuge der von Prälat Karl FRANK initiierten Renovierung der Rosenkranzkapelle³, eine Untersuchung durch Balduin SARIA, im Auftrag des Österreichischen Archäologischen Institutes⁴. 1953 fand anlässlich der Verlegung eines Blitzableiters eine kleine Grabung an der südlichen Außenseite des Domes durch Herma STIGLITZ, ebenfalls Österreichisches Archäologisches Institut, statt⁵. Bei beiden stand aber die Suche nach Spuren der römischen Vergangenheit im Vordergrund und erbrachten auch aufgrund der Kleinheit der untersuchten Flächen aus damaliger Sicht keinerlei Befunde zur mittelalterlichen Baugeschichte des Domes. Diesbezüglich viel ergiebiger sind hingegen die von Weihbischof Heinrich FASCHING festgehaltenen Beobachtungen anlässlich diverser Einbauten im Kircheninneren in den Jahren 1971 bis 1982⁶. Aus dieser doch sehr kurzen Aufstellung wird aber klar ersichtlich, warum sich der bisherige Kenntnisstand zur Baugeschichte des Domes in erster Linie auf historisches Quellenmaterial und kunsthistorische Betrachtungen stützen musste⁷.

Als nun bekannt wurde, dass eine Revitalisierung der Rosenkranzkapelle durchgeführt werden soll, gelang es dank der Unterstützung der Diözese archäologische Untersuchungen im Vorfeld und während der Renovierungsarbeiten in und außerhalb der Kapelle genau 50 Jahre nach der letzten offiziellen Grabung im Bereich des Domes zu erwirken⁸. Zunächst wurde innen die westlich der zum Altarbereich führenden Stufenanlage liegende Fläche archäologisch untersucht (Abb. 1). Nach einer kurzfristigen Änderung im Bauplan konnte auch noch der Altarbereich im Jänner 2004 erforscht werden. Weiters wurden die Ausschachtungsarbeiten für die neue Abwasserdrainage, die von der sog. Reiche zwischen Dom und Oberbank nach Osten bis in den Kapitelgarten führte, archäologisch beobachtet⁹.

*Die verwendete Plangrundlage, erstellt vom Vermessungsbüro Gerhard MAHOWSKY im Auftrag der Diözese St. Pölten, wurde dankenswerterweise vom Diözesanbauamt zur Verfügung gestellt. – Martin HOFBAUER bin ich für die Gestaltung der hier vorgelegten Pläne zu Dank verpflichtet, Peter SCHERRER für seine Diskussionsbeiträge.

¹ Siehe Zusammenstellung bei: RISY 2003.

² Die hier dargelegten Ausführungen sind als Ergänzung zu dem in der Festschrift für Weihbischof Heinrich FASCHING publizierten Vorbericht zu betrachten: RISY 2004.

³ Bei der Rosenkranzkapelle handelt es sich um den ehemaligen Ostteil des südlichen Seitenschiffes, der um die Mitte des 17. Jhs. n. Chr. abgetrennt und als Kapelle der Rosenkranzbruderschaft übergeben wurde.

⁴ SARIA 1951, 110-111.

⁵ Noch unter ihrem Mädchennamen erschienen: THALLER 1953.

⁶ FASCHING 1983, 5ff.

⁷ Zusammenfassend: SCHWARZ 1985.

⁸ Anzumerken ist, dass die Arbeiten dankenswerterweise in vorbildlicher Zusammenarbeit mit dem mit der Planung befassten Diözesanbauamt und der mit den Arbeiten beauftragten Baufirma STRABAG durchgeführt werden konnten.

⁹ Die Grabungen in der Rosenkranzkapelle sowie die parallel dazu laufende baubegleitende Untersuchung der erwähnten Künette für die Abwasserleitung fanden Ende Juni bis Ende August des Jahres 2003 statt. Der Bauwisch wurde, soweit es aus statischen Gründen erlaubt war, Ende Oktober bzw. Anfang November 2003 untersucht. Der Chor der Kapelle konnte schließlich vom 21. bis 31. Jänner 2004 archäologisch erforscht werden.



Abb. 1: St. Pölten, NÖ, Dom. Rosenkranzkapelle. Blick nach Westen während der Ausgrabungsarbeiten. (Photo: ÖAI).



Abb. 2: St. Pölten, NÖ, Dom. Bauwich. Mauerwerk der Kirche I im Fundamentbereich der heutigen Südmauer. (Photo: ÖAI).

1. Ergebnis der archäologischen Forschungsarbeit

Aufgrund des Forschungsstandes ergaben sich im wesentlichen zwei Fragestellungen bzw. Zielsetzungen für die Untersuchung:

1. Neue Erkenntnisse zur römischen Bebauung in diesem Bereich der Stadt zu gewinnen.
2. Überprüfung bisheriger Lehrmeinungen, insbesondere der Theorie Michael PFAFFENBICHLERS von einem selbständigen Kapellenbau¹⁰, mit der Hoffnung, neue Aufschlüsse zur Baugeschichte der ehemaligen Klosterkirche zu erhalten.

Bevor die einzelnen Resultate der archäologischen Ausgrabungen im einzelnen vorgestellt werden, ist anzumerken, dass durch die Baumaßnahmen des Jahres 1949 wesentliche Zusammenhänge vor allem die spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Baugeschichte betreffend verloren gegangen sind. Damals hatte man den Fußboden in der Kapelle um mehr als einen Meter auf die Höhe des ehemaligen spätromanisch-gotischen Bodens, dessen Reste entfernt wurden, abgesenkt, die barocken Gruftanlagen abgetragen und als Ersatz zwei neue Gräfte auf tieferem Niveau errichtet. Die einfachen Erdgräber wurden als solche nicht erkannt und daher größtenteils zerstört.

Als durchaus überraschend müssen die römischen Befunde bezeichnet werden, auf die in diesem Rahmen aber nicht näher eingegangen wird¹¹. Festzuhalten ist, dass die mehrphasige Bebauung in diesem Bereich von Aelium Cetium in ihrer Orientierung vom sonst vorherrschenden strengen Rasterystem abweicht. Weiters erwähnenswert ist eine nach Aufgabe des Kanals eingebrachte Planierschicht, die aufgrund der Zusammensetzung des Fundmaterials in Zusammenhang mit dem Mithraskult gebracht werden kann¹².

¹⁰ Michael PFAFFENBICHLER (1958) erschloss aufgrund des angeblich unorganischen Anschlusses der Südmauer an den südlichen Turm sowie der aus der Achse geschobenen Apsis der Rosenkranzkapelle eine selbständige Kapelle an der Südseite des Domes, die im 13. Jh. n. Chr. in den spätromanischen Kirchenbau miteinbezogen worden sein soll. Dieser Theorie folgte zum Teil auch Mario SCHWARZ (1985, 60).

¹¹ Eine detaillierte Beschreibung der römischen Befunde findet sich bei: RISY 2004, 419-421 mit Planbeilage 1.

¹² Diese Planierschicht konnte auch auf der südlich anschließenden Parzelle im Zuge des Umbaus der Oberbankfiliale dokumentiert werden: RISY 2001.

Von großer Bedeutung sind sicherlich die aufgedeckten mittelalterlichen Baubefunde, da sie wesentlich zur Klärung der Frage nach Aussehen und Bauabfolge der Klosterkirche beitragen können. In der Planbeilage 1 wurden alle entsprechenden Mauer- und Bodenreste eingetragen, grob unterteilt in Befunde, die vor 1228 und in solche, die um bzw. nach 1228 zu datieren sind¹³.

1.1 Das älteste Kirchengebäude (Kirche I, Planbeilage 2)

Die Untersuchungen der Südmauer des Domes, die sowohl im Kapelleninneren als auch an der Außenseite im Bauwich stellenweise bis zur Unterkante freigelegt werden konnte, erbrachten eindeutig den Nachweis eines Vorgängerbaus, dessen Mauern zum Teil als Fundamente in die Nachfolgebauten integriert wurden. Das Fundament der Südmauer sitzt in der Regel am gewachsenen eiszeitlichen Traisenschotter auf, ausgenommen im Bereich eines römischerzeitlichen Kanals. Der untere Abschnitt besitzt eine Breite von ca. 1,15 bis 1,20 m, die einzelnen, aus unterschiedlich großen, grob behauenen Bruchsteinen gesetzten Steinreihen waren an ihrer Oberseite mit Mörtel abgegossen. Der darüber liegende, ebenfalls noch zum heutigen Fundament zählende schmalere, sehr sorgfältig aus Bruchsteinen errichtete Teil der Mauer entspricht in seiner Stärke der Breite der heutigen Südmauer. Die Fugen sind - mit Ausnahme der ersten auf dem Vorsprung aufliegenden Steinreihe - mit Mörtel ausgefüllt, die Steinköpfe sichtbar¹⁴ (Abb. 2). Das darüber liegende, zeitlich aber nicht näher einzuordnende Mauerwerk unterscheidet sich in der Mauertechnik klar, da es bei weitem nicht so sorgfältig errichtet ist und zahlreiche Ziegelstücke enthält. Der freigelegte Abschnitt des Fundamentes der Südmauer ist somit nachweislich als Bestandteil eines älteren Kirchengebäudes mit Fundament und Aufgehendem zu interpretieren.

Drei an der Außenseite des Domes angeschnittene, auf dem Fundamentvorsprung aufgesetzte Pfeiler (PF 1-3 in der Planbeilage 1) mit einer Breite von 0,60 bis 0,63 m müssen ebenfalls diesem älteren Bau zugeschrieben werden (Abb. 3). Sie sind leicht in die Rückwand eingebunden, die seitlichen Nahtstellen schön verfugt. Als Baumaterial wurden großteils Ziegelbruchstücke verschiedener Typen und Formate (z.B. Bruchstücke von Dachziegeln oder quadratischen Plattenziegeln) und nur wenige Steine in Mörtelbindung verwendet. Zwischen Pfeiler 2 und Pfeiler 3 ist mit relativ großer Wahrscheinlichkeit ein weiterer von gleicher Größe zu ergänzen, der Abstand zwischen den einzelnen Pfeiler variiert aber¹⁵.

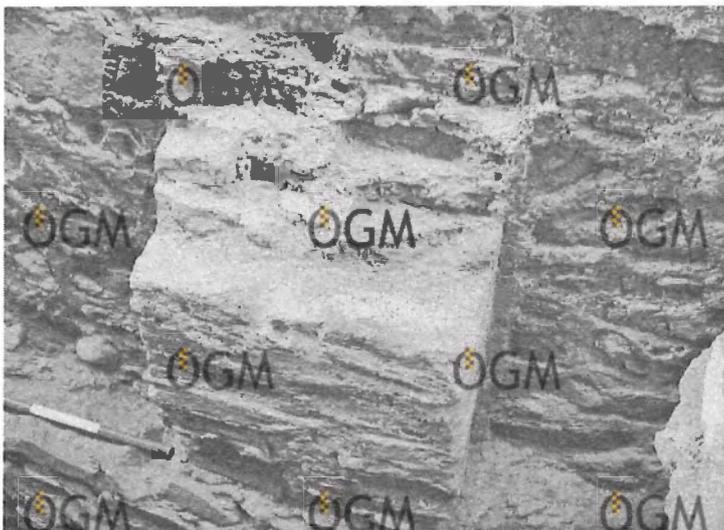


Abb. 3: St. Pölten, NÖ, Dom. Bauwich. Lisenenpfeiler 2 der Kirche I. (Photo: ÖAI).

Bei den Untersuchungen im Altarbereich der Rosenkranzkapelle kam die zugehörige Ostmauer (M3 in Planbeilage 1) zum Vorschein, die in den Maßen und in der Mauertechnik exakt der Südmauer entspricht und an der Außenseite eine vergleichbare Pfeilergliederung besitzt. Beim freigelegten Pfeiler der Ostmauer (Pfeiler 4 genannt) fanden als Baumaterial allerdings mehr Steine und nur wenige Ziegel Verwendung.

¹³ Dieses Datum wurde deshalb als Zäsur gewählt, weil die spätromanische Klosterkirche im Wesentlichen der heutigen Grundrissgestalt des Domes entspricht, deren architektonische Ausgestaltung nach SCHWARZ an den Beginn des 13. Jhs. n. Chr. zu setzen ist und daher mit dem für das Jahr 1228 überlieferten Weihedatum verknüpft werden kann.

¹⁴ Das erhaltene Erscheinungsbild dieses Mauerabschnittes impliziert diese bewusste Fassadengestaltung, doch lässt die relativ große Höhe der Mörtelstege vermuten, dass das Mauerwerk ursprünglich flächig verputzt war und der Verputz im Bereich der Steinköpfe durch die geringere Haltbarkeit im Laufe der Zeit abgeplatzt ist.

¹⁵ Der Abstand von Mitte Pfeiler 1 zu Mitte Pfeiler 2 beträgt 3,86 m, der von Mitte Pfeiler 2 zu Mitte Pfeiler 3 7,62 m, gemittelt 3,81 m.

Aufgrund dieses Befundes lässt sich nun auch ein bisher nicht beachtetes Detail der Grabung von Herma STIGLITZ aus dem Jahr 1953 neu beurteilen und interpretieren. Sie schreibt in ihrem Bericht, dass das Domfundament einen Vorsprung in der Art eines Pfeilers bilde, der vom heutigen Pfeilerfundament durchschlagen wird und in seinem unteren Teil Ziegel eingebaut habe¹⁶. Dabei kann es sich nur um einen weiteren Pfeiler des von uns erschlossenen älteren Gebäudes handeln. Der Pfeiler aus dem Jahr 1953 weist eine Mindestbreite von 0,72 m auf und ist damit deutlich breiter als die vier neu aufgefundenen. Die uniforme Breite der Pfeiler 1-4 lässt darauf schließen, dass es sich bei dem aus dem Jahr 1953 um einen Eckpfeiler handeln könnte, womit die Gesamtlängenausdehnung des Gebäudes mit rund 36 m (\pm einen halben Meter) errechnet werden kann¹⁷.

Das älteste Gebäude (Kirche I) ist also durch das Fundament der Südmauer - zumindest bis zum 2. Joch von Westen -, Mauer 3 und den als Lisenengliederung der Außenseite zu interpretierenden Pfeilern fassbar. Die Breitenausdehnung dieser Kirche muss derzeit noch offen gelassen werden, kann aber durchaus bereits der Breite des jetzigen Domes entsprechen haben.

1.2 Kirche II (Planbeilage 3)

An die Ostmauer des ältesten Kirchengebäudes wurde in der zweiten Bauphase eine kleine Apsis angesetzt (Apsis 1 in der Planbeilage 1). Ihr Fundament aus Gussmauerwerk sitzt am eiszeitlichen Traisenschotter auf, beim Aufgehenden handelt es sich um eine Art Schalenmauerwerk (Abb. 4). Der nördliche Apsisbogen schließt unmittelbar an der Nordseite von Pfeiler 4 an, deutlich erkennbar ist die Baufuge zwischen südlichem Apsisbogen und der Ostmauer des Vorgängerbaus (Abb. 5). Dieser Bauphase sind die aufgedeckten Estrichreste zuzuordnen, deren OK bei 270,33 bzw. 270,30 liegt¹⁸. Estrichreste mit denselben Höhenkoten konnte auch Weihbischof Heinrich FASCHING mehrfach feststellen¹⁹, womit der Gesamtumriss dieser Kirche im wesentlichen festgelegt werden kann. Bereits in Bauphase II wurde als Grundrisslösung eine dreischiffige querschifflose flachgedeckte Basilika mit dreiteilig apsidialen Chorabschluss gewählt. Kirche I wurde jetzt zumindest nach Westen hin erweitert²⁰ und mit Seitenschiffapsiden ausgestattet. Im Inneren sind natürlich Stützen (Pfeiler oder Säulen) zu ergänzen. Die Gestalt der Westfront muss ebenso wie die der Hauptapsis offen bleiben.

Zu erwähnen sind noch zwei an die Südmauer angesetzte Mauern, in der Planbeilage 1 als M1 und M2 bezeichnet (Abb. 6). Beide sind 0,55 m breit, besitzen beidseitig einen Fundamentvorsprung und setzen an Lisenenpfeiler der Kirche I an.

1.3 Kirche III (Planbeilage 4)

Apsis 1 wurde in weiterer Folge durch Apsis 2 (Planbeilage 1) ersetzt, die noch heute den Ostabschluss der Rosenkranzkapelle bildet. Als auffällig muss die Asymmetrie zwischen Mittelachse der Apsis und derjenigen der Deckengewölbe bezeichnet werden, die belegt, dass Apsis 2 älter als die Architektur der spätromanischen Klosterkirche ist und damit kann eine weitere Bauphase erschlossen werden.

1.4 Kirche IV

Die im Kapelleninneren sowohl entlang der Nord- als auch der Südmauer aufgedeckten Fundamente (F1-F7 in Planbeilage 1) sind mit Ausnahme von F2, das mit Sicherheit jünger zu datieren ist, als Fundamente der heute noch sichtbaren spätromanischen Bündelpfeiler zu interpretieren, die neben der heutigen Hauptapsis und der erhaltenen Fassadengestaltung an der Südseite als Bestandteile der vierten Bauphase angesprochen werden müssen.

¹⁶ THALLER o. J.; Gekürzte Fassung des zitierten Berichts: THALLER 1953, 24.

¹⁷ Die exakte Ausdehnung kann nicht bestimmt werden, da die Gesamtlänge des Eckpfeilers nicht bekannt ist.

¹⁸ Der im Apsisbereich der Rosenkranzkapelle vorgefundene Estrichrest ist mit Bestimmtheit jünger als Kirche I, da er dessen Fundamentvorsprung überdeckt. Theoretisch könnte er aber älter als Apsis 1 sein, doch weisen keinerlei baulichen Reste auf eine zusätzliche Bauphase vor deren Errichtung hin.

¹⁹ FASCHING 1983, 8, Abb. 4 u. 5.

²⁰ Möglicherweise auch nach Norden, falls die Kirche I schmaler als der heutige Dom gewesen sein sollte.

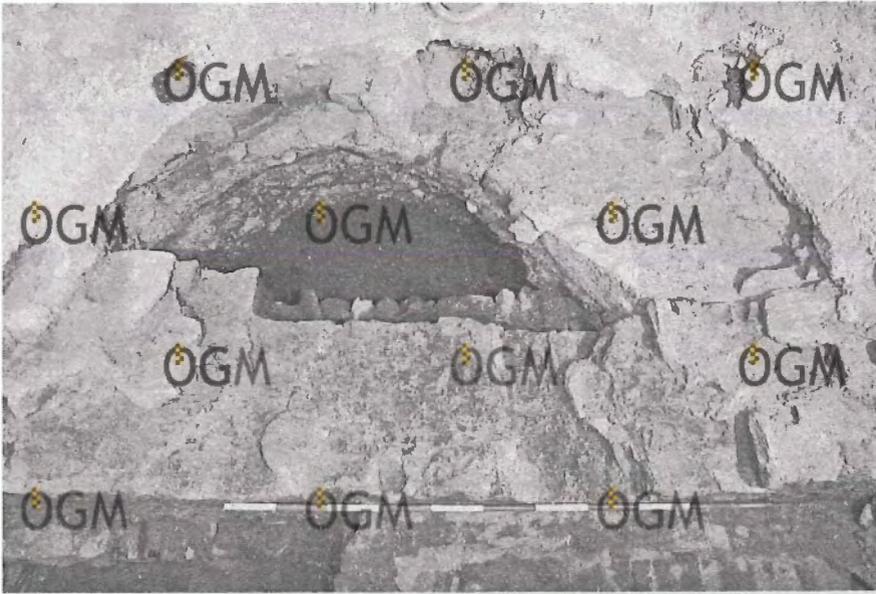


Abb. 4:
St. Pölten, NÖ, Dom.
Rosenkranzkapelle.
Altarbereich: im Vor-
dergrund Ostmauer
der Kirche I, daran
ansetzend Apsis der
Kirche II. (Photo:
Nicolas GAIL, ÖAI).



Abb. 5:
St. Pölten, NÖ, Dom.
Rosenkranzkapelle.
Altarbereich: Bau-
fuge zwischen Ostmauer
Kirche I und süd-
lichem Apsisbogen
der Kirche II. (Photo:
Nicolas GAIL, ÖAI).



Abb. 6:
St. Pölten, NÖ, Dom.
Bauwich.
Lisenenpfeiler 1 der
Kirche I, daran
angesetzt Mauer 2
(= M2). (Photo: ÖAI).

2. Datierung

Die Frage nach der absoluten Chronologie der einzelnen Bauphasen ist schwierig zu beantworten, da keine datierbaren stratigraphischen Befunde vorliegen. Aufgrund mangelnder archäologischer Evidenz kann eine zeitliche Einordnung der einzelnen Gebäude nur in Kombination mit den aus historischen Quellen bekannten Weihedaten²¹ und kunsthistorischen Überlegungen versucht werden.

Wie bereits angemerkt wird der spätromanische Bau (= Kirche IV) nach der Beweisführung durch Mario SCHWARZ abweichend von der älteren Literatur - vor allem Richard Kurt DONIN²² - in das frühe 13. Jahrhundert n. Chr. datiert und kann daher wie schon erwähnt mit dem überlieferten Weihedatum von 1228 in Einklang gebracht werden. Mario SCHWARZ hat seine Argumente in der jüngst erschienenen Festschrift für Weihbischof Heinrich FASCHING erneut bekräftigt²³.

Bauphase III ließe sich demnach mit dem Weihedatum von 1150 in Verbindung bringen, Bauphase II mit einem weiteren aus dem Jahre 1065. In das 11. Jahrhundert n. Chr. hat Mario SCHWARZ auf Grund der Mauertechnik auch die Nordmauer und aus stilistischen Gründen die darin befindlichen Fenster datiert²⁴. Eines der in der Südwand freigelegten Fenster ist bautechnisch und von der lichten Weite her durchaus mit den Fenstern der Nordmauer des Domes vergleichbar und somit möglicherweise mit jenen zeitlich gleichzusetzen²⁵.

Die beiden Mauerzüge M1 und M2 sind zur Zeit keiner Bauphase mit absoluter Bestimmtheit zuzuweisen. Mauer 2 ist an Pfeiler 1 von Kirche I angebaut und muss daher jünger sein. Die Lage von Mauer 1 deutet darauf hin, dass diese an den ursprünglichen Eckpfeiler der Kirche I angesetzt wurde. Beide Mauern können also nach Bauphase I und vor Bauphase IV eingeordnet werden. Die mit Apsis 1 vergleichbare bauliche Situation - Anbau an bestehende Lisenen der Kirche I - und die absolute Höhe des Fundamentvorsprunges machen aber eine Zuordnung zur Phase II wahrscheinlich²⁶.

Kirche I ist aufgrund dieser Zuweisungen also älter als die frühromanische Basilika des 11. Jahrhunderts n. Chr. Deren Grundrisslösung muss offen bleiben, bekannt ist nur die ungefähre Längenausdehnung, nicht aber Breite und Ostabschluss. Es kann sich um eine Saalkirche handeln, möglich ist aber auch ein vorspringender eingezogener Rechteckchor oder eine Apsis. Auch die auffällige Fassadengestaltung mit Lisenengliederung hilft bei der zeitlichen Einordnung nicht wirklich weiter. Sucht man nach Vergleichsbeispielen so findet man diese beginnend im spätantiken Kirchenbau über das 6./7. Jahrhundert n. Chr. bis in die frühromanische Zeit²⁷.

Folgt man Rudolf SENNHAUSER, so wachsen bei Kirchenbauten des 7. und 8. Jahrhunderts n. Chr. die Lisenen nicht wie beim Dom von St. Pölten aus dem Fundament sondern aus einem sichtbaren Sockelband hervor, während bei Bauten, die der Romanik näher stehen, die Lisenen am Fundament aufsitzen²⁸. Diesem Argument zufolge würde unsere Kirche I wohl nachungarnzeitlich, frühestens in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts n. Chr. zu datieren sein²⁹. Auch der unmittelbare Anbau der Apsis von Bauphase II spräche für diesen Zeitanatz. Unabhängig von einer präzisen zeitlichen Einordnung dieses Gebäudes, bleibt die Tatsache bestehen, dass es sich bei diesem Gebäude um die bisher ältesten nachgewiesenen Baustrukturen der ehemaligen Klosterkirche und auch des Klosters handelt.

²¹ Diese Daten überliefern in der Regel nicht den Einweihungstag eines neu errichteten Kirchengebäudes, sondern die Weihe von Altären, die zwar nicht ausschließlich aber sehr oft anlässlich eines Neu- bzw. Umbaus des Kirchengebäudes erfolgen konnte. Da zu diesem Zeitpunkt die Kirche in einem entsprechend fortgeschrittenen Baustadium sein muss, scheint es durchaus legitim zu sein, mangels anderer Belege zu versuchen, relativchronologisch erschlossene Bauabfolgen mit historisch bekannten Weihedaten in Verbindung zu bringen und somit absolutchronologisch einzuordnen, ohne dadurch das Weihedatum mit dem Abschluss der Bauarbeiten gleichsetzen zu wollen. - Zur Geschichte des Stiftes anhand historischer Quellen siehe zusammenfassend: SCHRAGL 1985.

²² DONIN 1932.

²³ SCHWARZ 2004.

²⁴ SCHWARZ 1985, Fig. 7.

²⁵ Wie schon die Lisenenpfeiler der Kirche I sind auch die Fenster in der Nordmauer in ungleichen Abständen gesetzt, sodass mit unterschiedlich großen Jochabständen zu rechnen ist.

²⁶ Aufgrund des Erscheinungsbildes beider aufgedeckter Mauerreste ist aber nicht ganz auszuschließen, dass M2 M1 zeitlich nachfolgte: RISY 2004, 426.

²⁷ Z.B. SENNHAUSER 2003a, A19, A26, A34, A89; vgl. auch: OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1990 bzw. JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991.

²⁸ SENNHAUSER 2003b, 910.

²⁹ Der Verfasser hielt ursprünglich eine Datierung in das 9. Jh. n. Chr. für durchaus möglich: RISY 2004, 426.

3. Westturmpaar

In der Diskussion um die Grundrissgestalt der Vorgängerbauten spielt das Westturmpaar eine wichtige Rolle. Generell wird zwar deren Errichtung in die Mitte des 12. Jahrhunderts n. Chr. angesetzt, doch führte die Lage³⁰ und das heutige Erscheinungsbild der Türme im Vergleich zu der ältesten bekannten Abbildung der St. Pöltner Stiftskirche³¹ zu widersprüchlichen Meinungen in Bezug auf das zeitliche Verhältnis Langhaus - Westturmpaar³² und letztendlich zur Frage, inwieweit noch Altbestand, eine Ummantelung der alten Turmmauern³³, ein teilweiser Abriss und Ausbau vorläge oder ob nicht möglicherweise sogar eine vollständige Neuerrichtung der Türme nach dem Brande des Jahres 1512 und den danach anschließenden historisch belegten Restaurierungen erfolgt sei³⁴.

Eine kürzlich erfolgte Begutachtung des Südturmes gemeinsam mit Vertretern verschiedener Fachrichtungen erhärtete auf Grund der Analyse des sichtbaren Mauerwerks im Inneren den Verdacht, dass dieser Turm im 16. Jahrhundert n. Chr. neu aufgebaut wurde³⁵. Zum Zeitpunkt der Manuskriptabgabe fand eine archäologische Untersuchung im Eingangsbereich des Domes statt, deren Ergebnisse aber im Detail nicht mehr eingearbeitet werden konnten. Unter anderen hat sich gezeigt, dass die dabei freigelegten Fundamente der Turmanlage in einem Bauvorgang mit dem schon aus einer früheren Untersuchung bekannten spätromanischen Portal³⁶ errichtet wurden und damit im Gegensatz zum bisherigen Forschungsstand erst der vierten Bauphase (frühes 13. Jahrhundert n. Chr.) zugeordnet werden können.

Zusammenfassung

Es kann festgehalten werden, dass die Ergebnisse der in der Fläche doch sehr kleinen Grabung inner- und außerhalb der Rosenkranzkapelle zu einer völligen Neu Beurteilung der Baugeschichte der ehemaligen Klosterkirche und des heutigen Domes führten. In der Forschung festgeschriebene Meinungen, z. B. die eines selbständigen Kapellenbaus an der Südseite, konnten widerlegt und die bisher ältesten baulichen Überreste des Klosters aufgedeckt werden.

Nach der historischen Quellenlage zu urteilen wurde das Kloster St. Hippolytus im 9. Jahrhundert n. Chr. gegründet, wobei der genaue Zeitpunkt nach wie vor umstritten ist³⁷. Archäologisch gibt es noch keine Nachweise aus dieser Zeit. Das bisher geborgene archäologische Fundmaterial in der Stadt setzt generell erst nach den Ungarnkriegen ein, sodass weiterhin von einer Siedlungsunterbrechung nach dem Ende der römischen Besiedlung ausgegangen werden muss³⁸. Nur einige wenige unsignifikante Wandscherben aus dem Kapitelgarten werden von Sabine FELGENHAUER mit Vorsicht in das 9. Jahrhundert n. Chr. datiert³⁹. Somit bleibt die Frage nach Größe und Lage des Gründungsklosters weiterhin offen⁴⁰.

³⁰ Die verwendete Plangrundlage des Domes, erstellt im Rahmen einer Neuvermessung des gesamten Diözesangebäudes, zeigt, dass beide Türme nicht bündig an die Langhausmauern anschließen, sondern nach innen eingerückt sind, somit das Argument von Michael PFAFFENBICHLER (1958), die angeblich unorthodoxe Anbindung der Südmauer des Domes an den Südturm, für die Postulierung einer älteren weiter im Norden liegenden Südmauer widerlegt ist.

³¹ BITTNER 1957, Abb. 140.

³² Rudolf PÜHRINGER (1931, 86.) hielt das Westturmpaar für jünger als die Langhausmauern, Michael PFAFFENBICHLER hingegen für älter.

³³ Mario SCHWARZ (1985, 60) ist sich bewusst, dass aufgrund der Restaurierungsmaßnahmen des 16. Jhs. n. Chr. "die Aussagekraft der Turmmauern stark beeinträchtigt ist" und vermutet daher auf Grund der skizzierten Problematik des Erscheinungsbildes eine Ummantelung der alten Turmmauern.

³⁴ Der Verfasser folgte bisher der gängigen Lehrmeinung, dass das Westturmpaar im 12. Jh. n. Chr. errichtet worden ist und die heutige Turmanlage im Kern auf diese Zeit zurückgehe: RISY 2004, Planbeilage 4.

³⁵ Es nahmen auf Einladung des Verfassers folgende Personen an der Besichtigung teil, denen ich an dieser Stelle für ihre Diskussionsbeiträge danken möchte: Mag. Peter AICHINGER-ROSENBERGER, Patrick FISKA, Dr. Johannes KRONBICHLER, Robert KUTTIG, Jürgen MORAWI, Mag. ANDREAS THINSCHMIDT, MMag. Ronald WOLDRON.

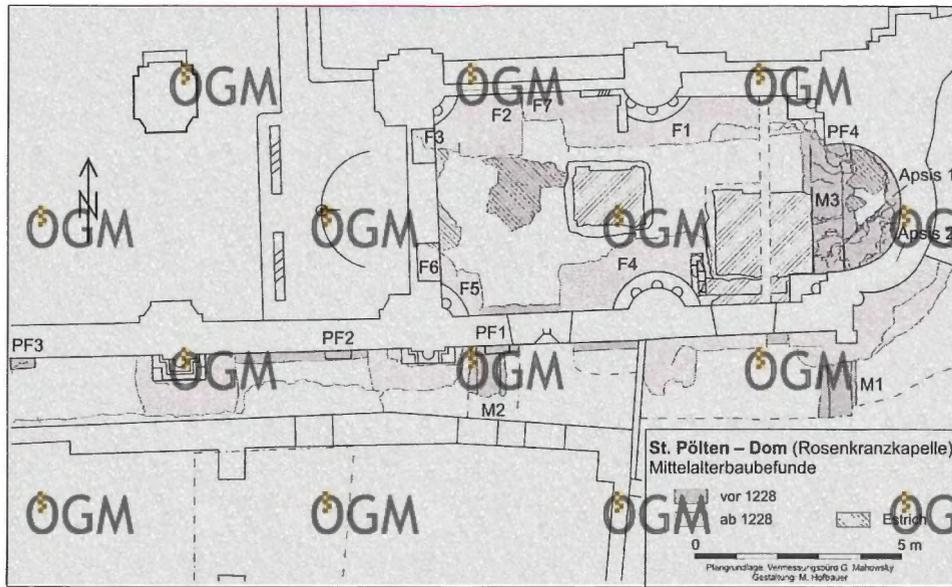
³⁶ Teile des inneren Trichterportalgewändes wurden bereits von Weihbischof Heinrich FASCHING 1981 freigelegt: FASCHING 1983, 16-17, Abb. 9. – Bildlich dargestellt ist das Portal in der schon zitierten ältesten Abbildung der St. Pöltner Stiftskirche aus dem 15. Jh. n. Chr.

³⁷ Der Zeitpunkt der Gründung des Stiftes St. Pölten ist nach wie vor nicht eindeutig festzusetzen, muss aber noch im 9. Jh. n. Chr. erfolgt sein; siehe dazu: KARL 2004, 248-249.

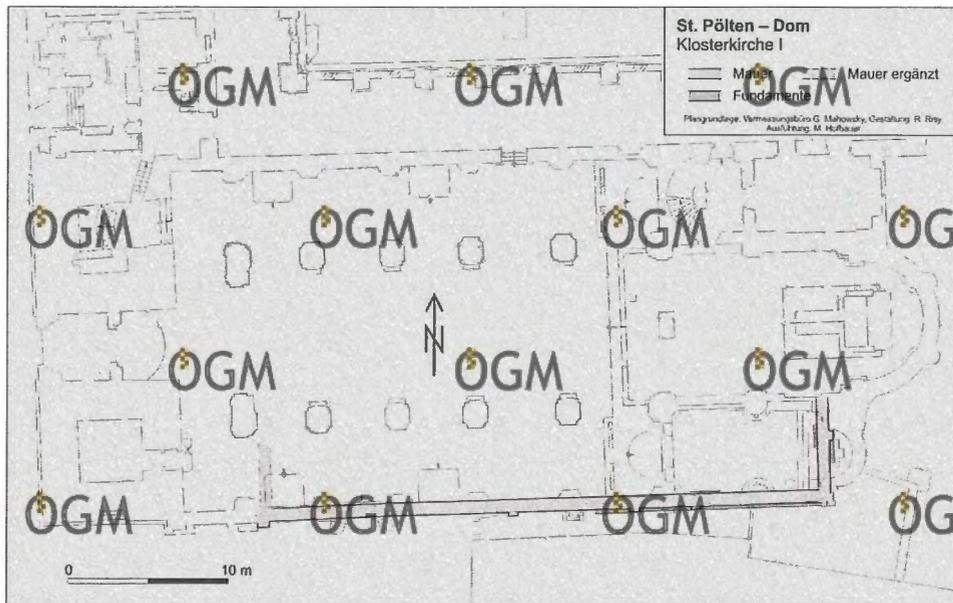
³⁸ Die Grabungen der letzten drei Jahre im Klostergarten haben erstmals Siedlungsreste aus dem 5. Jh. n. Chr. nachweisen können.

³⁹ SCHERRER 1996, 116.

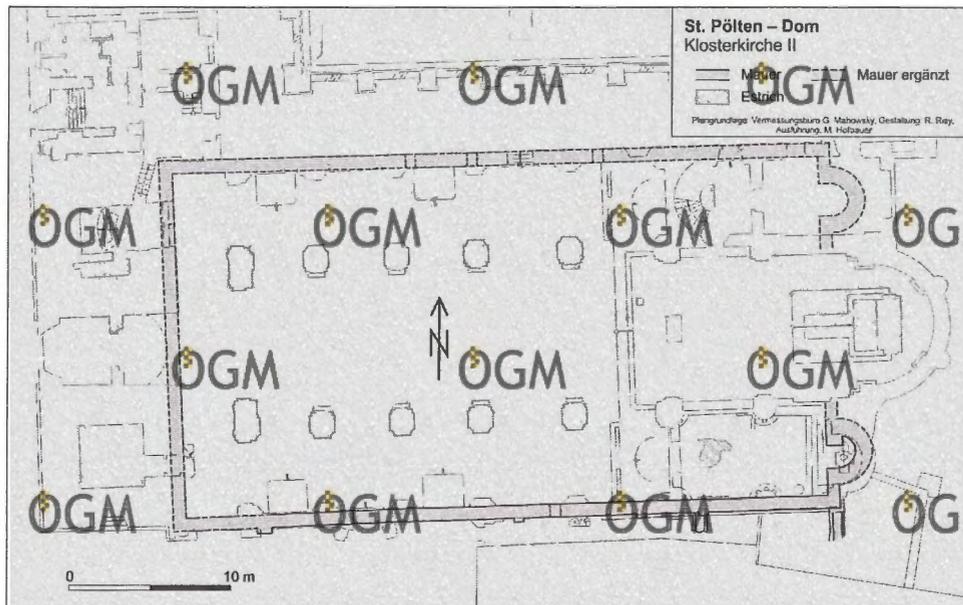
⁴⁰ Peter SCHERRER vermutet die Adaption römischer Ruinen für die Errichtung des ersten Behelfsklosters und schlägt den spätantiken Großbau am Domplatz vor: SCHERRER 1996, 124. – Nachgewiesen ist auf jeden Fall die Tatsache, dass viele römische Mauerreste erst im 12. und 13. Jh. n. Chr. beraubt worden sind und daher zu diesem Zeitpunkt noch als Ruinen sichtbar gewesen sein müssen.



Planbeilage 1:
St. Pölten, NÖ, Dom.
Rosenkranzkapelle
im Ostteil des Domes
mit den mittelalter-
lichen Baubefunden.



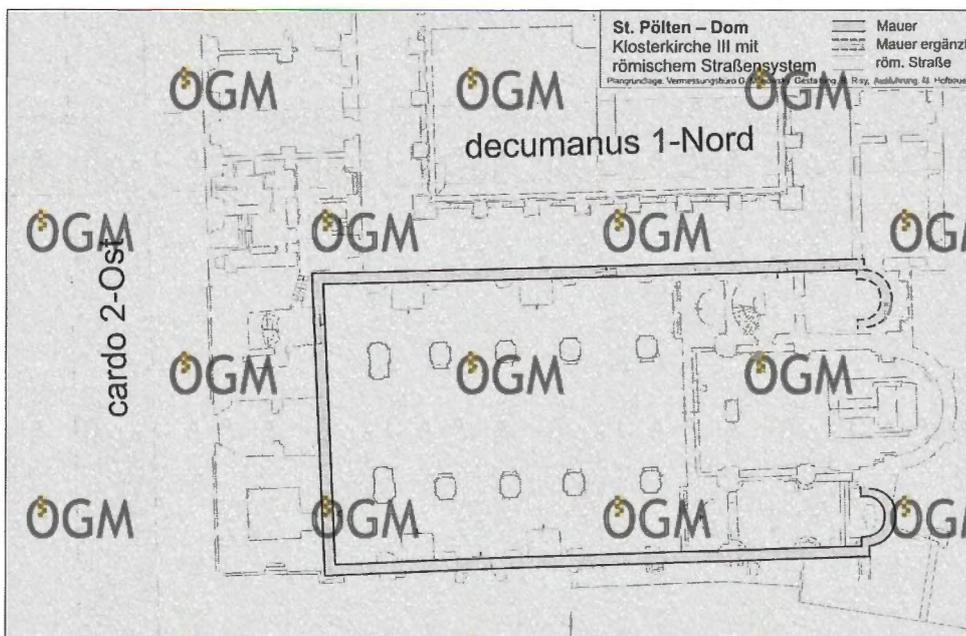
Planbeilage 2:
St. Pölten, NÖ, Dom.
Klosterkirche I.



Planbeilage 3:
St. Pölten, NÖ, Dom.
Klosterkirche II.



Planbeilage 4:
St. Pölten, NÖ, Dom.
Klosterkirche III.



Planbeilage 5:
St. Pölten, NÖ, Dom.
Einfügung der mittel-
alterlichen Kloster-
kirche (III) in den
Hauptvermessungs-
raster der römischen
Stadt.

Interessant ist die Beobachtung, die auch für die Anlage des sogenannten Breiten Marktes, des heutigen Rathausplatzes, in seiner ursprünglichen Gestaltung zutrifft⁴¹, dass sich die mittelalterliche Klosterkirche sowohl in ihrer Orientierung als auch Lage in den Hauptvermessungsraster der römischen Stadt einfügt, obwohl die direkt darunter befindliche römische Verbauung von diesem abweicht (Planbeilage 5⁴²). So zeigt sich auch am Beispiel der Klosterkirche, dass der Hauptvermessungsraster der römischen Stadt maßgeblichen Einfluss auf die mittelalterliche Stadtentwicklung nach den Wirren der Ungarnzeit hatte⁴³.

⁴¹ SCHERRER 1998, 30.

⁴² Zur Verdeutlichung werden in dieser Planbeilage die Grundrissrekonstruktion der Kirche III und die anliegenden römischen Straßenzüge dargestellt. – Noch anschaulicher wäre der Grundriss des spätromanischen Baues aus dem Beginn des 13. Jhs. n. Chr., da er im Westen zusätzlich mit einer Doppelturmanlage ausgestattet war. Da deren genauen Maße wie bereits angemerkt noch nicht bekannt sind, wurde auf eine Plandarstellung der spätromanischen Klosterkirche verzichtet.

⁴³ Ich möchte annehmen, dass man für die Neuerrichtung der Klosterkirche nach dem Ende der Ungarnkriege einen neuen Bauplatz südlich des ehemaligen römischen decumanus 1-Nord bestimmt hat, das Gründungskloster des 9. Jhs. n. Chr. mit seiner Kirche daher möglicherweise nördlich dieses Straßenzuges zu suchen ist.

Literaturverzeichnis

- BITTNER 1957:
Gerhard BITTNER, Eine mittelalterliche Darstellung der St. Pöltener Domkirche. Österreichische Zeitschrift für Kunst- und Denkmalpflege 11, 1957, 105-107.
- DONIN 1932:
Richard Kurt DONIN, Der mittelalterliche Bau des Domes zu St. Pölten. Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Stadt Wien XII, 1932, 1-63.
- FASCHING 1983:
Heinrich FASCHING, Domkirche St. Pölten. Entdeckungen aus Romanik und Gotik in den letzten Jahren. Hippolytus NF Nr. 4, 1983, 5-37.
- JACOBSEN, SCHAEFER, SENNHAUSER 1991:
Werner JACOBSEN, Leo SCHAEFER, Hans Rudolf SENNHAUSER Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Nachtragsband, München 1991.
- KARL 2004:
Thomas KARL, Bemerkungen zum Verhältnis Bistum Passau - Stift St. Pölten im Früh- und Hochmittelalter sowie zur mittelalterlichen Topographie St. Pöltens. In: Thomas AIGNER, Gottfried AUER, Johann KRONBICHLER, Friedrich SCHRAGL, C. R. Y. Festschrift zum 75. Geburtstag von Heinrich FASCHING. St. Pölten 2004, 247-263.
- OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1990:
Friedrich OSWALD, Leo SCHAEFER, Hans Rudolf SENNHAUSER, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe 1966-1971, München 1990.
- PFÄFFENBICHLER 1958:
Michael PFÄFFENBICHLER, Zur Baugeschichte des Doms von St. Pölten. Referat im Oberseminar am Kunsthistorischen Institut der Universität Wien, Wintersemester 1957/58 Nr. 6, ungedrucktes maschinschriftliches Exemplar.
- PÜHRINGER 1931:
Rudolf PÜHRINGER, Denkmäler der früh- und hochromanischen Baukunst in Österreich. Denkschriften der Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Klasse 70, Wien-Leipzig 1931.
- RISY 2001:
Ronald RISY, Fundberichte aus Österreich 40, 2001, 662-663.
- RISY 2003:
Ronald RISY, Die archäologische Forschung im ehemaligen Chorherrenstift, dem heutigen Bistumsgebäude. Ein Überblick. Denkmalpflege in Niederösterreich 30, 2003, 13-14.
- RISY 2004:
Ronald RISY, Der Dom in St. Pölten und seine Vorgeschichte im Lichte der jüngsten Forschungen. In: Thomas AIGNER, Gottfried AUER, Johann KRONBICHLER, Friedrich SCHRAGL, C. R. Y. Festschrift zum 75. Geburtstag von Heinrich. St. Pölten 2004, 419-433.
- SARIA 1951:
Balduin SARIA, Ausgrabungen in St. Pölten (Cetium). Unsere Heimat 22, 1951, 108-114.
- SCHERRER 1996:
Peter SCHERRER, Zum Stand der archäologischen Forschung im ehemaligen Stift St. Hippolytus, St. Pölten, Niederösterreich. In: Klosterarchäologie in Österreich und seinen Nachbarländern. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 12, 1996, 115-127.
- SCHERRER 1998:
Peter SCHERRER, St. Pölten - Landeshauptstadt aus römischen Wurzeln. Ergebnisse der Stadtarchäologie 1988-1998 (hrsg. von der Landeshauptstadt St. Pölten und dem Österreichischen Archäologischen Institut). St. Pölten-Wien 1998.
- SCHRAGL 1985:
Friedrich SCHRAGL, Geschichte des Stiftes St. Pölten. In: Heinrich FASCHING (Hrsg.), Dom und Stift St. Pölten und ihre Kunstschatze. St. Pölten-Wien 1985, 16-49.
- SCHWARZ 1985:
Mario SCHWARZ, Die Architektur der mittelalterlichen Klosterkirche. In: Heinrich FASCHING (Hrsg.), Dom und Stift St. Pölten und ihre Kunstschatze. St. Pölten-Wien 1985, 50-70.
- SCHWARZ 2004:
Mario SCHWARZ, Überlegungen zur Kapitellplastik der Rosenkranzkapelle im Dom von St. Pölten. In: Thomas AIGNER, Gottfried AUER, Johann KRONBICHLER, Friedrich SCHRAGL, C. R. Y. Festschrift zum 75. Geburtstag von Heinrich FASCHING. St. Pölten 2004, 434-443.
- SENNHAUSER 2003a:
Hans Rudolf SENNHAUSER, Katalog der frühchristlichen und frühmittelalterlichen kirchlichen Bauten in der Diözese Chur und in den nördlich und südlich angrenzenden Landschaften (A 1-A 125). In: Hans Rudolf SENNHAUSER, Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. NF Heft 123, 2003, 43-221.
- SENNHAUSER 2003b:
Hans Rudolf SENNHAUSER, Zur Außengestaltung frühmittelalterlicher Sakralbauten im Schweizer Alpengebiet. In: Hans Rudolf SENNHAUSER, Frühe Kirchen im östlichen Alpengebiet. Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. NF Heft 123, 2003, 899-913.
- THALLER o. J.:
Herma THALLER, Bericht über eine Untersuchung an der Südseite des Domes von St. Pölten. Ungedrucktes Manuskript, Dokumentationsarchiv des Österreichischen Archäologischen Institutes.
- THALLER 1953:
Herma THALLER, Untersuchung an der Südseite des Domes. Pro Austria Romana 3, 1953, 23-24.

Mag. Ronald Risy
Österreichisches Archäologisches Institut
Franz Kleingasse 1
A-1190 Wien
ronald.risy@oeai.at

**DIE ARCHÄOLOGIE ALS KORREKTIV VON BAU-, KUNST- UND KIRCHENGESCHICHTE
ANHAND STEIRISCHER BEISPIELE**

von

Manfred LEHNER, Graz

Vorbemerkung

Der etwas kontroversielle Titel des Beitrags war mit Absicht gewählt: Einerseits galt es, der terminlichen Positionierung des Referats am Samstagabend - eindeutig der für die zwar geneigte, aber naturgemäß ermattete Zuhörerschaft anstrengendste Zeitpunkt einer Tagung - entgegenzuwirken, etwas Zündstoff zu streuen und die ohnehin sehr hohe Diskussionsbereitschaft an der vorbildlich interdisziplinär besetzten Veranstaltung anzuregen. Andererseits entstand der Titel des Referats aus damals aktuellem, steirisch hausgemachtem Ärger: Während des Kulturjahrs 2003 war in Graz in etwas hektischer Abfolge ein gerüttelt Maß an prächtig ausgestatteten Stadtgeschichten¹ erschienen, die sich aus der Sicht des Archäologen vor allem durch selektive, ins überkommene, seit gut 25 Jahren festgeschriebene² Geschichtsbild passende Heranziehung jüngster Ergebnisse der Stadtarchäologie auszeichnen.

Diesem Ärger zum Trotz ist sich Verfasser durchaus bewusst, dass gerade die Kirchenarchäologie in Gegenden ohne Platzkontinuität Antike-Mittelalter³ eine echte Hilfswissenschaft ist, die den weitreichenden Ergebnissen der Geschichtsdisciplinen in den meisten Fällen - Ausnahmen bestätigen die Regel - nicht mehr als interessante Ergänzungen hinzuzufügen hat. Die „Standardkarriere“ einer Kirche - zumal einer steirischen Landkirche - mit romanischem Vorgängerbau, Anbau eines gotischen Chors im 14. Jahrhundert, Gotisierung des Langhauses im 15. Jahrhundert sowie Barockisierung oder Neubau im 17./18. Jahrhundert schlägt sich im archäologischen Befund als zu erwartende Mauerreste oder Fußböden nieder, die mangels datierbaren Fundmaterials und weitgehender chronologischer Unempfindlichkeit der Bautypen oft nichts Neues zur aus den nichtarchäologischen Quellen erschlossenen Bau- Kunst- und Kirchengeschichte beitragen können.

Abgesehen von möglichen technischen Schwierigkeiten oder einem parallellaufenden Baubetrieb sind Kirchengrabungen einfach, weil man eigentlich nicht am Wesentlichen vorbeigraben kann. Wie nirgends sonst kann man mit punktuellen Sondagen, zumal im Triumphbogenbereich, Entscheidendes über die Baugeschichte erfahren.

Dass Kirchengrabungen Reste von Vorgängerbauten zu Tage bringen, die vor die urkundliche Erstnennung und damit vor die historische Fassbarkeit der Kirche zurückreichen, ist eher die Regel als die Ausnahme. Hier macht die Archäologie die Bauten oder im Falle vorchristlicher Befunde zumindest die Bauplätze älter.

Die unter Ausschluss archäologischer Interpretationsmöglichkeiten durchgeführte Suche nach möglichst frühen christlichen oder „bairischen“ Bauten hat, je nach ideologischem Einschlag, in der Steiermark unter den Böden etlicher, eigentlich unscheinbarer Dorfkirchen spektakuläre Papierblüten wachsen lassen. Wenn besonders frühe Daten mit der Nennung von Bauten in einer Urkunde zusammenkommen oder wenn eine Kirche ein „frühes“ Patrozinium hat, entsteht vor allem in der Spezies „Heimatsforscher“, aber auch unter

¹ Z.B.: CELEDIN 2003; STRAHALM, LAUKHARDT 2003; BRUNNER 2003.

² Besonders „schulbildend“ war dabei der Historiker Fritz POSCH (1911-1995).

³ Im Gegensatz zu allen angrenzenden Gebieten des ehemaligen römischen Imperiums (vgl. etwa W. SYDOW 2001, 8-65), gibt es in Kärnten und der Steiermark nirgends eine Platzkontinuität der Sakralbauten. Auch im Städte- und Siedlungswesen ist das der Fall. Warum gerade in dem Streifen südlich der Alpen, der die Verwaltungsgebiete von Aguntum, Teurnia, Virunum und Flavia Solva umfasst, die mittelalterlichen Städte nicht auf den römischen Municipien liegen, ist ein noch ungeklärtes Phänomen, das mit einer zumindest teilweisen Entvölkerung der Region und mit Siedlungsbewegungen einer allfälligen Restbevölkerung in geschützte Lagen in der Völkerwanderungszeit zusammenhängen dürfte; diese Region ist im Wesentlichen deckungsgleich mit der alpenlawischen Karantanischen Mark des Frühmittelalters.

Landes- und Regionalhistorikern häufig die Sehnsucht nach frühen Ansatzpunkten eines spezifisch steirischen Heimatgefühls, die auf bestehende „uralte“ Bauten projiziert wird. Diese Projektionen können ausschließlich mit archäologischen Methoden rektifiziert oder - was meistens der Fall ist - falsifiziert werden. Hier macht die Archäologie die Bauten oft jünger.

Vor allem bei den seit der Bestellung eines Amtarchäologen im Jahre 1986 etwa 30 archäologisch untersuchten Landkirchen⁴ ergibt sich ein überraschend reicher Bestand an romanischer Architektur, die oft auch die bauhistorische Beurteilung der noch stehenden Kirchen entscheidend verändert. Als kunsthistorische und auch quellenkundliche Grundlage für die steirische Forschung dient immer noch die leider unpublizierte Wiener Dissertation von Wilhelm DEUER⁵.

Langsam scheint sich auch ein geringer Restbestand an „vorromanischer“, also karolingisch-ottonischer Architektur abzuzeichnen⁶. Spätantike Kirchenarchitektur ist im Gegensatz zu den Nachbarregionen in der Steiermark noch nicht bekannt. Nur am Frauenberg bei Leibnitz ist eine solche frühchristliche Kirche aufgrund von Spolienfunden⁷ indirekt nachgewiesen; wo sie lag, ist unbekannt.

Im Folgenden sollen an einigen Problemfeldern anhand in jüngerer Zeit untersuchter Bauten die Möglichkeiten der Archäologie, korrigierend oder erweiternd in überkommene Geschichtsbilder einzugreifen, angerissen werden.

A. Türkenzerstörungen und spätgotische Neubauten

Nach der Unterwerfung Bosniens 1463 leidet Innerösterreich ab 1469 immer wieder unter Einfällen marodierender Truppenteile des Türkenheeres. Am 6. August 1480 betreten 16.000 Türken von Kärnten kommend bei Neumarkt steirisches Gebiet, erreichen das Murtal und verlassen die Steiermark nur 8 Tage später bei Radkersburg.

Am 4. September 1532 überschreitet wieder ein riesiges Türkenheer die steirische Grenze, diesmal nach der Niederlage von Güns von Osten kommend. Über Friedberg, Hartberg und Gleisdorf zieht das Heer südlich am waffenstarrten Graz vorbei und wendet sich nach einem eher halbherzigen Angriff nach Süden. Nach drei Wochen ist der Spuk vorbei; die historischen Quellen berichten von ungeheuren Schäden.

Wegen schwerer Türkenbeschädigungen aus dem Jahr 1480 sei beim gotischen Neubau um 1530 „*das alte Kirchengebäude zur Gänze abgerissen worden*“, meint W. BRUNNER⁸ zur Johanneskirche in Scheibden. „*Die Kirchen von St. Leonhard und von St. Peter wurden gründlich zerstört*“ liest man in der jüngst erschienenen Ortschronik von Fernitz, wenn vom Türkendurchmarsch 1532 die Rede ist⁹. Dabei wird einerseits auf die Tatsache, dass für 1535 Neuweißen überliefert sind, und andererseits auf die landläufige Meinung zurückgegriffen, die gefürchteten „Renner und Brenner“ der Türkenheere hätten sich, abgesehen von anderen Gräueltaten, die nicht unbedingt mit Schäden an Bauwerken zusammenhängen, nicht damit begnügt, Dachstühle in Brand zu stecken, sondern sich voller Hass auf die Ungläubigen damit abgegeben, ganze Kirchenbauten dem Erdboden gleichzumachen. Dieser heilige Respekt vor der Zerstörungswut der Türken findet seine schönste Formulierung beim Kunsthistoriker und Grazer Dompfarrer Rochus KOHLBACH, der, den türkischen Chronisten zitierend, meint: „*Von allen mit Glocken und Kreuzen gezierten Kirchen und Klöstern des Landes blieb keine Spur übrig als ein langer Streifen von Rauch*.“¹⁰

Auch wenn KOHLBACH gleich darauf schauernd relativiert, ganz so arg sei es wohl nicht gewesen, gilt als sicher, dass etliche Bauten völlig zerstört und in einheitlichen spätgotischen Bauformen neu errichtet worden seien. Aber auch bei Kirchen abseits des Türkenwegs wird aufgrund einheitlich spätgotischer

⁴ Überblick bei: HEBERT 2001; vgl. Anhang.

⁵ DEUER 1982.

⁶ Die konkreten - und nicht nur anhand früher Urkunden zugeschriebenen - Beispiele im Gebiet der heutigen Steiermark sind schnell aufgezählt: Neben der Krypta der Gösser Stiftskirche (HEBERT 1989) kann nur ein Flechtwerkstein aus Mariahof als sicherer Anhaltspunkt für vorromanische Steinarchitektur gelten (BRUNNER, HEBERT, LEHNER 2004). Ein sekundär mit Flechtwerk verzierter Römerstein befindet sich in der Stiftssammlung St. Lambrecht (CZERWENKA 1992). Eine Entstehung bereits im 10. Jh. ist für den frühen Rundbau unter der Grazer Leechkirche (LEHNER 1996, 53 f.) ebenso wenig auszuschließen wie für die Kirche St. Ulrich am Ulrichsberg (LEHNER 2004, 104). Die Möglichkeit einer allerdings vorerst profanen Entstehung bereits in ottonischer Zeit ist jüngst nach Bauuntersuchungen des Instituts für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege der TU Wien für die Pfarrkirchen der Freisinger Enklaven in Oberwölz und St. Peter am Kammersberg in Erwägung gezogen worden (freundliche Mitteilung M. DÖRING-WILLIAMS und G. ESSER).

⁷ SCHRETTLE 2003, 37-39 und 55; vgl. für die Verwendung römischer Spolien in mittelalterlichen Kirchen: WAGNER 2001; 2005.

⁸ BRUNNER 1997, 523.

⁹ MIRSCH 2005, 276.

¹⁰ KOHLBACH 1950, 130.

Außenerscheinung auf Neuerrichtung geschlossen. Die archäologischen Befunde zeigen ein deutlich anderes Bild:

St. Peter-Freienstein (VB Leoben), Pfarrkirche St. Peter¹¹

Schon im Jahre 925 kündigt eine Salzburger Urkunde von einer *proprietas in Liupinatale ad Sanctum Petrum sanctumque Rodbertum*. Ein Sakralbau als solcher wird erst 1188 als „*capella s. Petri*“ erstmals angesprochen. Es herrscht Einigkeit darüber, einen landesfürstlichen Bau zumindest aus der Zeit des ersten Traungauer Markgrafen Leopold des Starken (nach 1122) anzunehmen.

Der bestehende Bau galt nach der im Putz eines Strebepfeilers der Schiffsüdseite eingekratzten Jahreszahl 1497 im Ganzen als spätgotisch. Die Frage, wie ein vom spätgotischen Gewölbe überschnittenes Dreikönigsfresko des frühen 15. Jahrhunderts an eine Wand von 1497 gekommen sein soll, hat sich nur Adalbert KLAAR gestellt, der auf seinem Plan einen „älteren Bauern“ signiert. Die archäologische Untersuchung hat einen einfachen romanischen Apsissaal, jedoch keine Spuren des 10. Jahrhunderts erbracht. Das ganze romanische Schiff ist bis zur Mauerkrone erhalten, die Apsis offensichtlich nicht erst beim „Neubau“ 1497, sondern beim Anbau eines Chores in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts abgerissen worden.

Scheiben (VB Judenburg, OG St. Georgen), Pfarrkirche Hl. Johannes der Täufer¹²

Die erste urkundliche Nennung der Kirche als Streitobjekt zwischen dem Pfarrer von Pöls und dem Stift St. Lambrecht geht auf das Jahr 1203 zurück. Für ihre Ursprünge jedoch sind verschiedene Ansätze geltend gemacht worden: Gilt sie der kunsthistorischen Forschung ohne weiteres als Gründung und Tochterpfarre des Stiftes St. Lambrecht, so sehen die Historiker in ihr lieber eine grundherrschaftliche eppensteinische und daher vor 1103 zu datierende Eigenkirche; aufgrund des Patroziniums ist sogar an eine karolingische Taufkirche gedacht worden.

Nach 1480 angeblich einheitlich neugebaut, wird die Kirche im Dehio als „*in der heutigen Erscheinung spätgotischer Bau um 1530*“ bezeichnet. Die Grabung ergab eine nach strengen Maßvorstellungen konstruierte Standard-Chorquadratkirche des 12. Jahrhunderts. Das romanische Schiff ist vollständig erhalten - Trichterfenster im Dachboden der Sakristei -, aus stratigrafischen Gründen ist auch der gotische Chor vor 1530 zu datieren.

Graz-St. Peter, Pfarrkirche¹³

Erstmals indirekt bezeugt 1258, gehören Nachrichten, die sich auf den Kirchenbau selbst beziehen, erst in die beginnende Neuzeit: 1532 soll die Kirche „*niedergeäschert*“ (R. KOHLBACH) worden sein. Schon 1535 erfolgt die Neuweihe. Die große, eigenartig gedrungene und breitgelagerte spätgotische Kirche kann schwerlich zwischen September 1532 und 1535 völlig neu errichtet worden sein. Die Grabung ergab ein romanisches Schiff, dessen Nordmauer noch vollständig erhalten ist. Die Südmauer wurde zugunsten einer einseitigen Erweiterung abgetragen. Der romanische Ostabschluss ist unklar; es konnte ein frühgotischer Chor mit rundem Untergeschoß nachgewiesen werden.

Graz-Eggenberg, Ferialkirche Allerheiligen¹⁴

Versteckt im ehemaligen Baierdorf, das heute vom Grazer Stadtgebiet geschluckt ist, gelegen, wurde das Kirchlein von einem reichen Lokaladeligen vor 1423 „*von Grundt auf neu gebaut*“. Einige eher als Lokalsagen zu wertende historische Meinungen ranken sich um das im Wesentlichen spätbarocke und unglaublich feuchte Gemäuer. So soll „*ein von Bayern in der 2. H. des 8. Jhs. errichteter Vorgängerbau überliefert*“ sein (Dehio). Eine Türkenzerstörung von 1532 wird aufgrund der Lage im südlichen Grazer Vorfeld als sicher angenommen; für 1535 ist eine Neuweihe überliefert. Ohne den Interpretationen des Ausgräbers vorgreifen zu wollen, sei hier nur angeführt, dass die Grabung eine mehr als einen Meter mächtige Schuttschicht auf dem unversehrten gotischen Estrich ergab, die eindeutig nicht auf eine Zerstörung und Neuerrichtung in den 30er-Jahren des 16. Jahrhunderts, sondern auf den barocken Ausbau des späten 17. Jahrhunderts und eine dabei aus Feuchtigkeitsgründen dringend nötige Niveauanhebung zurückzuführen ist. Nebenbei sei bemerkt, dass es unter der gotischen Kirche zwar frühere Siedlungsschichten gibt, gerade das wegen des Ortsnamens Baierdorf postulierte Frühmittelalter aber fehlt.

Bei sämtlichen bisher archäologisch untersuchten und im Verdacht einer Türkenzerstörung stehenden Kirchen fehlen nach Kenntnis des Verfassers eindeutig zu interpretierende Brand- und Zerstörungs-

¹¹ LEHNER 1998.

¹² LEHNER 2001a.

¹³ FÜRNHOLZER, LEHNER 1997.

¹⁴ Die Grabung war zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Berichtes noch nicht abgeschlossen. Verf. hat J. FÜRNHOLZER für Informationen zu danken.

schichten. Dies mag an den häufigen, aus archäologischer Sicht leider äußerst kontraproduktiven späteren Niveaubertiefungen zur Gewinnung von Raumhöhe liegen, aber auch daran, dass es entweder keine Zerstörungen gegeben hat oder deren Spuren so leicht beseitigt werden konnten, dass das Archäologenauge sie nicht mehr wahrzunehmen vermag.

Die 150 Jahre währende katholische Bauzeit des Barock ist jedenfalls für die Substanz der steirischen Kirchen bei weitem vernichtender gewesen als die insgesamt vierwöchige muselmanische Zerstörungswut des endenden Mittelalters.

B. Kunsthistorisch umstrittene Grundrisslösungen

Zum Thema der fragmentarischen Erhaltung und damit erschwerten kunsthistorischen Beurteilbarkeit romanischer Architektur bemerkt G. BIEDERMANN bereits 1990 treffend: „*Ohne Hilfe der verschiedenen Nachbardisziplinen wird die Kunstgeschichte nicht auskommen.*“¹⁵

Natürgemäß beschränken sich in diesem Problemfeld die Leistungen der Archäologie auf die seltenen Grabungen in prominenten Kirchen, die nicht nur eine Beschreibung im Dehio-Handbuch oder in einem Kirchenführer, sondern eine echte kunsthistorische Forschungsgeschichte aufweisen. Das beste steirische Beispiel gründlicher Falsifikation aller kunsthistorischen Rekonstruktionsversuche durch die Archäologie ist die Grazer Leechkirche¹⁶. Fairerweise sei angemerkt, dass es wie bei der Marienkirche am Weizberg natürlich auch Fälle gibt, in denen die kunsthistorische Forschung vollauf bestätigt wird¹⁷.

Ein Sonderfall ist die 1865-1869 in neugotischen Formen völlig neu errichtete Admonter Stiftskirche: „*Doch ist...jede Rekonstruktion aufgrund fehlender Baureste spekulativ*“¹⁸ meint DEUER, und eine theologische Magisterarbeit kommt noch 2002 zu dem Schluss: „*Die Ostlösung der Kirche in Admont ist fraglich*“¹⁹.

Admont (VB Liezen), Stifts- und Pfarrkirche Hl. Blasius²⁰

Wegen seiner ungewöhnlichen Baugeschichte - drei romanische Kirchen (1074, 1121 und nach 1152) sind in rascher Abfolge hintereinander fassbar - und der prächtigen Quellenlage ist das Blasiusmünster ein interessanter Fall für die Archäologie. Im Zuge einer durch das rasante Bautempo des Konvents stark behinderten Notuntersuchung gelang der Nachweis eines Querhauses von Admont II und damit des in der Forschung immer wieder diskutierten direkten Einflusses der Hirsauer Bauschule.

C. Holzkirchen

Ganz natürlich und unhinterfragt werden immer wieder Holzgebäude – und zwar in Erinnerung an die nordische Stabkirche stets Pfostenbauten – als Vorgänger romanischer Steinkirchen vorausgesetzt²¹. Für die Steiermark sei „*der einst zahlreich gewesene Holzkirchenbau... gegenwärtig nur anhand schriftlicher Quellen und Analogien zu anderen Gebieten... nachvollziehbar.*“²²

In Übertragung der Verhältnisse nördlich des Alpenhauptkammes, wo zahlreiche Beispiele ergraben sind²³, wird bis heute auch für die Steiermark und Kärnten das Vorhandensein hölzerner Kirchen bis weit ins Hochmittelalter hinein als sicher angenommen. Bisher ist jedoch in dieser Region keine einzige Holzkirche archäologisch nachgewiesen. Auch der einzige „sichere“, weil urkundlich überlieferte Holzbau erweist sich bei näherer Betrachtung als zweifelhaft:

Kobenz (VB Knittelfeld), Pfarrkirche Hl. Rupert²⁴

Die Murtaler Mutterpfarre - neben Fohnsdorf und Pöls - wird nach der Gründung von Seckau 1140 dem Stift übergeben. Der romanische Bau, ein Saalraum mit Chorturm und Apsisnische in der Mauerstärke, ist

¹⁵ BIEDERMANN, VAN DEN KALLEN 1990, 12.

¹⁶ GRAUS 1884, 12; BRUCHER 1990, 15 ff.; LEHNER 1996, 25 f.

¹⁷ KRENN 1981, 316; LEHNER 2000.

¹⁸ DEUER 1980, 23.

¹⁹ Was besonders ärgerlich ist, war die Ostlösung doch bereits 1998 im stiftseigenen Magazin publiziert worden: REITERER 2002, 26.

²⁰ LEHNER 2001b, 9-12; Verkürzter Erstabdruck: FÜRHNHOLZER, LEHNER 1998.

²¹ TELESKO 1998, 219; FILLITZ 1998, 231.

²² DEUER 1980, 13.

²³ Es muss auch die Frage erlaubt sein, ob nicht bei einigen der Altgrabungsbefunde voller nordischer Begeisterung die Spuren gotischer Baugertüpfosten fehlinterpretiert oder sogar zu Kirchengrundrissen ergänzt worden sind.

²⁴ StÜB II, 22; GRAUS 1889, 157-159; DEUER 1982, 220 f.; HEBERT 1998.

bis auf die südliche Schiffwand - Ausbau zur zweischiffigen Halle Ende des 15. Jahrhunderts durch Erweiterung nach Süden - gut erhalten. *Chumbenzze matricem ecclesiam lapideam factam denuo dedicavit* liest man in der Urkunde von 1158, die das Datum einer Neuweihe wiedergibt. Seit GRAUS 1889, der *matricem* von *materia / materiamen*, was Bauholz bedeuten kann, ableitet und so *matrix ecclesia* als Holzkirche übersetzt, wird die durch einen Steinbau ersetzte Kobenzer Holzkirche in der Forschung dankbar rezipiert. Angesichts der Tatsache, dass im seltenen Falle der ausdrücklichen Erwähnung hölzernen Baustoffes stets das Vokabel *ligneus* verwendet wird (z.B. für die behelfsmäßige *ecclesia lignea* im Magdalenspital in Friesach 1128²⁵), möchte man eine Übersetzung „Mutterkirche“ für *matrix ecclesia* zumindest nicht ausschließen. Wenn das zutrifft, ist der schlüssige Nachweis für nichttemporäre Holzgebäude als Vorgängerbauten romanischer Steinkirchen für das Gebiet südlich des Alpenhauptkammes nach wie vor offen.

D. Nachweis abgekommener Burgen bei isoliert stehenden Kirchen

Meist nicht in eine bestehende Siedlungsstruktur eingegliedert sind Kirchen, die als Reste oder Nachfolger verschwundener, nur archäologisch nachweisbarer Burganlagen oder Herrenhöfe anzusehen sind; diese häufig noch im Hochmittelalter abgekommenen Anlagen stellen sich in einigen Fällen als von der Lokal- und Regionalforschung lang gesuchte „frühe“ Burgen heraus. Besonders interessant werden diese Fundplätze dadurch, dass häufig frühmittelalterliche Funde zu verzeichnen sind.

Kindberg, Filialkirche St. Georg²⁶

Der bestehende spätgotische Bau ist gesüdet; eine Kirche *s. Georgius in monte* 1232 erstgenannt. Die Grabungen des Landesmuseums Joanneum erbrachten den Nachweis einer hochmittelalterlichen Burganlage, in der wohl das langgesuchte Altkindberg (1180 *Chindeberc*) zu sehen ist. Der Fund eines Grabes der Stufe Köttlach II vor der Nordfassade der Kirche spricht wohl für das Vorhandensein eines noch ottonischen Sakralbaus. Ein von Nichtarchäologen daraufhin im Jahre 1997 quer durch das Schiff angelegter Schnitt war nicht nur gesetzeswidrig, sondern führte auch nicht zum gewünschten Ergebnis, wohl weil man vergessen hat, dass die früh- oder hochmittelalterliche Kirche sicher geostet war und nicht in der Nordsüd-Achse des gotischen Baus zu suchen ist. Vielleicht hätte man einen befugten Archäologen bezeichnen sollen?

St. Ulrich am Ulrichsberg (VB Deutschlandsberg), Filialkirche²⁷

Die vielleicht schon 1012, indirekt 1144 und als Bau erst 1313 genannte Kirche ist selbst nur unzureichend erforscht. Am Kirchenvorplatz gelang im Zuge einer Notgrabung des Bundesdenkmalamtes der Nachweis einer völlig unbekanntem Steinburg des frühen 11. Jahrhunderts. In einer nur durch frühmittelalterliches Fundmaterial vertretenen Vorgängerphase der Burg ist möglicherweise die 970 genannte *curtis Udulenidvor/Nidrinhof* zu sehen, die von der historischen Forschung an verschiedenen anderen Plätzen lokalisiert worden war.

E. Pfarrkirchen außerhalb der Stadt

Die Frage, ob eine Pfarrkirche des 12. Jahrhunderts ohne topografisch bedingte Notwendigkeit und ohne Neugründung oder Verlegung der Stadt²⁸ außerhalb einer Stadtmauer des 13. Jahrhunderts zu liegen kommen kann, wurde im Zuge der Grazer Stadtmauerforschung virulent. Minutiöse Urkundeninterpretation und urbanistische Überlegungen führten zu Lösungsvorschlägen zum Verlauf der 1265 ersterwähnten Stadtmauer, die die Pfarrkirche vor die Ostmauer der Stadt drängten und bis heute über die Schüler- und Enkelschülergeneration der beteiligten Historiker nachwirken: Die Kirche „*blieb außerhalb der Stadtmauer von 1265*“ weiß KAFKA²⁹, und „*Urspr. als Kirchenkastell außerhalb der mittelalterlichen Stadtmauer*“

²⁵ StUB I, 119.

²⁶ ARTNER, HAMPEL 1999; EBNER 1979, 85.

²⁷ DEHIO STEIERMARK 1982, 112; LEHNER 2004.

²⁸ Wie dies z.B. 1268 in Leoben bei der Verlegung der Stadt in die leicht befestigbare Murschleife der Fall ist. Die neue Stadtgründung liegt zu weit vom „alten Markt“; die Jakobikirche, die bis ins 19. Jh. Stadtpfarre bleibt, wird durch die Neuerrichtung einer unmittelbar über der Kirche liegenden Burg geschützt.

²⁹ KAFKA 1974, 53.

gelegen“ heißt es im Dehio³⁰; GÄNSER steht dieser Lösung bereits mit deutlichem Unbehagen gegenüber und löst das Dilemma, indem er die Möglichkeit nicht ausschließt, dass die Stadtmauer einen *Tabor um die Pfarrkirche mitgebildet* hätte³¹. Erst im Zuge der jüngsten stadarchäologischen Grabungen konnte das Phantom der vor der Mauer liegenden Pfarrkirche einigermaßen gebannt werden³².

Graz-Innere Stadt, Domkirche St. Ägydius

Die wahrscheinlich als landesfürstliche Eigenkirche errichtete und 1174 erstmals urkundlich erwähnte Kirche besaß spätestens 1181 Pfarrechte. Bisher hat im Grazer Dom keine Kirchengrabung stattgefunden, sodass sowohl die Form des romanischen Vorgängerbaus als auch ein eventueller Zusammenhang mit den 2003 aufgedeckten Resten eines frühmittelalterlichen Reihengräberfeldes unweit westlich ungeklärt sind. Im Zuge derselben Grabung wurde auch ein Haus des 13. Jahrhunderts dokumentiert, das keinesfalls unmittelbar außerhalb der Stadtmauer gelegen sein kann.

Nachbemerkung

Die viel beschworene Interdisziplinarität darf sich speziell im Falle der Kirchenforschung nicht in der Zusammenarbeit auf der Baustelle erschöpfen, sondern muss auch die Rezeption archäologischer Ergebnisse und genuin archäologischen Schrifttums durch die Nachbarwissenschaften beinhalten, „weil der Ausgräber wohl am besten die Möglichkeiten übersieht, die die Befunde zur Klärung historischer Fragen bieten“³³. Solange Grabungsergebnisse, und seien sie auch noch so entlegen publiziert, von der Bau-, Kunst- und Kirchengeschichte nicht oder nur selektiv in ihre Überlegungen einbezogen werden, besteht ein unnötiges Hindernis auf dem Weg zu möglichst umfassender Kenntnis mittelalterlicher Sakralarchitektur, die, darüber muss man sich im Klaren sein, noch immer eines der wichtigsten Bindeglieder des gemeinen Mitteleuropäers zu seiner eigenen Vergangenheit ist.

Anhang: Kirchengrabungen in der Steiermark

Den Kirchengrabungen vor 1970 ist in der Steiermark mit Sicherheit eine hohe Dunkelziffer zu attestieren³⁴. Die folgende Liste kann daher schon a priori keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sondern will einen Überblick bieten. Auch mögen die Kurzzitate als Literaturhinweise genügen. Im Ausstellungskatalog „1000 Jahre Babenberger in Österreich“³⁵ von 1976 ist Hartberg als einziges steirisches Beispiel einer Kirchengrabung aufgenommen worden. DEUER erwähnt in seiner 1982 fertiggestellten Dissertation fünf erfolgreiche Kirchengrabungen und meint damit wohl Hartberg, Leibnitz, Hengsberg, Adriach und die Thomaskapelle am Grazer Schloßberg³⁶. Zahlreiche andere Kirchen sind vom Amtsarchäologen B. HEBERT seit 1986 im Zuge von Baustellenkontrollen untersucht worden – z. B. Leoben/St. Jakob, St. Georgen ob Judenburg, Krieglach, Kobenz, Jagerberg, Unzmarkt, St. Johann bei Herberstein, St. Dionysen, St. Nikolai ob Draßling, Strallegg, Unterlimbach, Voralpe-Stiftskirche –, wobei sich immer wieder Erkenntnisse zu romanischen oder gotischen Vorgängerbauten aus den vorhandenen Bauaufschlüssen ohne eigentliche Grabung ergaben. Diese Bauten, an denen keine genuin archäologischen Methoden angewandt wurden, sind nicht in die Liste aufgenommen worden.

- 1928: Stiftskirche St. Lambrecht (VB Murau)
Lit: O. WONISCH, Österreichische Kunsttopographie 31, Wien 1951, 17 ff.
- 1957: Filialkirche St. Ulrich bei Frauenthal (VB Deutschlandsberg)
Lit: W. MODRIJAN, Pro Austria Romana 8, Sept./Okt. 1958, 27.
- 1960 und 1986: Pfarrkirche St. Nikolaus in Steirisch-Laßnitz (VB Murau)
Lit: W. MODRIJAN, Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 1961/4, 1961, 173 f.; B. HEBERT, Mitteilungsblatt der Archäologischen Gesellschaft Steiermark 2, 1988, 93.

³⁰ DEHION GRAZ 1979, 13 f.

³¹ GÄNSER 1996, bes. Anm. 110.

³² LEHNER 2003; FÜRHNHOLZER 2003.

³³ SYDOW 2001, 8.

³⁴ ROTH 1970, 65.

³⁵ MOSSLER 1976.

³⁶ DEUER 1982, 24.

- 1962: Pfarrkirche Hl. Petrus in Gaal (VB Knittelfeld)
Lit: O. BURBÖCK in: M. BRUNNER et al., Gaal. Gaal 2000, 446 f.
- 1966: Haus im Ennstal, Beinhaus (VB Liezen)
Lit: Ä. KLOIBER, Schild von Steier 13, 1966/67, 33-36.
- 1971 u. 1996/97: Thomaskapelle am Schloßberg, Graz (VB Graz)
Lit: W. MODRIJAN, Schild von Steier, Kleine Schriften 14, 1973, 59 ff.; D. KRAMER, L. TOIFL, Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 31, 2001.
- 1973: Pfarrkirche St. Georg in Hartberg (VB Hartberg)
Lit: J. OFFENBERGER, Fundberichte aus Österreich 12, 1973, 152-156; M. SCHAFFLER in: Atti del IX congresso internazionale dell'archeologia christiana 1975 II (1978), 485-493.
- 1976-1978: Pfarrkirche St. Laurentius in Hengstburg (VB Leibnitz)
Lit: M. SCHAFFLER, Die Hengstburg. Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 10, 1978, 9-71.
- 1977-1979: Pfarrkirche St. Georg in Adriach (VB Graz-Umgebung)
Lit: H. NEUWIRTH, F. BOUVIER, Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 34, 1980, 129 f.; H. NEUWIRTH, F. BOUVIER, Die St. Georgs-Kirche in Adriach. Graz 1980.
- 1979: Filialkirche St. Johann im Felde in Knittelfeld (VB Knittelfeld)
Lit: O. BURBÖCK in: St. Johann im Felde 1180-1980. Festschrift zur Wiedereinweihung und Kirchenführer. Knittelfeld 1979.
- Pfarrkirche St. Jakob in Leibnitz (VB Leibnitz)
Lit: G. CHRISTIAN, Blätter für Heimatkunde 54, 1980, 78-88.
- 1986: Pfarrkirche St. Ägydius in Semriach (VB Graz-Umgebung)
Lit: B. HEBERT, Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 40, 1987, 16-27.
- 1987: Pfarrkirche St. Margarethen bei Knittelfeld (VB Knittelfeld)
Lit: B. HEBERT, Fundberichte aus Österreich 26, 1987, 25 f.
- 1989: Krypta der ehem. Stiftskirche St. Maria und Magdalena (seit 1782 Pfarrkirche Hl. Andreas) in Leoben-Göß (VB Leoben)
Lit: B. HEBERT, Fundberichte aus Österreich 28, 1989, 274; B. HEBERT, Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 42, 1989, 181 ff.
- 1990: Pfarrkirche St. Lorenzen im Mürztal (VB Bruck an der Mur)
Lit.: B. HEBERT, Fundberichte aus Österreich 29, 1990, 285 f.
- 1990-1994: Leechkirche (Universitätskirche Mariä Himmelfahrt) in Graz (VB Graz)
Lit: M. LEHNER in: Forschungen zur Leechkirche in Graz. Fundberichte aus Österreich, Materialhefte A4, Wien 1996, 19-157.
- 1991: Pfarrkirche St. Ruprecht an der Raab (VB Weiz)
Lit: H. KAINDL, Kirchenführer St. Ruprecht an der Raab. Graz 1993.
- 1992: Pfarrkirche St. Maximilian in Kirchdorf-Pernegg (VB Graz-Umgebung)
Lit: B. HEBERT, M. LEHNER, Fundberichte aus Österreich 31, 1992, 560.
- Evangelische Kirche in Neuhaus/Pürgg-Trautenfels (VB Liezen)
Lit: D. KRAMER in: E.Ch. GERHOLD, J.G. HADITSCH (Hrsg.), Evangelische Kirche Neuhaus-Trautenfels 1557-1599. Kleine Schriften der Abteilung Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum 23, 1992, 27-44.
- 1993-1994: Ehem. Katharinenkirche in Frohnleiten (VB Graz-Umgebung)
Lit: G. FUCHS, Fundberichte aus Österreich 33, 1994, 645 f.; G. FUCHS, Archäologie Österreichs 5/2, 1994, 31 f.
- 1994: Filialkirche Hl. Blut in Voitsberg (VB Voitsberg)
Lit.: B. HEBERT, Fundberichte aus Österreich 33, 1994, 442.
- 1995: Pfarrkirche St. Georg in Waldbach (VB Hartberg)
Lit: B. HEBERT, M. LEHNER, Fundberichte aus Österreich 34, 1995, 773.
- 1995-1998: Filialkirche St. Georg bei Kindberg (VB Mürzzuschlag)
Lit: W. ARTNER, U. HAMPEL, Archäologie Österreichs 10/1, 1999, 62-68.
- 1995 und 2002: Frauenkirche (Filial- und Wallfahrtskirche Hl. Maria) in Pernegg (VB Graz-Umgebung)
Lit: B. HEBERT, Fundberichte aus Österreich 34, 1995, 778 und 41, 2002, 729.
- 1996: Pfarrkirche St Nikolai in Stubenberg (VB Hartberg)
Lit.: B. HEBERT, Fundberichte aus Österreich 35, 1996, 585 ff.; B. HEBERT in: G. ALLMER, Stubenberg am See, Stubenberg 1997, 150-153.

- 1997: Pfarrkirche St. Peter in Graz (VB Graz)
Lit.: J. FÜRHNHOLZER, M. LEHNER, Fundberichte aus Österreich 36, 1997, 281-290.
Choruntergeschoss der Pfarrkirche St. Andreas in Piber (VB Voitsberg)
Lit.: S. KARL, Fundberichte aus Österreich 36, 1997, 375 ff.
- Pfarrkirche St. Laurentius in Gleisdorf (VB Weiz)
Lit.: M. LEHNER, Blätter für Heimatkunde 72/1, 1998, 14-16.
- 1998: Markt (Filial-)kirche St. Ägydus in Vornau (VB Hartberg)
Lit.: M. LEHNER, Fundberichte aus Österreich 37, 1998, 497-503.
- Pfarrkirche St. Bartholomäus in Mureck (VB Radkersburg)
Lit.: J. FÜRHNHOLZER, M. ZECHNER, Fundberichte aus Österreich 37, 1998, 880; H. KAINDL, F. KÜGERL, Die Pfarrkirche Mureck. Graz 2000.
- Pfarrkirche St. Peter in St. Peter-Freienstein (VB Leoben)
Lit.: M. LEHNER, Fundberichte aus Österreich 37, 1998, 493-496.
- Filialkirche St. Ulrich in Utsch/Oberaich (VB Bruck an der Mur)
Lit.: G. FUCHS, Fundberichte aus Österreich 38, 1999, 257 f.
- Stiftskirche Hl. Blasius in Admont (VB Liezen)
Lit.: M. LEHNER, Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 55, 2001, 9-12.
- Pfarrkirche Hl. Andreas in St. Andrä im Sausal (VB Leibnitz)
Lit.: B. HEBERT, Fundberichte aus Österreich 37, 1998, 883.
- 1999: Pfarrkirche Hl. Johannes der Täufer in Stadl (VB Murau)
Lit.: J. FÜRHNHOLZER, Fundberichte aus Österreich 39, 2000, 735 f.
- Pfarrkirche St. Jakob in Turnau (VB Bruck an der Mur)
Lit.: H. HEYMANS, Fundberichte aus Österreich 38, 1999, 917 f.
- Dismaskapelle am Kalvarienberg in Graz (VB Graz)
Lit.: J. FÜRHNHOLZER, Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 29/30, 2000, 177-185.
- Ehem. Spitalkirche Hl. Elisabeth in Murau (VB Murau)
Lit.: J. FÜRHNHOLZER, Fundberichte aus Österreich 38, 1999, 51.
- Pfarrkirche St. Ulrich in Greith (VB Deutschlandsberg)
Lit.: J. FÜRHNHOLZER, Fundberichte aus Österreich 38, 1999, 908 f.
- Kirchenruine St. Ilgen in Donnersbachwald (VB Liezen)
Lit.: M. KRAMER in: VOTIS SOLUTIS, Nachrichtenblatt der Archäologischen Gesellschaft Steiermark 1/2, 1999, 189-198.
- 2000: Pfarr - und Wallfahrtskirche Schmerzhafte Maria am Weizberg (VB Weiz)
Lit.: M. LEHNER, Fundberichte aus Österreich 39, 2000, 347 ff.
- 2001: Pfarrkirche St. Peter in Aflenz (VB Bruck an der Mur)
Lit.: J. FÜRHNHOLZER in: W. RESCH, Kirchenführer St. Peter in Aflenz (o.S.). Graz 2003.
- Pfarrkirche St. Johannes der Täufer in Scheiben / St. Georgen ob Judenburg (VB Judenburg)
Lit.: M. LEHNER, Fundberichte aus Österreich 40, 2001, 171 ff.
- 2002: Filialkirche St. Rupert in Niederhofen / Stainach (VB Liezen)
Lit.: B. HEBERT, Da schau her 24/1, 2003, 16 f.; B. HEBERT, Fundberichte aus Österreich 42, 2003, 191-194.
- Basilika Mariazell, Gnadenaltar (VB Bruck an der Mur)
Lit.: J. FÜRHNHOLZER, Fundberichte aus Österreich 42, 2003, 798-800.
- 2004: Pfarrkirche St. Veit in St. Veit am Vogau (VB Leibnitz)
Lit.: B. HEBERT, I. MIRSCH, Fundberichte aus Österreich 43, 2004, 57 f.
- Pfarrkirche St. Martin am Kirchberg bei Deutschfeistritz (VB Graz-Umgebung)
Lit.: S. EHRENREICH, Unpubl. Manuskript (hinterlegt im BDA).
- 2005: Allerheiligenkirche in Graz-Eggenberg (VB Graz)
Lit.: J. FÜRHNHOLZER, unpublizierter Vorbericht (Pressemappe).

Literaturverzeichnis

- ARTNER, HAMPEL 1999:
W. ARTNER, U. HAMPEL, Die Ausgrabungen des Landesmuseums Joanneum in Kindberg-St. Georgen 1995-1998. Ein Vorbericht. *Archäologie Österreichs* 10/1, 1999, 62-68.
- BIEDERMANN, VAN DEN KALLEN 1990:
G. BIEDERMANN, W. VAN DEN KALLEN, Romanik in Österreich. Würzburg-Graz 1990.
- BRUCHER 1990:
G. BRUCHER, Gotische Baukunst in Österreich. Salzburg-Wien 1990.
- BRUNNER 1997:
W. BRUNNER, St. Georgen ob Judenburg mit Scheiben, Pichlhofen und Wöll. St. Georgen 1997.
- BRUNNER 2003:
W. BRUNNER (Hrsg.), Geschichte der Stadt Graz. 4 Bände, Graz 2003.
- BRUNNER, HEBERT, LEHNER 2004:
W. BRUNNER, B. HEBERT, S. LEHNER, Ein Flechtwerkstein und die Gebeine der „heiligen“ Beatrix. Überlegungen zum Frühmittelalter in Mariahof. *Mitteilungen des Steiermärkischen Landesarchivs* 52/53, 2004, 65-101.
- CELEDIN 2003:
G. CELEDIN (Hrsg.), Graz. Graz 2003.
- CZERWENKA 1992:
K. CZERWENKA, Vorromanische Architektur in Österreich. Wien 1992.
- DEHIO GRAZ 1979:
Die Kunstdenkmäler Österreichs: Graz (bearb. von H. SCHWEIGERT). *Dehio-Handbuch*. Wien 1979.
- DEHIO STEIERMARK 1982:
Die Kunstdenkmäler Österreichs: Steiermark (ohne Graz) (bearb. von K. WOISETSCHLÄGER und P. KRENN). *Dehio-Handbuch*. Wien 1982.
- DEUER 1980:
W. DEUER, Die romanischen Klosterkirchen der Steiermark. Unpubl. Diplomarbeit Univ. Wien, Wien 1980.
- DEUER 1982:
W. DEUER, Der romanische Kirchenbau in der Steiermark mit Ausnahme der Klosterkirchen. Ungedr. Dissertation Univ. Wien, Wien 1982.
- EBNER 1979:
H. EBNER, Burgen und Schlösser in der Steiermark 2. Mürztal und Leoben. Wien 1979².
- FILLITZ 1998:
H. FILLITZ, Die Architektur bis zur Zeit Leopolds VI. In: H. FILLITZ (Hrsg.), *Geschichte der bildenden Kunst in Österreich I. Früh- und Hochmittelalter*. München-New York 1998, 231-273.
- FÜRNHOLZER 2003:
J. FÜRNHOLZER, Archäologische Grabungen in der Alten Universität. *Historisches Jahrbuch der Stadt Graz* 33, 2003, 19-40.
- FÜRNHOLZER, LEHNER 1997:
J. FÜRNHOLZER, M. LEHNER, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche Graz-St. Peter. *Fundberichte aus Österreich* 36, 1997, 281-290.
- FÜRNHOLZER, LEHNER 1998:
J. FÜRNHOLZER, M. LEHNER, Zu den romanischen Vorgängerbauten der Admonter Stiftskirche. *PAX, Magazin des Benediktinerstiftes Admont* 1998/2, 1998, 38-40.
- GÄNSER 1996:
G. GÄNSER, Österreichischer Städteatlas. 5. Lieferung, 1. Teil (o.S.), Kapitel: Die Wachstumsphasen von Graz. Wien 1996.
- GRAUS 1884:
J. GRAUS, Ein Kirchenpaar zu Graz. *Der Kirchenschmuck* 15, 1884, 11-13.
- GRAUS 1889:
J. GRAUS, Kobenz. *Der Kirchenschmuck* 20, 1889, 157-159.
- HEBERT 1989:
B. HEBERT, Archäologische Untersuchungen in der Krypta von Göß, Steiermark. *Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege* 43, 1989, 181-184.
- HEBERT 1998:
B. HEBERT, KG Kobenz. *Fundberichte aus Österreich* 37, 1998, 879.
- HEBERT 2000:
B. HEBERT, Archäologische Untersuchungen des Bundesdenkmalamtes an steirischen Sakralbauten der Romanik. *Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege* 55, 2001, 5-13.
- KAFKA 1974:
K. KAFKA, Wehrkirchen Steiermarks. Wien 1974.
- KOHLBACH 1950:
R. KOHLBACH, Die gotischen Kirchen von Graz. Graz 1950.
- KRENN 1981:
P. KRENN, Die Oststeiermark. Salzburg 1981.
- LEHNER 1996:
M. LEHNER, Die Archäologie des Leechhügels. In: *Forschungen zur Leechkirche in Graz. Fundberichte aus Österreich, Materialhefte A4*, Wien 1996, 19-157.
- LEHNER 1998:
M. LEHNER, Archäologische Baubegleitung und Probegrabung in der Pfarrkirche St. Peter-Freienstein, VB Leoben, Steiermark. *Fundberichte aus Österreich* 37, 1998, 493-496.
- LEHNER 2000:
M. LEHNER, Die Vorgängerbauten der Dekanats- und Wallfahrtskirche Schmerzhaft Maria am Weizberg. *Fundberichte aus Österreich* 39, 2000, 347-351.
- LEHNER 2001a:
M. LEHNER, Pfarrkirche Hl. Johannes Baptist in der Scheiben – Eigenkirchliche Filiale von Mariahof oder St. Lambrecht Tochterpfarre? *Fundberichte aus Österreich* 40, 2001, 171-176.

- LEHNER 2001b:
M. LEHNER, Zu den romanischen Vorgängerbauten der Admonter Stiftskirche. Der Versuch einer archäologischen Baubegleitung. *Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege* 55, 2001, 9-12.
- LEHNER 2003:
M. LEHNER, Die Grazer Stadtmauer aus archäologischer Sicht. Ein Diskussionsbeitrag. *Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark* 94, 2003, 25-46.
- LEHNER 2004:
M. LEHNER, Die frühe Burg auf dem Deutschlandsberger Ulrichsberg, *Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich* 20, 2004, 99-148.
- MIRSCH 2005:
I. MIRSCHE, Die Geschichte der Gemeinde Fernitz. *Fernitz 2005*.
- MOSSLER 1976:
G. MOSSLER, Kirchgrabungen in Österreich. In: 1000 Jahre Babenberger in Österreich. *Niederösterreichische Jubiläumsausstellung, Ausstellungskatalog Lilienfeld, Wien 1976*, 445-454.
- REITERER 2002:
R. REITERER, Cluny und seine Ausstrahlung auf Admont über das Schwarzwaldkloster Hirsau. Unpubl. Diplomarbeit Univ. Graz, Graz 2002.
- ROTH 1970:
Paul W. ROTH, Der Stand der Mittelalterarchäologie in der Steiermark. *Blätter für Heimatkunde* 44, 1970, 65-70.
- SCHRETTLE 2003:
B. SCHRETTLE, Der Tempelbezirk auf dem Frauenberg bei Leibnitz. *Untersuchungen zu Architektur und Bauornamentik. Nachrichtenblatt der Archäologischen Gesellschaft Steiermark* 2003, Wien 2003.
- STRAHALM, LAUKHARDT 2003:
W. STRAHALM, P. LAUKHARDT, Graz. Eine Stadtgeschichte. Graz 2003.
- SYDOW 2001:
W. SYDOW, Kirchenarchäologie in Tirol und Vorarlberg. Die Kirchgrabungen als Quellen für Kirchen- und Landesgeschichte vom 5. bis in das 12. Jahrhundert. *Fundberichte aus Österreich, Materialhefte A9*, Wien 2001.
- TELESKO 1998:
W. TELESKO, Die Architektur der karolingischen Epoche. In: H. FILLITZ (Hrsg.), *Geschichte der bildenden Kunst in Österreich 1. Früh- und Hochmittelalter*. München-New York 1998, 219-230.
- WAGNER 2001:
J. WAGNER, Zur ostentativen Wiederverwendung römerzeitlicher Spolien in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kirchenbauten in der Steiermark. *Bannung, Exorzismus und humanistische Intentionen im Spiegel einer Interpretatio christiana. Fundberichte aus Österreich* 40, 2001, 345-480.
- WAGNER 2005:
J. WAGNER, Ostentative Spolienverwendung an mittelalterlichen Kirchenbauten der Steiermark. *Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich* 21, 2005, 243-259.

VAss. Mag. Dr. Manfred Lehner
Institut für Archäologie
der Karl-Franzens-Universität Graz
Universitätsplatz 3/II
A-8010 Graz
manfred.lehner@uni-graz.at

DIE ÄLTESTEN WIENER KIRCHEN – EIN QUELLENPROBLEM

von

Peter CSENDES, Wien

Vorbemerkung

Kirchen und Klöster dominierten das spätmittelalterliche Erscheinungsbild Wiens wie es sich dem Betrachter auf den Tafelbildern darbietet¹. Neben der Domkirche St. Stephan gab es die Pfarrkirchen St. Peter und St. Michael, die alten Kirchen Maria am Gestade und St. Ruprecht sowie jene der Ordensniederlassungen, um nur die markantesten zu nennen². Denn schon seit dem frühen 13. Jahrhundert wissen wir von den Kapellen, die Wiener Bürger in ihren Häusern errichteten³, und deren Anzahl noch Enea Silvio Piccolomini im 15. Jahrhundert beeindruckt hat. Für die Frühzeit geistlichen Lebens im Wiener Raum stehen jedoch nur wenige Anhaltspunkte zur Verfügung, und die Forschung ist weitestgehend auf Mutmaßungen angewiesen. Der Blick des Historikers auf den Archäologen ist hier der des Hilfesuchenden, denn das Verhältnis der Mediävistik zur Archäologie ist in der Regel das eines wechselweisen Vertrauens und damit aber leider oft auch die Grundlage für Zirkelschlüsse.

Die Quellen zu Wiens frühen Kirchen

Die folgenden Bemerkungen zu den ältesten Wiener Kirchen sollen keine neue Theorie entwickeln, sondern sich mit dem konkreten Aussagewert der vorhandenen Quellen beschäftigen und vorsichtig fragen, ob überhaupt schriftliche und archäologische Denkmale zu dieser Frage in irgendeinen Einklang gebracht werden können.

Die schriftlichen Quellen zur Frühgeschichte Wiens sind alle längst bekannt, die Entdeckung neuer ist nicht zu erwarten⁴. Das präurbane Wien ist in schriftlichen Quellen zwischen dem 5. und 11. Jahrhundert lediglich mit einer Nennung präsent - in den älteren Salzburger Annalen zu 881 -, wobei auch diese keineswegs als eindeutig zu bezeichnen ist: Der Name *Wenia* (*Uenia*) als Ort eines Kampfes mit den Ungarn ist in der Handschrift verbessert, und es nicht zu entscheiden, ob der Fluss oder die Siedlung dieses Namens gemeint ist – die zweite Nennung eines Schlachtenorts in dieser Jahresnotiz bezieht sich jedenfalls auf einen Berg⁵. Auch die Nachrichten aus dem 11. Jahrhundert sind überaus dürftig, sie gehen über den Nachweis des Bestehens einer Siedlung nicht hinaus, fügen sich jedoch wenigstens zu anderen Zeugnissen für die Entwicklung im Wiener Becken und im Marchfeld⁶.

Die Archäologie hat festgestellt, dass es in diesem gesamten Zeitraum auf dem Areal des einstigen Legionslagers sowie des engeren Umlands nach dem Ende der römischen Präsenz lediglich eine äußerst bescheidene Siedlungsexistenz gegeben haben kann, die auch erst in karolingischer Zeit etwas intensiver und damit deutlicher fassbar wird⁷. Vor allem sind dabei die Indizien für eine Zuwanderung von Bedeutung⁸. Allerdings hat dieser Siedlungsplatz östlich des Wienerwalds auch unter den Karolingern wohl nur geringe Bedeutung besessen, was in der geographischen Lage - hier gab es im Unterschied zu Mautern oder Tulln keinen wichtigen Donauübergang - begründet gewesen sein dürfte.

¹ Vgl. CZEIKE 1974; OPLL 2004.

² Vgl. PERGER, BRAUNEIS 1977.

³ Vgl. PERGER 1965/1966, bes. 130 ff.

⁴ Vgl. LOHRMANN, OPLL 1981.

⁵ Ebenda Reg. Nr. 4.

⁶ Vgl. CSENDES 1976, 42.

⁷ Vgl. MITCHELL 2001, 208 f.

⁸ Vgl. FELGENHAUER-SCHMIEDT 1992, bes. 63 f.

Kein Quellenbeleg, aber auch kein Fund informiert uns über das Bestehen einer Kirche, wengleich wir annehmen müssen, dass es zumindest seit dem 9. Jahrhundert eine solche gegeben hat. Sicherem Boden gewinnen wir erst rund 250 Jahre nach der Erstnennung von 881. Der so genannte Mauterner Tauschvertrag zwischen Markgraf Leopold IV. und Bischof Reginmar von Passau, ausgestellt 1137 im passauischen Mautern, nennt die *ecclesia sancti Petri apostoli*, gelegen in *Wiennensi loco*, die dem Bischof übergeben wird, und hält fest, dass diese genannte *ecclesia et cetera oratoria in eadem barochia consecrata* der Leitung (*regimen*) des Pfarrers von Wien *Wiennensis blebani*, fürderhin, *deinceps*, unterworfen sein sollten. Der Markgraf wurde dafür mit der halben Pfarrausstattung (*dimidiam partem dotis*) - mit einer Ausnahme - und einem Weingarten entschädigt⁹.

Mit diesem Vertrag wurde offensichtlich eine Neuregelung bestehender Verhältnisse herbeigeführt, und damit steht das Dokument in einer Reihe mit anderen, z.T. unmittelbar vorhergehenden Abkommen zwischen den Babenbergern und den Passauer Bischöfen, die der Klärung pfarrlicher Rechte und insbesondere von Zehentansprüchen dienen sollten. Leopold IV. setzte damit die Politik seines Vaters nach dem Wormser Konkordat fort, wonach im Zug der Umsetzung des kirchlichen Reformprozesses Rechte der Kirche nicht in Laienhand verbleiben sollten¹⁰. Auch war im Hinblick auf die Lage im Reich ein spannungsfreies Verhältnis zum Passauer Bischof von Nutzen. Der Vertrag setzte den Schlusspunkt unter Verhandlungen, die wohl noch unter Leopold III. begonnen worden waren - die Einbindung seines älteren Sohnes Adalbert scheint dafür zu sprechen - und deren Prämissen nur ansatzweise zu erkennen sind. Es bleibt lediglich als sicher festzuhalten, dass eine offenbar adlige Kirchen- bzw. Pfarrgründung, die zumindest seit dem ersten Drittel des 12. Jahrhunderts in der Hand des Markgrafen war, in einen Pfarrverband eingegliedert werden sollte, der den Vorstellungen des Diözesanbischofs entsprach - das sollte auch für (alle) anderen Gotteshäuser Wiens gelten -, während, wie die spätere Entwicklung zeigt, das Patronatsrecht und das Eigentum an Gebäuden und Besitz weiter bei den Babenbergern verblieben ist.

Dieses Vorgehen gewinnt seine besondere Bedeutung dadurch, dass es eine Voraussetzung für die Errichtung der Pfarre St. Stephan gewesen ist¹¹, wobei es müßig ist, darüber zu spekulieren, ob vielleicht vor den Mauern bereits ein Kirchenbau vorhanden oder im Gange war¹². Wesentlich aus der Sicht der Landesgeschichte ist jedenfalls, dass der Bischof der Mitwirkung des Markgrafen bedurfte, um Wien zu einem passauischen „Seelsorgezentrum“ zu machen.

In unserem lokalgeschichtlichen Zusammenhang ist aber insbesondere festzuhalten, dass mit St. Peter erstmals ein Kirchenpatrozinium auf dem Boden der mittelalterlichen Stadt genannt wird und eine Pfarre Wien bezeugt ist – ungeachtet der Frage, ob es sich bei der *ecclesia sancti Petri* um die *ecclesia parochialis* in Wien gehandelt hat, woran allerdings m.E. kein Zweifel sein kann¹³. Wichtig ist zudem die Information, dass es noch weitere Kirchen, *cetera oratoria*, gegeben hat. Dieser Schluss dürfte zulässig sein, auch wenn man die Möglichkeit der Verwendung einer Pertinenzformel in Erwägung zieht oder bedenkt, dass das Wort *deinceps* Künftiges subsumieren könnte. Die verwendeten Begriffe *ecclesia* und *oratoria* allein lassen natürlich keine definitiven Aussagen über die Rechtsqualität der Gotteshäuser zu, da selbst die Rechtstexte der Zeit im Bereich des Niederkirchenwesens eine verbindliche Terminologie nicht kennen¹⁴. Dennoch ist die Tatsache zu vermerken, dass mit diesen beiden Begriffen hier ein Gegensatz konstruiert wurde.

Das Bestehen dieser *cetera oratoria* auf Wiener Boden im 12. Jahrhundert belegt die Schenkungsurkunde für das Schottenkloster von angeblich 1161: Darin erhält das Kloster von Herzog Heinrich II. u.a. *capellas Wiennenses capellam sancti Pancratii et capellam beati Petri et capellam beate Marie et capellam beati Rudberti*¹⁵. Dieses Dokument ist jedoch eine Fälschung und unter Verwendung von Vorurkunden erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts hergestellt worden. Die erste echte Urkunde, in der die Patrozinien St. Ruprecht und Maria am Gestade ausdrücklich genannt werden, ist eine Bestätigung aller Schenkungen

⁹ Mehrfach gedruckt, vgl. CSENDES 1986, Nr. 1, 24 f.

¹⁰ Vgl. dazu die Arbeiten von: FEIGL 1976; DIENST 1981; ERKENS 1994; SONNLECHNER 1999.

¹¹ Das Faktum, dass nur allgemein von der Pfarre und vom Pfarrer gesprochen wird, halte ich für einen Hinweis darauf, dass eine neue Pfarrkirche im Entstehen war.

¹² Vgl. den Beitrag OFFENBERGER (2005) in diesem Band.

¹³ PERGER (1996, 7 ff.) hatte sich zuletzt - entgegen eigener früherer Arbeiten - entschieden dafür ausgesprochen, dass 1137 die Pfarrrechte in Wien bei St. Ruprecht lagen - in diesem Sinn auch bereits KLEBEL (1932, 39 ff.). Da jedoch das Patronatsrecht über St. Peter beim Markgrafen verblieb, kann die Einordnung der Kirche in den Pfarrverband nur den Verzicht auf eigene pfarrliche Rechte bedeuten, und dass im Wien des frühen 12. Jahrhunderts zwei Pfarren bestanden hätten, erscheint wenig wahrscheinlich.

¹⁴ Zur Begriffsentwicklung vgl. etwa ERKENS 1994, 54 f. oder die Dissertation von JULIUS 2003.

¹⁵ BUB I, Nr. 31, 45.

Heinrich Jasomirgotts an das Schottenkloster durch Herzog Leopold VI. aus dem Jahr 1200¹⁶. Bei St. Pankraz handelt es sich um eine Kapelle im Bereich der alten herzoglichen Pfalz, an der die Schotten erst spät ihr Besitzrecht durchsetzen konnten¹⁷. Die älteste bekannte Nennung von St. Stephan stammt überhaupt erst aus dem Jahr 1220¹⁸, also rund sieben Jahre nach der vermuteten Weihe.

Patrozinien als Quelle zur Kirchen- und Ortsgeschichte

Über die Gründung von Eigenkirchen und -pfarren sind wir nur selten unterrichtet – im Wiener Raum ist Dornbach dafür ein Beispiel¹⁹. Auch im Fall Wiens steht uns lediglich ein Terminus ante quem zur Verfügung. Stellt man Überlegungen für die Zeit vor 1137 an, so bleiben als Ansatzpunkte allein die Patrozinien und die Beurteilung der Lage der Gotteshäuser in der Siedlungslandschaft der Stadt²⁰. Patrozinien geben die Schutzherrschaft eines Heiligen über eine Kirche an, die mit der Weihe des Gotteshauses einsetzte. Bei der Wahl von Patrozinien konnten verschiedene Aspekte eine Rolle spielen, wie rechtliche oder personenbezogene Abhängigkeiten, allgemeine Zeitströmungen oder regionale Besonderheiten²¹. Die Zuweisung von Patrozinien zu bestimmten zeitlichen Schichten ist allerdings fast immer spekulativ und daher problematisch²².

Bereits 1546 hatte Wolfgang LAZIUS in seiner Stadtgeschichte die Gründung von St. Ruprecht auf Chuniaid und Gisilar, die Gefährten des Hl. Rupert, zurückgeführt²³. Hans VON VOLTELINI hat 1913 darauf hingewiesen, dass bereits Max BÜDINGER aus dem Patrozinium St. Ruprecht auf eine Salzburger Gründung geschlossen hat und machte selbst auf das auffällige Faktum aufmerksam, dass die beiden charakteristischen Salzburger Patrozinien, Rupert und Petrus, die in karolingischer Zeit gemeinsam als die Heiligen Salzburgs genannt werden²⁴, mit den zweifellos ältesten bestehenden Wiener Kirchen in Verbindung stehen.

Nun begegnen im Donauland östlich der Enns Ruprechtskirchen in Winklarn, Arnsdorf und Traismauer, somit in Orten, die im 9. Jahrhundert Besitz des Salzburger Erzbistums gewesen sind. In *Salapiugin* (Zalabér) weihte 852/3 Erzbischof Liupram eine Kirche dem selben Heiligen. St. Ruprecht in Wien, das zumindest als Anlegestelle für die Donauschiffahrt noch Bedeutung gehabt haben dürfte²⁵, scheint sich in diese Entwicklung einzufügen. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass Salzburger Besitz in Wien nicht nachgewiesen werden kann und nur durch Wolfgang LAZIUS „belegt“ ist, weiters aber auch, dass ab der Wende vom 8. zum 9. Jahrhundert das Gebiet an der Donau dem Bistum Passau zur Mission zugewiesen war, endgültig 828/29. Bereits die erste Zuweisung eines Missionsgebiets an Salzburg, 796, betraf den Wiener Raum nicht, sollte doch die Raab, die Karl der Große 791 erreicht hatte, die Westgrenze bilden. Der Schluss liegt nahe, dass Passau, dessen Diözesangrenze bis 796 an der Enns lag, das neu gewonnene Gebiet als Missionsbereich sehr rasch für sich beansprucht hat, und es ist nicht anzunehmen, dass eine Passauer Gründung unter dem Patrozinium St. Ruperts erfolgt wäre. Dagegen ist natürlich zu bedenken, dass die Zuweisung der Missionsgebiete keine absoluten Ausschließlichkeiten nach sich gezogen hat und so natürlich auch nicht ausgeschlossen werden kann²⁶, dass in dieser Übergangszeit, etwa unter Erzbischof Arn (785-821), eine Salzburger Kirchengründung hätte erfolgen können.

Das Fazit kann lediglich darin bestehen, dass vermutlich in karolingischer Zeit auf dem Areal des einstigen Römerlagers ein Gotteshaus errichtet und dem Hl. Ruprecht geweiht worden ist. Die Lage im ältesten mittelalterlichen Siedlungskern würde zweifellos dazu passen. Die vage Erinnerung an die frühe singuläre Stellung von St. Ruprecht könnte es gewesen sein, die noch im späten 13. Jahrhundert den Wiener Jans von

¹⁶ BUB 1, Nr. 113, 149.

¹⁷ Vgl. dazu PERGER 1965/1966, 35 ff.

¹⁸ BUB 2, Nr. 226, 28.

¹⁹ SUB 2, Nr. 191, 275.

²⁰ So schon KLEBEL 1932, 39 ff.

²¹ Vgl. dazu etwa MITTERER 1990 oder FLACHENECKER 1999, 145 ff., mit reichen Literaturangaben.

²² Ebenda.

²³ LAZIUS 1546, 56: ... *Cunaldum & Giselaricum verbi divini doctores* ...; ein angebliches Wirken des Hl. Rupert östlich der Enns begegnet erst in der um 870/71 entstandenen Fassung der Vita S. Hrodberti; vgl. dazu zusammenfassend: WOLFRAM 1995, 227 ff.

²⁴ Z.B. SUB 2, Nr. 14, 20, Nr. 21, 39; vgl. VON VOLTELINI 1913, 10.

²⁵ Vgl. LADENBAUER-OREL 1999, 22 ff.

²⁶ So PERGER 1996, 13 f.; vgl. zusammenfassend: SCHEIBELREITER 2003, 49 f.

St. Ruprecht als der ältesten Kirche berichten und sie als Pfarre bezeichnen ließ²⁷. Das Fehlen jeglicher Nachricht mag mit der exponierten Lage dieser Siedlung östlich des Wienerwalds zusammenhängen. Dass aber damals in einer wenig bedeutenden Siedlung in einem womöglich sehr kurzem Zeitraum, zwei Kirchen, St. Ruprecht und St. Peter, errichtet worden sein sollen, erscheint mir wenig wahrscheinlich, ist freilich auch nicht auszuschließen²⁸.

Die Niederlage von Pressburg 907 hatte das System karolingischer Verwaltung, das auf den einzelnen Adelsfamilien ruhte, zerschlagen, und das galt auch für den kirchlichen Bereich²⁹. So musste Bischof Pilgrim von Passau gegen Ende des 10. Jahrhunderts in drei Synoden mühsam die pfarrlichen Rechte seines Bistums zwischen Enns und Wienerwald erheben lassen³⁰. Bei der Errichtung neuer Pfarren war königliche Hilfe erforderlich, und selbst 1014 war noch die Wienerwaldgrenze von Bedeutung. Alles jenseits war unklar, wohl auch die regionalen Dimensionen. Am Vorschieben der Grenze unter den salischen Herrschern und der Erschließung des Landes waren bayerische Adelige, Klöster und Bistümer beteiligt.

Die Vorstellung, dass St. Peter in dieser Phase der Entwicklung Wiens entstanden ist, ist nicht neu. Allerdings ist dabei wieder das Patrozinium zu bedenken, das auf Salzburg zu verweisen scheint, während dagegen in anderen dieser frühen Siedlungen (später) die Heiligen Laurentius, der Patron des Kampfes gegen die Ungarn, Veit oder Georg aufscheinen³¹. Grundsätzlich wäre auch einzuwenden, dass in der Mark Peterskirchen nicht nur mit Salzburg verknüpft werden können. So ist im frühen 11. Jahrhundert eine Peterskirche an prominentem Ort belegt: 1014 leitet Bischof Megingaud von Eichstätt im Anwesenheit des Markgrafen Heinrich die Beisetzung des irischen Pilgers Koloman in der Kirche St. Peter in Melk³².

Der Gedanke, ein Adelige mit persönlichen Beziehungen zu Salzburg wäre Gründer (oder Wiederbegründer) der Kirche, wurde von OETTINGER vertreten³³. Er verwies auf den Grafen Sighard, Vogt von St. Peter, der 1044 dem Kloster aus seinem Besitz zwei Hufen *ad Alsam* schenkte. Die Besitzschenkungen des Grafen wurden die Grundlage für den späteren Besitz des Salzburger Klosters St. Peter in Dornbach. Spätere Angehörige dieser Adelsfamilie, die Grafen von Tengling-Burghausen, stifteten auch ihre Gründung, das Kloster Michaelbeuern, in diesem Raum aus. Zwischen 1136 und 1156 erhielt St. Peter mehrere Schenkungen im Bereich des Alsbaches, die aus Sighardinger oder Babenberger Besitz hervorgingen³⁴. Der Interpretation, diese Besitzungen wären Entschädigungen für die Wiener Kirche, bzw. für die dort wirkenden Salzburger Geistlichen³⁵, steht das Faktum gegenüber, dass sich in der reichen Salzburger Überlieferung kein Hinweis auf Besitz in Wien im 11. Jahrhundert findet.

Archäologische Befunde zu den ältesten Kirchen

Stellen wir diesen - sehr bescheidenen - Ergebnissen den archäologischen Befund gegenüber. Für St. Ruprecht selbst fehlt eine moderne Untersuchung, der vorhandene Baubestand verweist in seinen ältesten Teilen ins 12. Jahrhundert. Funde aus dem unmittelbaren Umfeld verweisen allerdings in das 9. Jahrhundert. In der Diskussion wird stets davon ausgegangen, dass bereits diese karolingerzeitliche Kirche aus Stein errichtet war, wofür es natürlich keinen Beleg gibt - die Vita Altmanni behauptet ja, wenn auch sicher übertrieben, dass vor Altmanns Episkopat fast nur hölzerne Kirchen im Bistum bestanden

²⁷ Jans ENIKEL, Fürstenbuch (hrsg. von Philipp STRAUCH). Monumenta Germaniae Historica, Deutsche Chroniken 3, Hannover-Leipzig 1900 (Nachdruck: München 1980), 601, v. 108-112. - Als älteste Kirche ist St. Ruprecht für Jans selbstverständlich auch die Pfarre gewesen, dass St. Ruprecht aber noch zu Jansens Zeiten als *pfarr* bezeichnet worden wäre, wie in der Literatur wiederholt betont wird, geht allerdings aus dem Text nicht hervor.

²⁸ Die von PERGER (1996, 14) angeführten Beispiele Zalavár und Mikulčice und Staře Město lassen sich in ihrer Bedeutung mit dem präurbanen Wien nicht wirklich vergleichen.

²⁹ Vgl. CSENDES 1991 sowie CSENDES 1991/1992.

³⁰ Zu den Bemühungen der Passauer Bischöfe vgl. ERKENS 1994, 59 ff. sowie SONNLECHNER 1999, 103 f.

³¹ Laurentius in Simmering (11. Bezirk) und Währing (18. Bezirk), Veit in (Ober-)St. Veit (Hietzing - 13. Bezirk), Georg in Kagran (Donaustadt - 22. Bezirk).

³² Thietmari Merseburgensis episcopi Chronicon (hrsg. von Robert HOLTZMANN). Monumenta Germaniae Historica, Scriptores rerum Germanicarum 9, Köln 1935 (Nachdruck: Hannover 1996), 492 f.

³³ OETTINGER 1951, 150.

³⁴ Vgl. LOHRMANN 1979, 60 ff. und LOHRMANN 1982, 190 ff.

³⁵ So LOHRMANN 1982, 200; da Leopold III. Besitz an St. Peter an der Als 1136 restituiert, an dem er erwiesenermaßen keine Rechte hatte, scheint LOHRMANN eine Verknüpfung mit dem Tauschvertrag von 1137 denkbar, wobei Markgraf und Passauer Bischof als Sieger gegenüber Salzburger Ansprüchen zu sehen wären.

hätten³⁶. Es wäre also nicht auszuschließen, dass auch die Ruprechtskirche erst im Lauf des 11. Jahrhunderts in Stein errichtet worden ist.

Der mittelalterliche Bau von St. Peter musste zu Ende des 17. Jahrhunderts einem Neubau weichen. Von der Siedlungsstruktur wird man die Agglomeration um St. Peter und in einiger Distanz zum älteren Burgbereich und näher zur Fernstraße mit einiger Berechtigung dem 11. Jahrhundert zuweisen dürfen. Wir kennen Darstellungen des alten Baus mit seinem charakteristischen Turm ab dem 15. Jahrhundert und verfügen über einen Grundriss aus dem Jahr 1676³⁷. Eine Interpretation ist besonders heikel, doch scheint das tiefliegende Niveau des Kirchenschiffs auf eine frühe Entstehungszeit zu verweisen, die im 11. Jahrhundert liegen könnte; dass antike Grundlagen vorhanden sein könnten, wie OETTINGER vermutet hat, ist nicht auszuschließen, muss aber Spekulation bleiben³⁸. Für die Nutzung eines Vorgängerbauwerks könnte die ungewöhnliche Süd-Nord-Orientierung sprechen. Schriftliche und archäologische Befunde stehen also ohne jegliche Verbindung nebeneinander. Bei beiden Kirchen - St. Ruprecht und St. Peter - sind Friedhöfe nachgewiesen, die aber schon früh aufgegeben worden sind³⁹.

Wenden wir uns St. Stephan zu, so ist die Situation keineswegs günstiger. Auch hier ist das Patrozinium die Asymptote, die sich dem Vertrag von 1137 sowie der Weihe einer Kirche durch Bischof Reginbert 1147 annähert. Die jüngsten archäologischen Untersuchungen haben zwar für die ältesten vorhandenen Bauphasen von St. Stephan vermehrte Klärung gebracht, lassen jedoch die eventuellen Vorstufen (noch) im Dunkeln. Weitere Überlegungen ließen sich eher daran knüpfen, welche Rolle der Bau von St. Stephan für die spätere, außergewöhnliche Stadtentwicklung genommen hat. So musste dieses gewaltige Bauvorhaben zu einer formidablen Belebung des Siedlungsraums geführt haben, wozu nach 1152 (besonders nach 1156) noch die Konzentration des Herzogs auf Wien mit ihren baulichen Auswirkungen - Errichtung der Herzogspfalz, Anlage des Schottenklosters - hinzukam⁴⁰. In der Folge, unter Herzog Leopold V., scheint es so gewesen zu sein, dass die Absicht, bereits bestehende Siedlungskerne sowie vorhandene Erweiterungsflächen in einem mauergeschützten Areal zusammenzufassen, fast natürlich dazu führte, den mächtigen Kirchenbau als Angelpunkt zu nehmen⁴¹.

Resümee

Überblicken wir diese Entwicklung und bringen wir sie mit jener unseres Raums in Beziehung, ist Wien dann anders? Gründungs- oder Weiheurkunden für Kirchen sind in karolingischer, ottonischer und salischer Zeit generell selten, besonders wenn die Gründung nicht auf Königs- oder Kirchengut erfolgt ist. Das Schweigen der - ohnehin äußerst spärlichen - Quellen ist daher nicht ungewöhnlich. Erste Erwähnungen von (Pfarr-)Kirchen erfolgen oftmals in Verbindung mit Konfliktfällen bzw. im Zusammenhang mit deren Bereinigung. Das trifft wohl auch in Wien bei St. Peter zu, wenngleich wir den Konflikt nicht genau benennen können. Der Nachweis der Kirchenpatrozinien erfolgte wie in den meisten Fällen erst lange nach der Erstnennung der Siedlung, sodass davon abgeleitete Aussagen über das Alter der Kirchen unsicher bleiben müssen.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass die kirchliche Entwicklung Wiens erst ab dem 12. Jahrhundert und mit dem außergewöhnlich rasantem Aufstieg Wiens deutliche Konturen annimmt, die durch die Aussagen schriftlicher Quellen sowie durch archäologische Befunde und Bauanalysen geformt werden, während die Zeit davor weitgehend geschichtslos bleibt und lediglich im Gesamtbild der Binnenkolonisation des 11. und frühen 12. Jahrhunderts im Donauraum beurteilt werden kann.

³⁶ Vita Altmanni episcopi Pataviensis (hrsg. von Wilhem WATTENBACH). Monumenta Germaniae Historica, Scriptores 12, Hannover 1856 (Nachdruck: Stuttgart 1995), c. 17, 234.

³⁷ Das Original existiert nicht mehr; vgl. VON CAMESINA 1872, 8, sowie OETTINGER 1951, 7 ff., ausführlich 115 ff.; ebenso PERGER, BRAUNEIS 1977, 17 ff.

³⁸ OETTINGER 1951, 11. Eine eindeutige Verbindung römischer Mauerreste unter dem Platz St. Peter mit der Kirche bzw. einem Vorgängerbau ist nicht nachgewiesen; vgl. auch PERGER, BRAUNEIS 1977, 19.

³⁹ Als topographische Bezeichnungen sind sie noch länger nachweisbar. Vgl. CZEIKE 1993, 407 ff.

⁴⁰ Vgl. CSENDES 1991/1992.

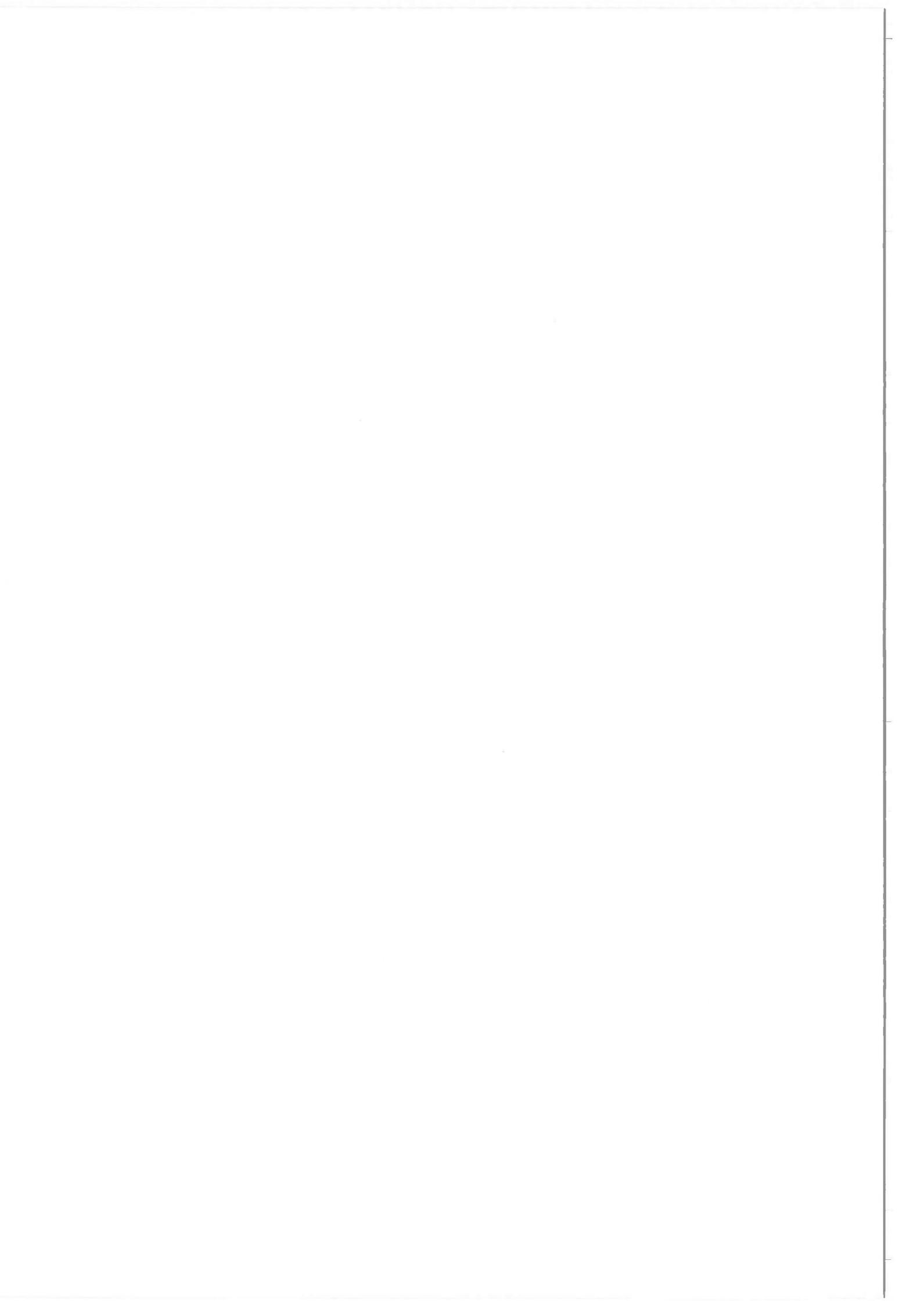
⁴¹ Darauf hat bereits SCHMIDT 1949/1950 verwiesen. Vgl. REIDINGER 1997, 69 f.

Literaturverzeichnis

- BUB I, 2:
Urkundenbuch zur Geschichte der Babenberger in Österreich (hrsg. von Heinrich FICHTENAU und Erich ZÖLLNER). Bd. 1 u. 2, Wien 1950-1955.
- VON CAMESINA 1872:
Albert VON CAMESINA, Die alte Peterskirche zu Wien. Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien 12, 1872, 1-26.
- CSENDES 1976:
Peter CSENDES, „Regio finibus Ungarorum gladio ab hostibus acquisita“. Überlegungen zur Geschichte der Ungarnmark in Österreich. In: Babenberger-Forschungen. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 42, 1976, 38-51.
- CSENDES 1986:
Peter CSENDES, Die Rechtsquellen der Stadt Wien. Fontes rerum Austriacarum II/9, Wien-Köln-Graz 1986.
- CSENDES 1991:
Peter CSENDES, Der niederösterreichische Raum im 10. Jahrhundert. In: Bayern, Ungarn und Slawen im Donaauraum. Forschungen zur Geschichte der Städte und Märkte Österreichs 4, Linz 1991, 95-103.
- CSENDES 1991/1992:
Peter CSENDES, Regensburg und Wien - Babenbergerresidenzen des 12. Jahrhunderts. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 47/48, 1991/1992, 163-171.
- CZEIKE 1974:
Felix CZEIKE, Das Wiener Stadtbild in Gesamtansichten I. Handbuch der Stadt Wien 88, Wien 1974, II/13-44.
- CZEIKE 1993:
Felix CZEIKE, Historisches Lexikon Wien. Bd. 2, Wien 1993.
- DIENST 1981:
Heide DIENST, Niederösterreichische Pfarren im Spannungsfeld zwischen Bischof und Markgraf nach dem Ende des Investiturstreits. Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs 34, 1981, 1-44.
- ERKENS 1994:
Franz-Rainer ERKENS, Das Niederkirchenwesen im Bistum Passau (11.-13. Jahrhundert). Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 102, 1994, 53-97.
- FEIGL 1976:
Helmuth FEIGL, Zur Entstehung des Pfarrnetzes in Österreich unter der Enns im Zeitalter der Babenberger. In: Babenberger-Forschungen. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 42, 1976, 52-69.
- FELGENHAUER-SCHMIEDT 1992:
Sabine FELGENHAUER-SCHMIEDT, Früh- und hochmittelalterliche Funde aus Wien I, Ruprechtsplatz und Sterngasse. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 8, 1992, 61-84.
- FLACHENECKER 1999:
Helmut FLACHENECKER, Patrozinienforschung in Deutschland. Concilium medii aevi 2, 1999, 145-163.
- JULIUS 2003:
Harro JULIUS, Landkirchen und Landklerus im Bistum Konstanz während des frühen und hohen Mittelalters. Dissertation Univ. Konstanz, Konstanz 2003.
- KLEBEL 1932:
Ernst KLEBEL, Zur Frühgeschichte Wiens. Abhandlungen zur Geschichte und Quellenkunde der Stadt Wien 4, 1932, 7-111.
- LADENBAUER-OREL 1999:
Hertha LADENBAUER-OREL, Markt, Burg, Kirche und der Donauhafen im frühen Wien. Ein Beitrag über das Erbe der Römer für das Werden der Stadt. Wiener Geschichtsblätter Beiheft 2, Wien 1999.
- LAZIUS 1546:
Wolfgang LAZIUS, Vienna Austriae. Basel 1546.
- LOHRMANN 1979:
Klaus LOHRMANN, Die Besitzgeschichte des Wiener Raums vom Ausgang des 11. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 35, 1979, 38-77.
- LOHRMANN 1982:
Klaus LOHRMANN, Der Dornbacher Besitz der Abtei St. Peter in Salzburg. In: Festschrift St. Peter zu Salzburg 582-1982. Salzburg 1982, 187-201.
- LOHRMANN, OPLL 1981:
Klaus LOHRMANN, Ferdinand OPLL, Regesten zur Frühgeschichte von Wien. Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 10, Wien 1981.
- MITCHELL 2001:
Paul MITCHELL, Zur „Kontinuitätsfrage“ in Wien anhand neuester Erkenntnisse. Von der Ausgrabung Judenplatz und anderen Fundstellen. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 17, 2001, 205-214.
- MITTERER 1990:
Kurt A. MITTERER, Die Patrozinien der Diözese Salzburg. Ungedr. Dissertation Univ. Salzburg, Salzburg 1990.
- OETTINGER 1951:
Karl OETTINGER, Das Werden Wiens. Wien 1951.
- OFFENBERGER 2005:
Johann OFFENBERGER, Archäologische Untersuchungen im Dom von St. Stephan zu/in Wien in den Jahren 1996 und 2000/2001. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 21, 2005, 181-193.
- OPLL 2004:
Ferdinand OPLL, Wiener Stadtansichten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit (15.-17. Jahrhundert). In: Bild und Wahrnehmung der Stadt (hrsg. von Ferdinand OPLL). Linz 2004, 157-187.
- PERGER 1965/1966:
Richard PERGER, Die Grundherren im mittelalterlichen Wien II. Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien 21/22, 1965/1966, 120-183.
- PERGER 1996:
Richard PERGER, Beiträge zur Geschichte der Ruprechtskirche in Wien. Pro civitate Austriae NF 1, 1996, 7-39.

- PERGER, BRAUNEIS 1977:
Richard PERGER, Walther BRAUNEIS, Die mittelalterlichen Kirchen und Klöster Wiens. Wiener Geschichtsbücher 19/20, Wien-Hamburg 1977.
- REIDINGER 1997:
Erwin REIDINGER, Die Geometrie der mittelalterlichen Stadteinfassung von Wien. In: 850 Jahre St. Stephan. Symbol und Mitte in Wien 1147-1197. 226. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. Ausstellungskatalog. Wien 1997, 69 f.
- SCHEIBELREITER 2003:
Georg SCHEIBELREITER, Das Christentum in Spätantike und Mittelalter. In: Geschichte des Christentums in Österreich. Österreichische Geschichte (hrsg. von Herwig WOLFRAM), Wien 2003, 13-144.
- SCHMIDT 1949/1950:
Leopold SCHMIDT, Der Richter über dem Riesentor von St. Stephan. Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien 8, 1949/1950, 80-93.
- SONNLECHNER 1999:
Christoph SONNLECHNER, Die Entstehung der niederösterreichischen Pfarrsprengel. In: Österreich im Mittelalter. Bausteine zu einer revidierten Gesamtdarstellung. Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 26, St. Pölten 1999, 97-117.
- SUB 2:
Salzburger Urkundenbuch (hrsg. von P. Willibald HAUTHALER und Franz MARTIN). Bd. 2, Salzburg 1916.
- VON VOLTELINI 1913:
Hans VON VOLTELINI, Die Anfänge der Stadt Wien. Wien-Leipzig 1913.
- WOLFRAM 1995:
Herwig WOLFRAM, Salzburg, Bayern, Österreich. Die Conversio Bagoariorum et Carantanorum und die Quellen ihrer Zeit. Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Ergänzungsband 31, Wien-München 1995.

Univ. Prof. HR Dr. Peter Csendes
Schillerstraße 28A
A-2265 Wiener Neudorf
peter.csendes@archiv.wien.gv.at



ARCHÄOLOGISCHE UNTERSUCHUNGEN IM DOM VON ST. STEPHAN IN WIEN
IN DEN JAHREN 1996 UND 2000/2001*

von

Johann OFFENBERGER, Wien

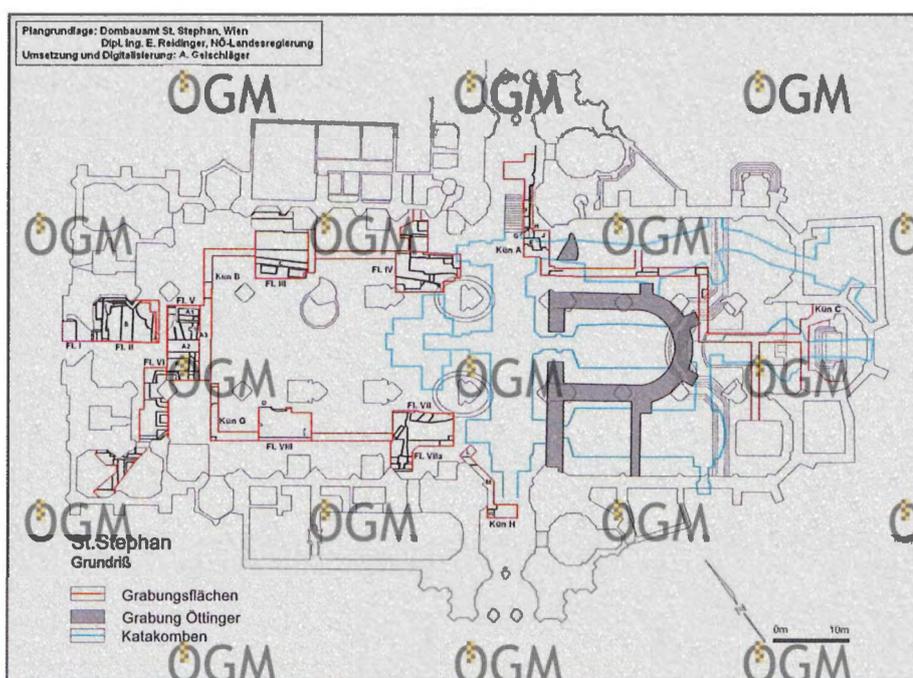


Abb. 1: Dom von St. Stephan in Wien. Grundriß mit Darstellung der Grabungsflächen von Karl ÖTTINGER (1945-1948) und Johann OFFENBERGER (1966 und 2000/2001) sowie der Katakomben unter dem Dom. (nach OFFENBERGER, GEISCHLÄGER 2005).

“Die Erforschung der baulichen Genese und der Zusammenhänge der Domkirche Stephan in Wien von der ältesten Erscheinung des Bauwerks bis zum heutigen Bestand gehört trotz einer nahezu 150-jährigen Forschungstätigkeit zu den großen Desideraten der Kunstgeschichte.”¹

Zur Geschichte der baulichen Erforschung von St. Stephan bis nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Geschichte der Bauforschung begann im Jahre 1846 mit Untersuchungen am Riesentor und blieb im folgenden Jahrhundert auf Untersuchungen und Interpretationen des aufgehenden Bauwerks und hier im Besonderen des Westwerks beschränkt.

* Zusammenfassung nach einem Manuskript von OFFENBERGER, GEISCHLÄGER (2005), übergeben an das Bundesdenkmalamt, Abteilung für Bodendenkmalpflege, im März 2005. – Zur Lage der archäologischen Untersuchungen im Dom vgl. Abb. 1.

¹ KOCH 1995.

Wesentliche Grundlagenarbeit leistete Ende des 19. Jahrhunderts Dombaumeister Friedrich SCHMIDT². Er nimmt im Vergleich *“mit der Stiftskirche in Klosterneuburg einerseits und den kirchlichen Bauwerken Österreichs andererseits”* für die Errichtung des Erstbaues *“außer allem Zweifel”* die Zeit zwischen Ende des 12. Jahrhunderts und Beginn des 13. Jahrhunderts an³.

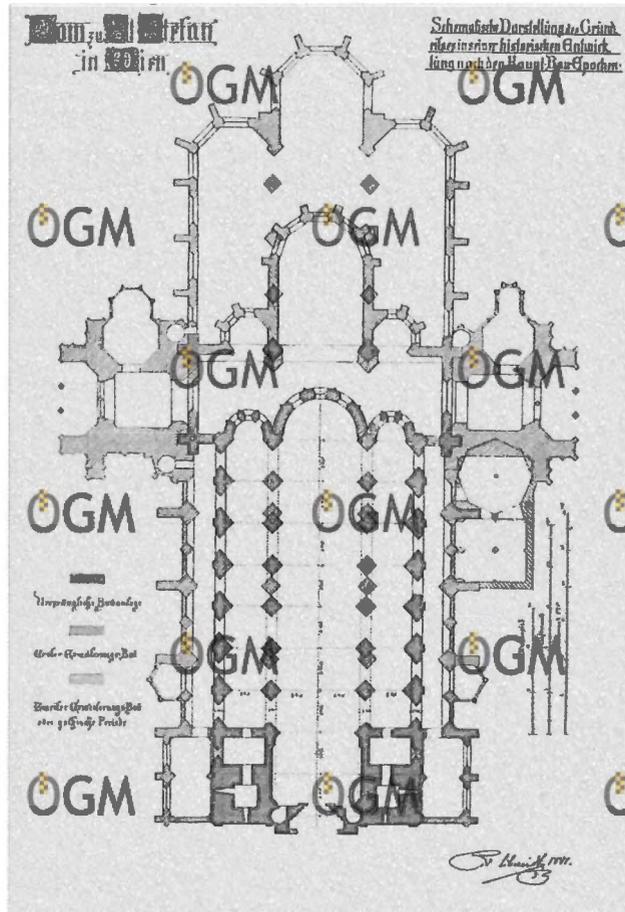


Abb. 2: Dom zu St. Stephan in Wien. Rekonstruktion von Friedrich SCHMIDT (aus: Planarchiv Dombauamt).

Beim Stadtbrand 1258⁴ wäre der Bau vollständig zu Grunde gegangen und durch einen Neubau, dessen romanische Bauteile in der Westanlage zwischen den Heidentürmen erhalten blieben, ersetzt worden. Die von SCHMIDT angenommene Ausbildung des Erstbaues als querschifflose Basilika mit drei Apsiden als Langhausabschluss (bayrischer Grundriss) gilt als überholt. Für den Folgebau postulierte SCHMIDT eine Erweiterung des Baues nach Osten mit einem Kreuzschiff mit vorspringendem Mittelchor (vgl. Abb. 2).

Weitere *“Bauarchäologische Untersuchungen”* fanden 1885 anlässlich von Restaurierungsarbeiten an der Innenseite des Riesentores statt, als der Putz und das Kirchenpflaster entfernt und Mauerbefunde freigelegt wurden⁵.

Die ersten maßgeblichen archäologischen Ergebnisse erbrachten die Untersuchungen von Karl OETTINGER und Alois KIESLINGER anlässlich des Wiederaufbaues nach dem Brand vom 12. April 1945 und der Restau-

² SCHMIDT 1881, 2.

³ Anm. des Verf.: Hier dürfte SCHMIDT (1881, 2) ein Irrtum unterlaufen sein, schreibt er doch an anderer Stelle: *„Wann mit diesem Bau begonnen wurde, darüber fehlt jeder historische Anhaltspunkt, doch dürfte derselbe nach den damaligen Bauverhältnissen nicht später (Hervorhebungen durch Verf.) als in das Jahr 1130 zu setzen sein, also etwa in die Zeit, zu welcher die Stiftskirche zu Klosterneuburg (Grundsteinlegung 1114 - Anm. des Verf.) erbaut wurde.“*

⁴ Eine weitere Brandkatastrophe ist für das Jahr 1276 belegt (TIETZE 1931, 3).

⁵ NEUMANN 1986, 158 f.

rierung des Domes bis September 1948⁶. Die Grabungen, vorgenommen unter den schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit, betrafen in der Hauptsache den Chorbereich und das nördliche Seitenschiff des Domes. Auf Grund seiner Untersuchungen lehnte OETTINGER die Annahme eines "bayrischen Grundrisses" ab. Nach ihm war bereits St. Stephan I eine gewaltige Basilika mit Querhaus von 83 m Länge, die im 13. Jahrhundert "ex fundamento", aber grundrissgleich erneuert wurde: "*In dem Verzicht auf die beiden Querschiffnebenapsiden liegt der einzige Unterschied zu dem Grundriss der älteren Kirche.*"⁷.

Nach den Grabungen und Untersuchungen KIESLINGERS stammen zumindest die Untergeschosse der Heidentürme noch aus dem 12. Jahrhundert, wurden demnach nicht nachträglich aufgeführt⁸. St. Stephan I (nach OETTINGER - Anm. des Verf.) besaß somit bereits eine Doppelturmanlage.

Der sog. Mauterner Tauschvertrag

Es wird angenommen, dass für den Bau der Stephanskirche und für die weitere Entwicklung Wiens vom kleinen Handelsort zur Metropole der sog. Mauterner Tauschvertrag von 1137 zwischen dem Babenberger Leopold IV und dem Passauer Bischof Reginmar entscheidend war⁹. Mit diesem Vertrag übergab Leopold das Eigenkirchenrecht an der Wiener Pfarre an den Bischof. Im Gegenzug übergab der Bischof dem Markgrafen einen Weinberg auf dem Wartberg in der Gegend von Mödling¹⁰ und die außerhalb der Stadtgrenze gelegene Hälfte des Ausstattungsgutes der Wiener Pfarre, mit Ausnahme des Platzes auf dem die Hofstätten und die Pferdeställe lagen - einige Grundstücke genau an der Stelle des heutigen Stephansplatzes. Hier befand sich auch der damalige Pferdemarkt von Wien¹¹, und hier soll der Bischof von Passau noch im selben Jahr (1137) oder bald danach, vermutlich an Stelle einer älteren kleinen Kirche¹², eine dem Hl. Stephan geweihte Basilika errichtet haben. Der noch unfertige Bau wird 1147 geweiht. Der Sitz der Pfarre geht von der Ruprechtskirche an St. Stephan über. 1220 wird die Kirche erstmals als St. Stephan erwähnt.

Ergebnisse der neueren Forschungen

1970, während der Vorarbeiten für den U-Bahnbau am Stephansplatz wurde zur Untersuchung der Baustatik das Westfundament an mehreren Stellen angegraben¹³. Josef ZYKAN¹⁴ schloss aus den von Ortoff HARL¹⁵ publizierten Befunden, dass bereits die Doppelturmanlage von St. Stephan I eine Vorhalle, vergleichbar jener von St. Stephan in Passau, besaß.

1989 begann in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, dem Bundesdenkmalamt und der Dombauhütte eine interdisziplinäre Untersuchungskampagne, um "*ein wesentlich differenzierteres Bild der Entstehungsgeschichte und neue Forschungsansätze zur Problematik der Domfrage zu entwerfen.*"¹⁶.

Eine zweite Forschungskampagne ab 1992 im Zusammenhang mit der Restaurierung des "Riesentores" hatte die Untersuchung der Westanlage zum Gegenstand. In diesem Zusammenhang wurde 1996 eine kleinflächige archäologische Untersuchung der Abteilung für Bodenkmal des Bundesdenkmalamtes in diesem Bereich initiiert¹⁷.

⁶ OETTINGER 1949; zur Zerstörung vgl.: FENZL 1997, 19 ff., bes. 20.

⁷ OETTINGER 1949, 358.

⁸ KIESLINGER 1949.

⁹ CSENDES 2005.

¹⁰ POHANKA 1997.

¹¹ Der Hl. Stephan ist nicht nur der Domheilige von Passau, sondern auch der „Pferdeheilige“ (PERGER 1987).

¹² OETTINGER 1951, 122 f.: „Die in der neuen Vorstadt sitzende Wikgemeinschaft, die nach unserer Ansicht den Kern des später wachsenden Viertels der Fernkaufleute gebildet hat, war zweifellos in einer sie vertretenden und verwaltenden Gilde zusammengeschlossen. Eine derartige aber kann zu jener Zeit einer ihr zugehörigen Kirche oder wenigstens Kapelle schlechterdings nicht jahrzehntelang entbehrt haben. Aus diesem Grund halten wir eine erste Stephanskirche passauischen Patronats, welche für die neue Vorstadt pfarrliche Dienste ausgeübt haben könnte, schon für 1100 als das Wahrscheinlichste.“

¹³ MELZER, MOBLER 1966-1970.

¹⁴ ZYKAN 1972.

¹⁵ HARL 1990.

¹⁶ KOCH 1995.

¹⁷ OFFENBERGER 1997.

Der für das Jahr 2000 geplante Einbau einer Warmluftheizung (vgl. Abb. 3) im gesamten Dombereich führte neuerlich zu archäologischen Untersuchungen, die hauptsächlich auf die Bereiche von fünf tiefgehenden Heizungsschächten im Ausmaß von etwa 6 m x 4 m beschränkt werden mussten. Von den insgesamt sieben Grabungsflächen lagen zwei im Bereich des Riesentores, eine in der Mittelachse des Domes knapp östlich der Empore und je zwei im nördlichen und südlichen Seitenschiff. Die Entfernung zwischen den einzelnen Flächen betrug durchschnittlich 10 m. Die verbindenden Künetten für die Rohrleitungen konnten nur in einem Fall zur Klärung der archäologischen Befunde tiefer - bis zu 2 m - gelegt werden¹⁸. Trotz dieser Beschränkungen, die keine zusammenhängenden Grabungsbefunde zuließen und dadurch eine Befundinterpretation massiv erschwerten, war es zumindest ansatzweise immer wieder möglich, die historische und bauliche Abfolge zu klären.



Abb. 3: Dom von St. Stephan in Wien. Einbau einer Betonwanne für das Heizaggregat im Jahre 2000. (Foto: J. OFFENBERGER, BDA).

1. Das spätantike Gräberfeld im Bereich von St. Stephan

Die ältesten Befunde sind durch ein spätantikes Gräberfeld gegeben, dessen Überreste in fast allen Grabungsflächen aufgedeckt wurden.

Bereits 1690 wurden südlich des Stephansdomes am Stock-im-Eisen-Platz spätrömische Bestattungen aufgefunden. Die Jahre 1897 und 1905 erbrachten in diesem Bereich weitere römische Grabbauten, und 1974 wurden beim Bau der U-Bahnstation fünf Ziegelplattengräber weitestgehend zerstört. 1973 konnten nordwestlich des Domes im Bereich des ehemaligen Heiligtumsstuhles - 1699 aus verkehrstechnischen Gründen abgebrochen - ein kleiner (Grab?-)Bau und eine Umfassungsmauer freigelegt werden.

Die archäologischen Untersuchungen im Dom erbrachten auf annähernd dem gleichen Niveau unterschiedliche Befunde: Eine Lehmentnahmegrube, eine Kalkgrube Steinkistengräber, Körpergräber(?) und eine Wagenspur - der Abstand der beiden Spurrinnen lässt eine Achsbreite von 0,8 m annehmen. Diese Befunde lagen außerhalb der Umfassungsmauer eines spätantiken Gräberfeldes. Einen zeitlichen Anhaltspunkt lieferte ein Münzfund in der Lehmentnahmegrube: Licinius I., 308 - 324¹⁹.

¹⁸ In der Folge wurden die Künetten von Arbeitern der Dombauhütte gegraben und durften nicht tiefer als für die Rohrleitungen nötig - d.h. 0,7m - abgetieft werden.

¹⁹ In zwei weiteren Grabungsflächen wurden folgende Münzen aufgefunden: Valentinian I. (364-375). - Valens II. (364-378) oder Gratian (367-383), Centenionalis (364-378), jeweils im Revers: Securitas rei publicae. - Aurelian (270-275) für Divus Claudius II., Antoninian (Beischlag) (nach 270), bei allen Revers nicht erkennbar. - Valentinian I. (364-375), Centenionalis (364-375), jeweils im Revers: Gloria Romanorum.

Die Umfassungsmauer dieses Gräberfeldes ließ sich aus einem O-W - verlaufenden Ausrissgraben im Nordschiff und einer im Westen senkrecht auf ihn zulaufenden Mauer rekonstruieren. Die erhaltene Höhe der Mauer im Westen lag nur knapp unter dem frühen romanischen Bauniveau (St. Stephan II).

Zwei Steinkisten orientierten sich offensichtlich an dieser Umfassungsmauer (Ausrissgraben), waren aber durch Distanzsteine von ihr abgesetzt. Nur eine Steinkiste war vollständig erhalten geblieben, das beigabenlose Skelett lag aber nicht mehr in situ²⁰. Drei bis fünf weitere Gräber waren sehr fragmentiert erhalten und zum Teil nur mit Vorbehalt als spätrömisch einzustufen.

Anscheinend variiert auch die Ausrichtung der spätantiken Gräber, so dass mögliche Erdbestattungen ohne datierendes Fundmaterial ad hoc nicht von den auf gleichem Niveau liegenden frühmittelalterlichen Bestattungen unterschieden werden konnten. Diese Fundumstände und die kleinflächigen Grabungsausschnitte lassen daher eine Beurteilung der Belegungsdichte des Gräberfeldes nicht zu.

Die im Grabungsbereich freigelegten antiken Befunde fügen sich nahtlos in die außerhalb des Domes bekannt gewordenen spätkaiserzeitlichen Befunde ein (vgl. Abb. 4).

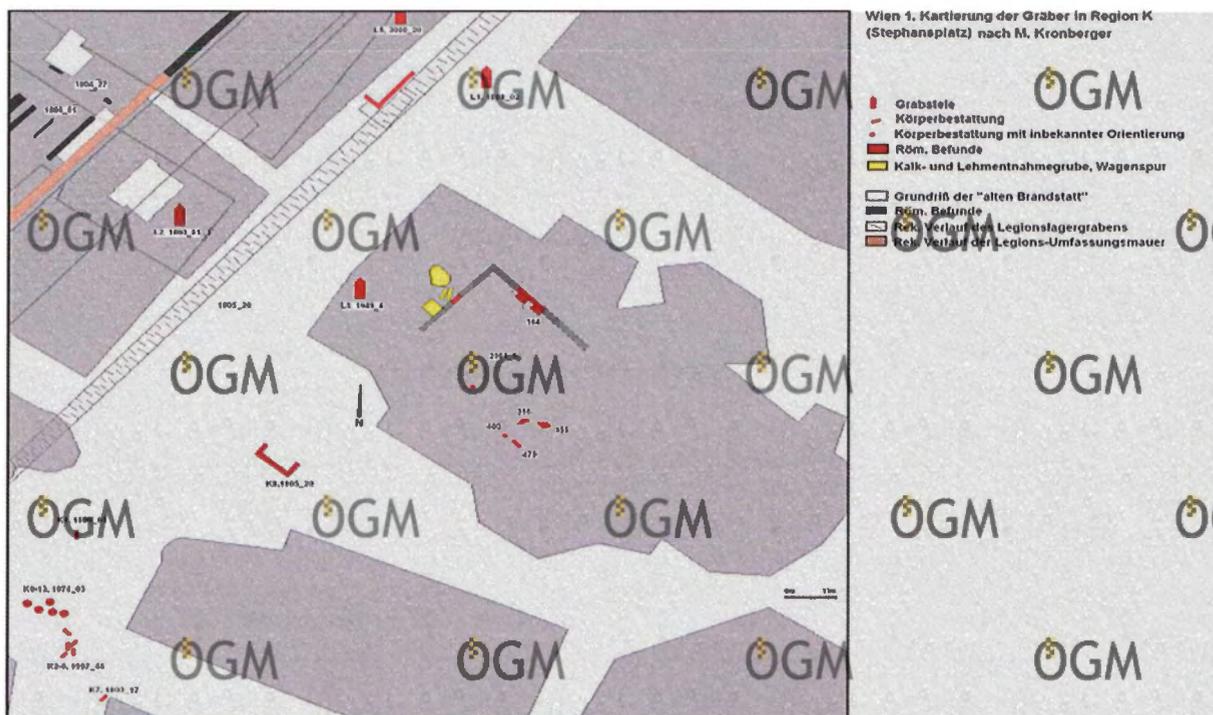


Abb. 4: Dom von St. Stephan in Wien. Das spätantike Gräberfeld (nach M. KRONBERGER 2005).

2. Die Anlage eines Friedhofs im 9./10. Jahrhundert

Insgesamt wurden in den verschiedenen Grabungsbereichen in situ 481 Skelette oder Skeletteile freigelegt. Eine vorläufige Hochrechnung der dislozierten Knochen durch den Sachbearbeiter²¹ ergab bereits für einen Teilbereich der Grabung eine ursprüngliche Belegung mit über 1000 Bestattungen. Die durch die intensive Bestattungstätigkeit - vor allem im Barock - verursachten Störungen der Stratigraphie ermöglichten nur in kleinen Bereichen eine Unterscheidung jüngerer von älteren Bestattungshorizonten²². Besonders bei

²⁰ Eine Radiocarbon-Datierung ergab folgendes Alter für das Grab 164: Vera 1473: C-14-Alter: 1700±30 - kalibriertes Alter: 250 AD (95,4 %) 420 AD.

²¹ Das Skelettmaterial der Grabungen 1996 und 2000/2001 wird von Dr. Karl GROßSCHMIDT, Institut für Histologie und Embryologie der Universität Wien, nach Maßgabe der finanziellen und zeitlichen Möglichkeiten - unter äußerst schwierigen Arbeitsbedingungen - bearbeitet. - Das Skelettmaterial sowie die Gräberinventare - Beigaben, Textilien, Trachtzubehör, Devotionalien -, für die noch kein Bearbeiter gefunden wurde, lagern unter schlechtesten Verhältnissen bei sehr hoher Luftfeuchtigkeit in Räumen der Katakomben.

²² So war es nur in einem einzigen kleinen Bereich möglich, eine offensichtlich ungestörte Stratigraphie zu befinden.

beigabenlosen "mittelalterlichen" Gräbern war eine relativ-chronologische Zuordnung nur dort möglich, wo sie von Mauern oder Ausrissgräben geschnitten oder überlagert wurden.

Nach der Identifizierung einiger Gräber als spätantik, waren es in erster Linie Gräber im Bereich der Empore, die von den anscheinend ältesten aufgedeckten Mauern zerstört oder gestört wurden bzw. dann auf eine noch ältere Mauer Rücksicht nahmen. So war bald klar, dass nicht, wie ursprünglich vorausgesetzt, nur hochmittelalterliche Bestattungen vorhanden waren, sondern dass auch mit einer älteren - nicht römischen, vermutlich frühmittelalterlichen - Belegung des Platzes zu rechnen war.

Beim Bau eines turmartigen Gebäudes waren Bestattungen angeschnitten und die bei der Anlage der Fundamente zerstörten Skelette in einer Knochendeponie wieder bestattet worden.

Andere Grablagen fanden sich außerhalb und im Abstand von drei Metern parallel zu der spätantiken Umfassungsmauer, nahmen also eindeutig auf diese Rücksicht. Offenbar war diese Mauer bei der Anlage der Gräber noch sichtbar²³.

Die in Frage kommenden Bestattungen waren annähernd W-O ausgerichtet, die Arme seitlich des Beckens angeordnet und sie waren bis auf zwei Ausnahmen - ein kleines Eisenmesser und ein Bronzeohrring - beigabenlos. Einer Bestattung, die für diesen Horizont in Anspruch genommen wurde, steckte eine "ungarische" Pfeilspitze zwischen den Rippen.

Um die frühmittelalterliche Belegung zu verifizieren, wurde im Institut für Radiumforschung und Kernphysik der Universität Wien eine Serie von Radiocarbon-Datierungen durchgeführt. Die Ergebnisse bestätigen nicht nur die Anlage eines Friedhofes unter dem Stephansdom im 9./10. Jahrhundert, sondern beweisen allem Anschein nach auch eine kontinuierliche Belegung bis in das Hochmittelalter.

Es ist nahe liegend, einem Friedhof des 9./10. Jahrhunderts einen ersten Sakralbau (St. Stephan I) zuzuweisen. Die Annahme, dass es sich bei diesem vorerst nur fiktiven Bau nicht nur um eine einfache Friedhofskapelle außerhalb der Stadtmauer handelte, dürfte durch die spätere Errichtung eines Turmes, möglicherweise als Teil einer Wehranlage, gestützt werden.

3. Ein Turm einer Wehranlage (?) einer "extra muros" gelegenen Kirche

Bereits 1996 war im Ostteil der Grabung unter dem Ostprofil die letzte Fundamentlage einer Mauer angeschnitten und bereits zu diesem Zeitpunkt als "älter als hochmittelalterlich" eingestuft worden. Bei den Grabungen des Jahres 2000 konnte dieses Fundamentfragment Fundamenten zugeordnet werden, die letztendlich in der Rekonstruktion zu einem annähernd quadratischen Bau (Turm?) mit 1,6 m Fundamentbreite und 6,5 m zu 7,5 m Seitenlänge zusammengeschlossen werden konnten. Parallel zum Südfundament verlief im Abstand von rund einem Meter ein 1,7 m breiter Ausrissgraben einer Mauer. Möglicherweise waren beide Bauwerke im Osten miteinander verbunden gewesen. Da die Befunde aber aus der Grabungsfläche liefen, die nicht erweitert werden durfte, gab es keine Möglichkeit, Verlauf und Zusammenhang der Mauern im Osten zu klären.

Auf der Fläche über dem Abbruch der Fundamente war ein begrenztes, teilweise mächtiges Paket aus Brandlehm aufplaniert worden. Nach den zahlreichen Abdrücken von Holzbalken in den gebrannten Lehmbrocken zu urteilen, stammten diese Relikte vermutlich von einem Fachwerkbau im näheren Umfeld, der einem starken Schadensfeuer zum Opfer gefallen war. Möglich ist aber auch, dass der Brandlehm von einem hölzernen Obergaden des Turmes herrührt, ein direkter Zusammenhang mit dem Abbruch des Turmes jedoch konnte nicht nachgewiesen werden.

Als vorerst theoretischer Erklärungsversuch wird ein in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts errichteter Turm mit zugehöriger Anlage (Fachwerkbauten?) zur Befestigung einer "extra muros" gelegenen Kirche gegen die Ungarneinfälle angenommen. Diese Anlage fiel möglicherweise einem kriegerischen Ereignis zum Opfer²⁴ (vgl. Abb. 5).

²³ Ob innerhalb der Umfassungsmauer frühmittelalterliche Bestattungen stattfanden, konnte nicht geklärt werden, da im Norden und Westen keine Untersuchungen innerhalb der Mauer durchgeführt werden konnten und im Süden und Osten ihr Verlauf nicht festgestellt wurde.

²⁴ Ein Turm ähnlicher Größenordnung (7,5 m x 8,7 m, Mauerstärke 1,5m) wurde in der Burganlage von Sachsendorf (NÖ) ergraben. Nach den Angaben der Ausgräber (vgl.: ARTNER, KREITNER, KRENN 1994) überbaute der Turm Siedlungsreste aus der ersten Hälfte des 10. Jhs. und wurde bis zur Mitte bzw. in der zweiten Hälfte des 11. Jhs. wieder völlig abgebaut.

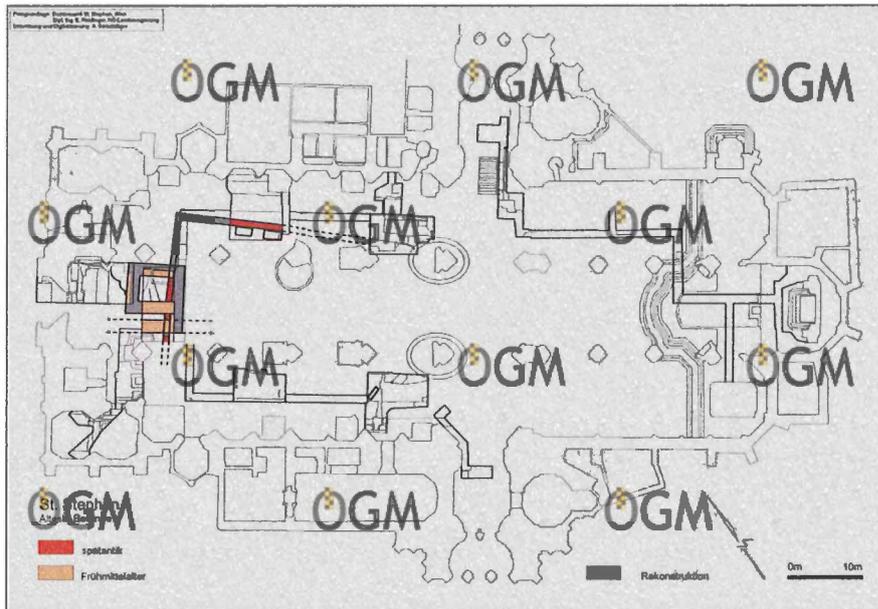


Abb. 5: Dom von St. Stephan in Wien. Die spätantike Umfassungsmauer und der frühmittelalterliche Turm (?) (nach OFFENBERGER, GEISCHLÄGER 2005).

4. Die romanischen Bauphasen

Im Bereich des Fundaments und der Südwand des nördlichen Heidenturms ergaben sich erste Hinweise auf drei romanische Bauphasen, die anscheinend basilikalischen Bauten zuzuordnen waren. Diese Annahme konnte in Verfolgung und Neuinterpretation der von OETTINGER²⁵ ergrabenen romanischen Nordmauer nach Osten und ebenso bei den Grabungen im südlichen Seitenschiff bestätigt werden. Im Bereich des Heidenturmes, aber auch in anderen Bereichen sind die zwei jüngeren Phasen durch einen deutlichen Rücksprung der aufgehenden Mauer um jeweils 20 bis 30 cm und durch eine deutliche Änderung in der Konsistenz des Mörtels gekennzeichnet. Im Nordschiff wurde anscheinend die Außenwand des romanischen Nordfundaments verstärkt, um diesem "Hinausrücken" der aufgehenden Mauer zu entsprechen.

Weitere Rücksprünge sowie Zäsuren und (Pfeiler-Konsolen?) Fundamente in und an der Wand der Westmauer und des Heidenturmes deuten weitere Umbauphasen im Aufgehenden an. Ob diese Umbauten im Zusammenhang mit dem Einbau des Riesentores stehen oder ob es sich um neue Wandverkleidungen handelt oder um beides, konnte im Grabungskontext nicht geklärt werden.

Die in zwei Grabungsprofilen freigelegten Mauerprofile wurden als Teile von Pfeilerfundamenten und Spannmauern(?) unterschiedlicher Phasen gedeutet. Auch hier gab es keine Möglichkeit, eine Klärung des Befundes durch Erweitern der Grabungsfläche herbeizuführen.

Diese zwei im Profil angeschnittenen Pfeilerfundamente mit je einer Lage aufgehender Quader und die ebenfalls nur in den Profilen kleinflächig angeschnittenen vierphasigen Emporenpfeiler bildeten die einzigen Hinweise auf das Stützensystem.

Im Licht der neuen Befunde wird auch versucht, die Chorschlüsse der drei basilikalischen Bauten und damit auch die Frage nach einem Querhaus chronologisch zu relativieren und die Grabungsbefunde OETTINGERS im Chorbereich neu anzudiskutieren.

²⁵ Die von OETTINGER während seiner Grabung angelegten "Schlitze" an der Südwanne des romanischen Nordfundaments waren gerade 40 bis 50cm breit und zum Teil über 2 m tief. Umso erstaunlicher ist es, dass es OETTINGER in diesem schmalen Schacht gelungen ist, die beiden äußerst schwierig zu trennenden älteren Phasen zu erkennen. Die dritte, jüngste Phase war als oberste Steinlage nur sporadisch vorhanden. Erst auf Grund der Befunde am Heidenturm wurde vom Verf. gezielt am Nordfundament gesucht, wobei diese am Heidenturm aufgedeckten drei älteren Bauphasen dann auch eindeutig nachgewiesen werden konnten.

4.1 Die Bauphase St. Stephan II

Die Länge des Langhauses des ältesten basilikaligen Baues - St. Stephan II - könnte rund 44 m betragen haben, die Breite etwa 25 m. Länge und Breite stehen zueinander im Verhältnis von ungefähr 2:3.

Im Westen war der Basilika ein 2,5 m schmaler Vorbau vorgesetzt, dessen als Mörtelabdruck erhaltener Mittelpfeiler zwei Durchgänge annehmen lässt²⁶.

Den Abschluss der Seitenschiffe im Osten bildeten zwei nur als Ausrissflächen erhaltene Flächenfundamente, die jeweils die halbe Breite der Seitenschiffe einnahmen und mit einer absoluten Breite von 5 m und einer Länge von 6 m - oder länger(?), da die tatsächliche Osterstreckung durch den späteren Einbau der Katakomben nicht mehr nachvollziehbar ist - nachgewiesen wurden. Eine deutliche Baunaht trennte Langhaus und Flächenfundamente und ist damit ein eindeutiger Hinweis, dass die beiden Bauteile, Langhaus und Ostabschluss, in zwei gesonderten Bauabschnitten errichtet wurden. Im Süden - die Nordwange des nördlichen Fundaments konnte nicht ergraben werden - war die breite Baunaht an der Südwanne des Fundaments von einem Pfeiler abgedeckt, von dem ein schmales Fundament - Sakristei-anbau(?) - nach Süden abließ. Auf Grund der Ausmaße der Flächenfundamente erscheint eine Interpretation als Fundamente von Chorflankentürmen vertretbar.

Zwei der von den Flächenfundamenten nach Norden bzw. Süden ablaufenden schmalen Fundamente können als Chorschrankenfundamente angesehen werden.

Die Innenseiten der Flächenfundamente wiesen eine leichte bogenförmige Krümmung nach innen auf. Da diese Krümmung bei beiden Fundamenten nachzuweisen war, kann es sich um keine durch den Abbruch hervorgerufene Zufälligkeit, sondern wohl nur um den Ansatz von Apsiden(?) handeln. Da der von den Grabungsflächen nach Osten anschließende Bereich von den Katakomben eingenommen wird, deren Einbau der Chorschluss von St. Stephan II zum Opfer gefallen ist, werden auch in Zukunft Überlegungen in diese Richtung rein hypothetischer Natur bleiben (vgl. Abb. 6).

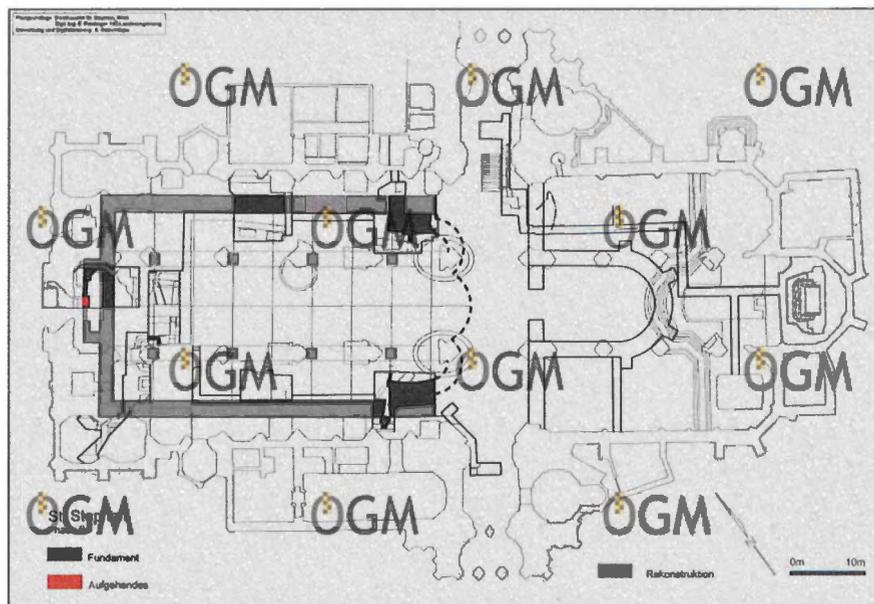


Abb. 6: Dom von St. Stephan in Wien. St. Stephan II – Rekonstruktionsversuch (nach OFFENBERGER, GEISCHLÄGER 2005).

²⁶ Mit der Annahme des Mittelpfeilers der Vorhalle als Mittelachse und unter Einbeziehung der beiden - in kleinen Ausschnitten und verhältnismäßig tief erfassten - Fundamente unter den Emporenfeilern lässt sich - mit Vorbehalt - für das Langhaus ein auf Quadraten mit einer Seitenlänge von 5,1 m basierendes "gebundenes System" (bayerischer Grundriss) rekonstruieren.

4.2 Die Bauphase St. Stephan III

St. Stephan III war ein Neubau, der annähernd dieselbe Breite wie sein Vorgänger einnahm, aber in seiner Längsausdehnung sowohl im Westen als auch im Osten über ihn hinauswuchs und eine Gesamtlänge von 78 m erreicht haben dürfte. Die Länge des Langhauses betrug rund 55 m.

Die Fundamente der Westanlage nehmen die Grundrisskonzeption des Folgebaues (St. Stephan IV) mit einer Doppelturmanlage und einem einfachen Portal mit schmalen Vorbau vorweg.

Die Ausformung der erhaltenen romanischen Quader des südlichen Emporenpfeilers legt die Annahme nahe, dass diese erste Empore nicht über die Seitenschiffe geführt wurde, sondern nur das Mittelschiff überbrückte.

Das in diesem Bereich erhaltene Fundament des südlichen Seitenschiffes setzt mit einer deutlichen Baufuge an das Fundament des Heidenturmes²⁷ an.

Die Fundamente der Westanlage wurden aus solidem Gussmauerwerk errichtet. Im Gegensatz dazu vermittelten die freigelegten Teile des Nordfundaments - das Südfundament war offenbar beim Bau von St. Stephan IV vollständig abgebrochen worden - und vor allem die erhalten gebliebenen Teile des Aufgehenden mit einem hohen Anteil an Spolien und "schlampiger" Verleg-Technik den Eindruck von Flüchtigkeit und Eile.

Zwei im Bereich der nördlichen und südlichen Turmhalle in Künetten freigelegte Abschnitte des Nord- und Südfundamentes, die der Phase St. Stephan III zugerechnet werden, schließen durch ihre Situierung mit größter Wahrscheinlichkeit ein Querhaus aus.

Die deutliche Baufuge zwischen dem Langhaus und dem Chor des Vorgängerbaues wurde von den Fundamenten von St. Stephan III nicht überlaufen. Offenbar wurden die Bauabschnitte von St. Stephan II beibehalten und damit der Bau des "Presbyteriums" von St. Stephan III weit im Westen angesetzt.

Die Chorgrabung OETTINGERS erbrachte beiderseits des Katakombengewölbes vom ersten Chorpfeilerpaar weg bogenförmig angeordnete Quader auf Gussfundamenten, die von ihm als Abstützung (!) des Gewölbes²⁸ interpretiert wurden. Diese Auslegung konnte nicht nachvollzogen werden, sodass diese Mauerfiguration für die Ansätze einer Apsis für St. Stephan III in Anspruch genommen wurden. Da ein von OETTINGER festgestelltes Apsisfragment im Nordwestteil des Chores St. Stephan IV zugerechnet wird, wären für St. Stephan III gerade Abschlüsse der Seitenschiffe und eine dem Langhaus vorgesetzte leicht gestelzte Apsis in Betracht zu ziehen (vgl. Abb. 7).

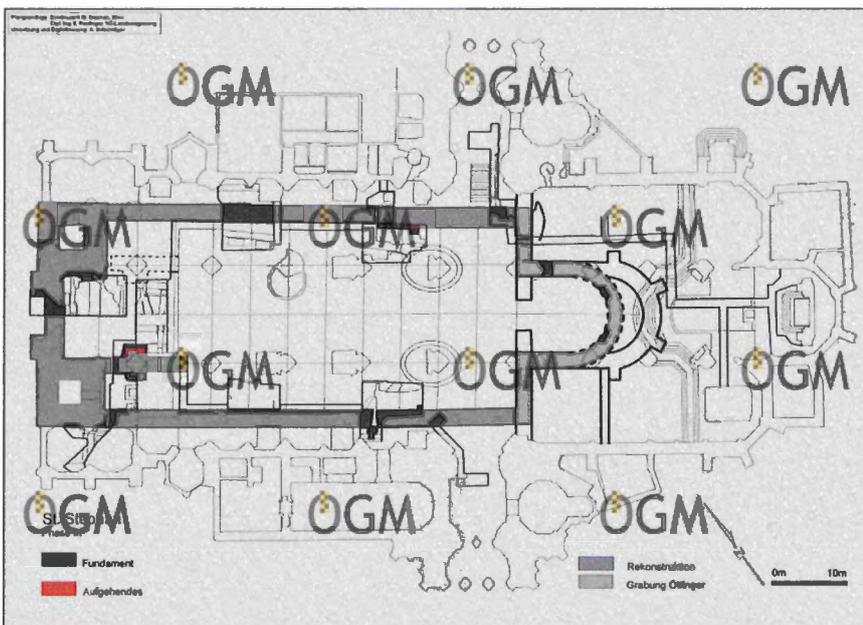


Abb. 7:
Dom von St. Stephan in
Wien. St. Stephan III –
Rekonstruktionsversuch
(nach OFFENBERGER,
GEISCHLÄGER 2005).

²⁷ Aus dem Fundament des Heidenturms wurde eine Spolie geborgen, die sich als Teil einer mit einem Rundbogen geschlossenen Nische mit dem fragmentierten Fresko eines Bischofs erwies. Nach Stilmerkmalen Salzburger oder im Einflussbereich Salzburgs entstandener Fresken datiert Friedrich DAHM (2001; 2002) die Entstehungszeit des Freskos in die Mitte des 12. Jhs.

²⁸ An zwei Stellen wurde die Beobachtung gemacht, dass Fundamente, die beim Bau der Katakomben hinderlich waren, nur so weit als es für die Breite des oberen Gewölbeteiles - den Gewölbescheitel - und die Arbeiten notwendig war, durchschlagen wurden. Für den ausladenden unteren Teil des Gewölbes wurden die Fundamente dann ausgehöhlt und unterfangen.

4.3 Die Bauphase St. Stephan IV

Der Nachfolgebau St. Stephan IV übernimmt mit den Fundamenten die Grundrisskonzeption der Westanlage des Vorgängerbaues, baut aber auf diesen neu auf. Mit dem von OETTINGER ergrabenen Staffelchor im Osten erreicht die Basilika nun die stattliche Länge von 83 m.

In der Außenseite war nach dem Einbau des heute noch bestehenden Trichterportales von der ursprünglichen Toranlage nur eine Reihe aufgehender Quader erhalten geblieben, die ein einfaches Rechteckportal annehmen lassen, das an der Innenseite von zwei rechteckigen Wandvorlagen eingefasst war. Am Zusammenschluss der Westmauer mit der Südwand des Heidenturms befand sich die Basis eines Eckpfeilers mit dem Fundament einer kleinen Konsole im Westen.

Die Nordmauer wurde auf die aufgehenden Reste von St. Stephan III aufgesetzt, die Baunaht zwischen dem Langhaus und dem Presbyterium von St. Stephan III mit dem Einsatz einer Gussmauer geschlossen und die Mauerflucht um 20 bis 30 cm nach Norden versetzt.

Die Südmauer überlief die Baunaht, mit der St. Stephan III an die Ostmauer des südlichen Heidenturmes ansetzte. 10 m nach Osten wurde die Südmauer in einer schmalen Künette noch einmal angefahren und "endete" hier mit einer Ecke. Auch hier durfte die Mauer nicht weiter freigelegt werden, sodass ein Abstoß nach Süden vorläufig nur theoretisch angenommen werden kann. Im weiteren Verlauf nach Osten zu war - im Gegensatz zur Nordmauer - die Südmauer (St. Stephan II und III) vollständig abgebrochen worden.

Weiter im Osten, vor der Sakristei, baut die gotische Südmauer nicht auf einem eigenen Gussfundament auf, sondern setzt auf einem der Mauerstruktur nach eindeutig spätromanischen Fundament und aufgehendem Mauerwerk auf²⁹. Die Struktur dieser Mauer war identisch mit der der "Mauerecke" im Westen. Diese Befunde führen zu der Annahme, dass mit diesem Neubau das südliche Seitenschiff um ein Joch nach Süden - auf die Breite des gotischen Baues - verbreitert wurde.

In der gedachten Verlängerung nach Osten trifft diese Mauer auf das von OETTINGER ergrabene N-S laufende Fundament, das, im Zusammenhang mit einem spätromanischen Gesims im Dachboden, als Ostwand eines Querhauses gedeutet wurde. Folgt man der Argumentation eines verbreiterten Seitenschiffes, dann könnte das "Querhausfundament" OETTINGERS als Ostabschluss dieses Seitenschiffes angenommen werden, dem ein ebenfalls von OETTINGER ergrabener tiefer gelegter Raum im Osten vorgelegt war.

Im Norden, am Ostfundament der Turmhalle des Nordturmes, konnte in einer Künette ein kurzer Abschnitt eines schweren, O-W streifenden Gussfundaments freigelegt werden, das mit dem von OETTINGER aufgefundenen Fragment einer seitlichen Apsis in Bezug gesetzt wurde. Die Zusammenschau dieser beiden Mauern und die Situierung des östlichsten Teiles der Nordmauer lässt die Rekonstruktion eines um Jochbreite nach Norden versetzten kapellenartigen "Querschiffes" zu, mit einer um Mauerbreite eingezogenen flachen Apsis.

Zwei Pfeiler, die für diese Phase in Anspruch genommen werden, springen aus der Achse der angenommenen Spannmauer verhältnismäßig weit nach Norden und Süden vor. Die Spannweite des südwestlichen Pfeilers zur Südmauer beträgt rund 7,5 m, die des nordöstlichen zur Nordmauer nur knappe 3,0 m. Es hätte demnach keine Notwendigkeit bestanden, diesen Pfeiler ebenfalls aus der Achse nach Norden zu versetzen, es sei denn, er wäre ursprünglich für eine größere Spannweite geplant gewesen.

So entsteht in der Gesamtschau der Eindruck, der durch das "Flickwerk" an der Nordmauer noch verstärkt wird, dass beim Bau von St. Stephan IV ein ursprünglich geplantes Konzept einer Basilika, die bereits die Breite des gotischen Folgebaues erreichte, - aus welchen Gründen immer - nicht durchgezogen wurde und der Aufbau der Nordmauer auf den alten Fundamenten vielleicht nur als Notbehelf gedient hatte.

Unter der Südmauer der Eligiuskapelle wurde in einer Künette eine Quadermauer angeschnitten, die einen romanischen Vorgängerbau dieser Kapelle annehmen lässt (vgl. Abb. 8).

²⁹ Nach der petrographischen Untersuchung ist diese Mauer „durch einen bemerkenswert hohen Anteil an Material von der Türkenschanze (= Türkenschanzpark in 1180 Wien - Anm. Verf.)“ mit keiner anderen zu vergleichen und „fällt damit aus dem Rahmen“. Möglicherweise wurde hier aus Mangel an "minderwertigem" Stein eine Lieferung direkt aus einem Steinbruch bezogen. (THINSCHMIDT 2005). Soweit der kleinflächige Befund eine Beurteilung zulässt, spricht dies für einen völligen Neubau der romanischen Südmauer.

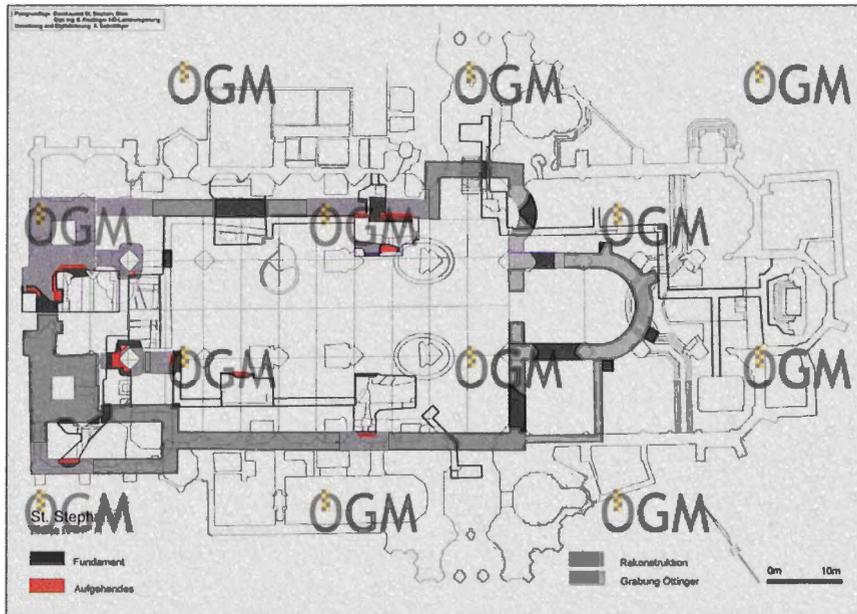


Abb. 8: Dom von St. Stephan in Wien. St. Stephan IV – Rekonstruktionsversuch (nach OFFENBERGER, GEISCHLÄGER 2005).

5. Nachromanische Befunde

Unter der Westwange der Ostmauer des Nordturmes wurde eine ältere N-S streichende Mauer freigelegt. Der südliche Teil der Mauer war aus großen Steinblöcken und Spolien³⁰ aufgebaut, die mit einem groben Mörtelputz (Spritzputz) abgedeckt waren, während im nördlichen Teil die Außenschale abgebrochen worden war und das gegossene Füllmauerwerk aus großen Bruchsteinen und Spolien frei lag. Der Putz, erst ab einem horizontalen Mörtelniveau (Bauniveau?) aufgebracht, weist auf aufgehendes Mauerwerk hin. Das eigentliche Fundament konnte nicht ergraben werden.

Als Deutung dieses älteren Bauteiles unter dem Adlerturm wurde die Möglichkeit einer geplanten, begonnen und dann aufgegebenen nördlichen Torhalle in Betracht gezogen. Renate KOHN³¹ schließt in diesem Zusammenhang nicht aus, dass bereits 1408, also bereits 40 Jahre vor der feierlichen Grundsteinlegung des Nordturmes, ein früheres Turmfundament bestanden hat.

Mehrere, wahrscheinlich gotische, Gräfte wurden - meist in Künetten - angefahren, konnten aber bis auf eine nicht ergraben werden.

Vor dem Hochaltar wurden in einer Künette die von Fürstbischof Philipp Friedrich Graf Breuner im Zusammenhang mit der Neugestaltung des Hochaltars in Auftrag gegebene und offenbar großflächig erhaltene dreifarbige Pflasterung sowie Fragmente der Marmorverkleidung des Altars freigelegt.

³⁰ Eine quaderförmige Spolie wies auf einer Fläche zwei Schichten einer *al fresco* aufgetragenen Malerei (Kreuzigung) auf. „Die Fundumstände sowie die Analyse beider Malschichten sprechen für eine Herkunft des Werkstückes von einem zumindest zwei Jahrhunderte (von ca. 1150 bis 1350) in liturgischen Gebrauch stehenden architektonischen Bauteile: Hiefür in Frage kämen das hochmittelalterliche, erst ab der Mitte des 14. Jahrhunderts sukzessive durch einen Neubau ersetzte Langhaus, oder aber jener Bereich an der Nahtstelle zwischen Albertinischem Chor und nördlichem Seitenschiff, der erst mit der Errichtung des Adlerturms ab 1467 seine endgültige Gestalt erhalten hat.“ (DAHM 2001).

³¹ Renate KOHN 2004, 2: „Der Geschichtsschreiber Thomas Ebendorfer berichtet, dass Vorlauf, Ramperstorffer und Rock, deren Besitz Herzog Leopold einzog, am Abend des gleichen Tages am St. Stephansfreihof nördlich der Kirche beigesetzt wurden. Die Ortsangabe ist ziemlich präzise und im Hinblick auf die Baugeschichte von St. Stephan hoch interessant: ... Bei St. Stephan vor dem Kirchentor gegen Norden zu an der Stelle, wo der andere Turm schon seine Fundamente erhalten hatte ... Es ist zwar nicht ganz auszuschließen, dass sich diese Bemerkung auf die zum Zeitpunkt der Niederschrift von Ebendorfers Chronik wenige Jahre zurückliegende, feierliche Grundsteinlegung am 13. August 1450 und die darauf folgende Fundamentierung des Nordturmes bezieht, aber wahrscheinlicher noch liegt hier ein Beleg für die Existenz eines früheren Turmfundaments vor, das 1408 schon bestanden hat!“

Im Nordwesten des Albertinischen Chores wurde beim Graben einer Künette durch die Arbeiter der Dombauhütte ein Gruftgewölbe angefahren. Ein ausgebrochener Gewölbeziegel gewährte einen beschränkten Einblick und eine fotografische Dokumentation. Die Gruft selbst wurde nicht geöffnet. Vermutlich handelt es sich um die Grablege des 1669 verstorbenen Fürstbischof Breuner.

Ausblick

Die archäologischen Untersuchungen der Jahre 1996 und 2000/2001 haben eine Vielzahl an Befunden aus der Spätantike bis in die Neuzeit erbracht. Wie so oft bei sehr komplexen, aber nur kleinflächig erforschten Befundumständen werden auf der Suche nach Erklärungen für zeitliche und bauliche Zusammenhänge letztendlich mehr Fragen aufgeworfen als geklärt. Die nicht wissenschaftlichen Notwendigkeiten und Interessen folgende Anlage der Grabungsflächen sowie der daraus resultierende räumliche Abstand von ähnlichen oder gleichartigen Grabungsbefunden führte den Interpreten an die Grenzen logischer Erklärungsversuche.

Aus diesem Grund sollten vorgebrachte Deutungen nicht als endgültige Resultate, sondern als teils theoretische, teils hypothetische Versuche verstanden werden, dem Grabungsbefund Rechnung zu tragen.

Literaturverzeichnis

850 JAHRE ST. STEPHAN 1997:

850 Jahre St. Stephan. Symbol und Mitte in Wien. 226. Sonderausstellung - Historisches Museum der Stadt Wien, Dom- und Metropolitankapitel Wien - 24. April bis 31. August 1997 - St. Stephan. Wien 1997.

ARTNER, KREITNER, KRENN 1994:

Gottfried ARTNER, Thomas KREITNER, Martin KRENN, Zum Forschungsstand der Burgenarchäologie in Ostösterreich mit besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs. In: Die Burgenforschung und ihre Probleme. Ergrabung - Konservierung - Restaurierung. Symposium in Krems an der Donau vom 3. bis 5. November 1992. Fundberichte aus Österreich, Materialheft A2, Wien 1994, 9-21.

CSENDES 2005:

Peter CSENDES, Die ältesten Wiener Kirchen – ein Quellenproblem. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 21, 2005, 173-179.

DAHM 2001:

Friedrich DAHM, Die ältesten Fresken des Stephansdoms. Vorbericht zu einigen Fundstücken der aktuellen archäologischen Grabungen. Der Dom, Mitteilungsblatt des Wiener Domerhaltungsvereins Folge 2, Wien 2001, o.S. (5 Seiten).

DAHM 2002:

Friedrich DAHM, Die ältesten Fresken des Stephansdoms. Vorbericht zu einigen Fundstücken. Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 56/Heft 2-3, 2002, 299-304.

FENZL 1997:

Annemarie FENZL, Der Stephansdom - Museum oder Gotteshaus ? In: 850 JAHRE ST. STEPHAN 1997, 9-23.

HARL 1990:

Ortolf HARL, Archäologische Beiträge zur Baugeschichte des Westwerkes von St. Stephan in Wien. Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 44, 1990, 39 ff.

KIESLINGER 1949:

Alois KIESLINGER, Die Steine von St. Stephan. Wien 1949.

KOCH 1995:

Rudolf KOCH, Bericht über die aktuelle Bauforschung an St. Stephan in Wien (1992-1994). Anzeiger der Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. 131. Jg./1994, Wien 1995, 285-302.

KOHN 2004:

Renate KOHN, Konrad Vorlauf und sein Grabmal. Ein wiederentdecktes Symbol des städtischen Selbstbewusstseins. Wiener Geschichtsblätter 59. Jg./4. Heft, 2004, 1-11.

KRONBERGER 2005:

Michaela KRONBERGER, 5.10. Die Grabstätten der Region K (Stephansplatz). In: Michaela KRONBERGER, Siedlungschronologische Forschungen zu den *cannabae legionis* von Vindobona. Die Gräberfelder. Monographie der Stadtarchäologie Wien 1, Wien 2005, 72-77.

MELZER, MOBLER 1966-1970:

Gustav MELZER, Gertrud MOBLER, Fundberichte 1970. Wien 1 - Stephansplatz. Fundberichte aus Österreich 9, 1966-1970 (1971), 327.

NEUMANN 1986:

W. A. NEUMANN, Die Westempore im Dome zu St. Stephan. Wiener Dombauvereins-Blatt VI. Jg./Nr. 40/41, 1986, 158-161.

OETTINGER 1949:

Karl OETTINGER, Die Grabungen von St. Stephan 1945-1948. Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung LVII, 1949, 339 ff.

OETTINGER 1951:

Karl OETTINGER, Das Werden Wiens. Wien 1951.

OFFENBERGER 1997:

Johann OFFENBERGER, Die archäologischen Untersuchungen im Bereich der Westanlage von St. Stephan in Wien, 1996.
In: 850 JAHRE ST. STEPHAN 1997, 377-379.

OFFENBERGER, GEISCHLÄGER 2005:

Johann OFFENBERGER, Angelika GEISCHLÄGER, St. Stephan in Wien. Bauarchäologische Untersuchungen in den Jahren 1996 und 2000. Manuskript (auf CD-Rom, ca. 250 Seiten, hinterlegt im Bundesdenkmalamt, Abteilung für Bodendenkmalpflege), März 2005.

PERGER 1987:

Richard PERGER, 850 Jahre Tauschvertrag von Mautern. Beiträge zur Wiener Diözesangeschichte 28/Nr. 3, 1987, 34-37.

POHANKA 1997:

Reinhard POHANKA, Der Tauschvertrag von Mautern 1137 und der Bau von St. Stephan - Fakten, Konsequenzen und Spekulationen. In: 850 JAHRE ST. STEPHAN 1997, 380-385.

SCHMIDT 1881:

Friedrich SCHMIDT, Über die zwei ältesten Bauepochen der Domkirche zu St. Stephan. Wiener Dombauvereins-Blatt I. Jg./Nr. 1, 1881, 1 f.

THINSCHMIDT 2005:

Andreas THINSCHMIDT, Begleitende petrographische Befundung der archäologischen Ausgrabungen im Stephansdom zu Wien.
In: OFFENBERGER, GEISCHLÄGER 2005.

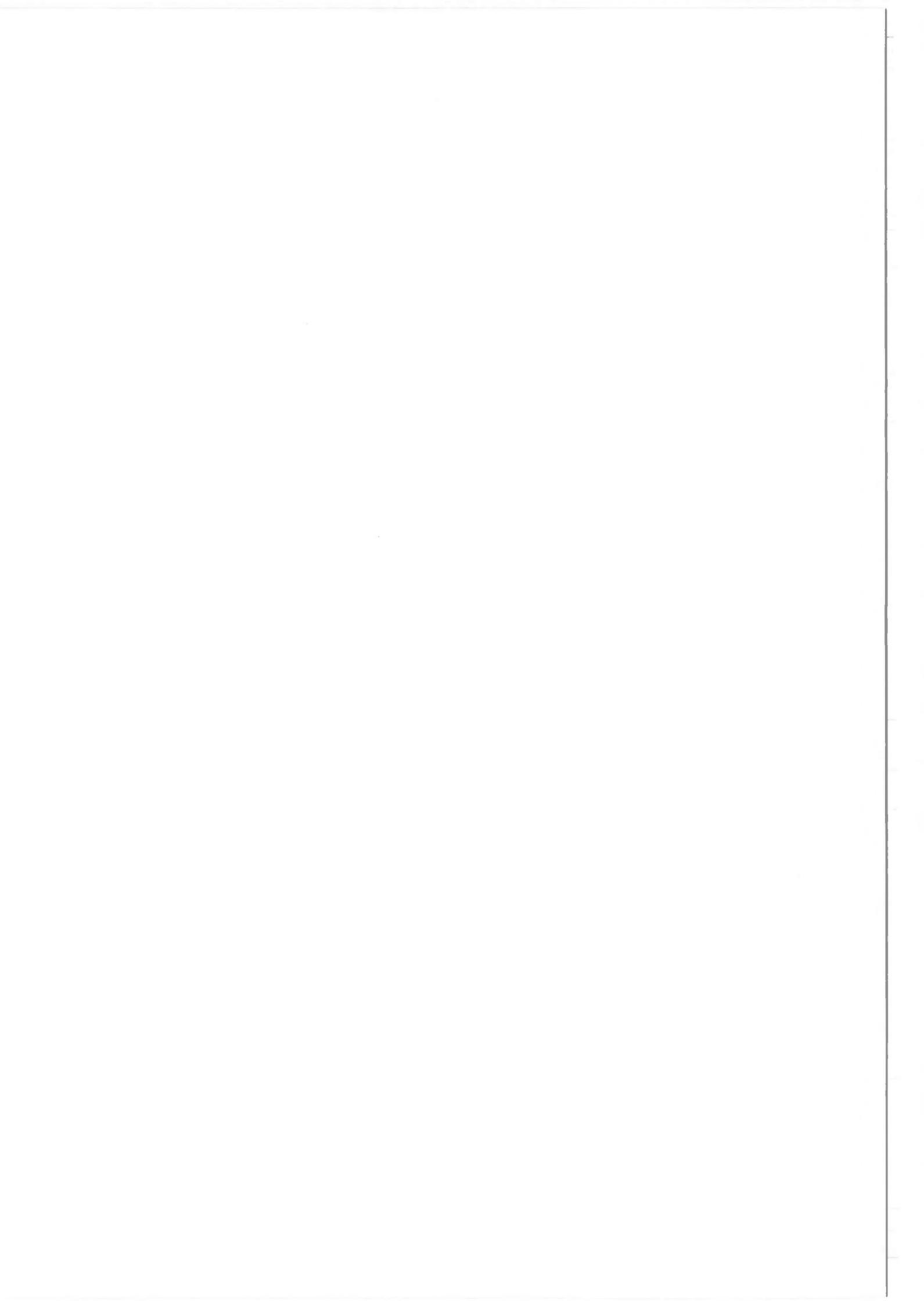
TIETZE 1931:

Hans TIETZE, Geschichte und Beschreibung des St. Stephansdomes in Wien. Österreichische Kunsttopographie XXIII, Wien 1931.

ZYKAN 1972:

Josef ZYKAN, Das romanische Westwerk von St. Stephan in neuer Sicht nach den Fundamentuntersuchungen des Jahres 1970. Mitteilungen der Gesellschaft für vergleichende Kunstforschung 24, 1972, 14-16.

Reg.Rat Johann Offenberger
Vorgartenstraße 91/20
A-1200 Wien



SOME ASPECTS OF PARISH ORGANIZATION IN MEDIEVAL HUNGARY

by

Csilla ARADI, Kaposvar

Introduction

According to the value registers of the second half of the 15th century (e.g. the Tripartium of Werbőczy, the Formular of Somogyvár) various categories of churches appear. The least valuable were the *capella lignea* without a cemetery with a worth between 3-6 M. It seems that being surrounded by a cemetery produced growth in the value, as a wooden church with a cemetery varied between 6-10 M. Another factor of value was the presence of towers, – a stone church without a tower did not surpass a value of 10-15 M., a church with a single tower stood somewhere between 15-25 M., while with 2 towers the prize could reach 50 M. Still more highly estimated were churches “*ad modum monasterii fundata*” (between 40-100 M.) and monasteries as well as cloisters, where it was emphasized that they were furnished with “*sepulturam suorum patronorum*”¹.

The problem of wooden churches and chapels

If we look at the category of wooden churches and chapels - though we still lack a large number of archaeological evidence - concerning medieval documents we can presume a high degree of occurrence within the number of early churches, but it is also probable that they were built throughout the medieval period. In the vita of S. Altmann, bishop of Passau, during the second half of the 11th century, on a visitation the saint found only wooden churches from Passau until the Hungarian border². In 1146 Géza II, the king of Hungary with his army led by Belus bán attacked Heinrich Jasomirgott. Before crossing the Leitha the 16 years old king was girded with a sword by the bishops in a wooden church in the neighbourhood³. In 1267 the bishop of Győr gave permission to the hospes of Vitézi to rebuild their ruined wooden chapel from stone⁴. In 1314 the bishop of Veszprém allows the construction of a wooden chapel in Derecske, because the settlement is far from the mater ecclesie⁵. In 1321 the comes of Temes refuses to give permission to rebuild the wooden chapel to stone in Perck, on the holding of magister Emericus⁶. A document from 1324 in Rás, next to river Túróc, states that 15 years ago a wooden chapel with divided patronage, dedicated to Virgin Mary, was built with the surrounding cemetery. According to the complaint the other patrons wanted to carry the church to a different place⁷. In 1333 at Zsenlewol land was given to build a wooden chapel, because the place lacked church of any kind⁸. The same phenomenon is recognizable in the case of Somogyfalva, where in 1371 they mention a wooden chapel built 40 years ago, before which there was no church in the village⁹. In 1341 magister Band rebuilt his timber chapel in stone

¹ FÜGEDI 1991, 50-53, 59-60. – There are sources mentioning earlier value registers that have perished during the centuries. We can however find a number of value registers from the 15th century: in the Formular of János Magyi, the last page of the Breviarium of Csut, the supplement of the 1486 law.

² VALTER 2004, 46.

³ KRISTÓ, MAKK 1988, 187.

⁴ NAGY, IPOLYI, PAUR, RÁTH, VÉGHÉLYI 1865-1891, VI. 147: “...oratorium sive capellam in honore Omnium Sanctorum de lignis construerant... de lapidibus ecclesiam edificare permitteremus”.

⁵ KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, III. 373.

⁶ KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, VI. 44.

⁷ KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, VIII. 106.

⁸ DAP 1976, II. 435-6; KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, XVII. 241: “...construere unam capellam ligneam et postea lapideam in dicta possessione /Zenlewol/, quae carebat ecclesia”.

⁹ BORSA 1999, 9-10. DL 50274.

and separated it from the mother church¹⁰. In 1349 Csanád, the archbishop of Esztergom gave permission to rebuild in stone the wooden chapel of Ponyth, which was surrounded by a cemetery¹¹.

According to the above mentioned sources it seems to be a tendency to rebuild wooden chapels and churches. These wooden churches were constructed due to a somewhat lesser financial ability of the patron, but could seldom reach the status of a parish, even in cases when they were surrounded by a cemetery. They were constructed in such a way as it was possible to carry them from one place to another. In most cases this is the reason why it is difficult to find the archaeological evidence to these churches. Some churches had a reconstructable pole structure (Szombathely/Savaria - S. Martin church), while the form of others can be reconstructed from the surrounding graves only (Zalasabar-Borjújállás, Főnyed-Gólyásfa)¹² (Fig. 1).

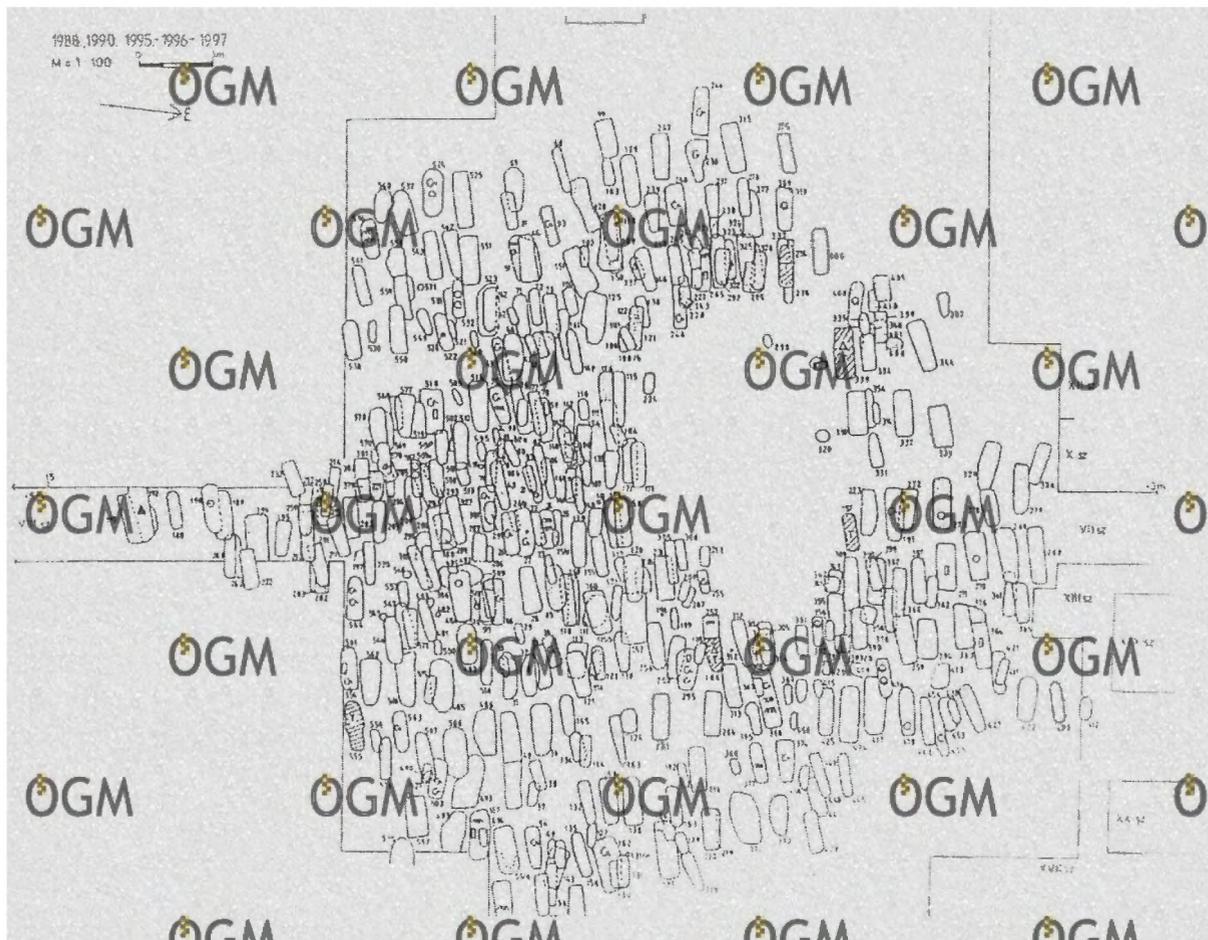


Fig. 1: The form of the timber church of Főnyed-Gólyásfa is recognizable only by the surrounding graves.

As wooden churches only random became parishes, it was usual that parish churches were constructed from bricks and stone. If we try to draw the emergence of parish system, we first have to investigate the laws and synod resolutions of our early kings, mainly those of S. Stephan, S. Ladislas and Coloman. Already we have the obligation of worship on Sundays in the laws of S. Stephan (I/9 - 1001) and in the synod of Szabolcs during the reign of S. Ladislas (I/11 - 1091), though long distance was still an excuse. In the statute of King Stephen 10 villages were ordered to build a church (II/1). The code of Coloman states – the burials of Christians should be around churches (73). The synod resolution of Esztergom (1100/43) prohibited the sale of churches – this phenomenon however remained throughout the Middle Ages¹³.

¹⁰ KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, XXIV. 284.

¹¹ NAGY, TASNÁDI NAGY 1878-1920, V. 271.

¹² KISS, TÓTH, ZÁGORHIDI 1998, 121; MÜLLER 1996; M. ARADI 1998, 113-154; Recently TARI Edit has dealt with the question: TARI 2000, 137-8.

¹³ SZILÁGYI 1961, I/9 - 7, I/11 - 30, II/1 - 14, 73 - 48, 1100/43 - 55.

It seems probable from the codification but also through common sense that churches in the beginning of the Hungarian Christianity were scarce – they usually stood in archdeanery/county centres. It is also a debate whether the theory of King Stephen has ever been put to practise. First of all we must look to our sources in connection with the builders of the churches. Were village communities wealthy enough to build their own churches? The majority of the early documented churches and monasteries were of royal foundations. We have sources in case of lesser nobles for communal foundation (Nagyszakácsi parish), but this was a minority¹⁴. In 1318 before Kilian, the archdean of Gömör, the nobles of Néhe, Szentkirály, Locz and Hamra come to an agreement about the construction of a “communiter” founded chapel on their commonly owned land. They have even come to an agreement about the name of the chapel¹⁵. If the programme voiced by King Stephen did get started it was never accomplished to the level of 1 church / 10 villages. These early churches on the other hand were mainly built from wood (as is clear from the resolution of the synod of Szabolcs from 1092) where the churches devastated from old age had to be rebuilt by the bishop (1/8) – such a short period of time seems little in connection with stone constructions¹⁶.

The jurisdictional protection of mother churches and their authoritative rights

In the early Middle Ages the terminus technicus for mother churches was not always consequent – they can even be referred to as chapels though in most cases they were protected jurisdictionally. While the possibilities of a filia in many cases did not surpass liturgical allowances (e.g. holding of masses), and only random received the funeral rights, in terms of tithe collection the rights of the mother church were authoritative. The right of tithe collection was given to new foundations only in newly inhabited areas or to privileged communities (e.g. Saxons). If a filial church or chapel was founded the main reason was distance from the mother church, but sometimes the reason is connected to violence between next to kin or fellow patrons.

In 1233 a legal action was started between the bishop of Veszprém and the monks of Pannonhalma, because Bertalan bishop built a chapel at Szárszó, but without the intension of injuring the rights of the mother church at Köröshegy¹⁷. That the disagreement did not end peacefully it is clear from a document from 1244 when the bishop complains about the burning and ruining of his chapel by the monks, while his priests were tied and dragged before secular judges. According to the source, the monks also seized the churches at Tard and Köröshegy (in reality these churches were the foundations of Pannonhalma), and built churches elsewhere without the bishop's permission¹⁸.

In 1299 Theodorus, bishop of Győr, allowed the construction of a parochial church with cemetery at Besenyő, with a number of restrictions in favour of the mother church at Bogát. With the funeral allowance and by providing ¼ th of the tithe it was virtually taken from the jurisdiction of the mother church, but lesser restrictions remained (e.g. the grants given for the funeral must be shared, at the feast of the patron saint the parishioners of Besenyő had to go in possession to the mother church, the selected priest had to be presented etc.)¹⁹. At the turn of the 13-14th century, Ármin, the abbot of Pannonhalma wanted to present parish rights to his chapel at Dénesi/Dénesd. Dénesi was the filia of Mizerséd and according to a legal action of 1302, the parish priest practised the parish rights (*iura spiritualia, iure funerandi et baptizandi*) as well as the collection of grants, but the capellanus or monks of the monastery were free to celebrate masses²⁰. When in 1302 Andreas, the bishop of Eger, gave permission to Stephanus Bogathi to build a chapel at Alméra, taking it from the jurisdiction of the mater ecclesie at Méra and giving it the funeral right, the main reason was the violence between the nobles²¹. In 1304, similarly, due to the conflict with his brother, Pető, son of Synka, was given permission to celebrate the holy mass once a week at his chapel at Hasag. Pető however did not gain funeral right for his chapel²². In 1332 because of the discord with the nobles of Ság,

¹⁴ DAP 1976, II. 346.

¹⁵ NAGY, TASNÁDI NAGY 1878-1920, I. 451: „...et eiusdem oratorium in cuius nomine ipsi comuniter eligerent...”.

¹⁶ SZILÁGYI 1961, 30.

¹⁷ J. LUKCSICS 1896-1907, I. 94; WENZEL 1860-1874, I. 314; ERDÉLYI, SÖRÖS 1902-1912, I. 309: „...super capella de villa Samson (Szárszó) quam ipsi dicebant, quod nos (Bertalan) ipsam fieri faciebamus in eorem preiudicium et gravamen, nec non et dampnum et iniuriam matricis ecclesiae ipsorum in Köröshegy.”

¹⁸ ERDÉLYI, SÖRÖS 1902-1912, II. 77.

¹⁹ FEJÉR 1829-1844, VI/2. 227-8.

²⁰ ERDÉLYI, SÖRÖS 1902-1912, II. 79; NAGY, TASNÁDI NAGY 1878-1920, I. 21-2: „...monachus ipsius abbatis pro persona siti in prefata capella de Deanus libere celebrare, sed in omnibus aliis spiritualibus iuribus nullatenus se intromittat.”

²¹ NAGY, TASNÁDI NAGY 1878-1920, I. 47: „...capellam contulisse et exemisse eam a iuris diccione parochialis ecclesie Sancti Petri et concessisse sub eadem sepulturam.”

²² KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, I. 287.

Peter the priest of the mater ecclesia at Ság was banished from Liszó and Pátró villages. The nobles of Liszó and Pátró requested to be buried in the cemetery of the chapel at Liszó. In due course the bishop divided the S. Brictius chapel from Ság and gave permission to the nobles to hold a priest and to use the cemetery²³. As late as in 1478 Albert, the bishop of Veszprém, separated the church of Alsóörs from Felsőörs, where the mother church stood. The reason was the long distance and the hardships encountered during winter, when it was difficult to ensure the worship and to carry the dead away in time. The most important argument was however that both churches were amply donated²⁴.

We could continue the line of citations, but it seems, according to the few documents as well, that the only regularity in connection with the permissions was that the rights of the mother church were somewhat protected though to a different extent, probably due to the influence of the given petitioner. The petitioners also had to make provisions for the new foundation. A wide range of allowances were given to the newly founded chapel or church. In majority the priest of the mother church chose the priest of the chapel as his substitute, or at least his concession was needed. The tithe or its ¼-th did not entirely go to the newly founded church - some parts, in most cases the majority remained with the mother church. The funeral rights, cemetery foundations were not very consequent – it seems that this right was not considered fundamental for the mother church.

As it is well known in most cases the bishop gave permission for the construction of churches and the establishment of parishes. According to the IV. Lateran synod (1215) church establishment was officially bound to the bishop's permission, which was given in case a church was donated and its title was chosen. The consecration of churches was accomplished during the bishop's visitation as is supported by a document from 1340 in county Zala, where Mesko, the bishop of Veszprém, consecrated and renewed a number of old and newly built churches²⁵.

Church foundation on the other hand was an economic enterprise as well. In 1257 Pope Alexander IV. gave permission to the Transylvanian bishop to enrich the income of the impoverished church by the foundation of 2 churches or chapels and their tithes, but the permission also gives an obligation for spiritual use (*ut animarum cura in eis*)²⁶.

It is often difficult to state whether a church was a mother church or not. In the case of those churches, where there are a number of priests present at the same time it can be suspectable. There seems to be the situation of priests living in community at the mother church and going to the filia for the celebration of mass or for burials. From the mid-14th-century it becomes a tendency for these secondary churches to gain parish rights – still in most cases the church remains subordinate to the mother church, gaining only partial rights (burial, priest election).

The parish system in connection with the founder's prestige

The parish territory was also determined by the bishop - the main criteria being the number of parishioners/inhabitants and even more so, the wealth of the maintainer, the amount of his donation - and this caused irregularities in territory. In the 1320-s an average parish was 38,5 hectare – which meant that in every 2-3 villages stood a church²⁷. However this division was far not so even. The small village Kölked had as many as 3 churches. In 1268 already 3 parts of the village are mentioned. Felsőkölked was castle land and in 1273 its S. Andrew church appears in the sources²⁸. In the 15th century 2 other Kölked - S. Martin Kölked and S. Laurence Kölked - are cited, the later seems to correspond with Szakácskölked, inhabited by the queen's noble cooks. (It was usual for the part of the village with the church to acquire the name of the patron saint)²⁹. In 1429 at Kiskerbő a S. Jacob plebania, while in Nagykerbő a S. Margaret plebania is mentioned³⁰. The parish system, at least from the 13th century, did not show a comprehensive structure any

²³ NAGY, TASNÁDI NAGY 1878-1920, II. 580: „...capella Sancti Bricci...mater eccl. de villa Sag separando in cimiterio eiusdem capella prefatis nobilibus sepulturam.”

²⁴ NAGY, IPOLYI, PAUR, RÁTH, VÉGHÉLYI 1865-1891, V. 342-5: „...utraque adeo bonis dotaliciis habundat.”

²⁵ KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, XXIV. 284.

²⁶ WENZEL 1860-1874, II. 285.

²⁷ DE CEVINS 2003. 21-6.

²⁸ NAGY, IPOLYI, PAUR, RÁTH, VÉGHÉLYI 1865-1891, III. 16; WENZEL 1860-1874, XII. 81-2.

²⁹ 1423-Szentlőrinc-kölked, 1484-Szentmárton-kölked: BORSA 1983, 67. DF 268258; BORSA 2002, No 824, DL 50290.

³⁰ P. LUKCSICS 1931-1938, I. 263.

more, it rather seemed to represent the growth of prestige of the founder – this caused the arrangement of parishes very near to each other, while in other territories churches occurred in random thus providing uneven parish boundaries.

Just a few documents preserve evidence that parishes were sometimes united or suspended. In 1311 according to the permission of Gentilis, the papal legate, after the destruction of Pulchra village, the S. Gotthard church near Bratislava (Pozsony) remained without parishioners – the church was rebuilt in Pozsony and was united with the ruined S. Andrew church. The parochial rights of S. Gotthard went to the rector of S. Michael³¹.

The *ius patronatus*

Can the process of transformation from *ecclesia propria* to *ius patronatus* be followed up in Hungary – was it an abrupt change, or a slower, somewhat individual process, which never corresponded altogether with the Gregorian theory? Did the period ever end, when the founder of a church or his descendents considered their foundation as part of their holdings, which could be sold similarly to mills? The foundation of a church became an economic enterprise in many cases. This phenomenon is not only present with secular landlords, ecclesiastical tenants and even the royalty tend to behave the same way. The *ius patronatus* as declared by Pope Alexander III. in theory divided the earlier right, leaving only the more formal in the hands of the founder (*ius praesentationis*, *ius funerandi* etc.)³². At the beginning these rights could only be inherited – but later they could be sold together with the holdings. It was also the obligation of the patron to secure the wealth of the church and to take care of the building.

In Hungary the majority of the churches were built as patronal churches. It is not infrequent to find divided patronage or less frequently communal patronage. (The petite nobles of Nagyszakácsi founded the Paulinite cloister and probably the parish church as a community). In case of the Benedictine monastery at Szentjakab - founded by comes Atha/Otto in 1061 - the Győr genus practised rights above the abbey. The communal patronage of a family or genus could be practised in terms of parish as well, which is clearly seen from a document from 1333 – where magister Ladislav Csetneki complains about the fact that Stephanus Bebek removed priest Benedict and without his consent placed another priest to the S. George church at Pelsőc – which was founded by their ancestors, and where people tied together by blood relation were buried as a common burial ground³³. It seems that in these cases the selection of a priest was also a common decision. The election of priests was a right which could be obtained if the parishioners took part in the construction of a church – the parishioners of S. Maria Magdalena in Buda gained their rights for priest election on this ground.

Churches were sold throughout the Middle Ages in Hungary. In 1276 the Döröske holding was sold together with the church patronage³⁴. In 1383 the S. Nicholas church in Inke had divided patronage, half of which was sold³⁵. In 1394 in Szob 1/3-d of the patronage was disposed of³⁶. In 1429 at Túr a certain land together with part of the patronage was given away³⁷ – we could long continue this line of citations.

The possibility to legally differentiate between *plebania* and *ecclesia parochialis*

The used phraseology in our documents gives the possibility to legally differentiate between *plebania* and *ecclesia parochialis*. This problem was first touched by Elemér MÁLYUSZ in his *Egyházi társadalom a középkori Magyarországon* (Ecclesiastical Society in Medieval Hungary). According to a charter from 1293 we have to make separation between *plebania* and *parocchia*. In the document the S. Jacob church of

³¹ KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, III. 67.

³² KUMOROVITZ 1964, 72.

³³ KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, XVII. 55.

³⁴ VALTER 2004, 85.

³⁵ BORSA 2000, 12. DL 7043.

³⁶ MÁLYUSZ, BORSA 1951-1997, I. 369.

³⁷ BORSA 2002, No. 859, DL 45150.

Sáros regained the right of tithe collection because it was proved to be a plebania by foundation, not a simple ecclesia parochialis³⁸.

1. The real plebania

The real plebania were mainly royal foundations or stood on the territory of the decanates of Brassó and Szeben (the Transylvanian Saxons) who received this right from "*antiqua consuetudo*" – meaning that they bought it with themselves. These churches were directly subordinated only to the archbishop of Esztergom, and had various rights – libera decima, the right of priest election, legal papal authority in matrimonial and testimonial cases. These churches were referred to as exempt churches. They were enumerated during the 14-15th century by Pope Boniface IX and Pius III.³⁹

2. The second group of churches

The second group of churches can be connected with later urbanisation. These parishes liberated themselves from the archdeanery authority and were only submitted to the bishop of the given diocese – in other affairs they had virtually the same rights as the earlier mentioned churches. During the 13th century only these 2 groups were referred to as plebanias. Sometimes a large sum was paid to the bishop in order to obtain the position of plebania. In 1344 Paulus Nagymartoni applied for the change of his rectoria into plebania, with a promise to pay 2000 M. to the bishop in order to redeem the tithe for the priest. From the document it is evident that he has previously enlarged and rebuilt the church⁴⁰. In 1358 Nicholas, the bishop of Eger, gave the plebania rights to a church at Tarkóalja, but the new parish had to pay 1/8 M. to the tithe collector of the bishop⁴¹. In 1393 in Komjáti, in Győr county, the S. Cosmas and Damian chapel was given permission to become plebania⁴². According to our sources the lifting to the rank of the plebania meant the exemption from archdeanery power. In a document from 1311 it becomes clear that this process could be employed in advance as well, before a church was built. This right was then given to the S. Stephen church of Zsolna before its construction had even started⁴³.

3. The third group: parish churches

The third group – parish churches were subjected to archdeanery visitation once a year and to the payment of cathedraticum. The priests were entitled to keep 1/4-th of the collected tithe, but usually this was even less. In 1415 Pope John XXIII. issued an edict on the quarta but at the synod of Konstanz it was withdrawn because of the request of the nobles, saying that in Hungary tithes were always in the possession of the bishops and the archbishop, who determined how much to leave at a given parish⁴⁴.

The renovation of churches was often connected to indulgence petitions. Donation for the renovation for the church was a mean for the liberation from sins. In 1484 Moses Buzlay in his petition for indulgence for the S. Demetrius church at Somogyszil, gives account of the fact that he has renovated the church from its ruins at his own cost and supplied it with liturgical equipment⁴⁵. In 1494 we find the vitricus collecting donations for the renovation of the parish church at Nagyszakácsi⁴⁶.

³⁸ SZENTPÉTERY et al. 1924-1961, II/4. 122. The plebania received its privilege in 1262.

³⁹ MÁLYUSZ 1971, 124.

⁴⁰ MÁLYUSZ 1971, 127; BOSSÁNYI 1916, I/2. 68.1: "...ecclesiam...que simplex rectoria existit...in plebaniam erigere, ac rectorem ipsius in plebanum creare."

⁴¹ NAGY, TASNÁDI NAGY 1878-1920, VII. 482.

⁴² MÁLYUSZ, BORSA 1951-1997, I. 301; FEJÉR 1829-1844, X/2. 210.

⁴³ KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, III. 66.

⁴⁴ MÁLYUSZ 1971, 124.

⁴⁵ THEINER 1859-1860, 497: "...edificiis ruinosam et penitus destructum a fundamentiis sumptibus reparavit."

⁴⁶ BÁNDI 1986, 58. DL. 20347; KOMJÁTHY 1975, 62.

4. The foundation of new churches up till the 14-15th century

Though scarce in number, we have documentary evidence of the foundation of new churches up till the 14-15th century. Churches built in the newly inhabited territories were given special rights. From 1390 more and more chapels and altars were established - there seems to be a revival in the faith of the lesser nobles - probably also connected with the rise of their financial capacity. Churches were at this time elongated, rebuilt.

In cloisters a great number of mass endowments flourished, which - as it was a mean of income - deepened the opposition with the parochial clergy. Though the parish churches were less supported than cloisters, still by the turn of the 15-16th century it was not unusual to find at least 4-5 altarists at a church of a townlike settlement (oppidum). In bigger cities this number can reach 5-15 altars, while in bishop seats 30-50 altars as well. (At the parish church of Our Lady in Buda 30 priests celebrated masses)⁴⁷. The altars founded in veneration of Virgin Mary were the most frequent, but by the end of the medieval period the All Saints altars, connected with the cult of the dead were also numerous. The clergy became specialized – different substitutes (vice plebanus, vicarius perpetuus) organists, bell ringers, sacristans, choir masters, preachers etc. appear.

The role of the churches

1. Ecclesiastical functions

Though often prohibited throughout the Middle Ages, monasteries and cloisters took part in the *cura animarum*. As early as the time of the synod of Esztergom (1100) it was prohibited for the abbot to wear the insignia of the bishop, to baptise, to take confession or to preach⁴⁸. The III. Lateran synod of 1179, though not supporting the parish priest duties of monks, allows them to be placed to parishes, but only in groups (similar is recognised at Tard and Remete)⁴⁹. The jurisdiction of Pannonhalma with a few restrictions was valid on its territory. In 1500 Francis, the bishop of Győr, built a chapel near to the parish of Pannonhalma in Pázmánd, and threatened with interdictum those who attended Holy Mass and sacraments at the abbey's church. The papal charter of privilege however reinforced the rights of the monastery⁵⁰. In other documents it seems clear that monks could hold masses, but concerning burials and baptism they were restricted.

Some monastic orders had permission from the Pope to preach. In 1273 the Premonstrian abbot of Hatvan complained about the fact, that Lampert, the bishop of Eger, seized one of their parishes⁵¹. With later orders (Mendicants, Hermits) the privileges seem even more extensive. According to the Super Cathedram bull of Pope Bonifacius VIII (1300) the friars received rights for burial, but ¼-th of the donation had to be given to the parish priest. The period of preaching should not fall together with the period of the mass held at the plebania. The friars were only prohibited to take confessions and to distribute sacraments during the Easter time⁵². According to the allowance of Pope Clemens VI., the Pauliners, a Hungarian found Hermit order was permitted to take confessions and to distribute sacraments to their peasants. In 1418 they received papal permission to preach⁵³. Similar was the situation with Franciscans, Dominicans and Carmelites. As early as 1306 the Carmelites gained permission from Pope Clemens V. to hold masses, with the sole condition of respecting the rights of the parish⁵⁴. In 1413 the hermits of Szentpéter complained about the archdean of Segesd before the bishop of Veszprém, because he forbade the people to attend the Holy Mass at the cloister, to be buried there or to give grants to the Pauliners. Again the decision was in favour of the Pauliners, though the restriction is once again emphasized – without the violation of the parish's right⁵⁵. In 1476 Papal permission is given to Georgius Szentey upon his supplication to build a cloister for the

⁴⁷ DE CEVINS 2003, 30.

⁴⁸ SZILÁGYI 1961, 53-4. No. 23, 26-38.

⁴⁹ ERDÉLYI, SÖRÖS 1902-1912, I. 140.

⁵⁰ ERDÉLYI, SÖRÖS 1902-1912, III. 563.

⁵¹ SZENTPÉTERY et al. 1924-1961, II/2-3. 38.

⁵² DE CEVINS 2003, 44.

⁵³ MÁLYUSZ 1971, 31.

⁵⁴ KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, II. 24.

⁵⁵ MÁLYUSZ, BORSA 1951-1997, IV. 76.

Dominicans in Mesztegyő and pledge for the union with the S. Michael parish – which meant that the friars received the benefice of the parish, but took over the duties as well⁵⁶. It seems that one of the reasons for the positioning of Franciscan friaries (situated usually at the edge of the town or city) was that parishes opposed the closeness, being afraid of losing their parishioners.

2. Protection and storage

Though frequently prohibited, churches and cemeteries did have a secondary role as well – they were used for protection of humans and the storage of their belongings. In 1278 the synod of Buda forbade the accumulation of goods of priests or others except when enemy comes or in case of fire – and only until the danger has passed. The synod also prohibited the buildings in the cemeteries⁵⁷.

As we all know the tesauration of charters, documents was the legal duty of convents – being places where they were issued. This is connected with the so-called authentic place function. A copy of the original charter was placed in the sacristy or archive of the convent (*sacristia seu conservatorio*). A similar use can be traced with cloisters – the founder family placed their precious documents there. At the Paulinite cloister of Told, the important documents about the foundation were preserved in a cupboard (*scrinium*)⁵⁸, similarly to a big, old cupboard bind together at the Szerdahelyi cloister⁵⁹. That the protection of values was an important function also in terms of parishes and other churches becomes clear from the sources. In 1303 a violence committed 3 years ago was being related, when Boxa with 25 nobles broke into Thomas Horpács' son's parochial church and carried away his money placed there for protection⁶⁰. In 1318 the patrons of the All Saints Oratorium near the River Pogon won the right to protect themselves, their children and peasants together with their possessions in times of danger in the chapel⁶¹. A similar allowance was given to the nobles of Alsó-, and Felső-Dörögd in 1347⁶². In 1444 in Garabonc the parish was ransacked and the possessions of Michael priest and others of 500 Ft value – placed there for the sake of security were taken away⁶³. In 1482 the Turks damaged the doorway of the church at Zalaszentmihály and stole the documents of the founders together with the church goods⁶⁴.

Though prohibited, we can also find references to cellars and other buildings in the cemeteries, which were used similarly to the above mentioned function. In 1420 connected to the donation to the Pauliners a cellar is mentioned in Szentpál village situated at the side of the cemetery (*unum cellarium ad latus cimiterii de S. Paolo*)⁶⁵. In 1435 in Szakácsi we find “*parte cuiusdam cellarii in cimiterio dicte parochialis ecclesiae*”⁶⁶.

Recently such a line of constructions have been excavated by Károly BELÉNYESSY at the medieval cemetery of Balatonszárszó. These wattle and daub timber framed buildings (14 in number, 15 x 5 m each) were situated in convergence with the 5 m broad and 2 m deep fortification ditch built in the 14-15th century⁶⁷ (Fig. 2.) In Veszprémfajsz, above the Árpád-aged period but below the late medieval layer, near to the surrounding walls 2 pits and a timber framed building were excavated⁶⁸. This type of construction reached its peak in the fortified churches of Transylvania.

⁵⁶ HARSÁNYI 1938, 86: „...applicare necnon priori eiusdem domus...ut curam eorundem parochianorum...per unum ex fratribus...exerci facere possit.”

⁵⁷ RITOÓK 1977, 166.

⁵⁸ DAP 1976, I. 209, II. 31.

⁵⁹ 1495: TÍMÁR 1996, 79.

⁶⁰ KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, I. 211.

⁶¹ NAGY, TASNÁDI NAGY 1878-1920, I. 451-3, KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001, V. 13.

⁶² VALTER 2004, 98-9.

⁶³ BORSA 1989, 13. DF 201298.

⁶⁴ BORSA 1983, 64. DF 268237.

⁶⁵ RUPP 1870-1876, I. 317.

⁶⁶ BORSA 2002, No. 896, DF 2626615.

⁶⁷ With special thanks to Károly BELÉNYESSY for the information and ground plan.

⁶⁸ RITOÓK 1977, 166.

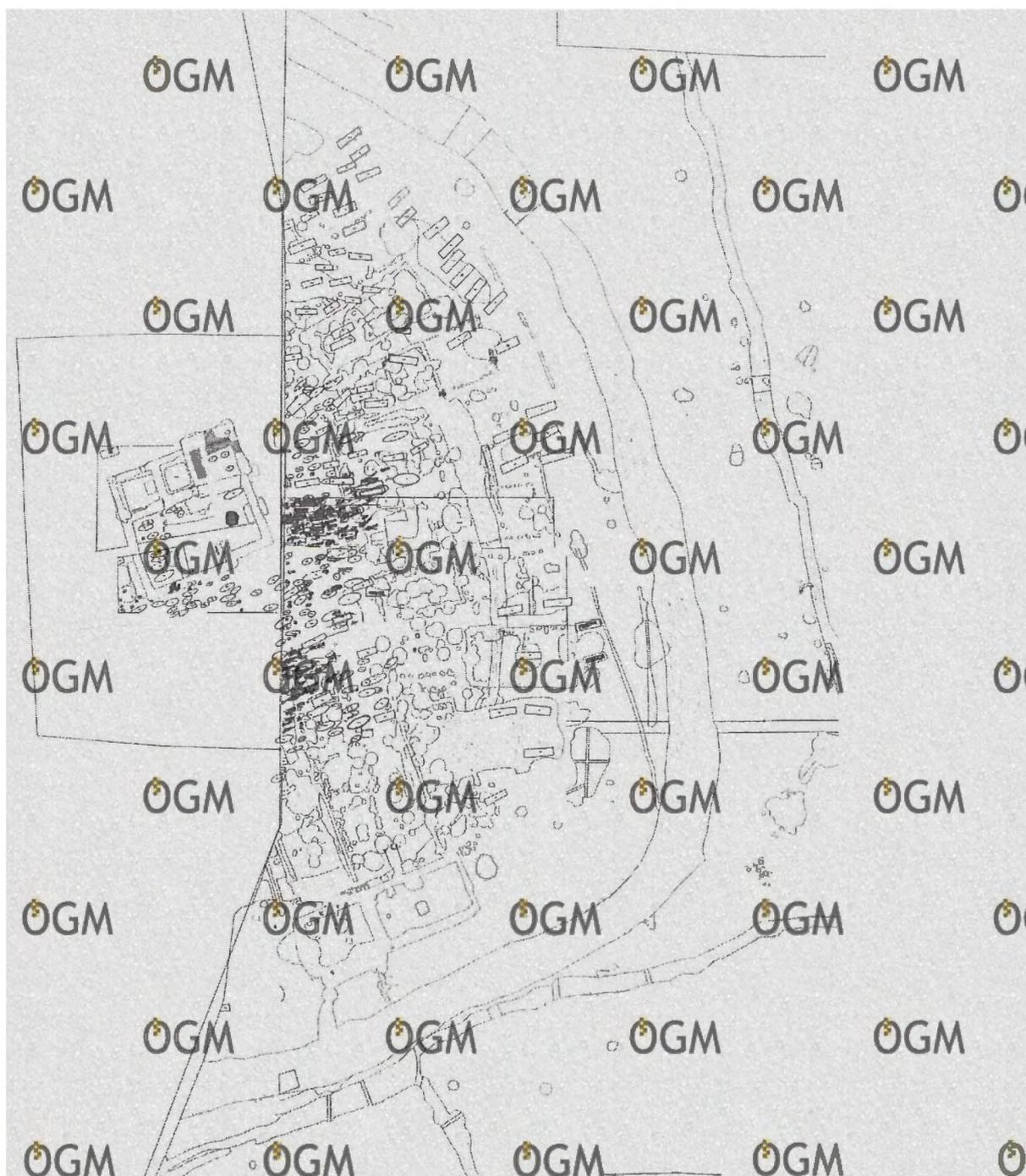


Fig. 2: The timber framed buildings - presumably storehouses - in the medieval cemetery of Balatonszárszó.

Bibliography

BÁNDI 1986:

Zsuzsanna BÁNDI, A szakácsi pálos kolostor középkori oklevelei. Levéltári Évkönyv Somogy Megye Múltjából 17, Kaposvár 1986, 27-66.

BORSA 1983:

Iván BORSA, A Somogy Megyei Levéltár Mohács előtti oklevelei. Levéltári Évkönyv Somogy Megye Múltjából 14, Kaposvár 1983, 3-82.

BORSA 1989:

Iván BORSA, Királyi rendeletre tartott megyei közgyűlés Somogyvár mellett 1444-ben. Levéltári Évkönyv Somogy Megye Múltjából 20, Kaposvár 1989, 5-28.

- BORSA 1999:
Iván BORSA, A Somogyi konvent oklevelei az Országos Levéltárban (1371-1380). Évkönyv Somogy Megye Múltjából 30, Kaposvár 1999, 7-54.
- BORSA 2000:
Iván BORSA, A Somogyi konvent oklevelei az Országos Levéltárban (1381-1400). Évkönyv Somogy Megye Múltjából 31, Kaposvár 2000, 7-60.
- BORSA 2002:
Iván BORSA, A Somogyi konvent oklevelei az Országos Levéltárban (1421-1440). Évkönyv Somogy Megye Múltjából 33, Kaposvár 2002, 7-58.
- BOSSÁNYI 1916:
Ágoston BOSSÁNYI, A pápai kérvénykönyvek magyar vonatkozású okmányai I-II. Budapest 1916.
- DE CEVINS 2003:
Marie-Madeleine DE CEVINS, Az egyház a késő-középkori magyar városokban. Budapest 2003.
- DAP 1976:
Documenta Artis Paulinorum. MTA Művészettörténeti Csoport Forráskiadványa XII-XIV. Budapest 1976.
- ERDÉLYI, SÖRÖS 1902-1912:
László ERDÉLYI, Pongrác SÖRÖS, A pannonhalmi Szent Benedekrend története. I-XII/B, Budapest 1902-1912.
- FEJÉR 1829-1844:
György FEJÉR, Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus ac civilis. I-XI, Buda 1829-1844.
- FÜGEDI 1991:
Erik FÜGEDI, Sepelietur corpus eius in proprio monasterio. A nemzeti monostor. Századok 125/1-2, Budapest 1991, 35-67.
- HARSÁNYI 1938:
András HARSÁNYI, A domonkosrend Magyarországon a reformáció előtt. Debrecen 1938.
- KISS, TÓTH, ZÁGORHIDI 1998:
Gábor KISS, Endre TÓTH, Balázs ZÁGORHIDI CZIGÁNY, Savaria-Szombathely története a város alapításától 1526-ig. Szombathely 1998.
- KRISTÓ, ALMÁSI, BLAZOVICH, GÉCZI, PITI 1990-2001:
Gyula KRISTÓ, Tibor ALMÁSI, László BLAZOVICH, Lajos GÉCZI, Ferenc PITI, Anjoukori oklevéltár. I-XXIV. Szeged 1990-2001.
- KRISTÓ, MAKK 1988:
Gyula KRISTÓ, Ferenc MAKK, Az Árpád-házi uralkodók. Budapest 1988.
- KUMOROVITZ 1964:
L. Bernát KUMOROVITZ, A zselicszentjakabi alapítólevél 1061-ből. Tanulmányok Budapest múltjából 16, Budapest 1964, 43-83.
- J. LUKCSICS 1896-1907:
József LUKCSICS, Monumenta Romana Episcopatus Vespremiensis. I-IV, Budapest 1896-1907.
- P. LUKCSICS 1931-1938:
Pál LUKCSICS, XV. Századi pápák oklevelei. I-II, Budapest 1931-1938.
- M. ARADI 1998
M. ARADI Csilla: A főnyed-gólyásfai Árpád-kori temető és település eddigi ásatásának összegzése. Somogyi Múzeumok Közleményei 13, Kaposvár 1998, 113-154.
- MÁLYUSZ 1971:
Elemér MÁLYUSZ, Egyházi társadalom a középkori Magyarországon. Budapest 1971.
- MÁLYUSZ, BORSA 1951-1997:
Elemér MÁLYUSZ, Iván BORSA, Zsigmondkori oklevéltár. I-V, Budapest 1951-1997.
- MÜLLER 1996:
Róbert MÜLLER, Zalasabar Borjúállás sziget. In: László KÖLTŐ, László VÁNDOR, Évezredek üzenete a lép világából. Régészeti kutatások a Kisbaltaton területén (1979-1992). Kaposvár-Zalaegerszeg 1996, 135-141.
- NAGY, TASNÁDI NAGY 1878-1920:
Imre NAGY, Gyula TASNÁDI NAGY, Anjou-kori Okmánytár I-VII. Budapest 1878-1920.
- NAGY, IPOLYI, PAUR, RÁTH, VÉGHÉLYI 1865-1891:
Imre NAGY, Arnold IPOLYI, Iván PAUR, Károly RÁTH, Rezső VÉGHÉLYI, Hazai Okmánytár. Codex Diplomaticus Patrius. I-VIII, Győr 1865-1891.
- RITOÓK 1977:
Ágnes RITOÓK, Falusi templom körüli temetők. Folia Archaeologica XLVI, 1977, 165-177.
- RUPP 1870-1876:
Jakab RUPP, Magyarország helyrajzi története fő tekintettel az egyházi intézetekre, vagyis a nevezetesebb városok, helységek, s azokban létezett egyházi intézetek, püspökmegyék szerint rendezve. I-III, Pest 1870-1876.
- SZENTPÉTERY et al. 1924-1961:
Imre SZENTPÉTERY et al., Az Árpád-házi királyok okleveleinek kritikai jegyzéke. Regesta regum stirpis Arpadianae critico dipl. I-II, Budapest 1923-61.
- SZILÁGYI 1961:
Lóránd SZILÁGYI, Árpád-kori törvények. Budapest 1961.
- TARI 2000:
Edit TARI, Pest megye középkori templomai. Szentendre 2000.
- THEINER 1859-1860:
August THEINER, Vetera Monumenta Historica Hungariorum Sacram Illustrancia. I-II, Romae 1859-1860.
- TÍMÁR 1996:
Péter TÍMÁR, A Szerdahelyiek Somogy megyei birtokai. Évkönyv Somogy Megye Múltjából 27, Kaposvár 1996, 69-92.
- VALTER 2004:
Ilona VALTER, Árpád-kori téglatemplomok Nyugat-Dunántúlon. Budapest 2004.
- WENZEL 1860-1874:
Gusztáv WENZEL, Árpád-kori Új Okmánytár. I-XII, Pest-Budapest 1860-1874.

DER SÜDMÄHRISCHE KIRCHENBAU IM 11.-13. JAHRHUNDERT – EIN ÜBERBLICK

von

Rudolf PROCHÁZKA, Brno

1. Zur Forschungsgeschichte

In der mährischen Literatur der letzten 50 Jahre fehlen bisher sowohl eine zusammenfassende Aufarbeitung der Entwicklung des Kirchenwesens im Mittelalter als auch synthetische kunsthistorische Arbeiten über die Entwicklung des hiesigen Kirchenbaus. Eine Grundlage zur Kenntnis besonders der romanischen Sakralbauten wurde in den 30er bis 60er Jahren des 20. Jahrhunderts von Václav RICHTER¹ geschaffen. Ein Versuch in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts, einen Katalog der romanischen Architektur zusammenzustellen, wurde nie zum Abschluss gebracht². Eine wirkliche Synthese gibt es daher nicht, nur einige kurze Überblicksarbeiten³ und in den die böhmische Kunst betreffenden Monographien behandelt man Mähren nur am Rande⁴. Besonders stark ist das Fehlen einer gründlichen Studie über gotisches Bauwesen aus der Zeit von etwa 1280-1400 zu spüren. Eine gewisse Ausnahme stellen die Studien von J. KUTHAN dar, die sich aber nur mit einer Auswahl der repräsentativsten Bauten befassen, besonders mit Klöstern⁵. Der einzige ziemlich komplette Denkmälerkatalog, der auch die Architektur mit einschließt, ist erst bis zum Buchstaben N gediehen; es ist dann auch noch ein Auswahlkatalog der gotischen Architektur von J. LÍBAL⁶, leider ohne Pläne, zu erwähnen. Vielleicht mit einer Ausnahme - Bezirk Zlín - fehlen auch regionale Forschungsprojekte, die besonders ländliche Kirchen betreffen würden⁷. Die ländliche Kirchenarchitektur wurde mit Ausnahme der Klöster nur in Einzelfällen behandelt, eine komparative Studie unterblieb bisher und die regionalen Einzelsynthesen der archäologischen Forschung betreffen nur drei ehemalige Bezirke⁸. Was die Gräberfelder und Friedhöfe des 11.-13. Jahrhunderts betrifft, so gilt die gründliche Studie von V. ŠIKULOVÁ bis heute als nicht überholt, doch sie befasst sich fast ausschließlich - wegen des damaligen Forschungsstandes - mit kirchenlosen Begräbnisstätten⁹. Es gibt jetzt zwar mehrere jüngere Überblicksarbeiten und Kataloge, analytische Studien dazu aber fehlen¹⁰.

Der Beitrag der Archäologie zur Kenntnis des ländlichen Kirchenbaus ist besonders in den letzten 30 Jahren nicht zu übersehen. Mit einigen Ausnahmen konnten die Grabungen nicht die Leitfäden der Sakralbauten-Entwicklung, die sich besonders auf noch bestehende Architektur stützten, verändern, es ist aber ihre Aufgabe zum Erkennen von Umbauten, von versteckten, manchmal nicht vermuteten Bauteilen oder sogar von Bauphasen beizutragen, aber auch bautechnische Merkmale und nicht zuletzt Beziehungen zur Umgebung (Friedhof, Wohnsitz) hervorzuheben. Am Beginn der modernen Erforschung stehen selbstverständlich die Ausgrabungen der großmährischen Kirchen seit den 40er Jahren des 20. Jahrhunderts, wobei die Rotunda St. Michael in Staré Město dem bestehenden spätromanischen Sakralbau vorausging¹¹. Seit den frühen 60er Jahren begannen einige Archäologen mit Grabungen spätmittelalterlicher Kirchen, jedoch oft nach unterschiedlichen methodischen Voraussetzungen wie z.B. in Staré Město – St. Michael¹² und Brno - St. Nikolaus¹³.

¹ Besonders: RICHTER 1936a und 1936b; 1952; 1959.

² Informativ: KUDĚLKA 1977-1978; KUDĚLKA, BORSKÝ, KONEČNÝ, NEUBAUEROVÁ, SAMEK 1988-1989; KUDĚLKA, BORSKÝ, KONEČNÝ, SAMEK 1990-1992; KUDĚLKA, KALINOVÁ, KONEČNÝ, SAMEK 1982-1983; 1984-1985; KUDĚLKA, KONEČNÝ, SAMEK 1981.

³ KUDĚLKA 1984; KOUŘIL, MĚŘÍNSKÝ 1996; MĚŘÍNSKÝ 1985b; 1986b.

⁴ LÍBAL 1948; 1984; BACHMANN 1977.

⁵ KUTHAN 1982; 1983; 1993; 1994.

⁶ LÍBAL 2001.

⁷ KOHOUBEK, VÁCHA, VRLA 2002; 2003; 2004.

⁸ UNGER 1992; 1993; 1994.

⁹ ŠIKULOVÁ 1958.

¹⁰ MĚŘÍNSKÝ 1997b; UNGER 2000b; 2002c.

¹¹ HRUBÝ 1967.

¹² HRUBÝ 1967.

¹³ NOVOTNÝ 1965; 1966; 1967.

Speziell darzustellen ist auch die Tätigkeit der Kunsthistoriker L. KONEČNÝ, Z. KUDĚLKA, P. BORSKÝ, A. KALINOVÁ, D. NEUBAUEROVÁ und B. SAMEK, die sich neben den bauhistorischen Untersuchungen auf Sondagen zur Klärung der Entwicklung etlicher romanischer Kirchen konzentrierten – angeführt seien Černvít, Deblín, Pustiměř, Řeznovice, Podolí, Novosedly, Modřice, Osvětimany Šebkovice, Telč, Velký Újezd, der Karner von St. Nikolaus in Znojmo, Oslavany, usw.¹⁴. Besonders hervorzuheben ist jedoch die langjährige Arbeit von Josef UNGER. Unter seiner Führung verliefen die Flächengrabungen der schon ganz abgekommenen Bauten in den Wüstungen Koválov bei Žabčice, Divice bei Brumovice und Narvice bei Pohorelice sowie in der 1962 demolierten Kirche in der Kleinstadt Hustopeče als auch in noch bestehenden Kirchen wie Mušov oder Kurdějov, neben kleineren Sondagen, diesmal auch in Klosterkirchen wie in Přibice, Kyjov, Mostišť, Pohorelice, Louka, Tišnov, usw.¹⁵.

Man muss hier auch die Rolle der Geophysik bei der Erforschung und besonders bei der Lokalisierung der abgetragenen Kirchenbauten erwähnen. Diesem Thema widmet sich aber ein spezieller Beitrag von V. HAŠEK und J. UNGER¹⁶ in diesem Sammelband, deswegen erlaube ich mir hier nur kurze zusammenfassende Bemerkungen. Geophysikalische Messungen von Sakralbauten der hier verfolgten Zeitperiode kamen im Vergleich zu anderen Objekten nicht zu oft vor. Während früher vor allem die geoelektrische Methode benutzt wurde (Velký Újezd bei Moravské Budějovice)¹⁷, setzt sich in letzter Zeit der Georadar (Pulsradar) durch¹⁸. Erfolgreich war diese Methode dort, wo man mittels nachfolgender Sondagen das vermutete Mauerwerk wirklich erfassen konnte. In Velký Újezd gelang es, in einer an drei Stellen mit gemessenen Anomalien das Mauerwerk der nach 1860 abgerissenen Rotunde zu finden¹⁹. Gute Ergebnisse brachte auch die Messung der Krypta in Hustopeče oder der Kirche in Bučovice²⁰. In anderen Fällen warten die positiven Messergebnisse noch auf die Überprüfung (z.B. Znojmo - St. Nikolaus, Brno-Královo Pole - St. Veit)²¹.

Nur kurz erwähne ich auch noch den Fortschritt bei den petrographischen und mineralogischen Untersuchungen der Sakralbauten, die sich besonders in 90er Jahren dank der Arbeit von J. DVOŘÁK und I. MRÁZEK entwickelt haben. Es wurden vor allem die Herkunftsgebiete bestimmt, wo man den als Baumaterial geeigneten Stein gewonnen hatte, z.B. der Jura-Kalkstein in Brno oder der lithotamnische Kalkstein südlich von Brno²².

In den nachfolgenden Kapiteln habe ich versucht, den bisherigen Forschungsstand zusammenzufassen, wobei ich wegen den wenigen Quellen bis 1200 ganz Mähren behandle. Bei der Beschreibung der Lage im 13. Jahrhundert beschränke ich mich in Übereinstimmung mit dem Titel des Artikels auf den südlichen Teil, annähernd im Umfang des ehemaligen Südmährischen Bezirkes 1960-2002.

2. Die Zeit des 11. bis zum Anfang der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts

2.1 Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse: Burgkirchen

Nach dem großmährischen Versuch im 9. Jahrhundert, den man als erste Periode des mährischen Kirchentums bezeichnen kann, versank das Land in die dunkle Periode des 10. Jahrhunderts, in der es als Objekt der Machtstrebungen von Nachbarstaaten diente. Obwohl man allgemein das Weiterleben eines mährischen Bistums annimmt, wissen wir von damaligen Kirchenbauten zum Unterschied von der vorigen Periode gar nichts²³. Auch die polnische Aktion an der Wende des 10./11. Jahrhunderts brachte in dieser Hinsicht nichts Neues. Erst nach der endgültigen Vereinigung Mährens mit dem böhmischen Herzogtum - wahrscheinlich 1019 - begann eine ganz neue Periode der hiesigen Kirchengeschichte. Zusammen mit der Burgbezirksorganisation bauten die Přemysliden nach der Mitte des 11. Jahrhunderts auch eine an die Burgen angepasste Kirchenstruktur aus. Die größte Bedeutung gewannen dabei die Zentren der Teilfürstentümer: Seit 1055 (1061) Olomouc (Olmütz) und Brno (Brünn), wobei sich das Fürstentum von Brno um

¹⁴ KONEČNÝ 1972; 1975-1976; 1978; 1981; 1986; 1987; 1996a-c; KONEČNÝ, KUČA 1988; KUDĚLKA 1977-1978; KUDĚLKA, KALINOVÁ, KONEČNÝ, SAMEK 1982-1983; 1984-1985.

¹⁵ MĚŘÍNSKÝ, UNGER 1983; 1987; UNGER 1988a; 1992; 1993; 1994; 1997a-c; 1999a; 2000a; 2000b; 2002a; 2002b; UNGER et al. 1980.

¹⁶ HAŠEK, UNGER 2005.

¹⁷ HAŠEK, MĚŘÍNSKÝ 1991, 164.

¹⁸ HAŠEK, UNGER, ZÁHORA 1997.

¹⁹ KUDĚLKA, KALINOVÁ, KONEČNÝ, SAMEK 1982-1983.

²⁰ HAŠEK, UNGER 2001, 91-92; BORSKÝ, ONDRA, SALAŠ, STRÁNSKÁ, VITULA 2002; BORSKÝ, STRÁNSKÁ, VITULA 2002; 2003.

²¹ HAŠEK, UNGER, ZÁHORA 1997, 28-30; GREGOR, PÍCHA, TICHÝ 2001.

²² DVOŘÁK 1996a; 1996b; 1997; 1999; DVOŘÁK, UNGER 1998; MRÁZEK 1993; vgl. dazu eine ähnliche Arbeit für das Waldviertel: THINSCHMIDT 2005.

²³ Vgl. MĚŘÍNSKÝ 1986a; 1986b.

1092 in zwei Teilgebiete trennte - in Brno und Znojmo (Znaim). Im Jahre 1063 erneuerte der Herzog, der spätere König Vratislav II., das mährische Bistum mit dem Sitz in Olomouc. In den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts ging das System der Teilfürstentümer unter und Mähren wurde als Markgrafschaft vereinigt und fest in den späten Přemysliden Staat eingegliedert²⁴.

Bis in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts blieben die Kirchenbauten fast ausnahmslos auf die befestigten Verwaltungszentren und die drei Klöster der Benediktiner (Rajhrad, Hradiště bei Olomouc, Třebíč)²⁵ beschränkt. Von ihrer Existenz auf den hervorragendsten Burgen Brno, Znojmo, Olomouc, Spytihněv, Břeclav, Přerov erfahren wir direkt in der bekannten Urkunde des Olmoucer Bischofs Jindřich Zdík, die zwischen 1131 und 1141 entstand²⁶. Diese berühmte Quelle kodifizierte die Kirchenreform, wobei das traditionelle, stets anwachsende Besitztum der mährischen Kirche, das unter der Verwaltung der Burgenkirchen und der alten Kapitel bei der Kathedrale St. Peter unter der Oberhoheit des Olmoucer Bistums gestanden hatte, unter die der sechs neu errichteten Erzdiakonate gestellt wurde. Die alten Erzpriester, die bisher in den Burgen saßen, wurden jetzt zu Erzdiakonen umgewandelt, die ihren dauerhaften Sitz bei dem neu errichteten Kapitel bei der 1108 gegründeten St. Wenzels Kirche einnahmen. Diese Kirche wurde - und ist bis jetzt - die (erz-)²⁷ bischöfliche Kathedrale geblieben; bei St. Peter beließ man seitdem bis zur Auflösung nur vier Kanoniker. Zum Unterschied zu den ältesten Klosterbesitzungen, die von den fürstlichen Gründern meist mit Renten aus den Einkommen der Burgbezirke, als auch mit unfreien Ministerialen und Bauern beschenkt wurden, bestand das Vermögen des mährischen Bistums meist aus einzelnen "aratra" und ganzen Dörfern, manchmal mit Verwaltungshöfen. Sicher handelt es sich dabei um das Ergebnis einer langen Entwicklung, die wahrscheinlich noch in der großmährischen Periode ihre Wurzeln hatte und deren Grundlagen die Schenkungen des Adels als auch die Traditionen der einfachen „Freien“ darstellten. Die Eigentumsverhältnisse der mährischen Kirche vor 1200 sind aber immer noch eine gründliche, moderne Studie wert, deren wir leider bisher entbehren, obwohl gewisse Schritte schon gemacht wurden²⁸.

Trotz mehrerer Grabungen auf mährischen Burgen des 11.-12. Jahrhunderts gelang es bisher nur in den wenigen Hauptzentren die steinernen Kirchenbauten nachzuweisen. Die älteste Kirche von **Olomouc** (Olmütz), die Petrikerche, besteht zwar seit dem späten 18. Jahrhundert nicht mehr, konnte aber bisher archäologisch auch nicht eindeutig bestätigt werden²⁹, hingegen wurden die Reste der ältesten Phase der Wenzelskirche schon am Ende des 19. Jahrhunderts entdeckt³⁰.

Dank der ununterbrochenen Grabungstätigkeit wissen wir auch mehr über die ältesten Kirchenbauten in **Brno** (Brünn). Im Stadtteil Staré Brno (Altbrünn), im Areal des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters mit der Kirche Maria Himmelfahrt aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, wurde schon in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts eine Rotunde - wahrscheinlich von der Wende des 10./11. Jahrhunderts - freigelegt (Abb. 1/1). Bei den Überlegungen über das Alter dieses Baues muss man aber auch die Anwesenheit eines mittelslawischen Grabes neben einigen jungslawischen Bestattungen um die Kirche herum in Betracht ziehen. Wahrscheinlich wurde erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts die älteste Kirche durch ein einschiffiges Kirchlein mit rechteckigem Chor ersetzt³¹. Dieser Kirchenbezirk befindet sich am Fuß von Žlutý kopec (dem Gelben Berg), über einem Flussarm der Svratka, der im 13. Jahrhundert in den Mühlgraben umgewandelt wurde. In der nächsten Umgebung blieb daher nur wenig Platz für eine Besiedlung aus der Zeit vor 1200, deren wir hier bisher auch ganz entbehren. Die Diskussion über die zeitliche Bestimmung und Funktion der St. Prokopiuskirche, die sich seit der ersten Überlieferung 1243 bis ins späte 18. Jahrhundert auf dem anderen Ufer des erwähnten Flussarmes befand, wurde höchstwahrscheinlich durch die neue Grabung zugunsten der späteren Datierung ins 13. Jahrhundert entschieden. Die Kirche entstand erst nach dem Verfall der Niederungsburg, die sich hier im 11.-12. Jahrhundert befunden hatte. Die dritte Kirche von Brno, St. Wenzel, entstand höchstwahrscheinlich auch erst im 13. Jahrhundert³². Während des 12. Jahrhunderts verschiebt sich allmählich der Schwerpunkt der Besiedlung auf die erhöhte Fläche am Fuß des Spielbergs, wo im folgenden Jahrhundert eine Stadt entstand. Die präurbane Besiedlung nahm nur den südlichen Teil des späteren Stadtareals ein. Die höchste Stelle der Anlage besetzte die Petrikerche. Die erste Phase stellte eine kleine, einschiffige Kirche mit quadratischem Chor dar, den eine halbkreisförmige Apsis abschließt (Abb. 1/2; 2). Unter dem Chor und der Apsis befand sich eine dreischiffige Hallenkrypta, deren Wölbung von Säulen und Diensten gehalten und die durch zwei Seiteneingänge

²⁴ BRETHOLZ 1912; VÁLKA 1991, 36-62; ŽEMLIČKA 1997, 42-51, 347-358.

²⁵ FIŠER 2001; MĚŘÍNSKÝ 1985b; ŽEMLIČKA 1997, 24.

²⁶ CDB I, 116-123, N.115. - Über die Datierung dieser vielleicht wichtigsten Urkunde der mährischen Geschichte vor 1200 wird noch immer diskutiert; vgl. zusammenfassend: ŽEMLIČKA 1997, 246-248.

²⁷ Seit 1777.

²⁸ Neuestens: PAUK 2000.

²⁹ BLÁHA 1996, 169, 170.

³⁰ KUTHAN 1982, 260-262.

³¹ CEJNKOVÁ 1992; SAMEK 1994, 183-184.

³² CEJNKOVÁ, MĚŘÍNSKÝ, SULITKOVÁ 1984; PROCHÁZKA 2000, 19-30, 42-44; ZAPLETALOVÁ, PEŠKA 2004; ZATLOUKAL 2000.

zugänglich war. Hier, etwas südlicher der O-W Achse, befand sich ein beigabenloses Begräbnis einer jungen Frau. Auch die wenigen freigelegten, den Abschluss der Kirche umgebenden Gräber entbehrten jeder Beigabe. Sicher erfüllte die Petrikerche die Pfarrfunktion für die umgebende Kommunität, obwohl von einem Pfarrnetz damals noch kaum die Rede sein konnte. Der Titel „Probst“, der schon mit dem erstgenannten Pfarrer Zdislav verbunden wurde, wurde wahrscheinlich von der Altbrünner Marienkirche übertragen³³. Überlegungen zu einem Fürstensitz auf der Anhöhe des Petersberges, die seit dem Aufsatz von V. RICHTER³⁴ immer wieder in der Literatur auftauchen³⁵, sind durch schriftliche als auch archäologische Quellen ganz ungenügend begründet.

In **Znojmo** blieb bis in unsere Zeit die bekannte Rotunda St. Katharina - ursprünglich der Hl. Jungfrau Maria geweiht - erhalten, die erstmals zwar erst 1239 erwähnt wurde, aber schon an der Wende des 11./12. Jahrhunderts (Abb. 3) entstanden war. Im Jahr 1287 wurde sie als Filialkirche einer der beiden bedeutendsten Stadtkirchen - St. Michael - unterstellt. Bei der Ausgrabung wurde im Innenraum eine Schicht mit Keramik aus dem späteren 11.-12. Jahrhundert gefunden und erforscht. Die Innenwände dieser Kapelle wurden gegen Ende des 11. oder in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit dem berühmten Přemyslidenzyklus geschmückt: Die Fresken bilden die Genealogie des Geschlechtes der Přemysliden in Beziehung zur vermuteten Hauptgestalt des Zyklus, d.h. dem Znaimer Fürst Konrád (1061-1092) ab, einschließlich der Legende von der Berufung des Přemysl - vom Ackermann mit Ochsespann zum Thron. Dazu kommt noch ein Teil des christologischen Zyklus, der mit der Verkündigung Marias beginnt und mit dem bethlehemitischen Kindermord endet. Die Inschrift mit der Jahresschrift 1134 entstand viel später, nicht vor dem 13. Jahrhundert. Dieser Bau entbehrte sowohl einen Friedhof als auch Gräber im Innenraum³⁶. Vielleicht schon großmährischer Herkunft war die St Hippolytkirche auf der gegenüberliegenden Anhöhe Hradisko, wo sich eine bedeutende Burg des 9. Jahrhunderts befand. Von der ältesten Kirche wurden nur Fragmente des Mauerwerks unter den späteren Bauphasen erfasst und als Rotunde mit Apsis an der Ostseite interpretiert. Die äußerst nötige gründliche Publikation der Fundumstände blieb bisher aus und deswegen kann man der bisherige Interpretation des Leiters der Ausgrabung, B. KLÍMA jun., nur mit größtem Vorbehalt folgen. Das betrifft sowohl die Gestaltung als auch die Entstehungszeit der ältesten Kirche. Auch die jüngere Phase, wovon wahrscheinlich die nordöstliche und südöstliche Ecke des Langhauses in bemerkenswert großer Breite, als auch der Westteil des rechteckigen (?) Presbyteriums aus Bruchsteinmauerwerk erfasst wurden, bleibt in ihrer Erklärung nicht problemlos. Anhand der Beziehungen zu umliegenden mittelalterlichen Gräbern (11.-13. Jahrhundert) darf man den Bau nicht vor das 13. Jahrhundert datieren³⁷. Meiner Ansicht nach ist es nicht sicher, in welcher Phase des Friedhofs der erste Kirchenbau entstanden ist. Dem Pfarrer von St. Hypolit wird gleich den Plebanen von St. Peter in Brno in den Urkunden der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Titel Probst zugestanden (1226, 1227 sogar „*prepositus Znoymensis*“), was vielleicht auf den alten Rang des Burgpresbyters hindeutet³⁸. Mit dem Aufschwung der Vorburg im nördlichen Teil der späteren Stadt entstanden auch hier einige Kirchen: Vor 1200 spielte wahrscheinlich die Hauptrolle St. Michael, wozu noch vor 1190 die Nikolaikirche hinzukam. Leider fand in keiner dieser Kirchen eine aufschlussreiche Grabung statt. Wahrscheinlich errichtete man aber in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an der Südwestseite der Kirche einen kreisförmigen Karner, von dem der unterirdische Schacht freigelegt wurde³⁹.

Zusammenfassend können wir sagen, dass es in zentralen Agglomerationen spätestens seit dem 12. Jahrhundert mehrere Kirchen gab, die mehrere Funktionen erfüllten - Bischofskathedrale, Urfarrkirchen oder Burgkapellen⁴⁰. Die Urfarrkirchen standen wahrscheinlich in der Vorburg.

Zum Unterschied von diesen hervorragendsten Anlagen wissen wir von Kirchenbauten auf anderen Burgen viel weniger. Nach der erwähnten Urkunde von Jindřich Zdík standen Kirchen vor 1141 noch in den bedeutenden Burgen Spytihněv, Břeclav und Přerov. In der Niederungsburg **Spytihněv**, die größtenteils vom Fluss Morava vernichtet wurde, hat man nie eine Kirche gefunden. Im Vorfeld befand sich aber ein Sakralbau, der in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts teilweise dokumentiert wurde. Nach Spolien und problematisch rekonstruiertem Grundriss handelte es sich um einen gotischen Bau mit möglichem romanischem Kern. Wahrscheinlich handelt es sich um die Kirche, die Přemysl Otakar I. im Jahr 1228 den Zisterziensern

³³ JAN 1996, 42; KONEČNÝ 1996a; PROCHÁZKA 2000, 32-37.

³⁴ RICHTER 1936b; KONEČNÝ 1995-1996; 1996a; KUDĚLKA 1995.

³⁵ CEJNKOVÁ, LOSKOTOVÁ, PLAČEK 1995; KONEČNÝ 1995-1996; 1996.

³⁶ ČERNÝ 1997; FRIEDL 1966; KLÍMA 1995; KONEČNÝ 1997; KRZEMIEŃSKA 1987; MERHAUTOVÁ, TŘEŠTÍK 1984, 155-156.

³⁷ Vgl. DOSTÁL 1968, bes. 40, 42, 65; KLÍMA 1998, 28-31; 2001, 232-235.

³⁸ HAVLÍK 1988, 134-136; JAN 1997, 43-46.

³⁹ JAN 1997; KLÍMA 1995; KONEČNÝ 1989; 1997; VIDMANOVÁ 1997.

⁴⁰ Zu den Funktionen von Kirchen vgl. auch: SONNLECHNER 2005.

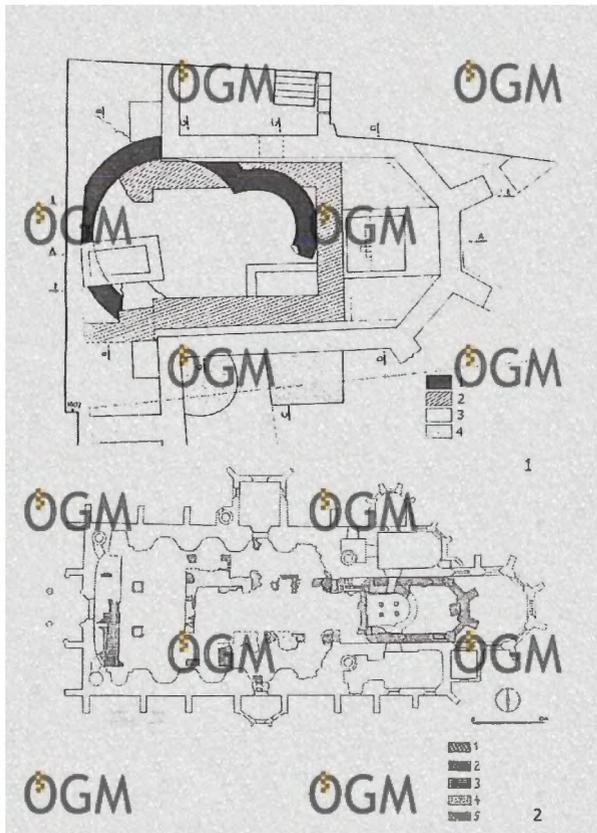


Abb. 1: Brno.

1: Staré Brno (Altbrunn), Marienkirche.

1 - Rotunde aus dem 10./11. Jahrhundert; 2 - Zweite Phase, vor 1250; 3 - 13./14. Jahrhundert, 4 - Barocke Anbauten.

2: Brno, Kirche St. Peter und Paul (urspr. nur dem Hl. Peter geweiht). Archäologisch freigelegte Bauphasen im Grundriss der spätgotischen Kirche.

1 - 12. Jahrhundert; 2, 4 - vor 1250; 3 - um 1300; 4 - Fundamente der im Barock abgerissenen spätgotischen Säule.

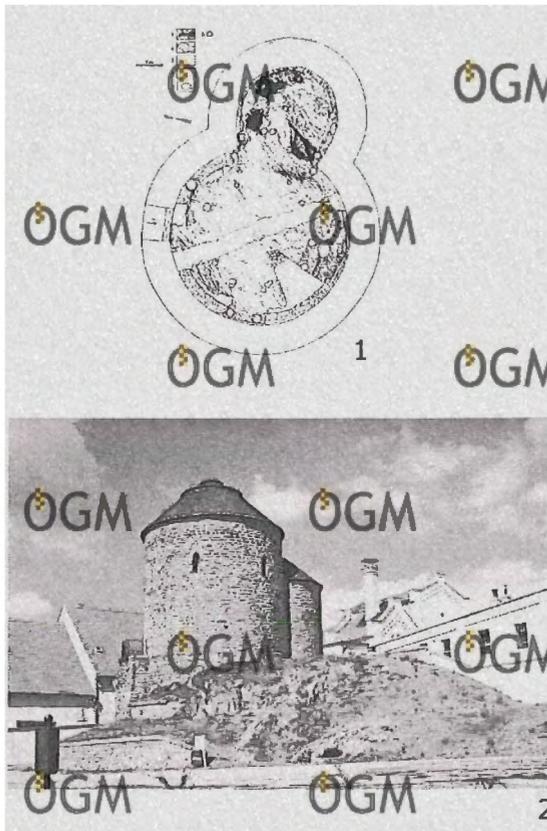


Abb. 3: Znojmo, Rotunde St. Katharina.

1: Grundriss der Rotunde.

1 - felsiger Untergrund; 2 - Mörtel auf dem Felsen; 3 - ursprünglicher romanischer Mörtelstrich; 4 - neuzeitlicher Mörtelstrich auf dem stehengelassenen Schichtenblock; 5, 6 - Pfostenlöcher (Spuren des Baugerüsts) und andere Grübchen.

2: Photo.



Abb. 2: Brno, Kirche St. Peter.

1: Krypta der 1.Phase von Osten.

2: Quadermauerwerk, Verputz gotisch.

3: Einzig erhaltenes Kapitell.

von Veligrad schenkte⁴¹. Auch aus dem zentralen Teil der Grenzburg **Břeclav** (Lundenburg) kennen wir keine Kirche. An der Stelle der vielleicht 1736 abgebrochenen Kirche im Stadtkern von Břeclav fand 1992 eine Ausgrabung statt, die aber nur einen spätromanischen Bau aus dem 13. Jahrhundert freilegte. Seine Mauern störten etliche Gruben mit Keramik des 11.-12. Jahrhunderts⁴². In **Přerov** - Horní náměstí, im Areal der ehemaligen jungslawischen Burg, steht noch die St. Georgs Kirche, die man noch unlängst für die ursprüngliche Burgkirche hielt. Nach Auswertung der Grabung von 1984-1987, in der Fläche unmittelbar an der Kirche, als auch nach Neueinschätzung der schriftlichen Quellen müssen wir aber diese Theorie ablehnen, da der heutige Bau erst um 1500 gegründet wurde. In die tiefe Fundamentgrube, die eine massive Schichtung aus dem 9.-15. Jahrhundert störte, wurden aber Massen von Menschenknochen - Schädel sowie Knochen der oberen und unteren Gliedmaßen - eingeschüttet. Trotz mehrerer Grabungen wurden aber in unmittelbarer Umgebung der Kapelle bisher weder ein Friedhof noch eine Kirche gefunden. Möglicherweise ist die Erzpriesterkirche des 11.-12. Jahrhunderts irgendwo in der Vorburg zu suchen, möglicherweise an der Stelle der Kirche des Hl. Erzengels Michael in der Vorstadt Šířava, wo eine intensive Besiedlung seit dem 10. Jahrhundert nachgewiesen wurde⁴³.

Nur in einer einzigen Kastellaneiburg, **Strachotín** (heute Dolní Věstonice - Vysoká zahrada bei Mikulov), wurde eine kleine Saalkirche mit apsidialem Chorabschluss ausgegraben. Sie wurde wahrscheinlich erst im Laufe des 12. Jahrhunderts in die schon vorhandene Schichtenabfolge hineingebaut⁴⁴. Den Sakralbau begleitete ein Friedhof mit meist beigabenlosen Gräbern. Komplizierter entwickelte sich die Lage der Sakralbauten in einer anderen Burg, **Rokytná**, zwischen Brno und Znojmo gelegen. Auf der 3 ha großen Akropolis wurde auch während einer zweijährigen Ausgrabung kein Sakralbau gefunden⁴⁵. In der Vorburg befindet sich die Pfarrkirche St. Leopold (früher St. Hippolyt), die sicher eine romanische Bausubstanz aufweist. Nach den großen Quadern in der Südfassade zu schließen, entstand der heutige Saalbau eher im späteren 12. oder eher in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die Kirche wurde 1190 dem Kloster von Louka bei Znam geschenkt und dient bis heute als Pfarrkirche des gleichnamigen Dorfes. Bei einer archäologischen Begleitung der Trassenlegung der Versorgungsnetze wurde 2001 ein überraschender Fund gemacht: Nördlich der Kirche wurde ein Graben angeschnitten, der entweder die Vorburg teilte, oder besser ein begrenztes Areal (um die Kirche?) umschloss. In der Verfüllung befanden sich mehrere keramische Bodenfliesen mit Motiven von Fischen, Adler und Greif, die man anhand der Analogien - z.B. in Vyšehrad oder Litoměřice - ins 12. Jahrhundert datieren kann und die möglicherweise den Bestandteil eines Sakralbaus bilden könnten⁴⁶.

Die Burgen Rokytaná, Spytihněv, Strachotín waren spätestens am Ende des 12. Jahrhunderts wüst gefallen; die Strachotíner Kirche wurde später, während der deutschen Kolonisierung, durch Pfarrkirchen in den benachbarten Dörfern Strachotín und Dolní Věstonice ersetzt. In den Burgen Pustiměř (heute Zelená Hora bei Radslavice), Bítov, Vranov, als auch in meist kleineren Anlagen des "dritten Ranges" (Sudoměřice, Svitávka, Mikulov, Drnholec) fehlt von Kirchen jede Spur. Die vermuteten Holzkirchen müsste man erst nachweisen⁴⁷.

2.2 Frühe Zentralbauten bei landesherrlichen Höfen

Die Existenz eines Netzes landesherrlicher Höfe, die die Bedürfnisse der böhmischen Herzöge und mährischen Fürsten befriedigten, ist in Quellen des 11.-12. Jahrhunderts reichlich belegt, obwohl ihre Bedeutung gegenüber den Burgen in der Ökonomie des Staates umstritten bleibt⁴⁸. Es scheint, dass manche Höfe zunehmend an Bedeutung mit dem allmählichen Verfall der alten Burgen in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gewinnen.

Eine sehr interessante Erscheinung ist die Anwesenheit von romanischen Kirchen in der Nähe der Burgen Rokytaná (im Dorf **Řeznovice**, 2,1 km entfernt) und **Pustiměř** (im gleichnamiger Markt, 1,5 km). In beiden Fällen handelt es sich um Zentralbauten. In **Řeznovice** erfüllt bis jetzt die Pfarrfunktion der dreiapsidiale Bau mit quadratischem Kern, oben in den massiven oktogonalen Turm übergehend (Abb. 4/1, 2). Nur an der Westseite öffnet sich der Innenraum in einen archäologisch entdeckten, rechteckigen Anbau mit dem Eingang im Erdgeschoß und einer Empore im Obergeschoß. Die Kirche hat die nächsten und besten Analogien in der Allerheiligenkapelle in Regensburg und in der Kirche des Hl. Johannes des Täufers in

⁴¹ NOVOTNÝ 1978.

⁴² KLANICOVÁ 1996; KLANICOVÁ, PEŠKA 1996.

⁴³ KOHOUTEK 2001; LAPÁČEK 1999.

⁴⁴ MĚŘÍNSKÝ 1985a, 205-207; UNGER 1992, 9-10.

⁴⁵ NOVOTNÝ 1981.

⁴⁶ Vorläufig: ČIŽMÁŘ 2002, 276; HEJDOVÁ, NECHVÁTAL 1970, 396-470; MERHAUTOVÁ 1988.

⁴⁷ MĚŘÍNSKÝ 1981; 1985a; PROCHÁZKA 1993.

⁴⁸ NOVÝ 1972, 96-104; ŽEMLIČKA 1997, 154-159; neuestens: PETRÁČEK 2002, bes. 207-222.

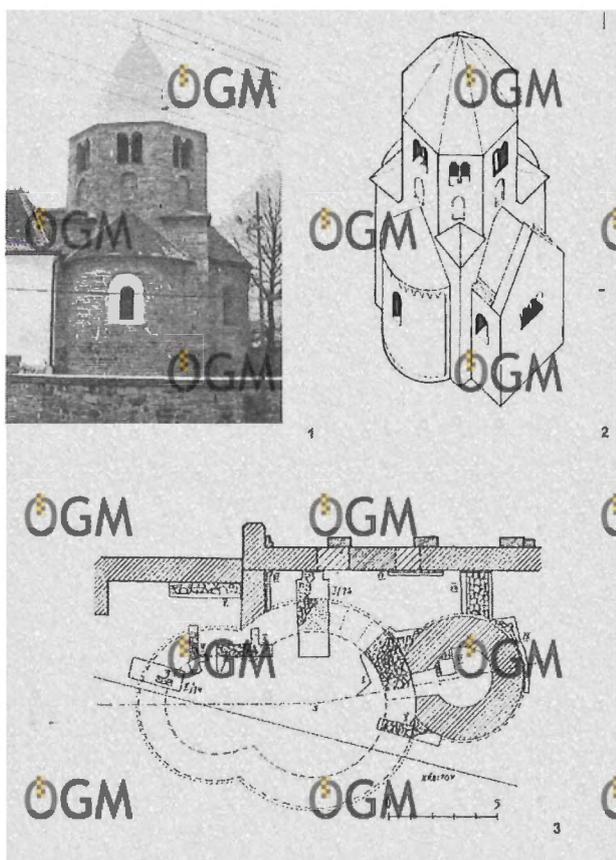


Abb. 4: Řeznovice, Kirche St. Peter und Paul.

- 1: Kirche von Süden
(Photo: R. PROCHÁZKA).
2: Rekonstruktion
(nach L. KONEČNÝ).

Abb. 4.3: Jemnice, Podolí.

Rotunde bei der Kirche St. Jakob.

Praha - Na Zábřadlí. Man vermutet eine lombardische Herkunft dieses Bautyps⁴⁹. Um die Kirche herum hat man wahrscheinlich seit Anfang an begraben, was ein Grab mit zehn Schläfenringen andeutet. Die Eigentumsverhältnisse der umgebenden Region einschließlich des Dorfes Řeznovice zeugen indirekt von einem ursprünglich landesherrlichen Besitz, der seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, teilweise schon früher, allmählich in die Hände der geistlichen Institutionen überging. Der Erbauer der Kirche war höchstwahrscheinlich Fürst Konrád Ota von Znojmo nach 1160, leider fehlen direkte schriftliche Quellen zum Ort vor der Mitte des 13. Jahrhunderts. Wahrscheinlich gab es hier einen Fürstenhof, als Mittelpunkt des eigenen, sich darum gruppierenden Besitztums, der parallel zu der nahen Burg mit ihrem Einkommen existierte und sie um ein paar Jahrzehnte überlebte⁵⁰. Der Sakralbau St. Pantaleon von Pustiměř war als Rotunde mit einer Apsis und rechteckigem Turm an der Westseite gestaltet (Abb. 5/1). Bei der Ausgrabung gelang es außer dem Westturm auch noch wenigstens vier Gräber aus der jüngsten Phase des Friedhofs freizulegen. Sie waren von Steinplatten bedeckt, und zwei der Toten besaßen auch je einen Schläfenring mittlerer Größe. Auch hier können wir voraussetzen, dass die Anlage in der Zeit ihrer Gründung um die Mitte des 12. Jahrhunderts vorerst dem Fürst gehörte und mit dem vermuteten Hof einen Komplex bildete. Vor 1235 ging das Vermögen dann an das Bistum von Olmouc. Der Bischof Bruno von Schaumburg ließ an der Stelle des wüsten Burgwalls vor 1277 eine steinerne Burg ausbauen⁵¹. Einen anderen Bautyp stellt die Rotunde von Jemnice - Podolí dar, die ebenfalls auf landesherrlichem Boden vielleicht schon im ersten Drittel des 12. Jahrhunderts erbaut wurde (Abb. 4/3). Sie liegt etwa 15 km nord-westlich der fürstlichen Grenzburg Bítov (Vötteau), die die Niedergangswelle um 1200 überlebt hatte und im 13. Jahrhundert in eine steinerne Burg umgewandelt wurde. Der kreisförmige Sakralbau mit üblicher Apsis auf der Ostseite wurde an der Westseite mit einem zylindrischen Turm ausgestattet. Die nächste Analogie dazu ist die bekannte Kirche auf dem Berg Říp in Nordwestböhmen, die der Fürst Soběslav I. zum Andenken an den Sieg über Kaiser Lothar III. von Supplinburg im Jahr 1126 gegründet hat⁵². Man folgte darin der Ansicht V. RICHTERS und nahm an, dass die Zentralbauten primär mit der Tätigkeit der Přemysliden zu verbinden sind und später vom Adel nachgeahmt wurden⁵³. Außer diesen drei landesherrlichen Bauten wissen wir

⁴⁹ ŽIVKOVIČ 2005.

⁵⁰ KONEČNÝ 1996c; KONEČNÝ, KUČA 1988.

⁵¹ MERHAUTOVÁ 1970, 41; KONEČNÝ 1986.

⁵² KONEČNÝ 1978.

⁵³ RICHTER 1936a.

sehr wenig von den ländlichen Kirchen vor 1150 bzw. vor dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts. Schriftlich ist ein Versuch des Olmützer Bischofs Heinrich belegt, 1136 im eigenen Dorf **Blansko**, wo wahrscheinlich auch der bischöfliche Hof stand, eine Kirche zu bauen. Die Absicht scheiterte am Widerstand des Fürsten Vratislav von Brno⁵⁴. Das bezeugt, dass der ländliche Kirchenbau von Privatpersonen noch etwas Außerordentliches war. Die bestehende Kirche von Blansko hat zwar eine spätromanische Bausubstanz, die aber wesentlich jünger ist als die Nachricht von 1136⁵⁵. Die wenigen Kirchen, die durch die Initiative des Adels vor der Mitte des 12. Jahrhunderts errichtet wurden, muss man anhand der schriftlich überlieferten Nachrichten aus dem Nachbarland Böhmen für Eigenkirchen halten⁵⁶. Auf dem Lande gab es vor 1200 keine Pfarrorganisation im Sinne des Spätmittelalters⁵⁷.

2.3 Probleme des Übergangs von den Reihengräberfeldern zu Kirchhöfen im 12.-13. Jahrhundert

Dem „kirchenlosen“ Land des 11. und meist auch noch des 12. Jahrhunderts entsprachen auch die Begräbnisgewohnheiten. Bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts dominierten kirchenlose Körpergräberfelder, die sog. Reihengräberfelder, mit mäßigen Beigaben⁵⁸. Das größte, bisher ungelöste Problem stellt die bisherige Unmöglichkeit dar, die untere und obere Zeitgrenze der Bestattungen näher zu bestimmen. Von den wenigen bisher mindestens zu 90% ausgegrabenen Fundstellen dieser Art ist keine analytisch bearbeitet, wir haben bisher nur zwei Kataloge zur Verfügung, - aus **Holubice** und **Mušov**⁵⁹. Ein Versuch von R. SNÁŠIL etliche Gräber des nur teilweise ausgegrabenen Gräberfeldes in Velké Hostěrádky ins späte 12. Jahrhundert zu datieren, ist nur als Hypothese zu werten, da direkte Datierungsmittel dazu fehlen⁶⁰. Wie das Beispiel von Sudoměřice oder Šakvice-Štěpničky zeigt, folgt später noch eine Phase nach, die bisher aber ziemlich selten archäologisch belegt ist, womit aber das Auftreten der größten Schläfenringe (Durchmesser: über 4 cm) verbunden ist. Dazu kommen ganz oder fast beigabenlose Reihengräberfelder, z.B. in **Olomouc** - unweit des Domes von St. Václav - wahrscheinlich aus dem späten 11. und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts⁶¹ oder auf dem wahrscheinlich verfallenen Burgwall **Hrůdy bei Sudoměřice** vielleicht aus dem 13. Jahrhundert⁶².

Nicht nur im 12., sondern noch im 13. Jahrhundert kommen Friedhöfe vor, die nicht die Kirche klassisch umgeben, sondern in gewisser Entfernung davon existierten (Olomouc - Václavské náměstí; Modřice, siehe unten). Viel zum Problem der Übergangszeit kann das teilweise erforschte Gräberfeld bei der Kirche im Intravilan des Dorfes **Mikulčice** beitragen. Es ist hier gelungen, mehrere W-O orientierte Gräber mit Schläfenringen des größeren Ausmaßes aus dem 12.-13. Jahrhundert bis in eine Entfernung um 50 m von der Kirche - mit einem wahrscheinlich romanischen Kern - freizulegen. Je näher zur Kirche, desto mehr nahm die Zahl der jüngeren, spätmittelalterlichen bis neuzeitlichen Gräber zu. Es ist vorauszusetzen, dass die Kirche auf dem bereits länger existierenden Gräberfeld gegründet und der Kirchhof erst danach enger abgegrenzt wurde. Leider gibt es von der Grabung nur eine vorläufige Publikation⁶³. Gewisse Analogien dazu bieten manche ältere Befunde, besonders in Vážany nad Litavou, wo beim Ausbau der Pfarre ebenso orientierte Gräber mit großen Schläfenringen ausgegraben wurden. Dazu kommen ein kleinerer Ausschnitt aus einem ähnlichen Gräberfeld in Vážany sowie Einzelfunde in Bořitov, Knínice oder Řeznovice⁶⁴. Bei allen diesen Befunden aber wurde die Kontinuität nicht schon seit der älteren Phase der Reihengräberfelder nachgewiesen (11. bis erste Hälfte 12. Jahrhunderts). Nur in Strachotín gelang es wahrscheinlich eine durchgehende Benutzung des Gräberfeld aus dem 11.-12. Jahrhundert mit dem spätmittelalterlichen Friedhof zu erfassen. Die hiesige Kirche wurde wahrscheinlich im 13. Jahrhundert erbaut. Man muss aber wieder die kritische und ausführliche Publikation der Grabung abwarten⁶⁵. Mit Ausnahme von Strachotín fehlen aber auf den Gräberfeldern nahe der spätromanischen Kirchen Funde aus dem 11. Jahrhundert, analog dem ausführlich publizierten Friedhof in Radomyšl in Böhmen⁶⁶. Es scheint, dass in vielen Fällen es noch vor der Kirchengründung zur Verlagerung der Begräbnisstätte gekommen ist. Ob sich hier vorher schon eine Holzkirche befunden hat, ist fraglich. Die oben erwähnten Beispiele von Pustiměř (Abb. 5/1),

⁵⁴ FRB II, 223.

⁵⁵ DOLEŽEL 1993, 5; 1999; SAMEK 1994, 64.

⁵⁶ ŽEMLIČKA 1997, 201, 242, 243.

⁵⁷ Allgemein zur Pfarrorganisation vgl. auch: SONNLECHNER 2005.

⁵⁸ ŠIKULOVÁ 1958; MĚŘÍNSKÝ 1997b.

⁵⁹ GEISLER 1986; JELÍNKOVÁ 1999.

⁶⁰ LUDÍKOVSKÝ, SNÁŠIL 1974, bes. 48-53.

⁶¹ DOHNAL 1981, 261-265.

⁶² NOVOTNÝ 1961; PROCHÁZKA 1993, 131.

⁶³ KLÍMA 1987; zur vor 1353 gegründeten Kirche siehe: SAMEK 1999, 478, 479.

⁶⁴ ŠIKULOVÁ 1958, 119, 150, 155, 166; PROCHÁZKA, ŠTROF 1983, 53; KONEČNÝ 1996b, 23.

⁶⁵ HOSÁK 1938/2004, 249; MĚŘÍNSKÝ 1985a, 217; UNGER 1992, 20.

⁶⁶ Z.B. NECHVÁTAL 1997, bes. 72, 83.

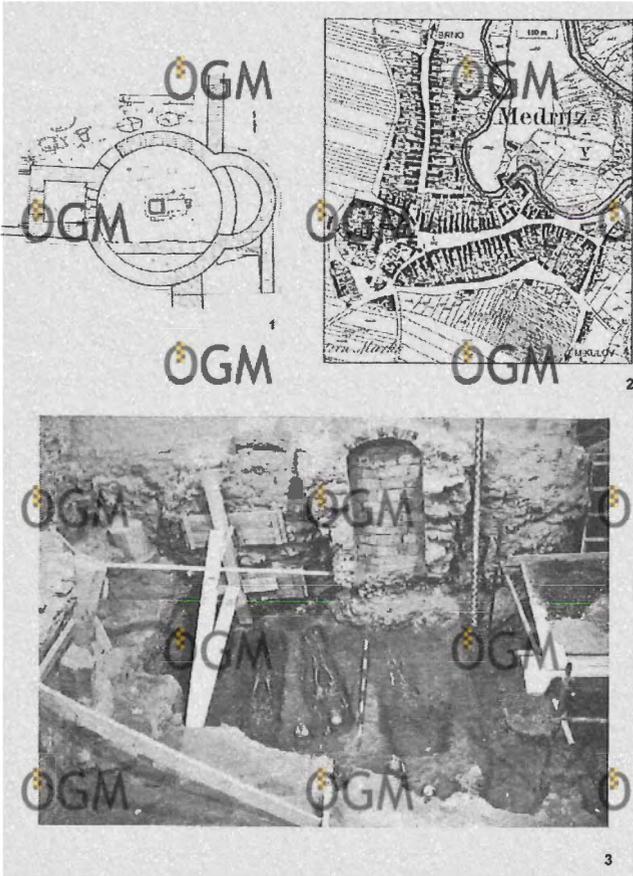


Abb. 5.1: Pustiměř, Rotunde.

Abb. 5.2: Modřice, Urkataster 1835.

4 - Kirche St. Gotthard;
8 - Friedhof, 13. Jahrhundert.

Abb. 5.3: Brno, Kirche St. Peter.

Gräber um die Apsis der Kirche,
12. - Anfang des 13. Jahrhunderts.

Brno - St. Peter (Abb. 5/3) und Dolní Věstonice - Vysoká zahrada (Strachotín) bezeugen, dass das Prinzip der Bestattung „*ad sanctos*“ dort, wo ein Sakralbau mit Pfarrfunktion schon vor der Existenz des Gräberfeldes resp. Friedhofs entstand, gleich respektiert wurde. In **Znojmo** gibt es unweit der Kirche des Hl. Nikolaus - unter dem Horizont des spätmittelalterlichen bis neuzeitlichen Friedhofs - jungslawische Gräber des 11./12. Jahrhunderts. Die bestehende Kontinuität dürfen wir aber nur vermuten⁶⁷. In den Wüstungen Narvice und Koválov ging der Friedhof den Sakralbauten eine gewisse, nach der Zahl der von den Fundamentmauern der Kirche gestörten Gräber zu schließen, nicht allzu lange Zeit voraus⁶⁸. Kürzlich wurde dieselbe Situation durch die Erforschung der Kirche St. Václav in Ostrava in (Tschechisch-) Schlesien bestätigt⁶⁹. Ein interessanter Befund wurde in **Modřice** ergraben, wo etwa 90 m südöstlich von der Kirche St. Gotthard, am Rande des Marktplatzes an der Straße in Richtung der Königsstadt Ivančice 15 Gräber in zwei Reihen zum Teil freigelegt wurden (Abb. 5/2). In der Verfüllung der Grabgruben fanden sich Scherben aus dem 13. Jahrhundert. Die Kirche aus der Zeit um 1200 - mit spätromanischer Bausubstanz, ein Pfarrer wird 1222 erwähnt - wurde sicher seit dem Spätmittelalter vom Friedhof umfasst, der aber nicht mit den oben erwähnten Bestattungen zusammenhing. Aus Mähren ist mir bisher keine Analogie zu dieser Situation bekannt⁷⁰.

3. Die Zeit vom späten 12. Jahrhundert bis 1300

3.1 Anfänge der Privatinitiative auf dem Lande

Die Lage begann sich in der zweiten Hälfte, am Ende des 12. Jahrhunderts zu ändern. Im Jahre 1190 schenkte der Znaimer Fürst Konrád Ota dem neugegründeten Kloster in Louka drei Kirchen - in der Urkunde als „capella“ bezeichnet: Die eine, schon besprochene Kirche in Rokytná war sicher landesherrlicher

⁶⁷ Noch unpublizierte Grabung, Leiter Mag. Z. ČIŽMÁŘ, dem ich für die Möglichkeit diese vorläufigen Mitteilung zu publizieren danke.

⁶⁸ UNGER et al. 1980, 32; UNGER 1992, 29.

⁶⁹ ZEŽULA 1999, 355.

⁷⁰ PROCHÁZKA 2003, 285, 286.

Herkunft; in Strachotice kennt man schon 1226 eine Adelsfamilie⁷¹; auch der letzte Fall, Hobzí, bleibt in dieser Hinsicht unsicher. Zu frühen Kirchengründern gehörten auch die ersten Klöster, z.B. das Kloster Louka bei Znojmo. Auf dessen Besitz entstanden sicher Kirchen in Šatov und Olexovice, die in der „nach 1201“ datierten Urkunde überliefert wurden⁷². Die erste eindeutig schriftlich bezeugte adelige Kirche in Südmähren ist die von Přímětica, die der Znaimer Burggraf (castellanus) Jimram (Emmeramus, 1201-1225) vor 1220 ebenso dem Kloster von Louka übergab⁷³. Die eigentümliche Beziehung der Adelligen zu ihren Kirchen widerspiegelt die Schenkung der sechs Sakralbauten von Herrn Wilhelm von Pulín dem gestifteten Kloster in Dolní Kounice - angeblich 1173⁷⁴. Seit dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts erhielt unter dem Einfluss der fortschreitenden Emanzipation der böhmisch-mährischen Kirche der weltliche Besitzer nur das Patronatsrecht, das noch jahrhundertlang Gegenstand der Transaktionen blieb⁷⁵.

Mit den ersten steinernen Dorfkirchen in Südwestmähren - aus der Privatinitiative des Adels entstanden - rechnet man anhand der kunsthistorischen Datierungen von manchen Bauten meist schon im späten 12. Jahrhundert. Hölzerne Sakralbauten wurden bisher in Mähren nicht bestätigt, aber ihre Existenz kann man anhand einer Nachricht aus Böhmen vermuten⁷⁶. Eine auffällige Gruppe darunter bilden Rotunden, die möglicherweise von den landesherrlichen Zentralbauten in Podolí - Jemnice oder in Znaim beeinflusst wurden und deren Entstehungszeit teilweise in das 13. Jahrhundert übergreift (Častohostice, Plaveč, Šebkovice, Štěpkov, Velký Újezd, als späteste vielleicht Ždárná) (Abb. 6/1, 2). Dem Řeznovicer Typ der Zentraldisposition entspricht teilweise die doppelapsidiale Kirche in Černvív, die erst aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt (Abb. 6/3). Dazu kommen mehrere einfache Saalkirchen - manchmal auch mit Westturm und Apsis -, die aber meist bei späteren Umbauten beseitigt wurde: Es sind hier z.B. die Kirchen in Březník, Čáslavice, Dalešice oder Mikulovice zu erwähnen (Abb. 7). Spolien sind dabei ziemlich selten zu finden. Eine interessante Erscheinung stellt die rechteckig abgeschlossene Laibung des Portals in **Horní Dubňany** aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts dar, dessen Türsturz eine Reliefverzierung von Palmetten und Tierköpfen trägt, darüber befindet sich ein niedriges, flaches Tympanon (Abb. 7/1). In der Bausubstanz kommt meist Quadermauerwerk vor⁷⁷ (Abb. 3 und 4). Die Rotunden als auch die einschiffigen Kirchen sind im Westteil durch eine sog. Empore gekennzeichnet, die sich auch im Geschoß des Westturmes oder in einem speziellen Anbau, dem sog. Westwerk ähnlich, befinden konnte, was meist erst in Kirchen aus dem 13. Jahrhundert erhalten blieb (vgl. Červená Lhota⁷⁸, Brno - Bystrc-Veveří⁷⁹) (Abb. 11/2). Wir wollen hier jedoch nicht näher auf die Diskussion über die Funktion dieses gegenüber dem Chor erhöhten Kirchenteils eingehen. Aber es scheint, dass er zwar besonders bis ins 13. Jahrhundert eine gewisse Rolle im Kult spielte. Der Altar ermöglichte hier auch das Messelesen für den Patron, aber der Aufenthalt des Herren und seiner Familie während des Gottesdienstes war nicht nur auf diesen Platz beschränkt⁸⁰. Eine Verbindung der Emporenfunktion mit der geradlinigen Vorstellung, dass die Emporenkirchen sich gewöhnlich im Areal des Herrenhofes befanden⁸¹, müssen wir wahrscheinlich eher aufgeben. Es ist daran zu erinnern, dass eben in dieser Zeit (1181) Vilém von Pulín das erste nicht landesherrliche Kloster in Dolní Kounice gründete; die gründlich im 14. Jahrhundert umgebaute Anlage lässt versteckt noch spärliche Reste der romanischen Bauphase erkennen⁸².

3.2 Ländliche Ordenskirchen der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts

Die führende Rolle im Kirchenbau übernahmen im 13. Jahrhundert die Klöster. Im mährischen ländlichen Milieu überwiegen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts immer die königlichen (markgräflichen) Stiftungen. Zu den vier ältesten - Rajhrad, Hradiště bei Olomouc, Třebíč, Louka bei Znojmo - kamen jetzt die Zisterzienserklöster Velehrad (nach 1205) und Tišnov (1233, Frauenkonvent) hinzu. Mit dem Ausbau der privaten Dominien vermehrten sich aber schnell die Stiftungen des Adels. Am Anfang waren vor allem

⁷¹ HOSÁK 1938/2004, 96.

⁷² CDB II, N. 28, S. 25-26.

⁷³ CDB II, N. 27, S. 26; N. 201, S. 261; N. 205, S. 190-191.

⁷⁴ Eine vor 1276 gefälschte Urkunde, auf einer ursprünglich echten beruhend; CDB II, N. 400, S. 415-417.

⁷⁵ Z.B. 1234; CDB III/1, N. 99, S. 114-115.

⁷⁶ 1183 „*Jigneam etiam ecclesiam*“; CDB I, N. 402, 417-421.

⁷⁷ KONEČNÝ 1975-1976; KUDĚLKA 1984, bes. 78-79; MERHAUTOVÁ 1970, bes. 41-44; RICHTER 1936a; 1951; SAMEK 1994, 287-288, 341-342, 363-365, 515-516, 575-576; 1999, 597-509; allgemein zum Mauerwerktyp vgl.: THINSCHMIDT 2005, Kap. 1.2.

⁷⁸ RICHTER 1956, 102-108.

⁷⁹ SAMEK 1994, 222-224, 357-358; KONEČNÝ, BORSKÝ, HOŘÍNEK 1994.

⁸⁰ BINDING 2000; TOMASZEWSKI 1974, bes. 345-355, 408-411.

⁸¹ Z.B. noch bei: KUDĚLKA 1984, 79, 80; MERHAUTOVÁ 1971, 46.

⁸² SAMEK 1994, 391.

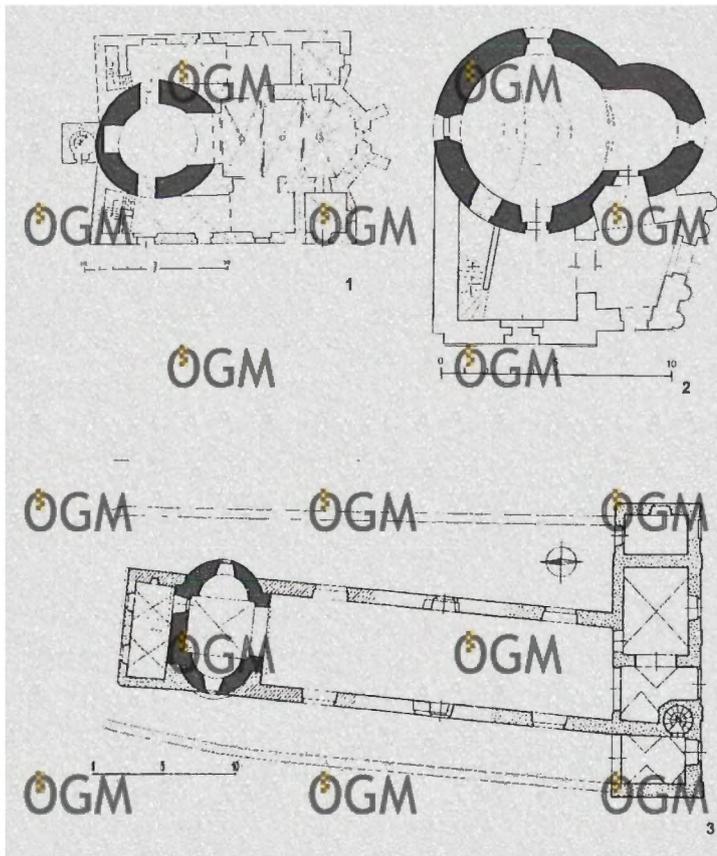


Abb. 6.1: Častohostice, Kirche St. Barbara.
Schwarz - romanisch, schraffiert - 15. Jahrhundert
(nach B. SAMEK 1994).

Abb. 6.2: Plaveč, Rotunde.
Schwarz - romanische Rotunde
(Unterlage: B. SAMEK).

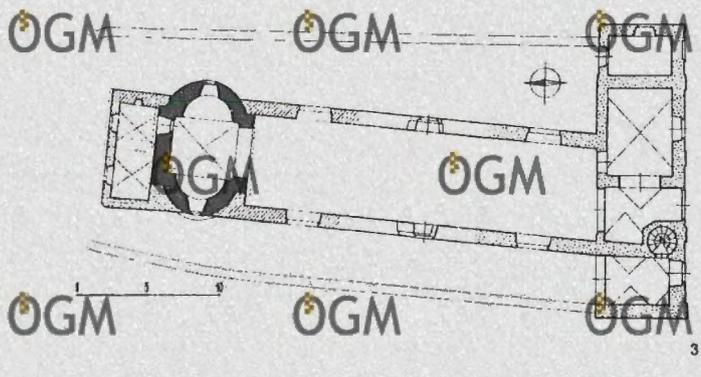


Abb. 6.3: Černvír, Kirche Mariä Himmelfahrt. Schwarz - romanisch, schraffiert - 14. Jahrhundert
(nach B. SAMEK 1994).

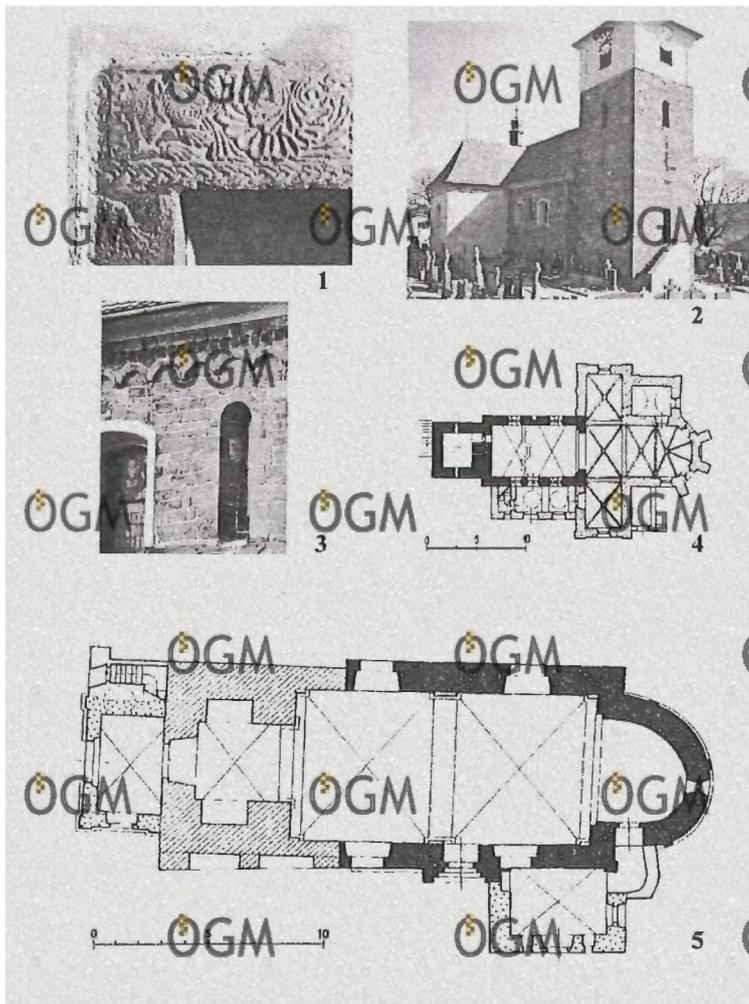


Abb. 7.1: Horní Dubňany,
Kirche St. Peter und Paul.
Laibung des Portals, spätes
12. Jahrhundert - Detail der
Verzierung mit Palmetten
und Tierköpfen
(nach B. SAMEK 1994).

Abb. 7.2-4: Březník,
Kirche Mariä Himmelfahrt.
Schwarz - romanisch, das
Übrige - 15. Jahrhundert
(nach B. SAMEK 1994).

Abb. 7.5: Mikulovice,
Kirche St. Peter und Paul.
Schwarz - romanisch, schraffiert - 15. Jahrhundert
(nach B. SAMEK 1999).

Prämonstratenser beliebt (Dolní Kounice, vielleicht 1181; Zábřovice - wahrscheinlich 1209; Nová Říše - vor 1248 - erste sichere Nachricht, oder 1211 - nach der späteren Tradition), später überwogen Zisterzienser (Oslavany - 1224?, Frauenkonvent; Ždár nad Sázavou - 1252; Vízovice - 1261). Vereinzelt traten auch Augustiner-Eremiten auf, die sich vor 1267 in der Nähe von Krasíkov niedergelassen haben, und die St. Magdalenen-Schwester, die in Dalešice vor 1321 - höchstwahrscheinlich schon am Ende des 13. Jahrhunderts - angesiedelt wurden⁸³. Einen Sonderfall stellt der Frauenkonvent von Doubavník dar, den Stěpán I. von Medlov 1229 oder 1230 gründete. In der ersten Phase handelte es sich um einen lockeren Zusammenschluss der Gemeinschaft unter dem Einfluss der Spiritualität des Hl. Franziskus von Assisi, die aber bald die Regel des Hl. Augustinus angenommen hat - man spricht daher von den sog. sekularen Kanonikerinnen⁸⁴. Mit Ausnahme von Dolní Kounice (1173 oder 1181) kennen wir gar nichts von der Architektur der ältesten mährischen Klöster vor 1200. Der plötzliche Aufschwung brach erst im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts aus, gleichzeitig mit tiefgreifenden Änderungen in der ganzen mährischen Gesellschaft. Ich will hier nicht näher auf die Klosterproblematik eingehen, muss aber wenigstens die dominante Position der Klosterbauhütten im damaligen Bauwesen betonen. Fast alle mittelalterlichen Anlagen wurden in der Barockzeit gründlich umgebaut - besonders Rajhrad, Hradisko bei Olomouc, Nová Říše, Louka, Ždár -, manche sind sogar zu Grunde gegangen wie Krasíkov, Doubavník oder Vízovice. Dank der noch ziemlich umfangreich erhaltenen Bausubstanz können wir in der ersten Phase, d.h. im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts, die Bedeutung der Klosterkirchen von Velehrad und Třebíč verfolgen, die auch den ländlichen Kirchenbau beeinflusst haben. Die monumentale Basilika von **Velehrad** mit 99,4 m Länge blieb teilweise erhalten, teilweise wurde sie - inklusive der Unterteile des Ambitus (Kreuzganges) und der Konventsgebäude - auch durch Grabungen und bautechnische Eingriffe freigelegt⁸⁵ (Abb. 8/1-3). Neue Grabungen im Areal des Klosters in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ließen den ältesten Teil unberührt⁸⁶. Die Kirche wurde schon 1228 geweiht. Es handelte sich um eine typische „bernardinische“, turmlose Kreuzdisposition mit einem mittleren Presbyterium, das von vier Seitenkapellen flankiert wurde. Die noch romanische Prägung unterstreichen die kreisförmigen Apsiden, wobei die mittlere plastisch durch Lisenen und Stützpfeiler, die oben der Rundbogenfries verknüpft, gegliedert ist. Es gibt jedoch auch noch andere spätromanische Verzierungs-elemente - besonders zu nennen sind der Zackenfries, der Ecksporn usw. -, die den ganzen Bau mit der Spätromanik von Franken sowie des bayrischen und österreichischen Donaumaumes verbinden. Es sind hier aber auch Elemente der beginnenden Gotik anzutreffen, die sich noch stärker im etwas später entstandenen Kreuzgang durchsetzten. Hier finden wir schon mehrere frühgotische Elemente, außer den Spitzbögen besonders die korbformige Variante der Kelchkapitelle. Diese Phase verbindet den Bau mit den niederösterreichischen Klöstern in Zwettl oder Heiligenkreuz. Hervorzuheben ist auch, dass sowohl die Außenmauer der Kirche als auch der Südtrakt der Konventsgebäude mehrheitlich aus schmalen Ziegeln gebaut wurden⁸⁷. Nach der Beendigung der Bauarbeiten und möglicherweise schon parallel dazu arbeitete die Bauhütte auf mehreren Kirchenbauten in der weiteren Umgebung. Erwähnenswert ist vor allem die Kirche St. Laurentius im landesherrlichen Markt **Vracov** aus der Zeit um 1250 mit polygonalem Presbyterium, dessen ausgekehlte Rippen in Form eines halbsechsteiligen Gewölbes auf reich profilierten Diensten mit kelchförmigen Kapitellen ruhen⁸⁸. Hier anzuführen ist auch die Kirche in **Kostelec** bei Hodonín mit überwiegender Ziegelverwendung im Mauerwerk⁸⁹ und besonders die große archäologische Entdeckung der letzten Jahre die bisher unbekannte Kirche von **Bučovice**. Die ungefähr 25 m lange Saalkirche wurde bei der Rettungsgrabung im Park des Bučovicer Schlosses erfasst und danach zum Teil ausgegraben. Die einschiffige Kirche besaß ein prächtiges Stufenportal mit einer besonderen Variante des Ecksporns am Fuße des Gewändes. Die direkte Analogie wurde am Portal des Refektoriums des Klosters Velehrad gefunden, das der ersten Phase des Ausbaus angehört. Aus der ersten Nachricht aus dem Jahr 1386 kann man die Pfarrfunktion ableiten. Die Kirche wurde beim Bau des Schlosses in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschleift und auf eine erhöhte Stelle im Markt Bučovice übertragen⁹⁰. Die spätromanische Bauperiode, die ähnliche Merkmale wie der Velehrader Bau aufweist und allmählich in die Gotik übergeht, treffen wir besonders in Klosterkirchen in Louka und Oslavany an. Bei beiden Anlagen handelt es sich um eine dreischiffige Basilika, aber nur in **Louka** besitzt sie Westtürme und eine gewölbte Krypta (Abb. 8/4). Der nördliche Turm wurde nicht realisiert. Hier wurde das ganze Langhaus vor dem Presbyterium geradlinig beendet, aber in Verlängerung der Seitenschiffe wurden an den Chor selbstständige, gegen die Seitenschiffe etwas vorgesezte rechteckige Sakristeien beiderseitig angeschlossen.

⁸³ Zusammenfassend z.B.: MĚŘÍNSKÝ 1985b, bes. 376-379.

⁸⁴ DOLEŽEL 1998.

⁸⁵ Besonders in den Jahren 1891, 1903-1906, 1911 und 1927, 1928, 1936-1941.

⁸⁶ KOHOUTEK 1996a.

⁸⁷ KUTHAN 1994, 431-441; POJSL 1990.

⁸⁸ KUTHAN 1994, 455-457; RICHTER 1957a.

⁸⁹ SAMEK 1994, 175-176.

⁹⁰ BORSKÝ, ONDRA, SALAŠ, STRÁNSKÁ, VITULA 2002; BORSKÝ, STRÁNSKÁ, VITULA 2003.

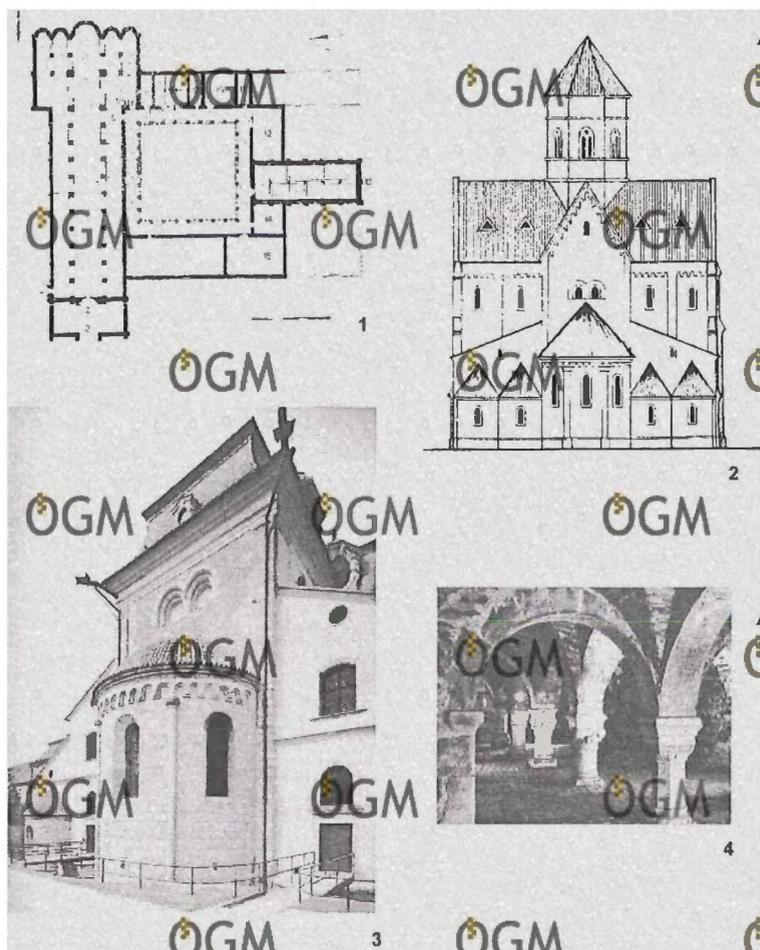


Abb. 8.1-3: Velehrad,
Zisterzienserkloster.
1: Rekonstruktion des mittelalterlichen Grundrisses;
2: westlicher Abschluss der Kirche Mariä Himmelfahrt;
3: Photo.
(Rekonstruktion und Photo: nach M. POJSL 1990 und A. MERHAUTOVÁ, D. TRĚŠTÍK 1984).

Abb. 8.4: Louka bei Znojmo, Krypta
(nach Z. KUDĚLKA 1984).

Den Chor schließt eine halbkreisförmige Apsis ab, deren Fassade durch Halb- und Viertelsäulen, durch das Kordongesims und oben durch den Rundbogenfries gekrönt ist. Die nächste Analogie stellt die Kirche im niederösterreichischen Schöngrabern dar, die neuestens vor 1221 datiert wurde⁹¹. Es bleibt umstritten, ob die Höhe der Apsis von Louka beim spätgotischen Umbau erniedrigt wurde, da sie bis zum Kranzgesims nur 4 m hoch ist, in Schöngrabern hingegen etwa um 7 m. Am besten ist die zweischiffige gewölbte Krypta unter dem Schiff und Chor erhalten, die nach der etwas älteren Vorhalle und der eigentlichen Krypta gegliedert ist. Wegen der starken Umbauten erinnern an die romanisch-gotische Periode des oberirdischen Teils der Kirche im Weiteren nur wenige Details wie drei kleine Portale, Konsolen in den Sakristeien, usw. Bei der kleinen Sondage an der Ecke der Apsis und der südlichen Sakristei wurde im Oberteil des Fundamentmauerwerks ein Pfennig des Kaisers Friedrich II. aus der Zeit zwischen 1246 und 1251, d.h. aus der Regierungszeit in Österreich, gefunden. Es ist aber nicht ganz klar, ob dieses Mauerwerk gleichzeitig oder erst später auf die Mörtelschicht angebaut wurde, die die stufenartig etwas vorgesetzte Fundamentmauer abschließt; leider fehlen Mörtelanalysen aus beiden Befunden. Den Ausbau der Kirche sucht man entweder in der Zeitspanne von der Wende des 12./13. Jahrhunderts bis 1220, oder man verschiebt seine Beendigung bis in die 30er, ja sogar 40er Jahre des 13. Jahrhunderts. An den Konventsgebäuden einschließlich des Ambitus (Kreuzganges) baute man seit den 40er Jahren desselben Jahrhunderts⁹². Unter dem direkten Einfluss oder sogar durch die Teilnahme der Bauhütte von Louka entstand die interessante Kirche in **Trstěnice** - mit einer Begräbniskapelle (?) oder Sakristei mit Apsis auf der Südseite des Schiffes, die ursprünglich für die älteste Kirche gehalten wurde. Da eine Urkunde aus dem Jahr 1253 die Einweihung der Kirche überliefert, haben wir hier ein seltenes Zeugnis der Verwendung von zisterziensisch-burgundischer Gotik um die Mitte des 13. Jahrhunderts⁹³ vor uns.

Auch die Bauentwicklung der Kirche von **Oslavany** ist nicht problemlos nachvollziehbar, trotz der flächigen Abdeckung des Kircheninnenraums in den Jahren 1988-1990. Die Seitenschiffe wurden beim Anschluss stufenartig - „transeptartig“ (querschiffartig) - verbreitert und innen mit halbkreisförmigen,

⁹¹ FILLITZ 1998, 295-297.

⁹² KROUPA 1996b; 1997; KUTHAN 1994, 226-231; UNGER 1997d; UNGER, DVOŘÁK, KROUPA, SEJBAL 1996.

⁹³ BENEŠOVSKÁ 1986; Analogien bei: RADOVÁ-ŠTIKOVÁ 1986.

außen mit polygonalen Apsiden (4 Seiten des Zehnecks) geschlossen (Abb. 9/1). Das Presbyterium wurde polygonal abgeschlossen, wobei man nach nicht ganz sicheren Indizien vermutet, dass es sich hier schon um eine zweite Phase - also um einen Umbau - handelt. Das Westportal weist Analogien zum Portal des Refektoriums in Velehrad vor 1228 auf, erscheint also im Gegensatz zum Chorabschluss konservativer. Man setzt daher voraus, dass man an der Kirche von 1226 bis tief in die 40er Jahre des 13. Jahrhunderts hinein gebaut hatte, wobei der Chorabschluss rekonstruiert wurde. Damals sollte auch das Rippengewölbe entstehen, das auf den kelchförmigen Kapitellen der Dienste aufruht. Die ganze Kirche war vorerst flach gedeckt, was das Langhaus auch immer blieb. Etwas problematisch erscheint derzeit der praktisch sofortige Umbau des Chorabschlusses, als der Bau des Ordenshauses noch weitaus nicht beendet war⁹⁴.

Besonders fortgeschritten erscheint die Kirche und der Kreuzgang des Ordenshauses von **Tišnov**, wo die gotischen Elemente ganz überwiegen (30er-40er Jahre des 13. Jahrhunderts). Man betonte die Beziehungen der Kirche, die eine dreischiffige Basilika mit Querhaus darstellt, zu St. Michael in Wien und „Notre Dame“ in Dijon in Burgund (Abb. 10/1). Ihr monumentales Stufenportal auf der Westseite mit Apostelstatuen stellt in unserem Milieu eine Ausnahme dar, die auch an die nordfranzösische Kathedralgotik erinnert. Neuerdings wurde das unmittelbare Vorbild dafür im Portal der „Porta speciosa“ in Esztergom (nach 1190) gefunden (Abb. 10/2). Sekundär wurde dem Eingang dann noch eine Vorhalle vorgesetzt, was auch eine archäologische Sondage bestätigte. Die Kirche wurde wahrscheinlich noch zu Lebzeiten der Stifterin, Königin Konstanze, Gattin des Königs Přemysl Otakar II (1180-1240), fertig gestellt. Den Kreuzgang mit Triformfenstern und Knospenkapitellen kann man mit niederösterreichischen Parallelen in Heiligenkreuz, Lilienfeld oder Zwettl in Verbindung bringen⁹⁵. Wahrscheinlich noch in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstand im Rahmen des Klosters von Tišnov nordwestlich der Hauptkirche die kleine St. Katharina Kapelle, die komplett ausgegraben werden konnte - der einfache Saalbau mit polygonalem Chor störte wahrscheinlich ältere Siedlungsschichten. Er wurde anhand mehrerer Indizien als Kirchenprovisorium interpretiert, das vor Beendigung des Ausbaus der Klosterkirche als Sakralraum diente. In der Kapelle wurde auch bestattet. Wichtig ist auch der Fund der mosaikartigen Bodenfliesen. Eine einzige Nachricht stammt erst aus dem Jahr 1727, und noch vor dem Ende des 18. Jahrhunderts wurde sie abgerissen⁹⁶. Wenn sich die Theorie des Grabungsleiters als wahr erweist, handelt es sich hier um eine der ersten Kirchen dieser Kategorie in ganz gotischer Prägung in Mähren.

Auch in der Umgebung des Klosters von Tišnov ist der Einfluss seiner Bauhütte zu spüren, wovon das Portal der Dorfkirche **Dolní Loučky** Zeugnis gibt. Die nur unweit davon liegende Kirche in **Újezd bei Černá Hora** mit einem Stufenportal mit Rundbogenlaibung und Spornecken könnte etwas älter sein⁹⁷.

Einen anderen hervorragenden Bau stellt die Klosterkirche St. Prokopius von **Třebíč** dar (etwa 1230-1250). Es handelt sich auch um eine Basilika, diesmal aber mit zwei Westtürmen, Krypta und monumental-polygonalem Chorbau, der außen im Oberteil eine Zwerggalerie besitzt (Abb. 9/2, 3). Die erste Bauperiode verbindet die Kirche mit den Kaiserdomen im Rheinland, besonders mit Worms (1210-1230). Auch hier setzten sich die Elemente der auftretenden Gotik stark durch: Die komplizierte, auch in tschechischen Ländern einzigartige achtteilige Wölbung des Presbyteriums weist auf das Rheinland. Donauländische Einflüsse weist besonders das Nordportal auf, das man mit dem Riesentor der Stephanskirche in Wien in Verbindung bringt⁹⁸.

Die Bauhütte von Třebíč können wir zweifellos für den Schöpfer des reich dekorierten Stufenportals in **Měřín** (bei Jihlava) halten, das zu den seltenen Denkmälern dieser Art in Mähren gehört (Abb. 9/4). Es handelt sich bei der Kirche um eine dreischiffige Basilika im Rahmen des Gutsbesitzes des Třebíčker Klosters aus der Zeit um 1250, wo 1298 die Probstei gegründet wurde⁹⁹. Eine ältere Probstei entstand schon im 12. Jahrhundert in **Komárov** bei Brno - heute Bestandteil der Stadt (Abb. 11/1). Durch eine archäologische Grabung wurden Fundamentreste vielleicht der ältesten, sehr kleinen, einschiffigen Kirche mit Apsis freigelegt. Um 1200 entstand der Kernbau der heutigen Kirche - ein Saalbau mit einfachem Stufenportal. Interessant ist der Wohnturm, der an die Westseite des Schiffes angebaut wurde. Die romanischen Bauphasen wurden aus Quadermauerwerk errichtet. Es fehlen zwar anspruchsvollere Baudetails, aber bei der Grabung wurden zwei Kapitelle mit Blattdekor aus dem dritten Viertel des 13. Jahrhunderts entdeckt¹⁰⁰. Zu den rustikalen Bauwerken der Bauhütte von Třebíč gehörte sicher auch das Portal der Kirche St. Laurentius in **Červená Lhota**¹⁰¹.

⁹⁴ KUDĚLKA, BORSKÝ, KONEČNÝ, SAMEK 1990-1992, 189-193; KUTHAN 1994, 279-286.

⁹⁵ BACHMANN 1940, 58; KUTAL 1984, 217-219; KUTHAN 1994, 393-407; SOUKUPOVÁ 2004; ŠTAFFEN, UNGER 2001; UNGER 2002a.

⁹⁶ BELCREDI 1993.

⁹⁷ KALINOVÁ 1977-1978; SAMEK 1994, 396-397.

⁹⁸ KUTHAN 1994, 407-422.

⁹⁹ SAMEK 1999, 467-469.

¹⁰⁰ SAMEK 1994, 226-228; BORSKÝ, ČERNOUŠKOVÁ 2000; UNGER 2000a.

¹⁰¹ RICHTER 1956, 102-108.

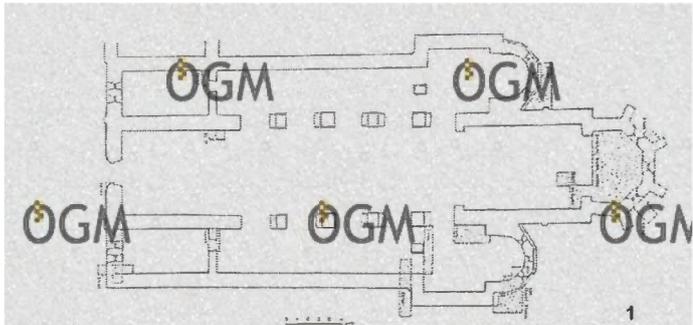


Abb. 9.1: Oslavany, Kirche des Zisterzienserinnenklosters. Archäologische Sondagen (nach J. KUTHAN 1994).

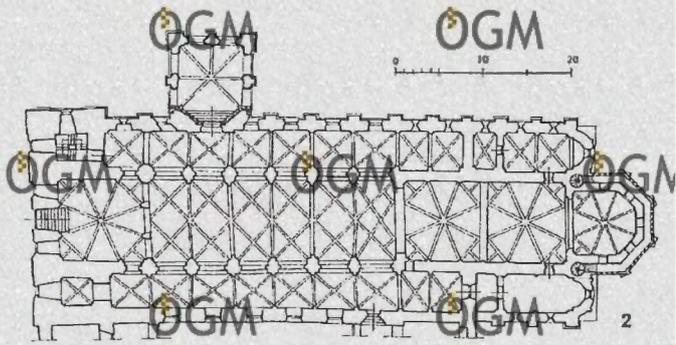


Abb. 9.2-3: Třebíč, Benediktinerkirche St. Prokop.
2: Grundrissplan der Basilika
3: Blick auf den Chorabschluss mit Zwerggalerie im Oberteil (nach J. KUTHAN 1994).

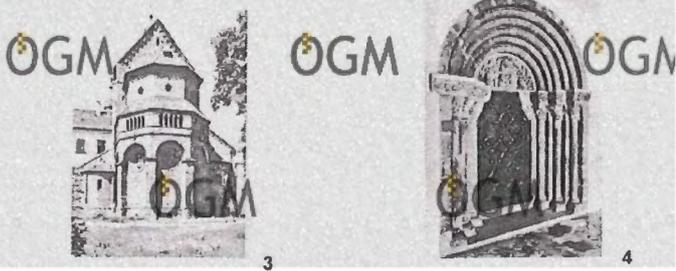


Abb. 9.4: Měříň, Kirche St. Johannes der Täufer. Reich dekoriertes Portal. (Unterlage: B. SAMEK).

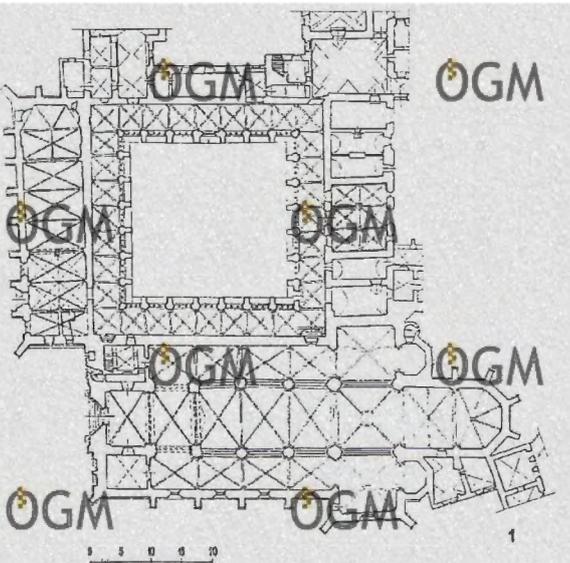
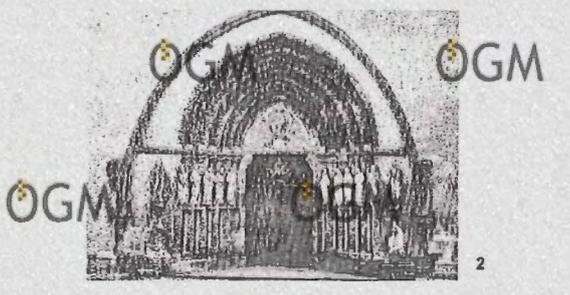


Abb. 10: Tišnov, Zisterzienserinnenkloster.
1: Plan (nach J. KUTHAN 1994).
2: Westportal (nach A. KUTAL 1984).



3.3 Aufschwung des ländlichen Kirchenbaus nach 1200

Nach den Anfängen im 12. Jahrhundert erlebt der ländliche Kirchenbau erst nach 1200 einen wirklichen Aufschwung. Schnell bildet sich jetzt das Pfarrnetz; diesem Prozess schließt sich auch der Ausbau der Kirchenorganisation in den neu entstehenden Städten an. Den Beitrag des von Deutschen getragenen Kolonisierungsprozesses darf man dabei aber nicht in Zweifel ziehen. Aus dem Jahre 1222 gibt es den ersten urkundlichen Nachweis von einer räumlichen Begrenzung einer Pfarre – der Bischof Robert von Olomouc bestimmte den Bereich des Pfarrbezirkes Příkladky, nahm ihn aus der Zuständigkeit der Kirche von Podivín heraus, wobei er erklärte, dass die Podivíner Pfarrei nie räumlich abgegrenzt wurde. Die Angaben über die Existenz einer Pfarrorganisation mehren sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, oft im Zusammenhang mit der manchmal bestrittenen Zehentforderung. Damals hören wir auch von einer höheren Stufe der Kirchenorganisation, den sog. Erzdiakonaten¹⁰². Meist dank der Initiative des Adels entstanden in Südmähren in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts mehrere Dorfkirchen, vorerst im Altsiedelland. So gab es im Umkreis von einer böhmischen Meile (11,25 km) von der Stadt Brno um 1250 etwa 12 Pfarrkirchen inklusive zweier Klöster (Brno und Staré Brno nicht mit eingerechnet), um 1300 dann schon 18 Pfarrkirchen und eine Filiale. Der Ausbau des Pfarrnetzes ging das ganze 13. Jahrhundert unaufhaltsam weiter, etwa seit der Mitte dieses Jahrhunderts auch in die höheren Lagen von Českomoravská und Dražanská vrchovina (der Böhmisches-Mährischen und Dražanská-Hochebene)¹⁰³.

Die Dorfkirchen hatten zum Großteil die Form von einfachen Saalbauten mit Empore, Apsis und flach gedecktem Langhaus, manchmal auch mit einem Westturm (Lančov, Mušov)¹⁰⁴ (Abb. 11/5, 15/7). Ziemlich verbreitet war ein quadratisches oder rechteckiges Presbyterium, woran sich oftmals, aber nicht immer, erst die Apsis anschloss (Brno - Bystrc-Veveří, Jakubov, Kobeřice)¹⁰⁵ (Abb. 11/2-4, 6). Man muss dabei sorgfältig überprüfen, in welchen Fällen es sich um einen rechteckigen Chorturm handelt, der im österreichischen Donauraum ziemlich oft in Kombination mit oder auch ohne Apsis vorkommt und der bisher in Mähren seinen Vertreter besonders in der Kirche der Wüstung Tupanov bei Rybníky fand¹⁰⁶ (Abb. 12/1, 2). Die Rotunden sind schon selten (Plaveč?) (Abb. 6/2). Eine Ausnahme unter den Dorfkirchen stellt der Sakralbau St. Nikolaus in **Deblín** dar. Dort, im Siedlungsort des bedeutenden Herrengeschlechts, begann man wahrscheinlich im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts eine dreischiffige Basilika mit Apsiden zu erbauen, die augenscheinlich aber nicht beendet wurde. Im Südschiff konnte während der archäologischen Grabungen das Unterteil des Stufenportals mit Dornecken entdeckt werden. Eine neue Kirche entstand dann teilweise auf den alten Fundamenten in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts¹⁰⁷.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts treffen wir noch oft Quadermauerwerk an (Brno - Zábřovice, Modřice, Bořitov), selten auch Ziegel (Kostelec bei Hodonín) (Abb. 12/3, 4). Vielleicht schon vom Ende des 12. Jahrhunderts an setzt sich langsam das Bruchsteinmauerwerk durch (Plaveč, Štěpšov, Staré Město bei Uherské Hradiště), das dann in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts ganz dominierend wird¹⁰⁸. Baudetails sind besonders im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts noch ziemlich bescheiden. Um 1200 oder knapp danach kommen jetzt oft einfache Stufenportale mit Rundbögen und manchmal verziertem Tympanon oder Kämpfern der Bogenlaibung zum Vorschein (Bystrc-Veveří, Mikulovice, Modřice, Komárov, Šebkvice) (Abb. 11/4). Eine Ausnahme stellt die Kirche von **Hulín** dar, die wahrscheinlich mit einem markgräflichen Hof zusammenhing; 1224 und 1238 sind hier Besuche der Landesherren belegt. Hervorragend - im mährischen Milieu derzeit einzigartig - stellt sich das Rundbogenportal auf der Nordseite des Langschiffes dar (Abb. 12/5): Die Ecksäulen tragen plastisch verzierte Kapitelle inklusive tierischer Motive, es kommen auch Ecksporne vor. Das herausragende Kunstwerk - wahrscheinlich aus dem ersten Viertel des 13. Jahrhunderts - ist der frühe Beleg von Beziehungen zur österreichischen Spätromanik, noch bevor die großen Klosterbauten entstanden¹⁰⁹. Erst der Einfluss durch die großen Klosterbauten führte um die Mitte des 13. Jahrhunderts zur Verbesserung der Qualität auch im Rang der kleinen Dorfkirchen (Újezd bei Černá Hora, Dolní Loučky, Červená Lhota) (Abb. 12/6, 13/2) - und wirklich hervorragende Bauten sind durch die Kirchen in Bučovice und Měřín belegt (siehe oben). Zu den schon erwähnten Stufenportalen mit Tympanon in einfachen Varianten oder des prächtigeren Typs mit Rundstäben und Eckspornen kommen interessante spätere Beispiele hinzu, die sich mit durch Rundstäbe profilierte Rundbogenlaibungen

¹⁰² HOSÁK 1948, 23-29; ŽEMLIČKA 2002, 463.

¹⁰³ Regionales Beispiel: DOLEŽEL 2003.

¹⁰⁴ KUDĚLKA 1984, 80-81; SAMEK 1999, 308-309; BORSKÝ, ČERNOUŠKOVÁ, KONEČNÝ 1998, bes. 33; UNGER 1992, 14, 16-18.

¹⁰⁵ SAMEK 1994, 222-225; 1999, 19, 149-150.

¹⁰⁶ KAIGL, CHALOUPEK 1998; zur Entwicklung der Chor- und Westturmkirchen in Österreich vgl.: ŽIVKOVIC 2005.

¹⁰⁷ KUDĚLKA, KALINOVÁ, KONEČNÝ, SAMEK 1984-1985, 32-33; SAMEK 1994, 366-367.

¹⁰⁸ MALINOVÁ 1973.

¹⁰⁹ BACHMANN 1941, 44; KONEČNÝ 1972; 1975-1976; KUTHAN 1982, 222; MERHAUTOVÁ 1970, 42; 1974, 146; SAMEK 1994, 222-224, 569-571; 1999, 508.

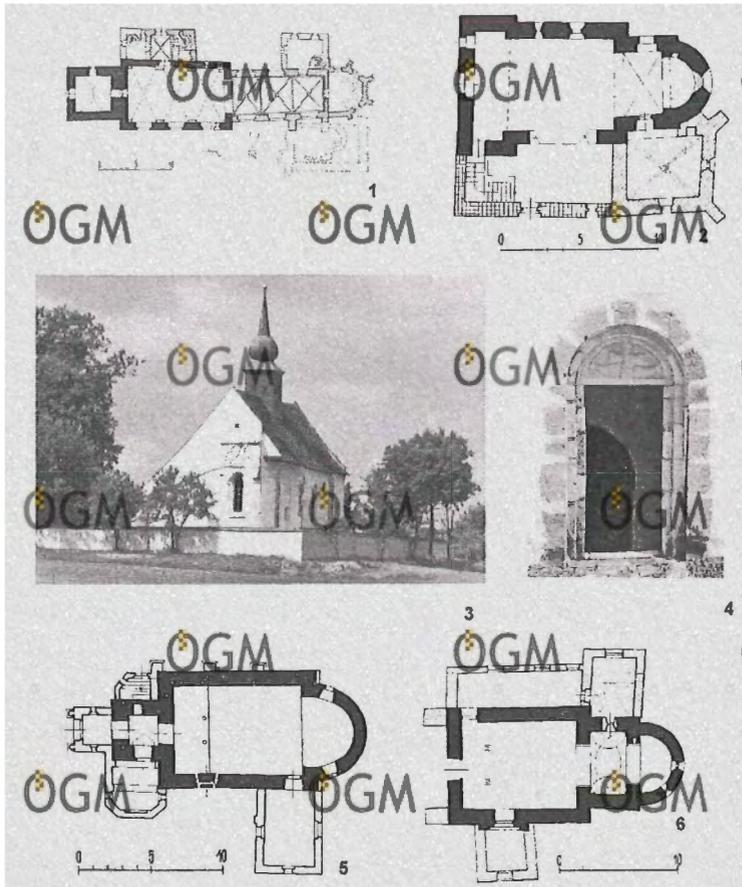


Abb. 11.1: Komárov, Kirche St. Jiljí (Hl. Ägidius). Schwarz - spätromanisch, schraffiert - 14. Jahrhundert, südlich des Presbyteriums - Vorgängerbau aus dem 12. Jahrhundert.

Abb. 11.2-4: Brno - Bystrc-Veveří, Marienkirche. Schwarz - spätromanisch, Anbauten - 15.-16. Jahrhunderts (nach B. SAMEK 1994).

Abb. 11.5: Lančov, Kirche St. Magdalena. Schwarz - spätromanisch, schraffiert - neuzeitliche Anbauten (nach B. SAMEK 1999).

Abb. 11.6: Kobernice, Kirche St. Jiljí (Hl. Ägidius). Schwarz - spätromanisch, schraffiert - 15. Jahrhundert (nach B. SAMEK 1999).

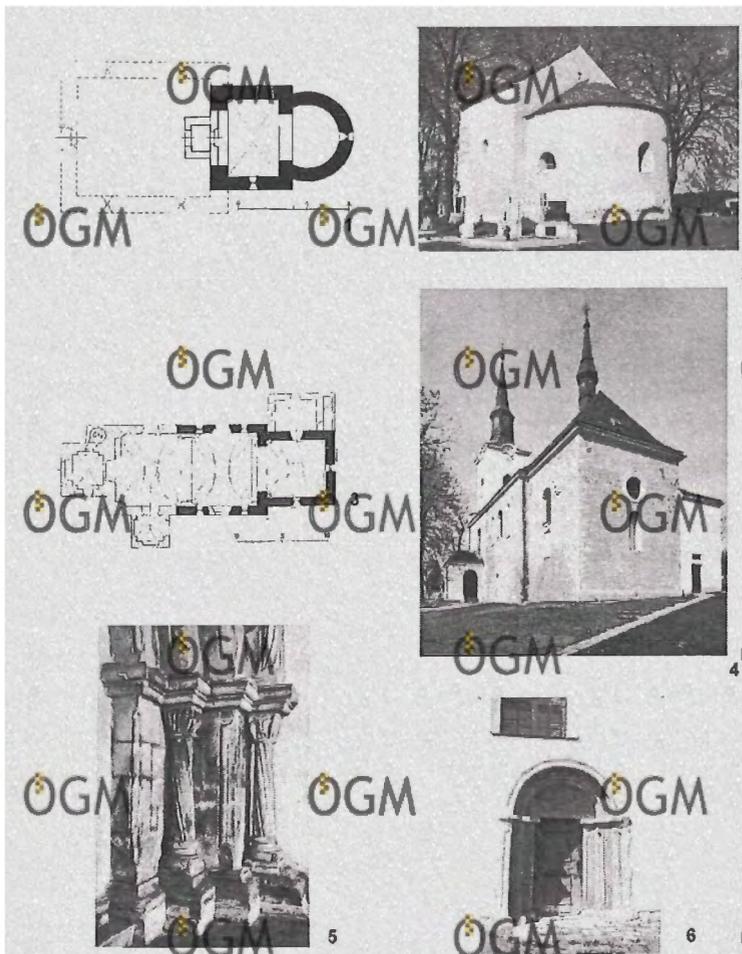


Abb. 12.1-2: Rybníky, Wüstung Tupanov, Kirche St. Margarete. Schwarz - stehende spätromanische Bauteile, das Übrige abgebrochen (nach J. KAIGL, P. CHALOUPEK 1998; Photo: R. PROCHÁZKA).

Abb. 12.3-4: Kostelec bei Hodonín, Kirche St. Václav (Hl. Wenzel). (Unterlage: B. SAMEK).

Abb. 12.5: Hulín, Kirche St. Václav (Hl. Wenzel). Detail des Westportals (nach A. MERHAUTOVÁ, D. TŘEŠTÍK 1984).

Abb. 12.6: Újezd bei Černá Hora, Südportal der Kirche. (Photo: R. PROCHÁZKA).

auszeichnen (Kostelec bei Kyjov, Vísky)¹¹⁰. Die Anfänge der Gotik in der Dorfarchitektur deutet das spitzbogige Portal mit Knospen und Diamantfries von **Jihlava - Rančářov** an¹¹¹.

Die Kirchen, besonders in Märkten, wurden vor allem in Südwestmähren von zweigeschoßigen Karnern begleitet, wobei der eingetieftete Unterteil als Beinhaus diente. Der Schwerpunkt dieses Ausbaus liegt zwar in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, es gibt aber auch noch spätere Bauten (Hrádek bei Znojmo). Diese zweigeschoßigen Bauten standen meist getrennt von der Kirche. Es gibt auch Beispiele, dass diese Funktion auch kleine Kapellen erfüllen konnten, die zum Presbyterium angebaut wurden (Vícenice). Das Untergeschoß bildet dabei der Knochenschacht. Die freistehenden Ossarien waren meist durch einen kreisförmigen Grundriss gekennzeichnet (Moravské Budějovice) (Abb. 13/3), selten auch mit Apsis (Hrádek bei Znojmo) oder sogar polygonalem Presbyterium (Stonařov) versehen; wir treffen aber auch polygonale Grundrisse an (Staré Město bei Uherské Hradiště)¹¹². Die Karner baute man auch in Städten. Zu den archäologisch besterforschten Bauten dieser Art gehört das kreisförmige, 5 m tiefe Exemplar bei der Nikolaikirche in Znojmo. Auch die Jakobskirche von Brno könnte von einem solchen Bau begleitet gewesen sein¹¹³. Allgemein wird die österreichische Herkunft der Karner anerkannt – im Rahmen der tschechischen Länder handelt es sich um ein gewisses Spezifikum Süd- bzw. Südwestmährens. Einen interessanten Fall stellt das unterirdische, kreisförmige Objekt im Ostteil der südlichen Kapelle der Kirche St. Oldřich (Ulrich) in Novosedly dar, das quasi als ein Brunnen mit heiliger Quelle - „*piscina sacra*“ - interpretiert wurde. Analogien dazu finden wir besonders in Österreich, von wo der Kult St. Ulrichs nach Mähren kam. Die Kirche selbst stammt aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die Kapelle ist um etliche Jahrzehnte jünger¹¹⁴ (Abb. 13/4).

Die einschiffige Saalkirche stellt den führenden Typ des ländlichen Kirchenbauwesens auch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts dar. Zu den größten Änderungen, die mit der Verbreitung des gotischen Stils verbunden werden, rechnen wir Neubauten mit einem schon polygonalem Presbyterium mit Rippen- gewölbe, das bei älteren Kirchen manchmal die romanische Apsis ersetzte (Černín, Dolní Dubňany, Hostěradice, Mohelno)¹¹⁵ (Abb. 14/2, 13/5). Parallel dazu und ziemlich oft treten auch quadratische und rechteckige Formen auf, selten schon mit Eckstützpfeilern (Kochov, Hustopeče, Tečovice)¹¹⁶. Bei manchen Bauten sind romanische Formen noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts spürbar. Die Ansicht von D. LÍBAL, dass die eckige Form etwas älter ist als die polygonale, ist schwierig zu beweisen¹¹⁷. Es gibt aber auch entwickeltere Formen, zu denen besonders die Kirche von Křižanov zu zählen ist. Der Saalbau mit ziemlich langem polygonalem Presbyterium sowie die Sakristei, die Südkapelle als auch der Turm an der Südwestecke sollen alle noch in das 13. Jahrhundert gehören, wobei man vielleicht mit dem Turm begonnen hatte¹¹⁸ (Abb. 14/1).

Nach dieser frühesten Phase - bis etwa 1250 oder etwas später - begann die formelle Ausstattung vorerst Merkmale der folgenden, ottokarischen Phase der frühen Gotik aufzuweisen. Diese neuen Äußerungen sind besonders in der Gestaltung der Baudetails - Kapitelle mit Blattmotiven, Konsolen und Rippen - spürbar. Es verbreitet sich ebenso auch die Anwendung des Stützsystems der Gewölbe usw., aber das massive, niedrige Aussehen der Bauten blieb davon unberührt. Seit etwa 1290 setzt sich die Hochgotik (nachklassische Gotik) durch, die erst die typischen vertikalen Tendenzen aufweist, wozu noch die typischen schlankeren Formen der Baudetails kommen¹¹⁹. Leider ist diese Periode in Mähren aus kunsthistorischer Sicht nicht modern zusammenfassend bearbeitet. Einen der besten Bauten der Gotik des späten 13. Jahrhunderts stellte bis zur ihrem Abbruch 1911 die Marienkapelle in **Brno** dar (Abb. 18/2, 3; siehe unten). Dagegen liegt in dem späten Schössling der Zisterziensergotik, dem Kloster in Ždár nad Sázavou (Saar) aus den Jahren 1252-1270 mit massiver Basilika und Transept (Querschiff) ein konservativer Bau vor. Modernere Tendenzen zur Vertikalisierung weist erst der partielle Umbau aus der Zeit von 1294 bis kurz nach 1300 auf¹²⁰.

Von den Bauten der Ritterorden ist hier die Kirche der Hl. Kunigunde in der Komturei des Deutschen Ritterordens in **Hostěradice** kurz zu erwähnen. Nachdem um die Mitte des 13. Jahrhunderts das älteste Wohngebäude mit einer Kapelle ausgestattet wurde, schritt man etwas später zum Ausbau einer dreischiffigen Basilika mit rechteckigem Chor; die Wölbung stammt erst aus dem spätgotischen Umbau.

¹¹⁰ KALINOVÁ 1977-1978; SAMEK 1994, 357, 396-397; 1999, 176; ŠAFRÁNEK, REIBL 1998, 17-18.

¹¹¹ RICHTER 1961, 26-29; SAMEK 1999, 107.

¹¹² KUDĚLKA 1984, 88; 1985; PAUKERT 1978; RICHTER 1961, 32-33.

¹¹³ KONEČNÝ 1989; PROCHÁZKA 2000, 124-125.

¹¹⁴ KONEČNÝ 1987; SAMEK 1999, 700-701.

¹¹⁵ SAMEK 1994, 355-356, 386, 530-533; 1999, 554-556.

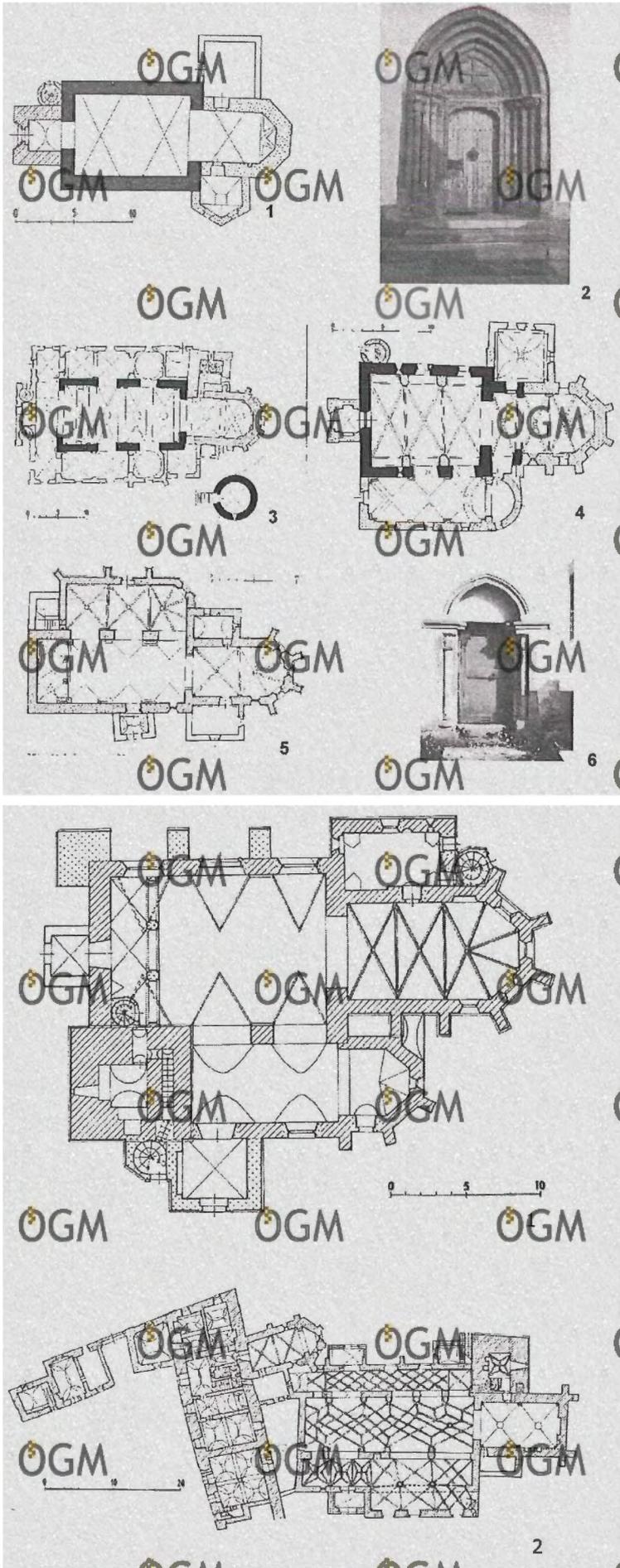
¹¹⁶ UNGER 1992, 11-12; KOHOUTEK, VÁCHA, VRLA 2002, 432-436; SAMEK 1994, 343-344.

¹¹⁷ LÍBAL 1984, 155.

¹¹⁸ SAMEK 1999, 262-263.

¹¹⁹ FIŠEROVÁ 1977; LÍBAL 1984, bes. 157, 167.

¹²⁰ CHUDÁREK 2001; 2002; LÍBAL 1948, 27-28; 1984, 161.

**Abb. 13.1-2:**

Dolní Loučky, Kirche St. Martin.
1: Grundriss: schwarz - 13. Jahrhundert, Westurm vor 1486 (nach B. SAMEK 1994).

2: Westportal, teilweise 13. Jahrhundert (Photo: R. PROCHÁZKA).

Abb. 13.3:

Moravské Budějovice, Kirche St. Jiljí (Hl. Ägidius) mit Karner. Schwarz - spätromanisch, schraffiert - gotisch (nach B. SAMEK 1999).

Abb. 13.4:

Novosedly, Kirche St. Ulrich. Schwarz - spätromanisch, gestrichelte Linie - Schacht des Brunnens im Südschiff, schraffiert - späteres 13. Jahrhundert (nach B. SAMEK 1999).

Abb. 13.5:

Mohelno, Allerheiligenkirche. Schraffiert - 13.-14. Jahrhundert (nach B. SAMEK 1999).

Abb. 13.6:

Kostelec bei Jihlava, Kirche St. Kunhuta (Hl. Kunigunde). Portal in der Südmauer des Schiffes. (Photo: R. PROCHÁZKA).

Abb. 14.1:

Křižanov, Kirche St. Václav (Hl. Wenzel).

Abb. 14.2:

Hostěradice, Komturei mit der Kapelle und Kirche St. Kunhuta (Hl. Kunigunde) (nach B. SAMEK 1999).

Eine kleine Sondage hat dabei gezeigt, dass der Ostteil des Südschiffes nicht ganz mit der Kirche verbunden wurde und eher eine gewisse Rolle im Rahmen der Komturei erfüllte¹²¹ (Abb. 14/2).

Zu den Beispielen der Kleinstadtarchitektur gehört das Presbyterium der Allerheiligenkirche in **Moravský Krumlov** aus der späten zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Interessant sind auch das Portal mit Bogenlaibung der Dorfkirche St. Jakob der Ältere von **Nosislav** aus der Zeit um 1300 oder das spitzbogige, durch Rundstäbe und Hohlkehlen profilierte Portal aus den 60er-80er Jahren des 13. Jahrhunderts aus **Dešná-Roubanina**¹²².

Der Beitrag der Archäologie zur Kenntnis der ländlichen Kirchen des 13. Jahrhunderts steht vor allem dort im Vordergrund, wo es gelang, sowohl nicht mehr bestehende Bauteile und Bauphasen als auch ganze Bauten freizulegen.

In der Wüstung **Divice** wurde ein Neubau über einer abgerissenen (spätromanischen?) kleinen Saalkirche entdeckt. Beide Phasen wurden ähnlich - mit rechteckigem Presbyterium - konstruiert, die ältere Phase hatte aber noch den Westturm. Die zweite Phase brachte dann eine Vergrößerung des Innenraumes ebenso wie bei **Mušov**, wo aus der ersten Periode aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Turm und Teile der Schiffsmauer wiederbenutzt wurden (Abb. 15/5, 7). Aus weiteren Beispielen können wir die Erforschung der Kirche in **Mostiště**, wo eine Vergrößerung des Langhauses durch einen Westanbau möglicherweise noch im 13. Jahrhundert nachgewiesen wurde, oder in **Tečovice**, wo die kleine spätromanische Saalkirche am Ende des 13. Jahrhunderts abgerissen und durch einen Neubau mit reich profiliertem Westportal ersetzt wurde, anführen. Nur einphasig blieben die Sakralbauten in **Koválov** (zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts) (Abb. 16) und **Narvice** (erste Hälfte des 13. Jahrhunderts)¹²³ (Abb. 15/4). Die Ergebnisse mancher Grabungen zeigen die Tendenz zur Vergrößerung mancher Dorfkirchen, was von der Dynamik des Landesausbaues besonders im 13. und der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Zeugnis gibt. Dieselbe Tendenz verfolgen wir auch in den wachsenden Städten wie z.B. Brno oder wahrscheinlich auch Znojmo; im Gegensatz dazu erreichte die Silberstadt Jihlava wahrscheinlich den demographischen Gipfel nicht lange nach der Gründung, da die damalige Pfarrkirche nie vergrößert wurde¹²⁴.

In **Hustopeče** wurde eine Krypta unter dem rechteckigen Chor - vielleicht aus der Zeit um die Mitte des 13. Jahrhunderts - erforscht; erst 1517 wurde dann das alte Presbyterium durch ein neues, polygonales ersetzt. Der Umfang des Schiffes, also des Kirchenteiles der der Versammlung diente, blieb das ganze Mittelalter hindurch unverändert. Zu den interessanten bautechnischen Feststellungen gehören dabei die Grundpfähle unter dem eigentlichen Fundament in **Mušov** (Presbyterium der ersten Phase) oder die Rollsteine als Unterlage unter der Fundamentmauer in **Narvice** und **Přibice**. Pfostengruben in **Narvice** und **Mušov** werden als Spuren des Baugerüsts interpretiert. Überraschenderweise gelang es nicht, in diesen südmährischen Kirchen Reste des Verputzes mit Belegen von Fresken zu finden. Die **Mušover** Kirche war von einem Graben umgeben worden, was in Mähren ziemlich selten vorkommt (St. Jakob in Brno). Nur in **Narvice** wurden wenigstens für die letzte Zeit der Kirchenexistenz rechteckige Dachfliesen nachgewiesen¹²⁵. Mehr den dörflichen Kirchen steht der gänzlich freigelegte Sakralbau in **Břeclav** nahe, der an der Stelle der Vorburg der Přemysliden Burg um die Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet wurde. Die Saalkirche wies den üblichen Quadratchor mit Apsis auf¹²⁶.

Leider ziemlich beschränkt scheinen die Möglichkeiten der Archäologie bei der Datierung der einzelnen Kirchenbauten oder Bauphasen zu sein, besonders dort, wo keine Spolien oder gut stratifizierte, absolut datierbare Befunde vorkamen¹²⁷. Das Auftreten von Münzen in spätmittelalterlichen Gräbern ist eher sporadisch, besonders Prägungen des 13. Jahrhunderts kommen äußerst selten vor (Brno - St. Jakob, Přemysl Otakar II.)¹²⁸, etwas mehr vorhanden sind sie im 14. Jahrhundert (in Strachotín Brno - St. Peter, vielleicht schon Prägungen von Wenzel II.)¹²⁹.

¹²¹ KUDĚLKA, KONEČNÝ, SAMEK 1981, 58; RULÍŠEK 1971; SAMEK 1994, 530-533.

¹²² SAMEK 1994, 369-370; 1999, 585-587, 674-676.

¹²³ UNGER 1988a; 1992; 1997a; 1997c; UNGER et al. 1980; DVOŘÁK, UNGER 1998; KOHOUTEK 1997a; KOHOUTEK, VÁCHA, VRLA 2002, 432-436.

¹²⁴ Zum ökonomischen Hintergrund des Kirchenbaus vgl. auch: BERTHOLD 2005.

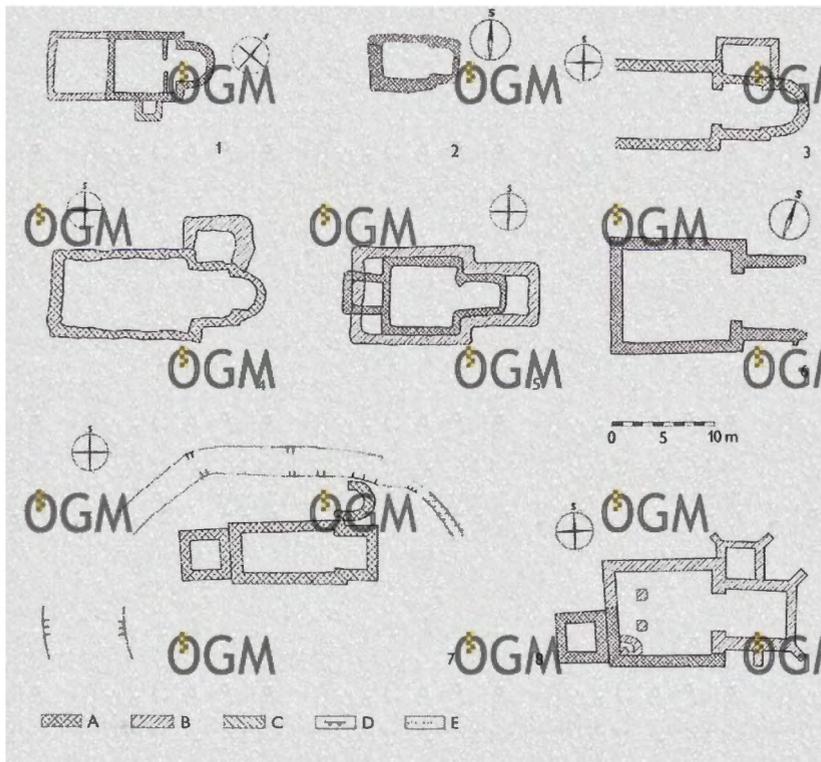
¹²⁵ UNGER 1992.

¹²⁶ KLANICOVÁ 1996; KLANICOVÁ, PEŠKA 1996.

¹²⁷ UNGER 1992, 21.

¹²⁸ Zur Grabung bei St. Jakob vgl.: HOLUB, KOLAŘÍK, MERTA, PEŠKA, ZAPLETALOVÁ 2004, 72; 2005, 125 - die Münze ist noch unpubliziert.

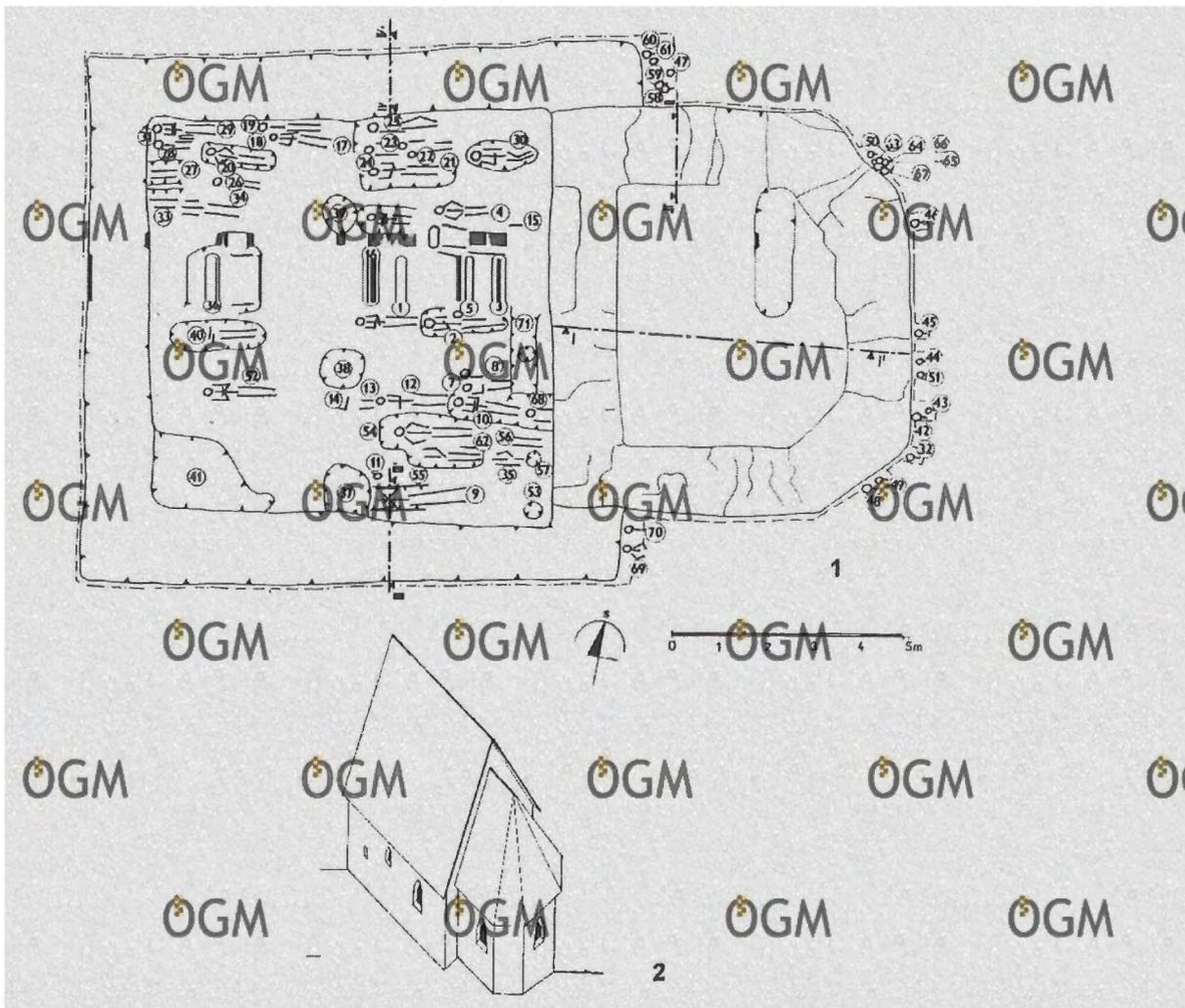
¹²⁹ MĚŘÍNSKÝ 1985a, 17; PROCHÁZKA 2000, 77; UNGER 1992, 20.

**Abb. 15:**

Grundrisse der archäologisch erforschten Burg- und Dorfkirchen im Bezirk Břeclav.

- 1 - Břeclav - Pohansko, 9. Jahrhundert;
- 2 - Dolní Věstonice, Vysoká zahrada, 12. Jahrhundert;
- 3 - Přibice;
- 4 - Wüstung Narvice bei Pohorelice;
- 5 - Wüstung Divice bei Brumovice, 2 Phasen, 13. Jahrhundert;
- 6 - Novosedly;
- 7 - Mušov, romanische Phase;
- 8 - Mušov, gotische Phase.

- A - 1. Bauphase;
- B - 2. Bauphase,
- C - 3. Bauphase,
- D - der Hang;
- E - ergänzt (nach J. UNGER 1992).

**Abb. 16:** Wüstung Koválov bei Žabčice.

1 - freigelegte Kirche mit Gräbern, 2 - Rekonstruktionsversuch (nach J. UNGER 1994).

3.4 Zum Verhältnis von Herrensitz, Dorf und Kirche im 12./13. bis Ende 13. Jahrhundert

Zur Lösung der traditionellen Frage nach der Beziehung des Herrensitzes und der Kirche bzw. nach der eventuellen gemeinsamen Existenz von Profan- und Sakralbau in einem Areal trugen die bisherigen Forschungen in Mähren nur wenig bei. Trotz der einige Male publizierten Ausgrabung und der Bauforschung in der Anlage in **Přibyslavice** bei Třebíč blieben wegen mancher fehlender Angaben noch viele Fragen offen. In der ersten Phase – frühestens im 12./13. Jahrhundert – sollte hier eine Saalkirche mit Apsis und Westturm entstanden sein. Vielleicht im ersten Drittel des folgenden Jahrhunderts wurde dem nordöstlichen Absatz der Apsis ein rechteckiger, zweigeschoßiger Bau angeschlossen. In der dritten Phase sollte die Apsis den rechteckigen Chor ersetzen. Aus den Publikationen geht aber nicht ganz klar hervor, ob zwischen dem Profanbau und dem Presbyterium eine Baufuge eindeutig festgestellt werden konnte. Im Erdgeschoß des „Palastes“ kamen zwei Reihen von Pfostengruben zum Vorschein, zwei andere Objekte dieser Art befanden sich im Chor südlich der Altarmensa. Sie wurden als Indizien einer Befestigung interpretiert, die aber dann älter sein müsste als beide Steinbauten. Es handelt sich dabei aber kaum um mehr als um Spuren der Holzbebauung. Im Areal konnten auch noch andere Gruben freigelegt werden, die wahrscheinlich gleichzeitig mit den beschriebenen Steinbauten gedient hatten. Die Lage wird noch verkompliziert durch die Existenz der Altarmensa im Erdgeschoß des sog. Palastes, die aber anhand der vermauerten gotischen Spolien viel später errichtet wurde. Nach mehreren Schriftquellen befand sich hier das Zentrum einer der speziell gebildeten Provinzen, die unter die Verwaltung der Königin Konstanze, Ehefrau des Königs Přemysl Otakar I., gegeben wurden¹³⁰. Noch viel problematischer scheint die Funktion und das Alter der vermuteten romanischen Gebäude in **Čáslavice** zu sein¹³¹. Nach der Theorie von L. KONEČNÝ und J. BLÁHA ging der Stadt **Telč** ein landesherrlicher Hof mit der bis heute bestehenden Hl. Geist Kirche aus der Zeit um die Mitte des 13. Jahrhunderts voraus. Das wichtigste Indiz dafür stellt der Graben an der Westseite des vermuteten Areals dar, der aber erst im jüngeren Spätmittelalter zugeschüttet wurde. In diesem Zusammenhang wirkt aber problematisch die wahrscheinliche Pfarrfunktion der Kirche einschließlich des nachgewiesenen umgebenden Friedhofs schon in der ersten Phase, wovon die stratigraphische Lage der Kirche zeugt. Es fehlt bisher auch ein gleichzeitiger, steinerner Profanbau¹³². Die Höfe sucht man besonders im Zusammenhang mit den ursprünglich landesherrlichen Zentralbauten wie in **Řeznovec**, **Jemnice-Podolí** oder **Pustiměř** (siehe oben), Beweise über ihre Lage aber fehlen. Anhand der gefälschten Gründungsurkunde, die um 1235 entstand, beschenkte der Kämmerer von Brno, Lev von Kloblouky, das von ihm vor 1209 gegründete Konvent der Prämonstratenser mit seinem „predium“ in **Zábrdovice** (jetzt Bestandteil von Brno), wo er nachher (?) die Kirche St. Kunigunde hatte ausbauen lassen. Der Sakralbau wurde 1211 geweiht. Die spätromanische Saalkirche besteht noch im barockisierten Kloster; man vermutet den Adelshof in der Nähe, ihn aber im stark bebauten Areal zu finden, ist schwierig¹³³. Die Masse der Dorfkirchen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lag sicher schon von den Herrensitzen getrennt – aus den zahlreichen Beispielen ist das gut erforschte **Koválov** oder **Divice** zu erwähnen. Im ersten Fall macht die Entfernung der Motte von der Kirche 65 m aus, im zweiten 76 m¹³⁴. Diese Kirchen erfüllten damals in erster Linie die Pfarrfunktion für das Dorf und den Pfarrsprengel und waren von einem Friedhof umgeben. Die Vorrechte der Stifter beschränkten sich auf das Patronat; eine direkte Verbindung mit dem Herrensitz würde eher Probleme bei der Verteidigung und den Funktionen der Kirche gebracht haben. Es kam manchmal nur zu Fällen, dass sich die Burg nach einigen Jahrzehnten der Kirche annäherte. Der Grund dafür war aber eher die vorteilhafte, erhöhte Lage als die Bestrebung, beide Objekte zu verbinden (**Lelekovice**, **Deblín**, vielleicht auch **Černvív**)¹³⁵. Die Existenz der älteren Adelshöfe als Vorgängerbauten dieser Burgen im späten 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in unmittelbarer Nähe der Kirchen ist anhand der nordwestböhmischen Beispiele zwar nicht auszuschließen¹³⁶, die bisherige Forschung erbrachte aber dafür auch nahe der freigelegten Kirchen in der südmährischen Tiefebene (**Narvice**, **Mušov**) keine Beweise. Die Empore, die als Merkmal des Herrenhofes nahe der Kirche angesehen wurde, ist nicht so eindeutig erklärbar. Die extreme Variante, dass die Kirche in das umzäunte Areal des Hofes eingegliedert wurde, war wahrscheinlich schon im spätem 12. Jahrhundert, als der Kirchenbau auf dem Lande sich zu entwickeln begann, eine Seltenheit (**Přibyslavice**?). Vielleicht können wir öfter mit neben-

¹³⁰ KONEČNÝ 1981, 243-245; KOŠTUŘÍK, KOVÁRNÍK 1986, 229-230; KUDĚLKA 1982; 1984, 46-47; OBŠUSTA 1997; RICHTER 1957b; UHLÍŘ 1970; 1998.

¹³¹ KUDĚLKA 1980.

¹³² BLÁHA, KONEČNÝ 1985; PROCHÁZKA, DOLEŽEL 2001, 35; ZIMOLA 1999.

¹³³ Vgl. HURT 1969; BORSKÝ, ČERNOUŠKOVÁ 1999; SAMEK 1994, 242-248.

¹³⁴ UNGER 1987; 1988b, 209-210, 215.

¹³⁵ Vgl. SAMEK 1994, 355, 366-368; UNGER 1999b; DOLEŽEL 1997.

¹³⁶ KLÁPŠTĚ 1994, 137-159. – Nahe der Kirche in Černvív wurde Keramik aus dem 13. Jahrhundert gefunden; auf dem Gelände der Burg in Lelekovice stellte man nur eine Besiedlung ohne klare Strukturen aus dem 11.-12. Jahrhundert fest (DOLEŽEL 1997; UNGER 1999b).

einanderliegenden Sakral- und Profanbauten rechnen. Mit dem Auftritt der ländlichen Festen - Motten, Burgstätten usw. - kam definitiv die räumliche Trennung von Kirche und Herrensitz.

Die komplizierte Frage der topographischen Beziehung von Siedlung und Kirche in Südmähren wäre einer gründlichen Studie wert. Wichtig ist vor allem die Frage zu stellen, ob die spätromanischen Kirchen im Altsiedelland noch in der Phase der Existenz des alten jungslawischen Dorfes entstanden oder eher mit dem schon reorganisierten Dorf des Spätmittelalters in Zusammenhang stehen. Ausführlich wurde diese Frage in Nordwestböhmen behandelt und gelöst¹³⁷. Die meisten planmäßig ausgegrabenen südmährischen Wüstungen sind alle kirchenlos (Pfaffenschlag, Mstěnice, Bystřec). In **Konůvky** wurden die Strukturen, die älter sind als Mitte 13. Jahrhundert, kaum erforscht. Aber die Baureste der hiesigen Kirche mit polygonalem Chor zeigen, dass der Sakralbau kaum früher als in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet wurde, d.h. gleichzeitig mit dem umstrukturierten Dorf¹³⁸. In **Modřice** entstand die schon erwähnte Kirche etwa um 1200 (vor 1222) am Westrand des spätmittelalterlichen Ortskerns. Die ältesten Funde in diesem Raum gehen nicht vor den Beginn des 13. Jahrhunderts zurück, die ältere Siedlung befindet sich etwas östlicher, schon im Überschwemmungsgebiet des Flusses Svratka¹³⁹. In **Bořitov** findet sich die Besiedlung des 11. bis ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ganz nahe der spätromanischen Kirche von St. Georg, wobei man die Existenz eines Adelshofes nördlich des Sakralbaus am Rande des Friedhofs des 12./13. Jahrhunderts als ziemlich wahrscheinlich ansieht. Aber auch die jung- bis spätslawische Besiedlung ist an einigen Stellen des Dorfes nachgewiesen. Es scheint, dass die Kirche hier noch vor der Umgestaltung des Dorfes, wozu es frühestens im späten 13. Jahrhundert kam, entstanden war¹⁴⁰. Dasselbe kann man mit noch größerer Sicherheit von der Kirche **St. Kliment bei Lipůvka** sagen; die Ruine des einfachen Saalbaus mit Apsis und Westturm begleitet eine dichte, leider nur durch Lesefunde nachgewiesene Besiedlung seit dem 10.-11. Jahrhundert, die wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts erlosch¹⁴¹.

4. Das Kirchenwesen in den Städten des 13. Jahrhunderts

4.1 Pfarr- und Filialkirchen

Die großen, nach mitteleuropäischem Maßstab höchstens mittelgroßen königlichen Städte Südmährens - Brno (Brünn), Jihlava (Iglau), Znojmo (Znaim) - nahmen im Kirchenbau eine besondere Stellung ein, die sich hauptsächlich in den Pfarrkirchen und Mendikantenkirchen widerspiegelt. Am besten ist die Sakralarchitektur des 13. Jahrhunderts in Jihlava erhalten, archäologische Grabungen werden in größtem Umfang in Brno durchgeführt.

Brno, die größte Stadt Mährens, verfügt über eine relativ große Menge an Schriftquellen, was im Dialog mit den Ergebnissen der Grabungen schon eine ziemlich gute Vorstellung über den Prozess der Stadtwerdung ermöglicht. Dazu gehört auch der Ausbau der Pfarrorganisation, die sich gleich wie in Znojmo in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts realisierte. Zum Unterschied von Znojmo verlief dieser Prozess in zwei Etappen. Nach der Urkunde von 1231 war das Nationalitätsprinzip bestimmend. Deutsche und Romanen (Gallici, wahrscheinlich Valonen) unterstanden der Pfarre von St. Jakob (gegründet vor 1222), wobei die Romanen ihren Prediger in der Filialkirche von St. Nikolaus zur Verfügung hatten. Den Tschechen (Boemi) diente schon seit der präurbanen Zeit die ältere Pfarrkirche St. Petri auf der dominanten Anhöhe am Südrand des Stadtareals als Kirche. Erst 1293 wurden die Pfarrbezirke räumlich abgegrenzt, und zwar während einer Stadtfahrt, die eine aus Geistlichen zusammengestellte Kommission unternahm¹⁴².

Dank der Freigebigkeit der Bürger entstanden kleinere Pfarrkirchen vor den Stadtmauern, so z.B. vor 1260 die Allerheiligenkirche vor dem Brünner Tor. Denselben Ursprung könnte auch St. Martin vor dem Judentor haben; Beweise freilich fehlen. Die Allerheiligenkirche, die dank dem reichen Bürger Poszold oder seinem Vater entstand, konnte wegen des ziemlich frühen Abbruchs bisher nur annähernd lokalisiert werden. Im Jahre 1998 wurde durch eine Sondage wahrscheinlich die mittelalterliche Umfassungsmauer des Friedhofs erfasst, die vorerst für den Baubestand der Kirche gehalten wurde. Erst 2003 gelang es, den polygonalen Abschluss der Kirche etwas südöstlicher davon freizulegen¹⁴³.

¹³⁷ KLÁPŠTĚ 1994.

¹³⁸ MÉCHUROVÁ 1997, bes. 8, 40-44.

¹³⁹ PROCHÁZKA 2003, 284-287.

¹⁴⁰ PROCHÁZKA, ŠTROF 1983; zur Kirche: SAMEK 1994, 96-99.

¹⁴¹ KONEČNÝ 1996b; RŮŽIČKA 1996.

¹⁴² PROCHÁZKA 2003, 267-275; ŽEMLIČKA 2002, 274-275, 399.

¹⁴³ HOLUB, KOLAŘÍK, MERTA, PEŠKA, ZAPLETALOVÁ, ZUBEK 2005, 146-147; PROCHÁZKA 2000, 126.

Vor 10 Jahren gelang es, die Entwicklung der Petrikirche archäologisch zu beleuchten – es war die bisher größte Kirchengrabung in Mähren. Die kleine romanische Saalkirche wurde wahrscheinlich in den 30er Jahren des 13. Jahrhunderts mit Ausnahme der Krypta abgerissen und die neue dreischiffige Basilika mit zwei Westtürmen gebaut (Abb. 1/2; 17). Da sich die Kirche auf einem mäßig steilen Hang befand, wurde die alte Krypta nach Osten verlängert, wobei eine seitlich offene Funeralkapelle unter dem Ostteil des polygonalen Chors entstand. Der Abschluss war fünfeckig, also gotisch, die teilweise unterirdische Substruktion wurde im Kontakt mit der alten Krypta mittels Tonnengewölbe, weiter östlich durch ein Rippengewölbe eingedeckt. Der Abschluss der Seitenschiffe blieb unbekannt. Das Langhaus wurde im spätgotischen Umbau gänzlich beseitigt, etwas mehr nur blieb von der Chorpartie bestehen¹⁴⁴.

In den letzten Jahren wurden Reste von zwei Bauphasen der Jakobskirche freigelegt, die dem jetzigen spätgotischen Saalbau vorausgingen. Die Ausgrabung ist noch nicht aufgearbeitet, da aber alle Angaben aus der Grabung mit Ausnahme des jetzigen Baues stammen, stehen wir mehreren bisher ungelösten Fragen gegenüber. Zum Beispiel scheint es, dass in der vielleicht dritten Umbauphase in die Kontaktzone des Chores mit dem Langhaus ein Transept (Querschiff) oder zwei flankierende Türme im Osten hineingelegt wurden¹⁴⁵.

Die der romanischen Bevölkerung dienende Nikolaikirche wurde neustens auch flächig einer umfangreichen Grabung unterworfen (Abb. 18/1). Die Kirche wurde schon 1869-1870 abgebrochen, es haben sich aber Photos, etliche Spolien - bes. Fragmente des Fenstermaßwerks - sowie eine Vermessung erhalten. Der ziemlich breite gotische Hallenbau mit hervortretendem, fünfeckig abgeschlossenem Chor lässt sich anhand der bauhistorischen Analyse als auch der Grabungsergebnisse keinesfalls vor das Ende des 13. Jahrhunderts datieren, ja sogar bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Zu dieser Kirche vermeldet die Urkunde von 1295, dass denen, die auf dem Bau einen Beitrag leisten, 40 Tage Ablässe versprochen wurden. Die archäologische Datierung stützt sich hauptsächlich auf die Keramik einerseits aus den Schichten, die unmittelbar vorausgingen, andererseits auch aus den Schichten, die zum und auf das stufenartig vorgesetzte Fundamentmauerwerk gleichzeitig dem Bau zugeschüttet wurden. Die Kirche ruht somit auf einem Schichtenpaket aus dem 13. Jahrhundert auf, in dessen Rahmen auch der Mauerrest eines wahrscheinlich rechteckigen, O-W orientierten Gebäudes gefunden wurde, den die Leiter der Grabung wegen der geringen Stärke (um 0,40 m) als Untermauern eines Holzhauses interpretierten. Jedoch erst nach der gründlichen Aufarbeitung der Grabung wird man sich eindeutig zur Frage, ob es nicht der Rest der ältesten Kapelle sei, äußern können¹⁴⁶.

Ich möchte hier nicht das Thema Hauskapellen erörtern, ein Beispiel ist aber im Zusammenhang mit Brno doch zu erwähnen. Es ist die bekannte „Königliche Kapelle“, die zwar ohne dürftige Bauuntersuchung schon 1908 abgerissen, aber glücklicherweise vermessen wurde und deren Spolien bis heute aufbewahrt blieben. Sie stand auf dem Fischermarkt nordöstlich des Dominikanerklosters (Abb. 18/2, 3). 1297 wurde sie vom König Wenzel II. beschenkt, 1322 von Johann von Luxemburg der Königin-Witwe Eliška Rejčka (Elisabeth Richensa) gegeben und gleich danach - spätestens 1323 - ist sie in das Eigentum der Zisterzienserinnen von Staré Brno übergegangen. Höchstwahrscheinlich wurde sie von Wenzel II. 1297 oder kurz davor gegründet und war von Norden her, aus dem Haus des Patriziers Arlamus, wo sich der König manchmal aufhielt, zugänglich. Vor ihrer Zerstörung handelte es sich um ein schönes Werk der nachklassischen Gotik des 13./14. Jahrhunderts. Die eigentliche Kapelle bildete die quadratische, auf die mittlere achteckige Säule gewölbte Halle. Sie öffnete sich in den kurzen Chor, dessen Grundriss aus fünf Seiten des Achtecks konstruiert wurde. Über die Datierung ist sich die Forschung nicht ganz einig, neustens stellt man das Presbyterium und wenigstens den Teil der Umfassungsmauer der Halle mit dem Triumphbogen ins 13. Jahrhundert. Die Wölbung des Schiffes und einige weitere Elemente sowie auch das Oratorium im nördlich anliegenden Haus verschiebt man jetzt erst in die Zeit der Königin Elisabeth Richensa nach 1322, die im Altbrünner Kloster ihre Tage beschloss¹⁴⁷.

In **Znojmo** spielten knapp vor der Stadtgründung drei Kirchen die führende Rolle. Außerhalb des Stadtareals handelte es sich um die Kirche St Hippolyt im Areal des wüst gefallenen Burgwalls des 9. Jahrhunderts mit umgebendem Gräberfeld und Friedhof aus dem 9. sowie 11.-18. Jahrhundert. Trotz des Titels „Probst“, der auf eine hervorragende Stellung aufmerksam macht, ist die Bedeutung dieser Kirche nach der Stadtgründung etwas in den Hintergrund getreten. Diese Wirklichkeit widerspiegelt auch die Schenkung durch König Václav I. im Jahr 1240 an das Hospital St. Franziskus in Prag (siehe auch oben). Die andere Kirche, St. Nikolaus, 1190 unter das Patronat des neugegründeten Klosters von Louka gestellt, geriet 1226 in Streit mit der letzten der bedeutenden Kirchen, St. Michael, wegen der Pfarrrechte in der schnell sich entwickelnden Stadt. Interessant ist, dass der Pleban von St. Michael vom Probst von Znojmo vertreten

¹⁴⁴ KONEČNÝ 1996a; PROCHÁZKA 2000, 72-78.

¹⁴⁵ Kurze Information nur bei: HOLUB, KOLAŘÍK, MERTA, PEŠKA, ZAPLETALOVÁ, ZÚBEK 2004, 72; 2005, 125-126.

¹⁴⁶ FIŠEROVÁ 1977, 30, 31; MERTA, PEŠKA, SADÍLEK, URBÁNKOVÁ 2001.

¹⁴⁷ BENEŠOVSKÁ 2003; FIŠEROVÁ 1977, 29-30; FLODOVÁ 1995; ŠLANCAROVÁ 2005, 40-46.

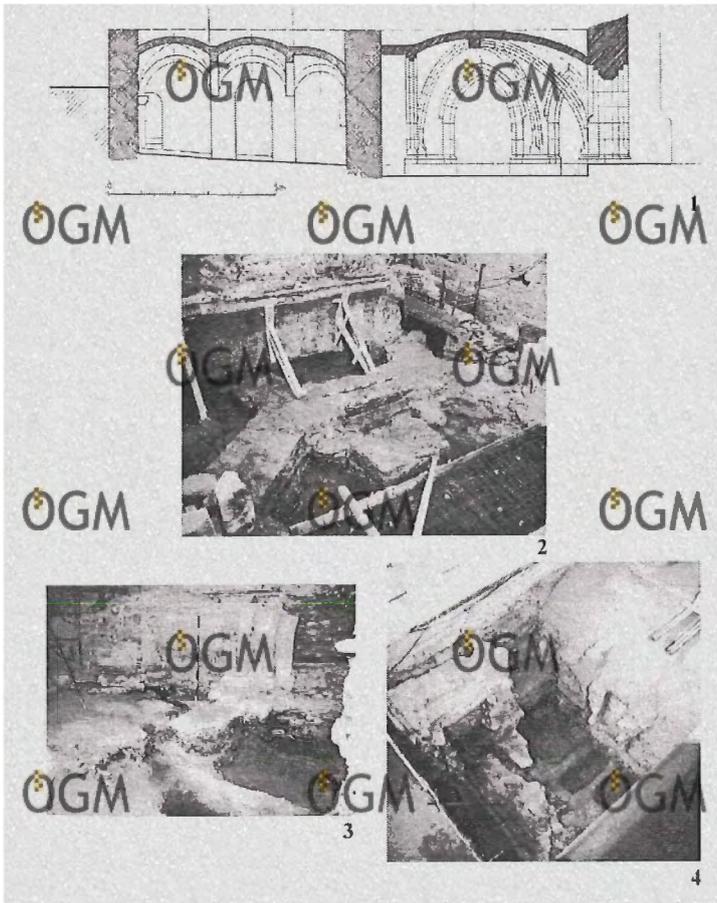


Abb. 17: Brno, Kirche St. Peter und Paul.

1: Schnitt durch romanische und frühgotische Krypten (nach L. KONEČNÝ 1996a).

2: Chorabschluss der 2. Phase (Photo: M. HAVELKA).

3: Nordteil der frühgotischen Krypta, links der Rest der romanischen Apsis (Photo: M. HAVELKA).

4: Blick auf den freigelegten Westteil der frühgotischen Krypta mit dem Rest der älteren Apsis. (Photo: M. HAVELKA).

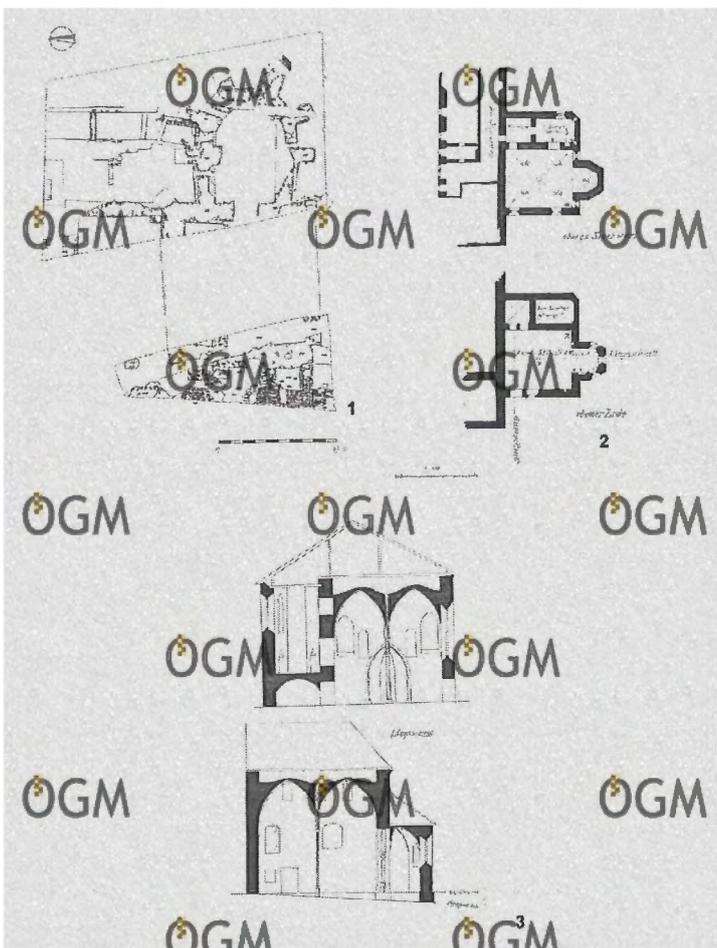


Abb. 18: Brno.

1: Grundriss der freigelegten Kirche St. Mikuláš (Hl. Nikolaus) (nach D. MERTA, M. PEŠKA, M. SADÍLEK, K. URBÁNKOVÁ 2001).

2-3: Grundriss und Schnitte durch die Kapelle St. Václav (Hl. Wenzel) und der Hl. Jungfrau Maria (nach Vorlagen im Archiv der Stadt Brno).

wurde und dass es noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bei der Kirche St. Michael einen Hof (curia) der Probstei gab. Dies zeugt möglicherweise von alten, vielleicht noch vor die Stadtgründung reichenden Beziehungen zwischen beiden Kirchen. Im Schiedsspruch kam es dann zur räumlichen Teilung der Pfarrbezirke. St. Nikolaus erhielt aber gewisse Vorrechte besonders im Bereich der Zehenteinhebung. In der weiteren Entwicklung sind beide Sakralbauten als normale Pfarrkirchen anzusehen: Angesichts des anspruchsvollen Umbaus von St. Nikolaus seit ca. 1338 wurde wahrscheinlich dieser Kirche etwas mehr Ansehen zugeschrieben¹⁴⁸.

Die Gestaltung beider Pfarrkirchen im 13. Jahrhundert bleibt wegen der gründlichen späteren Umbauten unklar. Noch mehr gilt dies von der abgerissenen Kirche St. Peter, welche erst aus spärlichen Nachrichten des 15. Jahrhunderts bekannt ist und die auf dem heutigen Václavské Platz zwischen der Burg und dem Horní Platz gestanden hatte¹⁴⁹.

Viel besser sind wir über die Architektur der **Iglauer** Pfarrkirchen des 13. Jahrhunderts informiert. Die älteste Kirche stellt die Kirche St. Johannes der Täufer in Stará Jihlava (Alt Iglau) - vielleicht schon aus dem 12./13. Jahrhundert (vor 1233) - dar, die noch in den Anfängen der Stadt nach 1240 die Rolle der einzigen Pfarrkirche von Jihlava erfüllte. Nach der Grabung von L. KONEČNÝ handelte es sich um eine einfache Saalkirche mit Apsis, die um 1500 durch ein polygonales Presbyterium ersetzt wurde¹⁵⁰. Schon vor 1256 übernahm die Pfarrrechte für die neugegründete Stadt die Kirche St. Jakob der Ältere. Der Bau ist zum Großteil in der Gestaltung des 13. Jahrhunderts erhalten, was unter den mährischen Kirchen eine Ausnahme darstellt (Abb. 19/1). Es handelt sich um eine dreischiffige Hallenkirche mit zwei Westtürmen und einem Presbyterium in der Form von fünf Seiten des Achtecks, das ein Rippengewölbe mit einfach gekehlten Rippen aufweist. Obwohl der Bau schon vollkommen gotisch ist, sind zwei Stufenportale mit Ecksäulen in der Nord- und Südwand des Langhauses mit Rundbogen abgeschlossen. Der westliche Haupteingang erhielt ein ähnliches Portal, aber schon mit spitzbogiger Laibung. Alle Tympana sind flach und unverziert. Die Kirche besitzt eine solide, obwohl ziemlich schlichte Architektur¹⁵¹. Wahrscheinlich arbeitete die hiesige Bauhütte auch in der Umgebung, wovon möglicherweise das schöne, spitzbogig gewölbte Stufenportal mit je einer, mit kelchförmigem Kapitell gekrönten Säule in **Kostelec bei Jihlava** Zeugnis gibt¹⁵².

Die kleineren königlichen Städte wie auch die größeren Märkte der weltlichen und geistlichen Herren in Südmähren besaßen im 13. Jahrhundert nur einschiffige Kirchen, die sich höchstens durch ihre Größe und manchmal auch durch ihre bauliche Ausgestaltung von den Dorfkirchen unterschieden. Es sind hier z.B. die Portale aus der Zeit um 1240 in den Kirchen St. Peter und Paul in **Podivín** oder St. Johannes der Täufer in **Velká Bíteš** zu erwähnen. Ziemlich bemerkenswerte Baubestandteile blieben in der Pfarrkirche von **Velké Meziříčí** - zwischen Jihlava und Brno gelegen - erhalten, wo 1947 ein Stufenportal aus dem dritten Viertel des 13. Jahrhunderts auf der Westseite aufgedeckt wurde. Manche dieser, anfänglich bescheidenen Kirchen wurden im 14. und besonders im späten 15. Jahrhundert gründlich umgebaut und vergrößert, was mit dem wirtschaftlichen Aufschwung zusammenhing (Hustopeče, Ivančice, Velké Meziříčí, Znojmo u.a.)¹⁵³. Einer archäologischen wie auch bauhistorischen Untersuchung wurde die Jakobikirche in **Pohořelice** (Pohrlitz) unterzogen, trotzdem gelang es nicht die älteste Phase der Kirche (erwähnt 1222) eindeutig festzustellen, da eine flächige Grabung im Innenraum der Kirche nicht möglich war. Wahrscheinlich wurde hier in der ersten Phase eine Saalkirche mit Transept (Querschiff) und Presbyterium von unbekannter Gestaltung erbaut, die noch im 13. Jahrhundert in einen dreischiffigen Bau mit einem Turm in der Südwestecke umgewandelt wurde¹⁵⁴ (Abb. 19/2). Es ist hier auch auf das vermutete Querschiff der Jakobikirche in Brno zu verweisen. Einen gewissen Sonderfall stellt die Kirche St. Johannes der Täufer in der königlichen Stadt **Uherský Brod** an der mährisch-ungarischen Grenze dar. Der Sakralbau reicht nach der Quelle aus dem Jahr 1248 in die Zeit vor der Stadtgründung zurück und wurde ebenso wie St. Peter in Brno der nach 1253 gegründeten Stadt einverleibt. Heute ist es eine kleine, am südöstlichen Rand des Stadtareals stehende Saalkirche. Anhand der Ausgrabung 1995-1996 kamen aber überraschende Neuigkeiten zur Bauentwicklung der Kirche zum Vorschein. Offenkundig handelte es sich früher um eine dreischiffige Basilika oder besser Hallenkirche, wobei das heutige Hauptschiff ursprünglich das Südschiff dieses älteren Baues war und das Presbyterium erst das Werk des 15. Jahrhunderts darstellt¹⁵⁵. Die unweit davon liegende, fast gleichzeitig von Přemysl Otakar II. gegründete Stadt **Uherské Hradiště** besaß bis ins späte 15. Jahrhundert keine Pfarrkirche innerhalb ihrer Mauern. Diese Rolle erfüllte die Kirche St. Michael in Staré Město (Altstadt),

¹⁴⁸ Vgl. JAN 1997; PROCHÁZKA 2003, 275-282; ŽEMLIČKA 2002, 280.

¹⁴⁹ KROUPA 1996a; 1999, 131-137; RICHTER, SAMEK, STEHLÍK 1966, 41-45.

¹⁵⁰ KONEČNÝ 1988; SAMEK 1999, 101-103.

¹⁵¹ KUTHAN 1994, 155-158; SAMEK 1999, 85-91.

¹⁵² BLÁHA, BOROVSÝ, CZAJKOWSKI, HODEČEK 2001, bes. 114.

¹⁵³ KROUPA 1999, 109-112, 129-137; UNGER 1992, 15, 19-20; vgl. dazu auch: BERTHOLD 2005.

¹⁵⁴ BORSKÝ, ČERNOUŠKOVÁ, MARÁZ 1993-1995.

¹⁵⁵ KOHOUTEK 1996b, 380; 1997b.

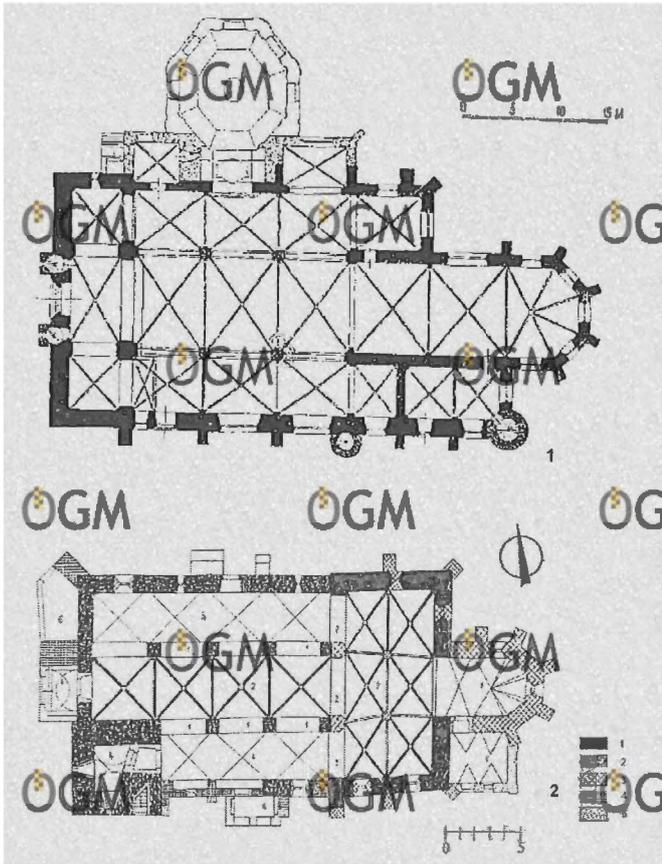


Abb. 19.1:

Jihlava, Kirche St. Jakob der Ältere.

Abb. 19.2:

Pohořelice, Kirche St. Jakob der Ältere.

1-2 - Phasen des 13. Jahrhunderts,

3 - 13./14. Jahrhundert - vor 1323,

4 - 2. Viertel des 14. Jahrhundert,

5 - um 1747

(nach P. BORSKÝ, D. ČERNOUŠKOVÁ, K. MARÁZ 1993-1995).

die dem Velehrader Kloster gehörte. Da die Stadt ebenso auf klösterlichem Boden gegründet wurde, behielten hier die Zisterzienser als Kompensation gewisse Vorrechte. Es ist ihnen dadurch auch lange Zeit - bis ins 15. Jahrhundert - gelungen, die Bestrebungen der Bürger, Pfarrechte auf die wahrscheinlich schon vor der Stadtgründung bestehende St. Georgs Kapelle zu übertragen, zu verhindern¹⁵⁶.

4.2 Bettelordenskirchen

Die Ankunft der ersten Vertreter der Mendikantenorden in Mähren darf man verlässlich in die 30er Jahre des 13. Jahrhunderts setzen, also etwas später als in Österreich (Friesach 1217; Krems 1224; Wien 1224-1230)¹⁵⁷. Die Bettelordenskirchen bilden in den meist königlichen Städten Südmährens eine auffällige Gruppe, die zwar die Qualität der Architektur der Sakralbauten der großen außerstädtischen Konvente nicht erreichten, trotzdem aber - besonders im Vergleich zu den meisten Pfarrkirchen - eine bemerkenswerte Erscheinung darstellen. In den drei bedeutendsten Städten der behandelten Region - Brno, Jihlava, Znojmo - gab es je ein Ordenshaus der Minoriten und Dominikaner¹⁵⁸. In Znojmo traten noch Klarissinnen hinzu. In anderen, kleineren landesherrlichen Städten setzten sich im 13. Jahrhundert die Mendikanten nur ausnahmsweise durch. Man kann eigentlich nur Uherský Brod erwähnen, wo Dominikaner vielleicht schon 1262, sicher vor 1338, eingeführt wurden¹⁵⁹. In allen Fällen standen die Klöster nahe, oft sogar an der Stadtmauer. Die Bettelordensarchitektur entfaltete sich voll in der Epoche Přemysl Ottokars II. und dessen Sohnes Václav II., als sie den Typ der Hallenkirche mit Langchor voll entwickeln. Damals wurde die mährische Baukunst auf das Niveau der Nachbarländer gebracht und im späten Přemyslidenreich gemeinsam mit den Donauländern eine spezielle Form der klassischen Gotik gestaltet. In Brno wurde kurz nach der Absiedelung der Minoriten und Dominikaner das Ordenshaus der Dominikanerinnen dank dem Bürger Ulrich Schwarz im Jahr 1240 gegründet¹⁶⁰. Archäologische Grabungen berührten besonders das Areal der Konvente, kaum die Kirchen. Die Kirchen der Dominikaner und Dominikanerinnen wurden im Barock gründlich umgebaut. Nur die Minoritenkirche bewahrte sich die

¹⁵⁶ VERBÍK 1981.

¹⁵⁷ BRUCHER 1990, 42; WAGNER-RIEGER 1988, 116-117.

¹⁵⁸ Zusammenfassend: MADAJ 1998; MĚŘÍNSKÝ 1985b; 1986b.

¹⁵⁹ KOHOUTEK 1996b, 374-378; 1997b.

¹⁶⁰ PROCHÁZKA 1996; neuestens: ČERNOUŠÁK 2002.

ablesbare gotische Substanz; es handelte sich ursprünglich um einen dreischiffigen (Hallen?) Bau mit langem Chor, dessen Umfassungsmauern unter der barocken Ausgestaltung voll erhalten blieben. Die trapezförmigen Stützpfeiler verraten die Teilnahme der Bauhütte, die unter dem Bischof Bruno von Olomouc seit den 60er Jahren des 13. Jahrhunderts auf den Kirchen St. Moritz in Kroměříž oder St. Václav in Olomouc arbeitete¹⁶¹. Die frühesten und wahrscheinlich hervorragendsten Mendikantenbauten in Mähren finden wir in **Jihlava** mit der Minoritenkirche der Mutter Gottes und der Dominikanerkirche des Hl. Kreuzes. Die Zeit der Ankunft beider Orden in der Stadt, die um 1240 gegründet wurde, ist unbekannt. Auf sicherem Boden stehen wir erst seit den 50er Jahren des 13. Jahrhunderts. Das Minoritenkloster stellt eine dreischiffige Basilika mit nur gering nach Norden vorgesetztem Transept (Querschiff) und langem, rechteckigem Chor dar, der ursprünglich geradlinig abgeschlossen wurde (Abb. 20/1). Nicht nur das Presbyterium, sondern auch das Langhaus ist gewölbt; Quer- und Hauptschiff weisen ein Rippengewölbe, die Seitenschiffe ein Kreuzgratgewölbe auf. Die Wölbung mit massiven Rippen ruht entweder auf Diensten oder nur auf Konsolen (Abb. 20/3). Die Schiffe sind durch spitzbogige Arkaden in dicken Trennmauern verbunden. Die Kirche, die wahrscheinlich noch in den 40er Jahren des 13. Jahrhunderts begonnen und um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Hauptzügen vollendet wurde, steht der Minoritenkirche in Stein an der Donau (bis 1264) in Niederösterreich am nächsten. Gemeinsamkeiten werden auch in der Pfarrkirche in Laa an der Thaya gesehen. Man registriert aber auch den Einfluss der Zisterzienserbauten, besonders was das Querschiff betrifft. Interessant ist, dass die Steiner Wölbung möglicherweise von demselben Bauelement im Kloster von Tišnov beeinflusst sein könnte¹⁶². Der zweite Bau ist die Dominikanerkirche (Abb. 20/2). Diesmal haben wir es mit einer dreischiffigen Hallenkirche mit überaus langem Chor (22 m) zu tun, der einen fünfeckigen Abschluss aufweist. Der Ausbau hat gegenüber der Minoritenkirche etwas später begonnen (um 1260) und sich länger hingezogen: Wahrscheinlich wurde bis 1261 die Umfassungsmauer beendet und das Presbyterium eingewölbt, die Einwölbung des Langhauses stammt aber erst aus dem späten 14. Jahrhundert, das Alter der inneren Pfeiler bleibt umstritten. Der ersten Phase gehört auch das Westportal an, das stufenartig mit Säulen, tiefen Kehlen auf den Stufenkanten mit Eckspornen und einer spitzbogigen Laibung ausgestaltet ist (Abb. 20/4). Im Chor lief 1994 eine flächige Grabung, die gewisse Ergänzungen zur Baugeschichte brachte. Der Bau wurde auf einem etwas schrägen Untergrund gegründet, der mit einer dünnen Schicht, mit vielleicht noch vor 1250 datierbarer Keramik bedeckt wurde. Es konnte auch das rechteckige steinerne Fundament der Altarmensa (2,9 m x 3,7 m) freigelegt werden. Man kann noch Spuren von der Tätigkeit der Bauhütte erwähnen, das sind Bausteinabschläge, die zum Ebnen des natürlichen Hanges benutzt wurden¹⁶³.

Es handelt sich um eine der ersten, später so typischen Mendikantenhallen mit langem Presbyterium in den tschechischen Ländern. Im Vergleich dazu sind die ältesten niederösterreichischen Bettelordenshallen - wie Imbach oder Wien - zweischiffig, mit wesentlich kürzerem Chor und wahrscheinlich auch etwas jünger. Näher steht diesen erst der Grundriss der Dominikanerkirche in Retz aus der Zeit nach 1280. In letzter Zeit erwägt man in der Steiermark eine frühere Datierung der Langchore - Dominikanerkirche in Leoben, nach 1265?; Minoritenkirche in Wien, vor 1276; Friesach in Kärnten, nach 1264¹⁶⁴.

In **Znojmo** wurde die Dominikanerkirche ganz umgebaut und von der Minoritenkirche blieb nach dem Abbruch im Jahre 1840 nur ein Teil des Presbyteriums und die südliche Mauer des Mittelschiffs erhalten (Abb. 20/5). Die vermauerten Spitzbögen sind schon steiler proportioniert als es in der frühen Gotik üblich war. Die Gestaltung der dreiteiligen fächerförmigen Konsolen sowie die Reste der schlanken Rippen des Gewölbes, das zum abgerissenen Südschiff mit dem Oratorium der Klarissinnen gehörte, verraten eher ein spätes 13. Jahrhundert. Nach einer Nachricht aus dem Jahr 1330 wurde damals der Chor umgebaut. Das gesamte Areal weist mehrere Analogien zur Mendikantenarchitektur der Wende des 13./14. Jahrhunderts auf. Eine Grabung deckte angeblich älteres Mauerwerk der Kirche auf, leider kann man aus dem Vorbericht keine aufschlussreichen Ergebnisse ableiten¹⁶⁵.

In **Uherský Brod** wurde das Ordenshaus der Dominikaner vielleicht schon 1262 gegründet, eine sichere Nachricht stammt erst aus 1338. Eine archäologische Erforschung berührte die Kirche nicht, es wurden nur Reste der spätgotischen Bebauung und des Friedhofs erfasst. In der barockisierten Kirche wurde das Presbyterium einer Bauuntersuchung unterzogen, die interessante Ergebnisse brachte. Anhand des Grundrisses wie auch der Reste der Wölbung wurde das Presbyterium ins letzte Drittel des 13. Jahrhunderts datiert¹⁶⁶.

¹⁶¹ KUTHAN 1974, 260-261; SAMEK 1999, 238.

¹⁶² BRUCHER 1990, 47-49; KUTHAN 1994, 158-163; SAMEK 1999, 91-96; SCHWARZ 2000, 197, 226; WAGNER-RIEGER 1988, 117.

¹⁶³ ZATLOUKAL 1994; ZATLOUKAL, ZIMOLA 2002, 265-269.

¹⁶⁴ BRUCHER 1990, 54-58; KUTHAN 1994, 163-166; SAMEK 1999, 99-100; SCHWARZ 2000, 202, 212-214, 218-219; WAGNER-RIEGER 1988, 122-125.

¹⁶⁵ BENEŠOVSKÁ 1998; HAŠEK, KOVÁRNÍK 1999; KUTHAN 1994, 497; RICHTER, SAMEK, STEHLÍK 1966, 37-38.

¹⁶⁶ KOHOUTEK 1996b, 376-378; KOHOUTEK, VÁCHA, VRLA 2002, 436-441.

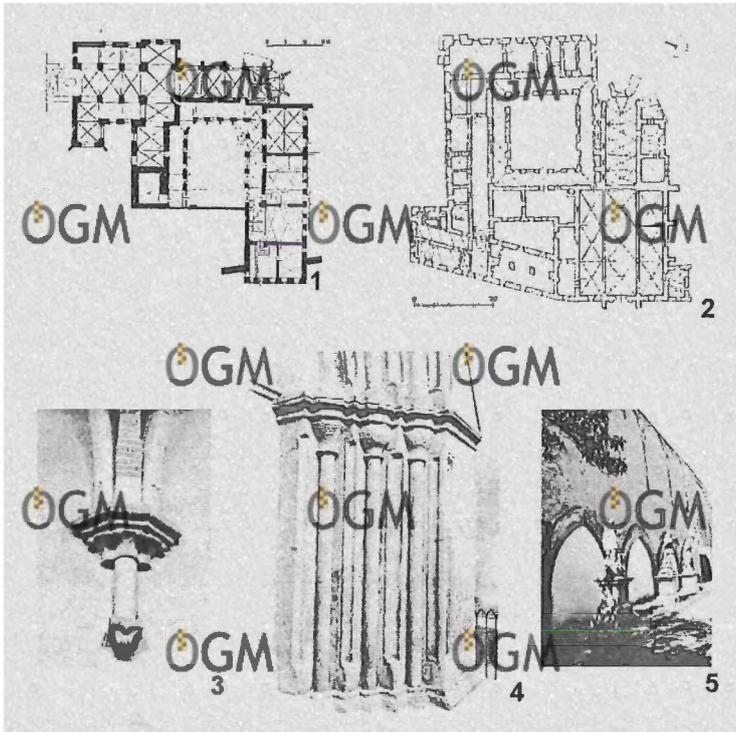


Abb. 20.1-4: Jihlava.

1: Minoritenkloster mit der Kirche Mariä Himmelfahrt (nach J. KUTHAN 1994).

2: Dominikanerkloster mit der Kirche zum Hl. Kreuz (nach B. SAMEK 1994).

3: Minoritenkirche. Dienst mit Rippen- gewölbe (nach E. BACHMANN 1941).

4: Dominikanerkirche. Detail des West- portals (nach E. BACHMANN 1941).

Abb. 20.5:

Znojmo, Minoritenkirche. Nordmauer der abgebrochenen Kirche, Blick vom Inneren.

(Photo: R. PROCHÁZKA).

4.3 Zu den städtischen Friedhöfen

In den Hauptzügen sind die kirchlichen Friedhöfe in den Städten mit den dörflichen identisch. Sie beschränkten sich aber nicht nur auf die Areale der Pfarrkirchen, sondern umgaben auch Bettelordenskirchen, wo auch Bestattungen im Kircheninneren belegt sind. Die Mehrzahl der bisherigen Erkenntnisse gewann man aus Brno, besonders von der Petrikirche, dann auch von der Jakobskirche und der Dominikanerkirche St. Michael. Jede Phase der Petrikirche wurde gleich mit Gräbern umgeben, wobei jüngere, größere Bauten die zuständigen Teile der Kirchhöfe in ihre Innenräume hereinnahmen. Von Anfang an wurde in den Innenräumen der Kirchen bestattet; einer der ältesten Grabsteine - noch aus dem 13. Jahrhundert - mit spitzbogiger Gestaltung des Oberteils und mit der Inschrift „Bogdalus Lev“ wurde in der Petrikirche in Brno freigelegt. Die relativ größte Gruppe von Grabsteinen stammt freilich aus dem Kloster Velehrad¹⁶⁷. Seit dem 14. Jahrhundert erscheinen von Bürgern gestiftete Friedhofskapellen¹⁶⁸.

5. Schlussbemerkung

Trotz mancher interessanter Ergebnisse muss man im Vergleich zu manchen Nachbarländern betonen, dass die Kirchenarchäologie in Mähren nicht im Vordergrund steht; leider gilt dies auch für die Erforschung der Kirchenarchitektur. Bis zum Ende der Romanik stellt Mähren eher eine Peripherie in der Entwicklung der europäischen Baukunst dar, vielleicht mit einigen Ausnahmen. Die Lage begann sich erst mit dem Auftreten der Gotik und mit den gründlichen strukturellen Umwandlungen des 13. Jahrhunderts zu ändern. Es ist dabei die Rolle der Klöster - besonders der Zisterzienser mit ihrer Bauhütte - als auch der Stifter - besonders aus dem Kreis des herrschenden Geschlechts der Přemysliden und besonders seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch des Bischofs Bruno - hervorzuheben. Mit dem Ausbau der Privatbesitzungen ging die Verdichtung des Pfarrnetzes Hand in Hand; die Tätigkeit der Klöster - und wahrscheinlich auch der städtischen Bauhütten - verhalf auch zu einem Aufschwung der Steinarchitektur auf dem Land. Innovativ traten die Städte mit ihren geistlichen Bedürfnissen auf den Plan, wobei besonders stark als selbständiges Phänomen die Mendikantenarchitektur zur Geltung kam. Im 13. Jahrhundert stehen wir also vor Mähren wie vor einem auch sonst üblichen europäischen Land, das sich den neuen, meist aus Westen und Süden kommenden Einflüssen vollkommen öffnet und sie weiter entwickelt.

¹⁶⁷ PROCHÁZKA 2000, 76-77; POJSL 1985; zusammenfassend: UNGER 2000c.

¹⁶⁸ BOROVSÝ 2000.

Literaturverzeichnis

- BACHMANN 1940:
E. BACHMANN, Eine spätstaufige Baugruppe im mittelböhmischem Raum. Brünn-Leipzig 1940.
- BACHMANN 1941:
E. BACHMANN, Sudetenländische Kunsträume im 13. Jahrhundert. Brünn-Leipzig 1941.
- BACHMANN 1977:
E. BACHMANN, Vorrömanische und romanische Architektur in Böhmen. In: E. BACHMANN (Hrsg.), Romanik in Böhmen. München 1977, 19-137.
- BELCREDI 1993:
L. BELCREDI, Archeologický výzkum kaple sv. Kateřiny v areálu kláštera Porta coeli v Předklášteří u Tišnova – Archäologische Erforschung der Kapelle der Hl. Katharina und des Klosters Porta coeli in Předklášteří u Tišnova (Vorkloster bei Tischnowitz). Archaeologia historica 18, 1933, 315-343.
- BENEŠOVSKÁ 1986:
K. BENEŠOVSKÁ, Kostel v Trstěnici u Znojma a otázka a otázka funkce tzv. vedlejších prostor středověkých kostelů – Die Kirche in Trstěnice bei Znojmo und die Problematik der Nebenräume der mittelalterlichen Kirchen. Archaeologia historica 11, 1986, 305-312.
- BENEŠOVSKÁ 1998:
K. BENEŠOVSKÁ, Klášter minoritů a klarisek ve Znojmě a jeho středověká podoba. In: M. BLÁHOVÁ, I. HLAVÁČEK (Hrsg.), Česko-rakouské vztahy ve 13. století. Rakousko (včetně Štýrska, Korutan a Kraňska) v projektu velké říše Přemysla Otakara II. Sborník z příspěvků ze symposia konaného 26.- 27. září 1996 ve Znojmě. Praha 1998, 217-236.
- BENEŠOVSKÁ 2003:
K. BENEŠOVSKÁ, Královský dům v Brně a jeho kaple. In: J. FAJT (Hrsg.), Dvorské kaple vrcholného a pozdního středověku a jejich umělecká výzdoba. Praha 2003, 426-431.
- BERTHOLD 2005:
W. BERTHOLD, Zum ökonomischen Hintergrund des Kirchenbaus im Spätmittelalter (Nieder- und Oberösterreich). Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 21, 2005, 279-296.
- BINDING 2000:
G. BINDING, Empore. I. Begriff; Typen; Verbreitung im lateinischen Westen. In: Lexikon des Mittelalters 5, CD-ROM-Ausgabe, Stuttgart-Weimar 2000, 1554-1557 = Lexikon des Mittelalters 3, Stuttgart-Weimar 1999, Sp. 1895-1896.
- BLÁHA, BOROVSÝ, CZAJKOWSKI, HODEČEK 2001:
J.(Jiří) BLÁHA, T. BOROVSÝ, P. CZAJKOWSKI, D. HODEČEK, Kostel sv. Kumhuty v Kostelci u Jihlavy – Kirche der hl. Kungunde in Kostelec u Jihlavy. Průzkumy památek 8, 2001, 104-117.
- BLÁHA 1996:
J.(Josef) BLÁHA, Církevní a laická společnost v Olomouci v některých projevech středověké hmotné kultury – Klerikale und laikale Gesellschaft in Olmütz in einigen Äußerungen der mittelalterlichen materiellen Kultur. Archaeologia historica 21, 1996, 169-181.
- BLÁHA, KONEČNÝ 1985:
J.(Jiří) BLÁHA, L. KONEČNÝ, K nejstarší historii města Telče – Zur ältesten Geschichte der Stadt Telč. Umělecko-historický sborník, Brno 1985, 129-160.
- BOROVSÝ 2000:
T. BOROVSÝ, Kaplani, oltářníci a jejich benefícia v kostele sv. Jakuba v Brně – Die Kapläne und Altaristen und ihre Benefizien in der Kirche des hl. Jakob in Brünn. Brno v minulosti a dnes 15, 2000, 271-312.
- BORSKÝ, ČERNOUŠKOVÁ 1999:
P. BORSKÝ, D. ČERNOUŠKOVÁ, Kostel sv. Kunhuty v Brně-Zábrdovicích. Stavebně-historický průzkum, Brno; Manuskript im Archiv von Archaia Brno, o.p.s.
- BORSKÝ, ČERNOUŠKOVÁ 2000:
P. BORSKÝ, D. ČERNOUŠKOVÁ, Kostel sv. Jiljí v Brně-Komárově. Stavebně-historický průzkum, Brno; Manuskript im Archiv von Archaia Brno, o.p.s.
- BORSKÝ, ČERNOUŠKOVÁ, KONEČNÝ 1998:
P. BORSKÝ, D. ČERNOUŠKOVÁ, L.J. KONEČNÝ, Kostel sv. Leonarda v Mušově – Kirche des hl. Leonhard in Mušov. Průzkumy památek 2, 1998, 21-46.
- BORSKÝ, ČERNOUŠKOVÁ, MARÁZ 1993-1995:
P. BORSKÝ, D. ČERNOUŠKOVÁ, K. MARÁZ, Ke stavebnímu vývoji kostela sv. Jakuba většího v Pohořelicích ve středověku. Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity F37-39, 1993-1995, 189-198.
- BORSKÝ, ONDRA, SALAŠ, STRÁNSKÁ, VITULA 2002:
P. BORSKÝ, K. ONDRA, M. SALAŠ, R. STRÁNSKÁ, P. VITULA, Archeologický, geofyzikální a petrografický výzkum románskogotického kostela v Bučovicích – Archeological, geophysical and petrographical surveys of Romanesque-gothic church in Bučovice. In: V. HAŠEK, R. NEKUDA, J. UNGER (Hrsg.), Ve službách archeologie – In service to archaeology IV, Brno 2002, 70-75.
- BORSKÝ, STRÁNSKÁ, VITULA 2002:
P. BORSKÝ, R. STRÁNSKÁ, P. VITULA, Bučovice(okr. Vyškov) – Bučovice (Bez. Vyškov), das Schloss „Zámek“. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR v Brně 43, 2002, 252-254.
- BORSKÝ, STRÁNSKÁ, VITULA 2003:
P. BORSKÝ, R. STRÁNSKÁ, P. VITULA, Záchraný a zjišťovací archeologický výzkum zaniklého románskogotického kostela v areálu Bučovického zámku. Zprávy Státního památkového ústavu v Brně 6/2002, Brno 2003, 95-102.
- BRETHOLZ 1912:
B. BRETHOLZ, Geschichte Böhmens und Mährens bis zum Aussterben der Přemysliden. München-Leipzig 1912.
- BRUCHER 1990:
G. BRUCHER, Gotische Baukunst in Österreich. Salzburg-Wien 1990.
- CDB:
Codex diplomaticus et epistolaris Bohemiae et Moraviae (ed. G. Friedrich). Band I, II, III/1, Praha 1905-1907, 1912, 1942.
- CEJNKOVÁ 1992:
D. CEJNKOVÁ, Archeologický výzkum ve starobrněnském klášteře – Archäologische Forschung im Altrünner Kloster. Forum brunense 1992, 11-20.

- CEJNKOVÁ, LOSKOTOVÁ, PLAČEK 1995:
D. CEJNKOVÁ, I. LOSKOTOVÁ, M. PLAČEK, *Předběžné výsledky archeologického výzkumu Špilberku – Vorläufige Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen der Burg Špilberk*. Brno v minulosti a dnes 13, 1995, 150-160.
- CEJNKOVÁ, MĚŘÍNSKÝ, SULITKOVÁ 1984:
D. CEJNKOVÁ, Z. MĚŘÍNSKÝ, L. SULITKOVÁ, *K problematice počátků města Brna – Zur Problematik der Anfänge der Stadt Brno*. Československý časopis historický 32, 1984, 250-270.
- ČERNUŠÁK 2002:
T. ČERNUŠÁK, *K počátkům herburského kláštera v Brně (okolnosti vzniku a srovnání s vývojem v Německu) – Zu den Anfängen des Herburgklosters in Brünn. Umstände der Entstehung und Vergleich mit der Entwicklung in Deutschland*. Disputationes Moraviae 3, Ve stopách sv. Benedikta, Brno 2002, 113-122.
- ČERNÝ 1997:
P. ČERNÝ, *Zobrazení přemyslovské genealogie v rotundě sv. Kateřiny ve Znojmě a některé aspekty její interpretace*. In: P. CYPRIÁN (Hrsg.), *Znojmská rotunda ve světle vědeckého poznání*. Znojmo 1997, 78-92.
- CHUDÁREK, 2001:
Z. CHUDÁREK, *Fragment západního portálu klášterního kostela ve Žďáru – Fragment eines Westportals an der Klosterkirche in Žďár nad Sázavou (Saar)*. Zprávy památkové péče 61, 2001, 188-194.
- CHUDÁREK 2002:
Z. CHUDÁREK, *Založení cisterciáckého kláštra ve Žďáře a první půlstoletí jeho stavebních proměn – The foundation of the Cistercian Abbey at Žďár nad Sázavou and the first fifty years its building modifications*. In: L. JAN, P. OBŠUSTA (Red.), *Ve stopách sv. Benedikta. Sborník příspěvků z konference Středověké kláštery v zemích Koruny české konané ve dnech 24.-25. května 2001 v Třebíči*. Brno 2002, 245-253.
- ČIŽMÁŘ 2002:
Z. ČIŽMÁŘ, *Moravský Krumlov, k.ú. Rokytná (okr.Znojmo) – Moravský Krumlov, Kataster. Rokytná (Bez. Znojmo), intravilán obce - Intravilan der Gemeinde. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR v Brně 43, 2001 (2002), 275-276.*
- DOHNAL 1981:
V. DOHNAL, *Mladohradištní pohřebiště na Olomoucku – The cemetery from the Late Phase of Slavic (Hill-fort) Period in the Olomouc district*. Archeologické rozhledy 33, 1981, 258-279.
- DOLEŽEL 1993:
J. DOLEŽEL, *K pořadu duchovních správců blanenského kostela ve 14. a 15. století. Vlastivědná ročenka 93, Okresní archiv (Bezirksarchiv) Blansko 1993, 5-16.*
- DOLEŽEL 1997:
J. DOLEŽEL, *Deblín (okr. Brno-venkov), kostelní ostrožna - uliční prostor před č.p. 93 a 99. – Deblín (Bez. Brno-venkov), der Kirchenbergsporn, der Raum vor den Häusern N. 93 und 99. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR (ČSAV) v Brně 1993-1994 (1997), 193.*
- DOLEŽEL 1998:
J. DOLEŽEL, *Ante aream monasterii sante Crucis - klášter v Doubravniku ve světle dosavadních výzkumů – Ante aream monasterii sante Crucis - Das Kloster von Doubravnik im Licht bisheriger Forschungen*. Pravěk NR 8, 1998, 321-340:
- DOLEŽEL 1999:
J. DOLEŽEL, *Blansko (okr. Blansko), farní kostel sv. Martina – Pfarrkirche St. Martin. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR v Brně 39, 1995-1996 (1999), 373-374.*
- DOLEŽEL 2003:
J. DOLEŽEL, *K problematice etnické skladby středověké kolonizace Dražanské vrchoviny – Zur ethnischen Struktur der mittelalterlichen Kolonisation des Hochlandes Dražanská vrchovina*. Archaeologia historica 28, 2003, 123-173.
- DOSTÁL 1968:
B. DOSTÁL, *Spätburgwallzeitliche und neuzeitliche Grabstätten in Znojmo-Hradiště. Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity E13, 1968, 7-66.*
- DVOŘÁK 1996a:
J. DVOŘÁK, *Kámen středověkých staveb na Moravě – Der Stein der mittelalterlichen Bauten in Mähren*. Archaeologia historica 21, 509 - 512.
- DVOŘÁK 1996b:
J. DVOŘÁK, *Stavební kamenný materiál středověkých staveb na jižní Moravě – Der Baustein der mittelalterlichen Bauten in Südmähren*. Jižní Morava 32, sv. 35, 1996, 302-306.
- DVOŘÁK 1997:
J. DVOŘÁK, *Stavební kámen starší středověké architektury v Brně – Der Stein der älteren mittelalterlichen Architektur in Brno*. In: R. NEKUDA, J. UNGER (Hrsg.), *Z pravěku do středověku. Sborník k 70. narozeninám Vladimíra NEKUDY*. Brno 1997, 165-174.
- DVOŘÁK 1999:
J. DVOŘÁK, *Horninový materiál a postup stavebních prací nejstarších klášterů na Moravě – Gesteinmaterial und Fortgang der Bauarbeiten an den ältesten Klöstern in Mähren*. Pravěk - Nová řada 8/1998, 1999, 379-393.
- DVOŘÁK, UNGER 1998:
J. DVOŘÁK, J. UNGER, *Horninový materiál a stavební postup románského a gotického kostela sv.leonarda v Mušově (okr. Břeclav)*. Archeologické rozhledy 50, 1998, 619-631.
- FILLITZ 1998:
H. FILLITZ, *Die Architektur bis zur Zeit Herzog Leopolds VI. Katalog*. In: H. FILLITZ (Hrsg.), *Geschichte der bildenden Kunst in Österreich. I: Früh und Hochmittelalter*. München-New York, 231-336.
- FIŠER 2001:
R. FIŠER, *Klášter uprostřed lesa – Kloster in der Mitte des Waldes. Zwei Studien aus der Geschichte der Trebitscher Bendiktinerabtei*. Brno 2001.
- FIŠEROVÁ 1977:
K. FIŠEROVÁ, *Výtvarné předpoklady české gotiky – Bildungsvoraussetzungen der Gotik in Böhmen*. Umění 25, 1977, 24-34.
- FLODOVÁ 1995:
M. FLODOVÁ, *„Královský“ a „markraběcí“ dům v Brně – Das königliche und das „markgräfliche“ Haus in Brno*. Brno v minulosti a dnes 13, 1995, 65-89.
- FRB II:
Fontes rerum Bohemiarum II (ed. J. EMLER). Praha 1874.
- FRIEDL 1966:
J.A. FRIEDL, *Přemyslovci ve Znojmě. Ikonografie posvátného oráře v českém mythu*. Praha 1966.

- GEISLER 1986:
M. GEISLER, Holubice - pohřebiště z mladohradištního období. Brno 1986.
- GREGOR, PÍCHA, TICHÝ 2001:
V. GREGOR, B. PÍCHA, A. TICHÝ, Ověření základů středověké kaple sv. Víta v Brně – The verification of the medieval foundations of the St. Vitus little Church in Brno. In: Ve službách archeologie III – In Service to archaeology III, Brno 2001, 52-55.
- HAŠEK, KOVÁRNÍK 1999:
V. HAŠEK, J. KOVÁRNÍK, Geofyzikální prospekce a archeologický výzkum v areálu bývalého minoritského kláštera ve Znojmě (mit deutscher Zusammenfassung). Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR v Brně 40, 1997-1998 (1999), 434-438.
- HAŠEK, MĚŘÍNSKÝ 1991:
V. HAŠEK, J. MĚŘÍNSKÝ, Geofyzikální metody v archeologii – Geophysikalische Methoden in der Archäologie in Mähren. Brno 1991.
- HAŠEK, UNGER 2001:
V. HAŠEK, J. UNGER, Geofyzikální propcece při archeologickém výzkumu hrobek a krypt – Die geophysikalische Prospektion bei der archäologischen Erforschung von Gräbern und Krypten. In: Ve službách archeologie II – In Service to archaeology II, Brno 2001, 87-111.
- HAŠEK, UNGER 2005:
V. HAŠEK, J. UNGER, Geophysikalische Prospektion und archäologische Forschung in mährischen Kirchen. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 21, 2005, 297-311.
- HAŠEK, UNGER, ZÁHORA 1997:
V. HAŠEK, J. UNGER, R. ZÁHORA, Archäologische Prospektion mit Georadar in Mähren. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 13, 1997, 23-39.
- HAVLÍK 1988:
L. HAVLÍK, K postavení znojemského Hradiště a hradu v 9.-12. století. Jižní Morava 24, 1988, 133-147.
- HEJDOVÁ, NECHVÁTAL 1970:
D. HEJDOVÁ, B. NECHVÁTAL, Raně středověké dlaždice v Čechách – Frühmittelalterliche Fliesen in Böhmen. Památky archeologické 61, 1970, 395-471.
- HOLUB, KOLAŘÍK, MERTA, PEŠKA, ZAPLETALOVÁ, ZÚBEK 2004:
P. HOLUB, V. KOLAŘÍK, D. MERTA, M. PEŠKA, D. ZAPLETALOVÁ, A. ZÚBEK, Předběžné výsledky záchranných archeologických výzkumů v Brně v roce 2003 – Vorläufige Ergebnisse archäologischer Rettungsgrabungen in Brno im Jahr 2003. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR v Brně 45, 2004, 39-95.
- HOLUB, KOLAŘÍK, MERTA, PEŠKA, ZAPLETALOVÁ, ZÚBEK 2005:
P. HOLUB, V. KOLAŘÍK, D. MERTA, M. PEŠKA, D. ZAPLETALOVÁ, A. ZÚBEK, Předběžné výsledky záchranných archeologických výzkumů v Brně v roce 2004 – Vorläufige Ergebnisse archäologischer Rettungsgrabungen in Brno im Jahr 2004. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR v Brně 46, 2005, 111-169.
- HOSÁK 1938/2004:
L. HOSÁK, Historický místopis země Moravskoslezské. Brno 2004 (Neudruck der Erstausgabe: Praha 1938).
- HOSÁK 1948:
L. HOSÁK, Dějiny Hustopečska do poloviny 14. století. Praha 1948.
- HRUBÝ 1967:
V. HRUBÝ, Kostel sv. Michala ve Starém Městě (mit deutscher Zusammenfassung). Časopis moravského musea - vědy společenské 52, 1967, 47-74.
- HURT 1969:
R. HURT, Kostel Nanebevzetí Panny Marie v Brně - Zábrdovicích, příloha. Vlastivědného věstníku moravského 21, Brno 1969.
- JAN 1996:
L. JAN, Dějiny kapituly. In: L. JAN, R. PROCHÁZKA, B. SAMEK, Sedm set let brněnské kapituly – Sieben Hundert Jahre des Brünner Kapitels. Brno 1996, 41-105.
- JAN 1997:
L. JAN, Několik poznámek k nejstarší církevní organizaci na Znojemsku – Einige Bemerkungen zu der ältesten Kirchenorganisation in der Znaimer Region. Časopis Matice moravské 116, 1997, 39-51.
- JELÍNKOVÁ 1999:
D. JELÍNKOVÁ, Slovanské pohřebiště z 9. až 12. století v Mušově I. Katalog. Brno 1999.
- KAIGL, CHALOUPEK 1998:
J. KAIGL, P. CHALOUPEK, Vesnické románské kostely s chórovou věží a apsidou. Příspěvek architektů k poznání staveb dochovaných v českých zemích – Romanische Dorfkirchen mit einem Chorturm und Apsis. Beitrag der Architekten zur Erkenntnis in Tschechien erhaltenen Bauwerken. Zprávy památkové péče 58, 1998, 261-275.
- KALINOVÁ 1977-1978:
A. KALINOVÁ, Nález kamenicky opracovaných článků v Újezdě u Černé Hory. Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity F 21-22, 1977-1978, 43-44.
- KLANICOVÁ 1996:
E. KLANICOVÁ, Románský kostel objevený v roce 1992 na břeclavském náměstí (K problematice vývoje církevní architektury). Muzejní spolek-zpravodaj 1996, 2-6.
- KLANICOVÁ, PEŠKA 1996:
E. KLANICOVÁ, J. PEŠKA, Archeologický výzkum na náměstí T.G. Masaryka v Břeclavi – Archäologische Grabung auf dem T.G. Masaryk-Platz in Břeclav (Bez. Břeclav). Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR (ČSAV) v Brně 1992 (1996), 74-75.
- KLÁPŠTĚ, J. 1994:
J. KLÁPŠTĚ, Paměť krajiny středověkého Mostecká – Das Landschaftsgebiet Most als Zeuge des Mittelalters. Most 1994.
- KLÍMA 1987:
B. KLÍMA, Řadové pohřebiště z 12.-13. století v Mikulčicích (okr. Hodonín) – Reihengräberfeld aus dem 12.-13. Jahrhundert in Mikulčice (Bez. Hodonín). Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR (ČSAV) v Brně 1985 (1987), 47-48, obr. 14.
- KLÍMA 1995:
B. KLÍMA, Znojemská rotunda ve světle archeologických nálezů – Die Burgkapelle von Znojmo (Znaim). Brno 1995.
- KLÍMA 1998:
B. KLÍMA, Hradiště sv. Hypolita ve Znojmě. Deset let archeologických výzkumů velkomoravského centra (1986-1995) – Zehn Jahre archäologischer Grabungen in Znojmo-Hradiště. Sborník prací Pedagogické fakulty Masarykovy univerzity v Brně, řada společenských věd 17, 1998, 3-65.

KLÍMA 2001:

B. KLÍMA, Archeologický výzkum MU na velkomoravském výšinném hradišti sv. Hypolita ve Znojmě – Grossmährische Kirchenarchitektur auf dem St. Hippolyt-Burgwall in Znaim. In: L. GALUŠKA, P. KOUŘIL, Z. MĚŘÍNSKÝ (Hrsg), Velká Morava mezi východem a západem – Grossmähren zwischen West und Ost. Sborník příspěvků z mezinárodní vědecké konference, Uherské Hradiště-Staré Město 1999. Uherské Hradiště-Staré Město 2001, 229-240.

KOHOUTEK 1996a:

J. KOHOUTEK, Nové objevy v areálu velehradského kláštera – Neue Funde im Klosterareal Velehrad. Slovácko 38, 1996, 119-137.

KOHOUTEK 1996b:

J. KOHOUTEK, Nové poznatky o středověkém vývoji města Uherského Brodu – Neue Erkenntnisse über die Entwicklung der Stadt Uherský Brod im Mittelalter. Archaeologia historica 21, 1996, 373-384.

KOHOUTEK 1997a:

J. KOHOUTEK, Tečovice (okr. Zlín), kostel sv. Jakuba Většího – Tečovice (Bez. Zlín), St. Jakob der Ältere Kirche. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR (ČSAV) v Brně 1993-1994 (1997), 238-240.

KOHOUTEK 1997b:

J. KOHOUTEK, Uherský Brod (okr. Uherské Hradiště), kostel M. Jana Husa – Uherský Brod - Jan Hus Kirche. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR (ČSAV) v Brně 1993-1994 (1997), 248-249.

KOHOUTEK 2001:

J. KOHOUTEK, Problematika lokalizace královského hradu a vývoje středověkého města Přerova – Problematik der Lokalisierung der königlichen Burg und der Entwicklung der mittelalterlichen Stadt Přerov (Prerau). Archaeologia historica 26, 155-170.

KOHOUTEK, VÁCHA, VRLA 2002:

J. KOHOUTEK, Z. VÁCHA, R. VRLA, Nové poznatky o gotické architektuře jihovýchodní Moravy – Neue Erkenntnisse über die gotische Architektur im südöstlichen Mähren. Archaeologia historica 27, 2002, 425-444.

KOHOUTEK, VÁCHA, VRLA 2003:

J. KOHOUTEK, Z. VÁCHA, R. VRLA, Další výzkum středověké sakrální architektury na Zlínsku – Weitere Erforschung der mittelalterlichen Sakralbauten in der Gegend der Stadt Zlín. Archaeologia historica 28, 461-476.

KOHOUTEK, VÁCHA, VRLA 2004:

J. KOHOUTEK, Z. VÁCHA, R. VRLA, Výzkum středověké architektury na Zlínsku III – Erforschung der mittelalterlichen Architektur auf dem Gebiet von Zlín III. Archaeologia historica 29, 2003, 477-492.

KONEČNÝ 1972:

L. KONEČNÝ, Poznámky k vývoji děkanského kostela v Modřicích. Modřice 1972.

KONEČNÝ 1975-1976:

L. KONEČNÝ, K funkci románských rotund jihozápadní Moravy. Sborník prací filozofické fakulty brněnské university F 19-20, 1975-1976, 115-118.

KONEČNÝ 1978:

L. KONEČNÝ, Emporové rotundy s válcovou věží – Die Emporenrotunden mit Rundturm. Umění 26, 1978, 385-413.

KONEČNÝ 1981:

L. KONEČNÝ, Některé novější poznatky ke vztahu románských sakrálních a profánních objektů jižní Moravy – Neue Erkenntnisse über romanische Sakral- und Profanobjekte in Südmähren. Archaeologia historica 6, 1981, 239-248.

KONEČNÝ 1986:

L. KONEČNÝ, Výsledky stavebně - historického a archeologického průzkumu rotundy sv. Pantaleona v Pustiměři 1977-78 – Die baugeschichtliche und archäologische Untersuchung der Rotunde in Pustiměř. Archaeologia historica 11, 1986, 329-358.

KONEČNÝ 1987:

L. KONEČNÝ, Záchranný výzkum románského kostela v Novosedlech – Rettungsuntersuchungen der romanischen Kirche in Novosedly. Jižní Morava 23, 1987, 95-113.

KONEČNÝ 1988:

L. KONEČNÝ, K románské podobě a funkci kostela sv. Jana Křtitele v Jihlavě – Zur Romanischen Baugestalt und Funktion der Kirche St. Johannes des Täufers in Jihlava. In: V. FROLEC (Hrsg), Rodné zemi. Sborník k 100. výročí Muzejní a vlastivědné společnosti v Brně a k 60. narozeninám PhDr. Vladimíra NEKUDY. Brno 1988, 405-418.

KONEČNÝ 1989:

L. KONEČNÝ, Znojemský karner – Der Kerner von Znojmo. Jižní Morava 28, Jahrg. 29, 1989, 103-114.

KONEČNÝ 1995-1996:

L. KONEČNÝ, Počátky Brna ve světle nejnovějších poznatků – Die Anfänge der Stadt Brünn im Licht der jüngsten Interpretationen. Forum brunense 1995-1996, 7-20.

KONEČNÝ 1996a:

L. KONEČNÝ, Nejstarší krypty a funkce svatopetrského chrámu v Brně – Die ältesten Krypten und die Funktion der St. Peters Kirche in Brünn. Umění 44, 1996, 315-344.

KONEČNÝ 1996b:

L. KONEČNÝ, Pozůstatky románského kostelíka sv. Klimenta u Lipůvky. In: F. ODEHNAL, V. PODBORSKÝ (Red.), Sv. Kliment u Lipůvky, významná památka z počátku našich dějin. Brno 1996, 61-74.

KONEČNÝ 1996c:

L. KONEČNÝ, Románský kostel sv. Petra a Pavla v Řeznovicích – Romanische St. Peter und Paulkirche in Řeznovice. Brno 1996.

KONEČNÝ 1997:

L. KONEČNÝ, Ikonografická problematika románské výmalby znojemské rotundy. In: P. CYPRIÁN (Hrsg.), Znojemská rotunda ve světle vědeckého poznání. Znojmo 1997, 59-78.

KONEČNÝ, BORSKÝ, HOŘÍNEK 1994:

L. KONEČNÝ, P. BORSKÝ, J. HOŘÍNEK, K nejstarším stavebním dějinám kláštera Rosa Coeli v Dolních Kounicích. Jižní Morava 30, 1994, 264-273.

KONEČNÝ, KUČA 1988:

L. KONEČNÝ, K. KUČA, Zjišťovací průzkum a rekonstrukce románského kostela sv. Petra a Pavla v Řeznovicích – Rettungsgrabung und Rekonstruktion der romanischen St. Peters und Pauls-Kirche in Řeznovice in Mähren. Archaeologia historica 13, 1988, 385-391.

KOŠTUŘÍK, KOVÁRNÍK 1986:

P. KOŠTUŘÍK, J. KOVÁRNÍK, Soupis pravěkých a slovanských lokalit. In: P. KOŠTUŘÍK, J. KOVÁRNÍK, Z. MĚŘÍNSKÝ, M. OLIVA, Pravěk Třebíčska. Brno-Třebíč 1986, 173-255.

- KOUŘIL, MĚŘÍNSKÝ 1996:
P. KOUŘIL, Z. MĚŘÍNSKÝ, Sakrální architektura a hmotné památky odrážející projevy duchovní kultury z moravských a slezských archeologických výzkumů – Sakralarchitektur und Denkmäler der Sachkultur - Widerspiegelung der Äusserungen der geistigen Kultur aus den mährischen und schlesischen archäologischen Ausgrabungen (Arbeitstheze). *Archaeologia historica* 21, 1996, 111-119.
- KROUPA 1996a:
P. KROUPA, Farní kostel sv. Mikuláše ve Znojmě – Die Pfarrkirche des hl. Nikolaus in Znojmo (Znaim). *Průzkumy památek* 2, 1996, 73-100.
- KROUPA 1996b:
P. KROUPA, Premonstrátský klášter Louka – Prämonstratenser Stift Bruck bei Znaim. In: J. UNGER, J. DVOŘÁK, P. KROUPA, J. SEJBAL, Archeologický, uměleckohistorický, petrografický a numismatický výzkum v areálu louckého kláštera roku 1995 – Archäologische und bauhistorische Forschung im Areal des Stiftes Bruck (Louka) im Jahre 1995. *Jižní Morava* 32, 1996, 36-42.
- KROUPA 1997:
P. KROUPA, Loucký klášter ve středověku a renesanci - kostel a klášterní budovy. In: *Premonstrátský klášter v Louce. Dějiny - umělecká výzdoba - ikonologie*. Znojmo 1997, 52-61.
- KROUPA 1999:
P. KROUPA, Dobový vzhled gotických kostelů. In: K. CHAMONIKOLA (Hrsg.), *Od gotiky k renesanci. Výtvarná kultura Moravy a Slezska 1400-1550*. Brno 1999, 85-140.
- KRZEMIENSKA 1987:
B. KRZEMIENSKA, Die Rotunde in Znojmo und die Stellung Mährens im böhmischen Přemyslidenstaat. *Historica* 27, 1987, 5-59.
- KUDĚLKA 1977-1978:
Z. KUDĚLKA, Výzkum románské architektury na Moravě I. *Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity F* 21-22, 1977-1978, 39-42.
- KUDĚLKA 1980:
Z. KUDĚLKA, Kostel a obytné stavení románského dvorce v Čáslavicích. *Umění* 28, 1980, 380-382.
- KUDĚLKA 1982:
Z. KUDĚLKA, Stavební vývoj románského kostela v Přibyslavicích – Die Baugeschichte der romanischen Kirche in Přibyslavice. *Umění* 30, 1982, 143-150.
- KUDĚLKA 1984:
Z. KUDĚLKA, Románská architektura na Moravě. In: R. CHADRABA (Hrsg.), *Dějiny českého výtvarného umění I/1*. Praha 1984, 74-91.
- KUDĚLKA 1985:
Z. KUDĚLKA, Vícenický karner. O funkci některých sakrálních prostor na Moravě ve 13. století – Der Karner in Vicensice. Über die Funktion einiger Sakralräume im 13. Jahrhundert in Mähren. In: J. SEDLÁŘ (Hrsg.), *Uměleckohistorický sborník*. Brno 1985, 161-171.
- KUDĚLKA 1995:
Z. KUDĚLKA, Počátky brněnského dómu – Die Anfänge der Brünner Domkirche. *Umění* 43, 1995, 195-218.
- KUDĚLKA, BORSKÝ, KONEČNÝ, NEUBAUEROVÁ, SAMEK 1988-1989:
Z. KUDĚLKA, P. BORSKÝ, L. KONEČNÝ, D. NEUBAUEROVÁ, B. SAMEK, Výzkum románské architektury na Moravě V. *Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity F* 32-33, 1988-1989, 63-74.
- KUDĚLKA, BORSKÝ, KONEČNÝ, SAMEK 1990-1992:
Z. KUDĚLKA, P. BORSKÝ, L. KONEČNÝ, B. SAMEK, Výzkum románské architektury na Moravě VI. *Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity F* 34-36, 1990-1992, 183-204.
- KUDĚLKA, KALINOVÁ, KONEČNÝ, SAMEK 1982-1983:
Z. KUDĚLKA, A. KALINOVÁ, L. KONEČNÝ, B. SAMEK, Výzkum románské architektury na Moravě III. *Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity F* 26-27, 1982-1983, 80-87.
- KUDĚLKA, KALINOVÁ, KONEČNÝ, SAMEK 1984-1985:
Z. KUDĚLKA, A. KALINOVÁ, L. KONEČNÝ, B. SAMEK, Výzkum románské architektury na Moravě IV. *Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity F* 28-29, 1984-1985, 29-41.
- KUDĚLKA, KONEČNÝ, SAMEK 1981:
Z. KUDĚLKA, L. KONEČNÝ, B. SAMEK, Výzkum románské architektury na Moravě II. *Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity F* 25, 1981, 55-62.
- KUTAL 1984:
A. KUTAL, Gotické sochařství. In: R. CHADRABA (Hrsg.), *Dějiny českého výtvarného umění I/1*. Praha 1984, 216-283.
- KUTHAN 1974:
J. KUTHAN, Fundace a počátky kláštera cisterciáček v Tišnově. *Časopis Matice moravské* 93, 1974, 361-370.
- KUTHAN 1982:
J. KUTHAN, Architektura v přemyslovském státě 13. století v českých zemích. In: J. KUTHAN (Ed.), *Umění doby posledních Přemyslovců. Roztoky u Prahy* 1982, 181-351.
- KUTHAN 1983:
J. KUTHAN, Počátky a rozmach gotické architektury v Čechách. K problematice cisterciácké stavební tvorby. Praha 1983.
- KUTHAN 1993:
J. KUTHAN, Přemysl Otakar II. Král železný a zlatý. Král zakladatel a mecenáš. Praha 1993.
- KUTHAN 1994:
J. KUTHAN, Česká architektura v době posledních Přemyslovců. Města, hrady, kláštery, kostely. Vimperk 1994.
- LAPÁČEK 1999:
J. LAPÁČEK, Otazníky nad počátky města Přerova. *Sborník státního okresního archivu Přerov* 1999, 9-47.
- LÍBAL 1948:
D. LÍBAL, Gotická architektura v Čechách a na Moravě. Praha 1948.
- LÍBAL 1984:
D. LÍBAL, Gotická architektura. In: R. CHADRABA (Hrsg.), *Dějiny českého výtvarného umění I/1*. Praha 1984, 145-215.
- LÍBAL 2001:
D. LÍBAL, *Katalog gotické architektury v České republice do husitských válek*. Praha 2001.
- LUDÍKOVSKÝ, SNÁŠIL 1974:
K. LUDÍKOVSKÝ, R. SNÁŠIL, Mladohradištní kostrové pohřebiště ve Velkých Hostěrádkách (o. Břeclav) – Jungburgwallzeitliches Skelettgräberfeld in Velké Hostěrádky (Bez. Břeclav). *Studie Archeologického ústavu ČSAV v Brně II/1973*, Praha 1974.

- MADAJ 1998:
M. MADAJ, Přehled archeologických výzkumů středověkých klášterů na Moravě do roku 1995 – Übersicht archäologischer Grabungen in mittelalterlichen Klöstern in Mähren bis 1995. *Pravěk* NŘ 8, 1998, 263-276.
- MALINOVÁ 1973:
R. MALINOVÁ, Kámen v románské architektuře jižní Moravy. Unpublizierte Magisterarbeit, Philosophische Fakultät der Brünnener Universität, Lehrstuhl der Kunstgeschichte. Brno 1973.
- MĚCHUROVÁ 1997:
Z. MĚCHUROVÁ, Konůvky-zaniklá středověká ves ve Ždánickém lese – Konůvky, eine mittelalterliche Ortswüstung in dem Hügelland Ždánický les. Studie Archeologického ústavu Akademie věd ČR v Brně 17, Brno 1997.
- MERHAUTOVÁ 1970:
A. MERHAUTOVÁ, Einfache mitteleuropäische Rundkirchen (ihr Ursprung, Zweck und ihre Bedeutung). *Rozpravy Československé akademie věd, řada společenských věd* 80/7, Praha 1970.
- MERHAUTOVÁ 1971:
A. MERHAUTOVÁ, Raně středověká architektura v Čechách. Praha 1971.
- MERHAUTOVÁ 1974:
A. MERHAUTOVÁ, Romanische Kunst in Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien. Prag 1974.
- MERHAUTOVÁ 1988:
A. MERHAUTOVÁ, Skromné umění. Ostrovská zdobená terakota (mit deutscher Zusammenfassung), Praha 1988.
- MERHAUTOVÁ, TŘEŠTÍK 1984:
A. MERHAUTOVÁ, D. TŘEŠTÍK, Románské umění v Čechách a na Moravě – Die romanische Kunst in Böhmen und Mähren. Praha 1984.
- MERTA, PEŠKA, SADÍLEK, URBÁNKOVÁ 2001:
D. MERTA, M. PEŠKA, J. SADÍLEK, K. URBÁNKOVÁ, Kostel sv. Mikuláše na Dolním trhu v Brně – Die Kirche des hl. Nikolaus auf dem Unterring in Brünn. Brno v minulosti a dnes 15, 2001, 107-132, 465-467.
- MĚŘÍNSKÝ 1981:
Z. MĚŘÍNSKÝ, Přehled dosavadního stavu výzkumu fortifikací 11. až počátku 16. století na Moravě a ve Slezsku (hradiska a hrady) – Übersicht des bisherigen Standes der Erforschung von Befestigungen aus dem 11. bis Anfang des 16. Jahrhunderts in Mähren und Schlesien (Burgwälle und Burgen). *Archaeologia historica* 6, 1981, 147-197.
- MĚŘÍNSKÝ 1985a:
Z. MĚŘÍNSKÝ, Archeologická topografie katastrálních území obcí v oblasti vodního díla Nové Mlýny (okres Břeclav) – Archäologische Topographie der Katastralgebiete der Gemeinden im Gebiet der Talsperre Nové Mlýny. *Jižní Morava* 21, 1985, 205-220.
- MĚŘÍNSKÝ 1985b:
Z. MĚŘÍNSKÝ, Církevní instituce na Moravě a jejich úloha ve vývoji hospodářství a osídlení od 10. století do předhusitského období – Die kirchliche Institutionen in Mähren und ihre Rolle bei der Entwicklung von Wirtschaft und Besiedlung seit dem 10. Jahrhundert bis in die vorhusitische Zeit. *Archaeologia historica* 10, 1985, 385-393.
- MĚŘÍNSKÝ 1986a:
Z. MĚŘÍNSKÝ, Morava v 10. století ve světle archeologických nálezů (mit deutscher Zusammenfassung). *Památky archeologické* 77, 1986, 18-80.
- MĚŘÍNSKÝ 1986b:
Z. MĚŘÍNSKÝ, Podíl archeologie na výzkumu středověké architektury 11. až poloviny 16. století na Moravě a ve Slezsku – Der Anteil der Archäologie an der Untersuchung der mittelalterlichen Architekturen aus der Zeit vom 11. bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts in Mähren und Schlesien. *Archaeologia historica* 11, 1986, 25-55.
- MĚŘÍNSKÝ 1997a:
Z. MĚŘÍNSKÝ, Hrad Spytihněv v souvislostech moravského vývoje v 11. až 12. století a otázka existence údělu Břetislavova syna Spytihněva na Moravě – Die Burg Spytihněv im Zusammenhang der mährischen Entwicklung im 11. und 12. Jahrhundert und die Frage der Existenz des Anteils Spytihněvs, des Sohnes Břetislavs, in Mähren. *Časopis Matice moravské* 116, 1997, 19-37.
- MĚŘÍNSKÝ 1997b:
Z. MĚŘÍNSKÝ, K problematice nekropolí druhé poloviny 10. až počátku 13. století na Moravě. – Zur Problematik der Gräberfelder der zweiten Hälfte des 10. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts in Mähren. In: R. NEKUDA, J. UNGER (Hrsg.), *Z pravěku do středověku. Sborník k 70. narozeninám Vladimíra NEKUDY*. Brno 1997, 87-94.
- MĚŘÍNSKÝ, UNGER 1983:
Z. MĚŘÍNSKÝ, J. UNGER, Archeologický výzkum pozůstatků kostela na zaniklé vsi Koválov u Žabčic – Die archäologische Erforschung der Kirchen-Überreste in dem gewüsteten Dorfe Koválov bei Žabčice, Bez. Brno-Land. *Jižní Morava* 19, 1983, 119-135.
- MĚŘÍNSKÝ, UNGER 1987:
Z. MĚŘÍNSKÝ, J. UNGER, Zaniklá ves Koválov u Žabčic (archeologické nálezy), Mikulov. – Dorfwüstung Koválov bei Žabčice (archäologische Funde). Mikulov 1987.
- MRÁZEK 1993:
I. MRÁZEK, Kamenná tvář Brna – Das steinerne Antlitz Brünns (mit deutscher Zusammenfassung). Brno 1993.
- NECHVÁTAL 1997:
B. NECHVÁTAL, K problematice nálezové situace pohřebiště v Radomyšli u Strakonice – Zur Problematik der Fundsituation des Gräberfeldes in Radomyšl bei Strakonice. *Archaeologia historica* 22, 1997, 61-96.
- NOVOTNÝ 1961:
B. NOVOTNÝ, Výzkum hradiště „Hrůdy“ u Sudoměřic. *Sborník československé společnosti archeologické* 1, 1961, 61-81.
- NOVOTNÝ 1965:
B. NOVOTNÝ, Záchranný zjišťovací výzkum části základů kostela sv. Mikuláše v Brně na náměstí Svobody. *Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR (ČSAV) v Brně* 1964 (1965), 64-65.
- NOVOTNÝ 1966:
B. NOVOTNÝ, Záchranný výzkum základů a okolí kostela sv. Mikuláše v Brně. *Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR (ČSAV) v Brně* 1965 (1966), 77-79.
- NOVOTNÝ 1967:
B. NOVOTNÝ, Výzkum zaniklého kostela sv. Mikuláše na náměstí Svobody v Brně. *Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR (ČSAV) v Brně* 1966 (1967), 57.

- NOVOTNÝ 1978:
B. NOVOTNÝ, Výzkum přemyslovského ústředí „castrum Spytihněv“ z 11.-12. století a rekonstrukce jeho údelu v archeologických a písemných pramenech – Erforschung des Přemyslidenzentrums „castrum Spytihněv“ aus dem 11.-12. Jahrhundert und die Rekonstruktion seines Territoriums in archäologischen und schriftlichen Quellen. *Archaeologia historica* 3, 183-215.
- NOVOTNÝ 1981:
B. NOVOTNÝ, Archeologický výzkum hradu „Rokyten“ na Moravě z 11.až první poloviny 12. století, jeho hradský obvod a románský dvorec Řeznovice – Die archäologische Untersuchung der Burg „Rokyten“ in Mähren aus dem 11.-12. Jahrhundert, ihr Sprengel und der romanische Herrenhof Řeznovice. *Archaeologia historica* 6, 1981, 221-238.
- NOVÝ 1972:
R. NOVÝ, Přemyslovský stát 11. a 12. století – Der Staat der Přemysliden im 11. und 12. Jahrhundert. Praha 1972.
- OBŠUSTA 1997:
P. OBŠUSTA, Výzkum románského dvorce a kostela sv. Anny v Přibyslavicích. *Naším krajem* 9, 1997, 40-58.
- PAUK 2000:
M.R. PAUK, Działalność fundacyjna możnowładztwa czeskiego i jej uwarunkowania społeczne (XI-XIII wiek) – Die Stiftungstätigkeit der böhmischen Adels Herrschaft und ihr gesellschaftliches Bedingen (11.-13. Jahrhundert). Kraków-Warszawa 2000.
- PAUKERT 1978:
V. PAUKERT, Moravské románské karnery a kaple tzv. Cyrilka v Podivíně – Mährische romanische Karner und die Kapelle des sg. Cyrilek in Podivín. *Jižní Morava* 14, 1978, 111-119.
- PETRÁČEK 2002:
T. PETRÁČEK, Fenomén darovaných lidí v českých zemích v 11.-12. století. Praha 2002.
- POJSL 1985:
M. POJSL, Středověké sepulkrální památky bývalého cisterciáckého kláštera na Velehradě – Mittelalterliche sepulkrale Denkmäler des ehemaligen Zisterzienserklosters in Velehrad. *Archaeologia historica* 10, 1985, 423-438.
- POJSL 1990:
M. POJSL, Velehrad, stavební památky bývalého cisterciáckého kláštera (mit deutscher Zusammenfassung). Brno 1990.
- PROCHÁZKA 1993:
R. PROCHÁZKA, K vývoji a funkčnímu rozvrstvení hradů 11.-12. stol. na Moravě – Zur Entwicklung und funktioneller Gliederung der Burgen des 11.-12. Jahrhunderts in Mähren. In: S. MOŽDIOCH (Hrsg.), Lokalne ośrodki władzy państwowej w XI-XII wieku w Europie Środkowo-Wschodniej. Wrocław 1993, 109-141.
- PROCHÁZKA 1996:
R. PROCHÁZKA, Die Archäologische Erforschung der Bettelordensklöster in Brno. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 12, 1993, 251-259.
- PROCHÁZKA 2000:
R. PROCHÁZKA, Zrod středověkého města na příkladu Brna (K otázce odrazu společenské změny v archeologických pramenech) – Entstehung der mittelalterlichen Stadt - Beispiel Brünn (Zur Frage der Widerspiegelung der Gesellschaftsveränderung in archäologischen Quellen). *Medievalia archaeologica* 2, 2000, 7-158.
- PROCHÁZKA 2003:
R. PROCHÁZKA, Počátky jihomoravských měst a etnické změny – Anfänge der süd-mährischen Städte und ethnische Änderungen. *Archaeologia historica* 28, 2003, 267-295.
- PROCHÁZKA, DOLEŽEL 2001:
R. PROCHÁZKA, J. DOLEŽEL, Současný stav poznání počátků jihomoravských měst (mit deutscher Zusammenfassung). *Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR v Brně* 42, 2000 (2001), 25-74.
- PROCHÁZKA, ŠTROF 1983:
R. PROCHÁZKA, A. ŠTROF, Příspěvek k osídlení Bořitova a Černé Hory na Blanensku – Zur Besiedlungsentwicklung von Bořitov und Černá Hora in der Gegend Blansko. *Vlastivědný věstník moravský* 35, 1983, 46-58.
- RADOVÁ-ŠTIKOVÁ 1986:
M. RADOVÁ-ŠTIKOVÁ, Sakristie s apsidou vesnických farních kostelů – Sakristeien mit Apsiden der ländlichen Pfarrkirchen. *Umění* 34, 1986, 441-450.
- RICHTER 1936a:
V. RICHTER, O účelu československých rotund. *Český časopis historický* 42, 1936, 237-285.
- RICHTER 1936b:
V. RICHTER, Z počátků města Brna. *Časopis Matice moravské* 60, 1936, 257-314.
- RICHTER 1951:
V. RICHTER, Neznámá moravská rotunda. *Časopis společnosti přátel starožitností českých* 59, 1951, 197-200.
- RICHTER 1952:
V. RICHTER, Románská architektura na Moravě. *Časopis společnosti přátel starožitností českých* 60, 1952, 231-234.
- RICHTER 1956:
V. RICHTER, Dvě románské stavby na třebíčském klášterství – Zwei romanische Bauten im Třebičer Klostergut. *Vlastivědný sborník Vysočiny, oddíl věd společenských I*, 1956, 102-112.
- RICHTER 1957a:
V. RICHTER, Raněgotická stavba vracovského kostela. In: *Umění a svět, uměleckohistorický sborník. Gottwaldov 1957*, 7-16.
- RICHTER 1957b:
V. RICHTER, Románský kostel v Přibyslavicích. *Zprávy památkové péče* 17, 1957, 39-41.
- RICHTER 1959:
V. RICHTER, Raně středověká Olomouc. Praha-Brno 1959.
- RICHTER 1961:
V. RICHTER, Přechodní stavby v údolí Jihlávky. *Vlastivědný sborník Vysočiny, oddíl věd společenských IV*, 1961, 23-37.
- RICHTER, SAMEK, STEHLÍK 1966:
V. RICHTER, B. SAMEK, M. STEHLÍK, Znojmo (mit deutscher Zusammenfassung). Praha 1966.
- RŮŽIČKA 1996:
V. RŮŽIČKA, Archeologický průzkum sídliště u sv. Klimenta v letech 1975-1995. In: F. ODEHNAL, V. PODBORSKÝ (Red.), *Sv. Kliment u Lipůvky, významná památka z počátku našich dějin*. Brno 1996, 61-74.
- RULÍŠEK 1971:
H. RULÍŠEK, Die Kirche der Hl. Kunigunde in Hostěradice. *Sborník prací filozofické fakulty brněnské university F* 14-15, 1971, 130-142.
- SAMEK 1994:
B. SAMEK, *Umělecké památky Moravy a Slezska I*. Praha 1994.

- SAMEK 1999:
B. SAMEK, Umělecké památky Moravy a Slezska II. Praha 1999.
- SCHWARZ 2000:
M. SCHWARZ, Die Entwicklung der Baukunst zwischen 1250 und 1300. In: G. BRUCHER (Hrsg.), Geschichte der bildenden Kunst in Österreich. Band 2: Gotik. Salzburg-Wien 2000, 195-229.
- SEJBAL 1996:
J. SEJBAL, Nález vídeňského feniku z poloviny 13. století v areálu Louckého kláštera u Znojma – Der Fund eines Wiener Pfennigs aus der Mitte des 13. Jahrhunderts im Areal des Stiftes in Bruck bei Znaim. In: J. UNGER, P. KROUPA, J. DVOŘÁK, J. SEJBAL, Archeologický, uměleckohistorický, petrografický výzkum v areálu louckého kláštera roku 1995 – Archäologische und bauhistorische Forschung im Areal des Stiftes Bruck (Louka) im Jahre 1995. Jižní Morava 32, 1996, 46-48.
- SONNLECHNER 2005:
CH. SONNLECHNER, Raumstrategische, agrarökologische und ökonomische Funktionen von Salzburger Stützpunkten im Frühmittelalter. Beiträge zur Mittelalterarchäologie 21, 2005, 119-130.
- SOUKUPOVÁ 2004:
H. SOUKUPOVÁ, Zu Datierung und Interpretation des Westportals des Zisterzienserinnenklosters Porta Coeli in Tišnov. Umění 52, 2004, 298-307.
- ŠAFRÁNEK, REIBL 1998:
P. ŠAFRÁNEK, P. REIBL, Sakrální stavby okresu Blansko – Sakralbauten Bezirks Blansko. Boskovice-Blansko 1998.
- ŠIKULOVÁ 1958:
V. ŠIKULOVÁ, Moravská pohřebiště z mladší doby hradištní – Mährische Gräberfelder der jüngeren Burgwallperiode. Právěk východní Moravy I, 1958, 88-162.
- ŠLANCAROVÁ 2005:
V. ŠLANCAROVÁ, Architektonický vývoj Brna ve 2. polovině 13. století. Unpubl. Magisterarbeit, Phil. Fakultät der Masaryk - Universität in Brno, Seminar für Kunstgeschichte, Brno 2005.
- ŠTAFFEN, UNGER 2001:
Z. ŠTAFFEN, J. UNGER, Archeologický výzkum před portálem "Porta coeli" v Předklášteří u Tišnova. In: Ve službách archeologie III – In service to archaeology. Brno 2001, 190-196.
- THINSCHMIDT 2005:
A. THINSCHMIDT, Die Verwendung von Naturbausteinen in der romanischen Sakralarchitektur des Waldviertels (Niederösterreich). Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 21, 2005, 337-350.
- TOMASZEWSKI 1974:
A. TOMASZEWSKI, Romańskie kościoły z emporami zachodnimi na obszarze Polski, Czech i Węgier – Romanische Kirchen mit Westemporen in Polen, Böhmen und Ungarn. Wrocław-Warszawa-Kraków-Gdańsk 1974.
- UHLÍŘ 1970:
J. UHLÍŘ, Zpráva o archeologickém výzkumu románského kostela sv. Anny v Přibyslavicích – Bericht über die archäologische Erforschung der romanischen St. Anna-Kirche in Přibyslavice. In: P. MICHNA, J. UNGER (Hrsg.), Referáty z I. pracovní porad y mladých archeologů, příloha. Vlastivědného věstníku moravského 23-3, 1970, 101-107.
- UHLÍŘ 1998:
J. UHLÍŘ, Zeměpanské Přibyslavice. Třebíč 1998.
- UNGER 1987:
J. UNGER, Zum Stand der Hausberg (Motten) – Forschung in Südmähren. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 3, 1987, 85-106.
- UNGER 1988a:
J. UNGER, „Motte“ a kostel v zaniklé vsi Dívce u Brumovic – Motte und Kirche in der Ortswüstung Dívce bei Brumovice. Archaeologia historica 13, 369-373.
- UNGER 1988b:
J. UNGER, Počátky středověkých opevněných sídel typu „motte“ na jihovýchodní Moravě – Die Anfänge der befestigten Sitze des Typs der sogenannten Motte in Südmähren. In: V. FROLEC (Hrsg.), Rodné zemi, sborník k 100. výročí Muzejní a vlastivědné společnosti v Brně a k 60. narozeninám PhDr. Vladimíra NEKUDY, Brno 1988, 207-221.
- UNGER 1992:
J. UNGER, Slovo archeologie k počátkům církevní architektury na jižní Moravě, okres Břeclav – Das Wort der Archäologie zu Anfängen der kirchlichen Architektur in Südmähren im Bezirk Lundenburg. Jižní Morava 28, 1992, 7-36.
- UNGER 1993:
J. UNGER, Přínos archeologie k počátkům církevní architektury na jižní Moravě, okres Hodonín – Beitrag archäologischer Forschungen zur Geschichte kirchlicher Architektur in Südmähren, Bezirk Göding. Jižní Morava 29, 1993, 65-84.
- UNGER 1994:
J. UNGER, Archeologický výzkum církevní architektury v jižní části okresu Brno-venkov – Archäologische Untersuchung kirchlicher Architektur im südlichen Teil des Bezirks Brno-Umgebung. Jižní Morava 30, 1994, 25-33.
- UNGER 1996:
J. UNGER, Archeologický výzkum v areálu louckého kláštera – Archäologische Erforschung im Areal des Klosters von Bruck. In: J. UNGER, J. DVOŘÁK, P. KROUPA, J. SEJBAL, Archeologický, uměleckohistorický, petrografický výzkum v areálu louckého kláštera roku 1995 – Archäologische und bauhistorische Forschung im Areal des Stiftes Bruck (Louka) im Jahre 1995. Jižní Morava 32, 1996, 27-35.
- UNGER 1997a:
J. UNGER, Archeologický výzkum v kostele sv. Marka v Mostišticích u Velkého Meziříčí. Vlastivědný věstník moravský 49, 1997, 288-292.
- UNGER 1997b:
J. UNGER, Kyjov (okr. Hodonín), kaple sv. Josefa – Kyjov (Bez. Hodonín), Kapelle St. Joseph. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR (ČSAV) v Brně 1993-1994 (1997), 211.
- UNGER 1997c:
J. UNGER, Mostišť (okr. Žďár nad Sázavou), kostel sv. Marka – Mostišť (Bez. Žďár nad Sázavou), St. Markus Kirche. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR (ČSAV) v Brně 1993-1994 (1997), 219.
- UNGER 1997d:
J. UNGER, Příspěvek archeologie k poznání minulosti louckého kláštera. In: Premonstrátský klášter v Louce. Dějiny - umělecká výzdoba - ikonologie. Znojmo 1997, 110-112.

- UNGER 1999a:
J. UNGER, Kostnice a hrobka v kostele sv. Jakuba Většího v Pohořelicích (okr. Břeclav) – Beitrag zur Grabausstattung aus dem 17.-18. Jahrhundert. *Pravěk* NŘ 9, 1999, 417-422.
- UNGER 1999b:
J. UNGER, Život na lelekovickém hradě ve 14. století. Antropologická sociokulturní studie – Das Leben auf der Burg Lelekovice im 14. Jahrhundert: Anthropologische soziokulturelle Studie. Brno 1999.
- UNGER 2000a:
J. UNGER, Archeologický výzkum premonstrátského kláštera v Louce u Znojma - Příspěvek ke způsobu pohřbívání ve středověkých kláštorech – Der Beitrag zum Begräbnissritus in mittelalterlichen Klöstern. *Pravěk* NŘ 10, 2000, 143-150.
- UNGER 2000b:
J. UNGER, Brno (k. ú. Komárov, okr. Brno-město), kostel sv. Jiljí – Brno (Bez. Brno-město), Kirche St. Aegidius. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR v Brně 41, 1999 (2000), 151-152.
- UNGER 2000c:
J. UNGER, Pohřební ritus městského obyvatelstva 13. až 18. století v archeologických pramenech Moravy a Slezska – Begräbnissritus der Stadtbevölkerung des 13.- 18. Jahrhunderts in den archäologischen Quellen Mährens und Schlesiens. *Archaeologia historica* 25, 2000, 335-358.
- UNGER 2002a:
J. UNGER, Pohřební ritus a zacházení s těly zemřelých v českých zemích v 1.-16. století. In: J. MALINA (Ed.), *Panoráma biologické a sociokulturní antropologie*. Brno 2002.
- UNGER 2002b:
J. UNGER, Příspěvek archeologie k historii portálu v klášteře Porta coeli. *Zpravodaj STOP, časopis Společnosti pro technologie ochrany památek* 4, 2002, 25-26.
- UNGER, DVOŘÁK, KROUPA, SEJBAL 1996:
J. UNGER, J. DVOŘÁK, P. KROUPA, J. SEJBAL, Archeologický, uměleckohistorický, petrografický a numismatický výzkum v areálu louckého kláštera roku 1995. *Jižní Morava* 32, 1996, 27-48.
- UNGER et al. 1980:
J. UNGER et al., Pohořelice-Klásterka, pravěké sídliště, slovanská osada a zaniklá středověká ves – Pohořelice Klásterka, prähistorische Siedlung, slawische Niederlassung und mittelalterliche Dorfwüstung. *Studie Archeologického ústavu ČSAV v Brně VIII/2*, Brno 1980.
- VÁLKA 1991:
J. VÁLKA, *Dějiny Moravy I. Středověká Morava. Vlastivěda Moravská, země a lid, nová řada sv. 5*, Brno 1991.
- VERBÍK 1981:
A. VERBÍK, Středověké město. In: A. VERBÍK, M. ZEMEK (Ed.), *Uherské Hradiště, dějiny města (mit deutscher Zusammenfassung)*. Brno 1981, 82-125.
- VIDMANOVÁ 1997:
A. VIDMANOVÁ, Poznámky k datačnímu nápisu v kapli sv. Kateřiny ve Znojmě. In: P. CYPRIÁN (Hrsg.), *Znojemská rotunda ve světle vědeckého poznání. Znojmo 1997*, 50-58.
- WAGNER-RIEGER 1988:
R. WAGNER-RIEGER, *Mittelalterliche Architektur in Österreich*. Wien 1988.
- ZAPLETALOVÁ, PEŠKA 2004:
D. ZAPLETALOVÁ, M. PEŠKA, Sv. Benedikt, Oldřich nebo Prokop? K otázce polohy středověké brněnské mincovny a její souvislosti se starobrněnskou kaplí sv. Prokopa. *Archeologické rozhledy* 56, 2004, 579-689.
- ZATLOUKAL 1994:
R. ZATLOUKAL, Záchraný archeologický výzkum v presbytáři kostela Povýšení sv. Kříže v Jihlavě – Die Rettungsausgrabung im Chor der St. Kreuz Kirche in Jihlava (Iglau). *Vlastivědný sborník Vysočiny, oddíl věd společenských IX*, 1994, 205-213.
- ZATLOUKAL 2000:
R. ZATLOUKAL, Brno (k. ú. Staré Brno, okr. Brno-město). Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR v Brně 41, 1999 (2000), 152-153.
- ZATLOUKAL, ZIMOLA 2002:
R. ZATLOUKAL, D. ZIMOLA, Výzkumy mendikantských klášterů v Jihlavě – Die Erforschung der Mendikantenklöster in Iglau. In: L. JAN, P. OBŠUSTA (Red.), *Ve stopách sv. Benedikta. Sborník příspěvků z konference Středověké kláštery v zemích Koruny české konané ve dnech 24.-25. května 2001 v Třebíči*. Brno 2002, 255-274.
- ŽEMLIČKA 1997:
J. ŽEMLIČKA, *Čechy v době knížecí (1034-1198)*. Praha 1997.
- ŽEMLIČKA 2002:
J. ŽEMLIČKA, *Počátky Čech královských 1198-1253*. Praha 2002.
- ZEZULA 1999:
M. ZEZULA, Ostrava (okr. Ostrava) Kostel sv. Václava – Ostrava (ez. Ostrava), Kirche St. Wenzel. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR v Brně 40, 1997-1998 (1999), 354-357.
- ZIMOLA 1999:
D. ZIMOLA, Telč (okr. Jihlava), nám. Zachariáše z Hradce 31 – Telč (Bez. Jihlava), Zachariáš z Hradce Platz 31. Přehled výzkumů, Archeologický ústav AVČR v Brně 40, 1997-1998 (1999), 372-373.
- ŽIVKOVIČ 2005:
G. ŽIVKOVIČ, Zur Entwicklung der Chor- und Westturmkirchen in Österreich. *Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich* 21, 2005, 261-278.

PhDr. Rudolf Procházka, CSc.
Archaia Brno
Česká 28
CZ-60200 Brno
rudprochazka@gmail.cz
Rprochazka@archaiabrnno.cz

OSTENTATIVE SPOLIENVERWENDUNG AN MITTELALTERLICHEN KIRCHENBAUTEN DER STEIERMARK

von

Jasmine WAGNER, Wien

1. Einleitung

Der Artikel stellt eine kurze Zusammenfassung meiner an der Universität Graz geschriebenen Diplomarbeit mit dem Titel „Zur ostentativen Wiederverwendung antiker Spolien (Römersteine) in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kirchen der Steiermark“ dar, die 2002 in den Fundberichten aus Österreich publiziert wurde¹. Sie konzentrierte sich im Wesentlichen auf folgende Fragestellungen:

- 1) In welcher Weise ist die klassische Spolienverwendung auf die steirischen Beispiele anzuwenden,
- 2) welche Intentionen lassen sich aus einer Spolienverwendung extrahieren, die auf einer Ausschöpfung von lokalen Ressourcen basiert
- 3) und lässt sich ein Motivationswandel in der Spolienverwendung aufgrund einer Änderung der Geisteshaltung im Humanismus erkennen?

Neuzeitliche Vermauerungen wurden nicht mitbehandelt, da die Intentionen hierfür bereits in einem antiquarischen Interesse zu suchen sind. Legalisiert wurde die seit Jahrhunderten geübte Praxis, Römersteine an Kirchenmauern zu versetzen, erst unter Kaiser Franz I., der im Jahr 1828 anordnete, dass neu aufgefundene Römersteine in die nächst gelegenen Kirchen zu versetzen seien².

1.1 Kirchenbauten mit römischem Spolienversatz aus dem Mittelalter

Alle steirischen Kirchenbauten wurden im Hinblick auf Spolienversatz durchforstet, ausgeschlossen wurden jene, bei welchen die antiken Stücke erst in der Neuzeit vermauert worden sind³. Untersucht wurden alle Pfarr-, Filial- und Klosterkirchen, unabhängig von ihrem Mutterorden oder ihrer Mutterpfarre⁴.

45 steirische Kirchenbauten wurden in den Katalog aufgenommen, wobei für 24 eine Verbauung der Römersteine im Zuge der primären Bautätigkeit konstatiert werden konnte. Bei den restlichen 21 konnte nicht oder nicht mehr sicher festgestellt werden, zu welchem Zeitpunkt die Steine ins Mauerwerk gelangten. Die Steine weisen allerdings entweder Indizien für eine sichtbare Vermauerung im Mittelalter auf oder wurden in der Literatur als in mittelalterlichen Kirchen vermauert beschrieben. Einige dieser Kirchen wurden im 19. Jahrhundert abgerissen oder beinahe vollständig umgebaut⁵, weshalb diese Aufzeichnungen natürlich besonders wertvoll, aber nicht mehr überprüfbar sind. Der Einsatz von antiken Spolien in großen Stiftskirchenbauten ließ sich nur in einem Fall sicher für das Mittelalter nachweisen (Kanonissenstift Göß), in einem weiteren ist es höchst wahrscheinlich (Zisterzienserstift Rein).

¹ WAGNER 2002, 345 ff.

² Hofkanzleidekret vom 30. Juli 1828. – NIEGL 1980, 73 ff.; FRODL 1988, 31.

³ Wichtige Quellen waren dabei: MUCHAR 1844; sowie die Restaurier- und Fundakten des BDA Graz. – Aufgrund der Beliebtheit von Römersteinen in der steirischen Forschung gibt es auch für vermauerte Steine meistens eine ausgezeichnete Dokumentation über die Befundsituation, also Aufzeichnungen und Fotos, über welche Aussagen zum Datum der Vermauerung möglich waren. Bei einigen Kirchenbauten war der schlechte Zustand der Fassaden für diese Arbeit sogar eine Hilfe, da der Bezug zum umgebenden Mauerwerk direkt festgestellt werden konnte.

⁴ Die Begrenzung auf die Steiermark geschah nur aufgrund der notwendigen Eingrenzung auf ein für eine Diplomarbeit vernünftiges Maß der zu bearbeitenden Materialfülle.

⁵ Beispielsweise die Kirchen von St. Johann ob Hohenburg und Frojach: VON MUCHAR 1844, 376, Taf. II/5.

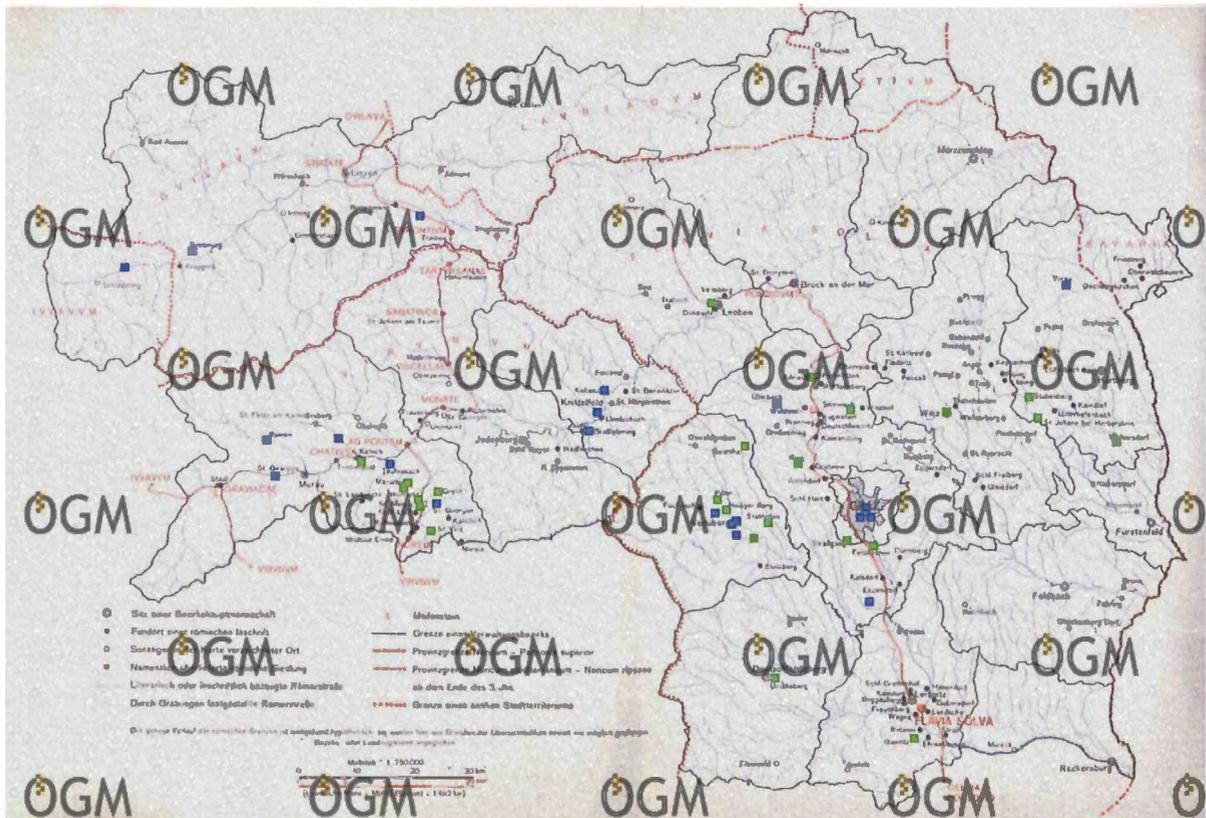


Abb.1: Kartierung der ostentativ vermauerten Römersteine an steirischen Kirchenbauten. (Abbildungsgrundlage: WEBER 1969, Umschlagklappe).
Grün eingezeichnet: bewusste Verwendung nachgewiesen; Blau markiert: wahrscheinlich bewusst eingesetzt; Schwarz und Rot: Fundorte römischer Inschriftsteine sowie römischer Siedlungen in der Steiermark.

Eine Auswertung der Gründungen ergab, dass sich als „führende Spolienverwender“ die edelfreien Eppensteiner und Aribonen in der Steiermark herauskristallisierten, wobei die Aribonengründungen im 11. und zu Beginn des 12. Jahrhunderts in den Besitz des Salzburgischen Erzbischofs und die Eppensteinischen Gründungen in jenen des Benediktinerstifts St. Lambrecht übergingen⁶. Die meisten der betroffenen Kirchen sind in Lambrechtischen Besitz übergegangene Eigenkirchen, aber auch Lambrechtische Gründungen weisen in weiterer Folge verstärkt Spolienversatz auf. In einem Fall (Stift Rein) treten die Zisterzienser, und auch nur in einem Fall die Augustiner Chorherrn als Spolienverwender auf (Pfarrkirche Mooskirchen). Das Kanonissenstift Göß war in seiner Gründungsphase als Eigenkirche anzusprechen.

1.2 Zum Begriff der Spolie

Der Begriff der Spolie, dessen engste Wortbedeutung eigentlich „Trophäe, Beutestück“ meint, taucht bereits erstmals im frühen 16. Jahrhundert bei Francesco ALBERTINI auf⁷. Die Einführung in die Sprache der Kunstwissenschaft ist allerdings Giorgio VASARI zu verdanken. Er legte den Grundstein für die lange vertretene Ansicht, dass Spolien aufgrund fehlender Kunstfertigkeit der jeweiligen Zeitgenossen verwendet worden wären⁸. Dieses apodiktische Urteil, Spolienversatz resultiere aus einem peinlichen Mangel an Phantasie, vertritt auch noch Jakob BURCKHARDT in seinem berühmten „Cicerone“ von 1855⁹. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Spolierung begann erst gegen Mitte des 20. Jahrhunderts. Namhafte Kunsthistoriker wie Max WEGNER oder Friedrich Wilhelm DEICHMANN beschäftigten sich mit

⁶ DEUER 1982, 31 ff.

⁷ ALBERTINI 1510 zitiert nach: RAFF 1994, 73/Anm. 301.

⁸ RAFF 1994, 73/Anm. 302.

⁹ BURCKHARDT 1855/1964, 86.

dem Phänomen¹⁰. Einen grundlegenden Aufsatz zum Thema des mittelalterlichen Spolienversatzes verfasste Arnold ESCH im Jahre 1969¹¹. Er unterschied dabei:

- reinen Materialwert (billiges Baumaterial)
- Profanierung und Exorzismus (Bannung durch Einmauerung)
- *interpretatio christiana* (christliche Umdeutung)
- politische Legitimation (Stein als Herrschaftssymbol) und
- rein ästhetischen Wert als Motivation zum Verwenden von Spolien.

In den Beiträgen der 1996 von Joachim POESCHKE erschienenen Sammelpublikation „Antike Spolien in der Architektur des Mittelalters und der Renaissance“¹² wurden schließlich folgende Motivationen zum Spolienversatz ermittelt:

- Spolienversatz aus bauherrlicher ästhetischer Freude,
- zum Zeugnis der eigenen Geschichte (Spolien aus altem Eigenbesitz),
- zur internen Stellungnahme einer politischen Linie, als Anknüpfen an ein vergangenes Programm,
- als politisches Programm und Ausdruck der Usurpation externer Verhältnisse durch von auswärts eingeführte Spolien.

Der Begriff der „*ostentativen Spolienverwendung*“ wurde erst in jüngerer Zeit von Thomas RAFF geprägt¹³. Er bezeichnet damit die absichtsvolle Verwendung von Spolien, die mit einer jeweils unterschiedlich gearteten Aussage zu verknüpfen ist.

Die oben angeführten Punkte beziehen sich allerdings auf Untersuchungen, die an berühmten Vorbildern programmatischer Spolienverwendung durchgeführt wurden, wie der Pfalzkapelle in Aachen, dem Magdeburger Dom oder San Marco in Venedig. Erst in den letzten Jahren begannen sich auch Schweizer Kollegen mit einer dieser Arbeit ähnlich gelagerten Fragestellung zu befassen¹⁴.

2. Zur Annahme der Nutzung als Materialsteinbruch

Für die Verwendung von antiken Spolien an unbedeutenden, hochmittelalterlichen Landkirchen und Profanbauten wie Burgen oder Stadtmauern wurde zumeist *a priori* angenommen, dass es sich hier ausschließlich um das Nutzen billig vorhandenen, qualitativ hochwertigen Baumaterials handelte. Nach Auffassung von Manfred NIEGL¹⁵, Ortolf HARL¹⁶ und Gabrielle KREMER¹⁷ hatten die antiken Friedhöfe, die als Fundus für die heute erhaltenen Römersteine fungierten, für die (hoch)mittelalterlichen Menschen nur Wert als Materialsteinbruch, wobei ein Großteil der zum Verbauen ungeeigneten Stücke ohnehin sofort in die Kalköfen wanderte. Darüber hinaus war über die antiken Städte und Friedhöfe kaum mehr etwas bekannt, statt dessen rankten sich Märchen, Fabeln und Lokalsagen um die noch sichtbaren Zeugnisse der Antike. Eine wissenschaftliche Erforschung oder eine schriftliche Auseinandersetzung mit dem antiken Erbe existierte in steirischen Breiten im Hochmittelalter überhaupt noch nicht. Gerade bei den Kirchen wurde dabei das Argument ins Feld geführt, dass die versatzstückartige Anbringungsweise der antiken Reliefs eine wie auch immer geartete Sekundärnutzung oder -deutung ausschliesse. Die Vermauerung der Reliefs an Ecken, Fenster- und Türleibungen erklärte man mit statischen Vorteilen der marmornen Quader. Die Tatsache, dass die Reliefs oft kopfüber und mit der Bildseite nach außen angebracht wurden, deutete man zum einen als Akt der Exorzierung, zum anderen damit, dass an der unregelmäßigen Oberfläche der Putz besser haften könne. Eine Argumentation, der man sich, wie folgendes Beispiel illustriert, nicht ganz verschließen kann.

¹⁰ WEGNER 1958; DEICHMANN 1975, 1 ff.

¹¹ ESCH 1969, 1 ff.

¹² POESCHKE 1996.

¹³ RAFF 1994, 65.

¹⁴ GUTSCHER 2003, 159 ff.

¹⁵ So besaßen römische Ruinen nach NIEGL „im 11. und 12. Jh [...] rein materiellen Wert.“ „Die Menschen der Völkerwanderungszeit und des frühen Mittelalters nahmen den Relikten der römischen Kultur gegenüber eine völlig materialistische Haltung ein. Alles, was sie verwenden konnten, suchten und übernahmen sie, das übrige ließen sie unbeachtet stehen oder liegen. Irgendwelche geistigen Hintergründe und Beziehungen der römischen Überreste interessierten nicht.“ „So wie hier beweist das Vorhandensein zahlreicher Römersteine in Kirchen und anderen Bauten [...], daß die Ruinen zur Verwendung von Baumaterial ausgebeutet wurden.“ NIEGL 1980, 17 f.

¹⁶ „[...]Das heißt, daß die Römersteine dieser Periode nur als hochwertiges Baumaterial interessant waren.“ HARL 1991, 17.

¹⁷ Auch G. KREMER (2001, 55) sieht die Verwendung römischer Spolien in mittelalterlichen Kirchen als reinen Akt der praktischen Materialbeschaffung und gesteht erst dem 19. Jahrhundert anders geartete (denkmalpflegerische) Intentionen zu.

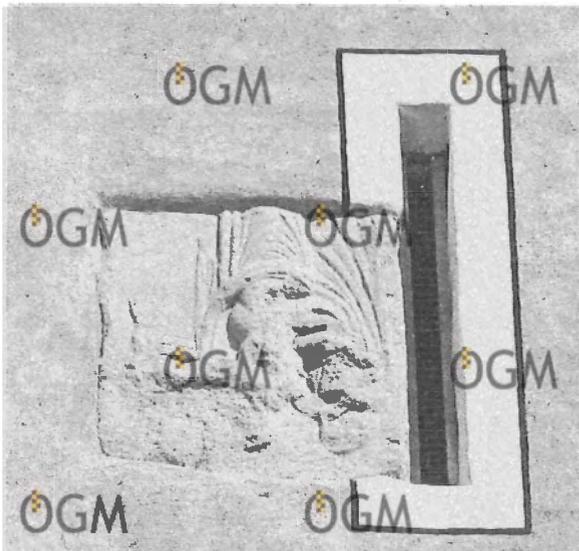


Abb. 2: Pfarrkirche Hl. Maria am Rain in St. Marein bei Neumarkt (Stmk.) nach der Renovierung 2004. Kopfüber vermauerte Mänadendarstellung an der Südfassade des spätromanischen Chorquadratturms.
(Foto: Jasmine WAGNER).

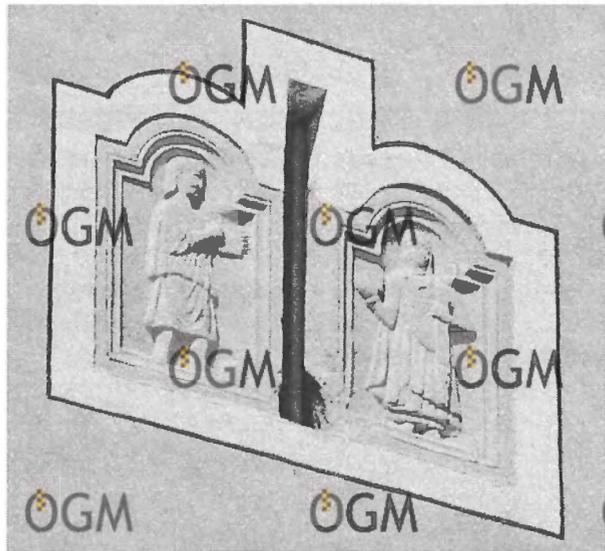


Abb. 3: Pfarrkirche Hl. Maria am Rain in St. Marein bei Neumarkt, Steiermark. Römersteine an der Ostfassade des spätromanischen Chorquadratturms.
(Foto: Jasmine WAGNER).

3. Zur Verwendung der Steine

Die Pfarrkirche von St. Marein illustriert zum einen die Verwendung eines Römersteins aus rein statischen Gründen, wie auch den bewussten Einsatz von figuralen Darstellungen. Bereits um 860 wurde „ad Grazluppam“ die Salzburgerische Mutterpfarre im Neumarkter Gebiet gegründet. Urkundlich wird diese Kirche erstmals 1190 erwähnt, ihr mächtiger, viergeschoßiger Chorquadratturm aus der Mitte des 13. Jahrhunderts mit den gekuppelten Schalllochöffnungen im Glockengeschoß weist spätromanisches Formengut an den Kapitellen und Säulenbasen auf¹⁸ – aufwändig gestaltet allerdings durchwegs *nur* an der Ostseite. Deshalb dürfte den beiden römischen Grabbau-Eckblöcken¹⁹, die zu beiden Seiten einer Schartenöffnung eingebaut worden sind, durchaus die Funktion einer mit christlicher Ikonographie belegten Bauplastik zugekommen sein. Im zweiten Geschoß der Ostfassade flankieren zwei römische Eckblöcke, die einst demselben Grabbau angehörten, ein schmales Schartenfenster: Links ist ein *librarius* in Ärmeltunika, mit Diptychon und Griffel zu sehen, rechts eine Dienerin im Typus Garbsch M 1 mit Fransen besetzter *mappa* über der linken Schulter, (Weihrauch-)Kästchen und Armreif am rechten Handgelenk, ihre Frisur besteht aus einer doppelten Buckellockenreihe mit eingewundenem Band. Beide Figuren wirken wuchtig, die Körper sind breit angelegt, die Beine etwas zu kurz geraten und der Faltenwurf der Gewänder wirkt linear. Die Reliefs sind so vermauert, dass die beiden Figuren sich anzublicken scheinen. Eingefasst werden sie von einem zweifach profilierten Rahmen, der oben in einen geknickten Rundbogengiebel ausschwingt²⁰.

3.1 Bewusster Einsatz aus apotropäischen Gründen

Für die Anbringung der Römersteine ließen sich auch gewisse Vorlieben auf statistischem Wege herauskristallisieren: So scheinen gerade die Portalachsen, die Südwestecke, die südliche Langhausseite, der Chor und die Türme von Kirchen der bevorzugte Ort für die Anbringung der Spolien gewesen zu sein. Eben jene Bereiche also, die auch von zeitgenössischer Bauplastik geschmückt wurden – also geschützt

¹⁸ DEUER 1982, 263.

¹⁹ Undatiert (nach CORPUS SIGNORUM IMPERII ROMANI ab 2. H. 1. Jh.), H. 60 cm, Br. 45 cm. Hellgrauer, einheimischer Marmor. 2004 restauriert. Librarius: MUCHAR 1844, 398; PICOTTINI 1977, 51, Nr. 253, Taf. 22 (mit älterer Literatur); KREMER 2001, 228, Kat. II/Nr. 186 a. – Dienerin: MUCHAR 1844, 398; PICOTTINI 1977, 29 f., Nr. 209, Taf. 11 (mit Lit.); KREMER 2001, 228, Kat. II/Nr. 186 b.

²⁰ Eine ausführliche Besprechung zu allen acht Römersteinen und den zugehörigen Baubefund siehe: WAGNER 2002, 426 ff.

werden mussten. Damit ist die Wiederverwendung als Bauplastik mit Sicherheit nicht auszuschließen – nach der Bannung und Exorzierung der dämonischen Mächte, kleineren Umgestaltungen und größeren christlichen Uminterpretierungen konnte ein Römerstein offenbar sehr schnell zur mittelalterlichen Bauplastik umfunktioniert werden²¹.

3.2 Bewusster Einsatz von figuralverzierten Steinen im Hoch- und Spätmittelalter

3.2.1 In der Romanik

In der Romanik scheinen Römersteine bevorzugt an der Südwestecke der Kirche²², der Westfassade²³ und der südlichen Langhausseite²⁴ zum Einsatz gebracht worden zu sein. In drei Fällen - Piber, Gamlitz, Greith - kommt es auch zu einer ursprünglich sichtbaren Vermauerung im Innenraum. In Gamlitz und Greith handelt es sich um Ehepaarporträts, die im Laienraum auf der rechten Seite - der Männerseite - in Gesichtshöhe angebracht wurden und ins Kircheninnere zu blicken scheinen. In Piber zieren ein Opferdiener mit Kästchen und Serviette rechts, der durchaus im christlichen Sinne als Priester oder Meßdiener umgedeutet werden könnte, und ein Seewesenfries links die Innenlaibung des Triumphbogens in etwa drei Metern Höhe²⁵. Nordseitige Vermauerungen scheinen in der Romanik selten gewesen zu sein, es lässt sich nur ein Beispiel anführen, nämlich der wohl apotropäisch eingesetzte Medusenkopf an der ehemaligen Nordostecke in der Pfarrkirche von Piber. In drei Fällen wurden Römersteine auch in und an romanischen Karnern wieder verwendet, doch befindet sich nur mehr der Titulus in St. Veit in der Gegend an seinem ursprünglichen Platz. Von dem Inschriftstein, der heute im Fußboden des Karners von Geistthal eingelassen ist, berichtet WEBER, dass er dort einst als Altarstufe gedient hat²⁶. Der mittelalterliche Verwendungszweck eines oben kreisrund ausgehöhlten Grabbaublocks, der heute auf einem modernen Sockel am Stiegenaufgang zum Karnerobergeschoß in St. Marein bei Neumarkt sitzt und befremdlicherweise zu einer Blumenschüssel umfunktioniert wurde, ist nicht überliefert, doch läge eine Sekundärverwendung als Weihwasserbecken nahe.

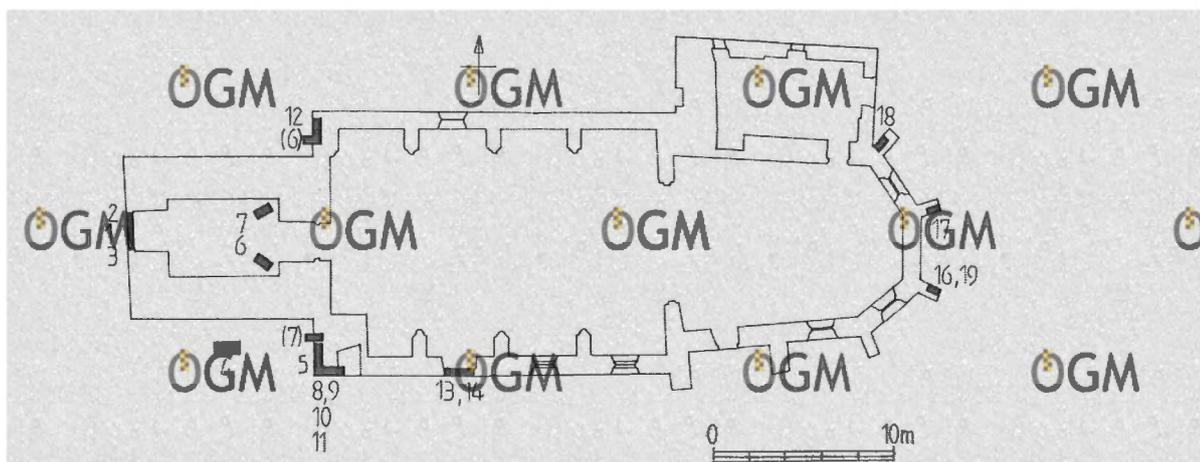


Abb. 4: Pfarrkirche Hl. Nikolaus in Stallhofen, Steiermark.
Grundriss mit unmaßstäblich eingezeichneten Römersteinen (nach WAGNER 2002, 439/Abb. 138).

3.2.2 In der Gotik

An gotischen Kirchen sowie an zu dieser Zeit entstandenen An- und Umbauten romanischer Bausubstanz scheint immer noch eine gewisse Vorliebe für eine sichtbare Anbringung am südlichen Langhaus konstatierbar zu sein²⁷; ebenso für die Westseite, die ab nun häufig von einem Turm dominiert wurde,

²¹ Mit der Symbolhaftigkeit christlicher Bauten setzte sich G. BANDMANN (1994) auseinander.

²² So in Hoferdorf, St. Johann bei Herberstein, Stallhofen, Piber.

²³ So in Adriach, Piber, Stallhofen, Strassgang.

²⁴ So in Feldkirchen, Gamlitz, Hoferdorf, Piber, St. Marein bei Neumarkt, St. Veit in der Gegend, Straßgang, Stallhofen, Weiz.

²⁵ Sie markieren allerdings keine Punkte, die aus Quadratur oder Triangulatur ableitbar wären.

²⁶ WEBER 1969, 355 f., Nr. 299.

²⁷ Adriach, Mooskirchen, Mariahof, Semriach, Stallhofen.

wobei die Spolien oft prominente Bereiche eines solchen akzentuierten²⁸. Nordseitige Anbringungen tauchen in der Gotik häufiger auf, so in Mariahof und Frojach.



Abb. 5: Pfarrkirche Hl. Nikolaus in Stallhofen, Steiermark.

Im Mittelalter neu zusammengestelltes „Triptychon“ über dem Westeingang des Turm-
untergeschoßes. (Foto: Jasmine WAGNER).

3.2.3 In höchst sakralen Bereichen

Auch ein Vordringen in höchst sakrale Refugien lässt sich feststellen. Hier bildet in der Kirche St. Ulrich in Hörbing bei Deutschlandsberg ein römischer Titulus die Rückwand der gotischen Sakramentsnische in der Nordwand des Chors. Eine ähnliche Funktion hatten die heute an der östlichen Außenmauer des Pfarrhofs zu Ranten vermauerten Spolien, die eine Nische hinter dem Hochaltar bildeten und 1854 in dieser Funktion von Richard KNABL entdeckt wurden. Ein weiterer, im 19. Jahrhundert entdeckter Grabbaublock bildete einen Teil des Seitenaltars der Pfarrkirche von Gröbming und ist dort in der linken Seitenkapelle aufgestellt²⁹. In der Pfarrkirche Hl. Johannes Baptist in Feldkirchen bei Graz stammt aus der Mensa des rechten Seitenaltars eine Grabplatte mit Porträtfeld und Inschrift, die offensichtlich geweiht worden ist, wovon die auf den Stein aufgemalten Benediktionskreuze zeugen.

4. Christliche Uminterpretation römischer Steinreliefs

Da die Außenfassaden mittelalterlicher Pfarr- und Landkirchen nur zurückhaltend bauskulptural ausgeschmückt wurden, römische Reliefs jedoch mitunter recht exzessiv Verwendung fanden, ist anzunehmen, dass die Steine einer (mehr oder weniger beabsichtigten) christlichen Uminterpretierung unterzogen wurden und so teilweise die vornehmlich apotropäische und moralisierende Funktion konventioneller zeitgenössischer Bauplastik übernehmen konnten. Die besondere Schwierigkeit besteht nun darin, dass die antiken Bildmotive mit den Augen eines mittelalterlichen Menschen gesehen wurden, welche die Darstellungen wohl nur in den seltensten Fällen - aus der Sicht der heutigen Wissenschaft - „korrekt“ deuteten, also ohnehin mit einer starken inhaltlichen Verzerrung zu rechnen ist, für die der Ausdruck *interpretatio christiana* nicht exakt zutrifft, da es sich um eine nicht beabsichtigte christliche Auslegung bestimmter Motive handeln würde.

²⁸ Mooskirchen, Stallhofen, Mariahof, Greith.

²⁹ Ranten: WEBER 1969, 213. – Gröbming: EGGER 1952, 63; ECKHART 1981, 31/Nr. 22 a-c, Taf. 18; KREMER 2001, 258, Kat. II/Nr. 318.

4.1 Löwenpaare an Kirchenportalen

Die Westfront einer Kirche hatte zumeist auch einen gewissen Repräsentationswert zu erfüllen und wurde schon deshalb aufwändiger gestaltet. Besondere Aufmerksamkeit wurde dem Portal zuteil, da es die Trennung bzw. den Übergangsbereich zwischen zwei verschiedenen (Realitäts-)Sphären markierte³⁰. Eine weitere besondere Funktion der zentralen Kirchen war die Möglichkeit, vor dem Kirchenportal als Verbindung zwischen kirchlichem und weltlichem Bereich oder im Narthex Rechtssprechung zu üben³¹. Bildlich ausgedrückt wurde diese Legitimierung neben einer beliebten Rotfärbung der Tore³² vor allem durch die Bauplastik: Beispielsweise durch Christus als Weltherrscher im Tympanon, aber auch durch Löwen- und Greifendarstellungen, diese verstärkt im oberitalienischen Raum. Löwenpaare an Kircheneingängen dienten nach alter Tradition als Gerichtlichkeitssymbole: Sie wurden mit dem Thron Salomos in Verbindung gebracht, der laut Überlieferung von zwei Löwen flankiert war. Es haben sich auch zahlreiche Gerichtsakten erhalten, die einen Rechtsakt „*inter duos leones*“ überliefern³³. Das Portal bezeichnete darüber hinaus eine Schutzzone, in der sich Randgruppen, Besessene und Asylsuchende aufhalten durften. Der Portalschmuck unterstreicht diese Bedeutungen.

Auffällig erscheint darüber hinaus, dass bestimmte Motive auf Römersteinen für die Verbauung in Kirchen offenbar als besonders geeignet erschienen: Lebensbaumdarstellungen, Efeuranken, Graberoten, Tierszenen und Dienerdarstellungen sind sehr häufig, mythologische, figurale Szenen wiederum eher selten. Beliebt und deswegen der ständigen Verwechslung von romanisch oder römisch durch Archäologen wie Kunsthistoriker ausgesetzt, waren Löwenfiguren. Eine direkte Übertragung der christlichen Löwensymbolik auf zwei römerzeitliche Grablöwen ist in Stallhofen, Weststeiermark, nachzuweisen, wo die Skulpturen ehemals an der Westseite der Kirche angebracht waren. Rechtssprechung ist für diesen Ort allerdings nicht überliefert.

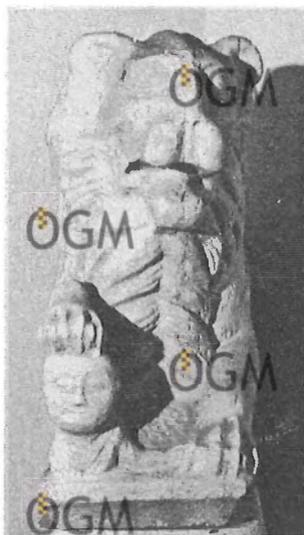


Abb. 6:
Pfarrkirche Hl. Nikolaus
in Stallhofen, Steiermark.
Löwenkulpturen. (Foto:
Jasmine WAGNER).

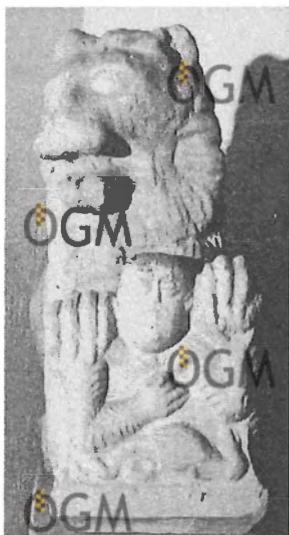


Abb. 7:
Pfarrkirche Hl. Nikolaus
in Stallhofen, Steiermark.
Löwenkulpturen. (Foto:
Jasmine WAGNER).

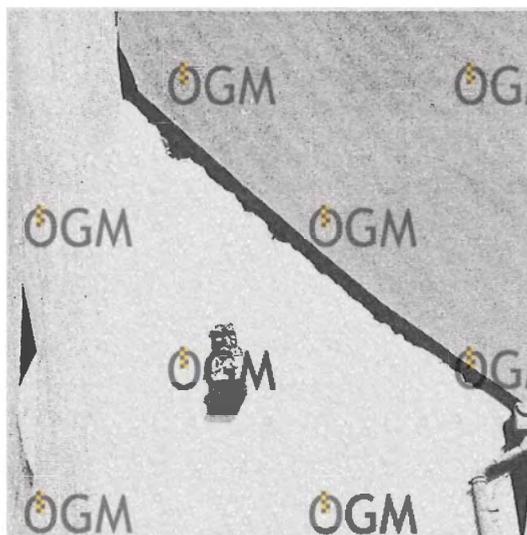


Abb. 8:
Pfarrkirche Hl. Nikolaus in Stallhofen,
Steiermark. Mittelalterliche Vermaue-
rungssituation der Löwenkulpturen.
(Foto: BDA Graz).

³⁰ Die Interpretationen können dabei sehr weit gefasst sein und von außen - innen, über sakral - profan, privat - öffentlich bis hin zu symbolisch intellektuellen Auffassungen wie Diesseits - Jenseits, Himmel - Hölle u. ä. reichen. In der christlichen Theologie wird das Tor zum Sinnbild Christi: *Ego sum ostium* (Joh. 10, 9) findet sich auf vielen romanischen Portalen als Beischrift – Abt Suger bezeichnete Christus als „*ianua vera*“, auch Gregor der Große setzte Christus mit dem Tor in Vergleich (Doppelbedeutung von *ostendere* und *obsistere*). Die Bezeichnung „*porta coeli*“ hingegen verweist auf das Himmlische Jerusalem, auf das der ganze Kirchenbau Bezug nahm. Auch Maria wird mit dem Tor identifiziert, wobei Maria als Personifikation der *civitas Dei* und deren irdischer Verwirklichung, der *ecclesia*, gilt. KUNST 1994, Sp. 339 f.

³¹ DEIMLING 1996, 324 f.

³² So überliefert für die Dome von Frankfurt, Paderborn, Münster, Erfurt, Würzburg, Magdeburg und Bamberg: DEIMLING 1996, 324 f.

³³ DEIMLING 1996, 326.

Die Löwen von Stallhofen waren bis 1984 an der Westfassade des Langhauses der Pfarrkirche knapp unter der Dachschräge in mehreren Metern Höhe eingemauert. In der 1245 ersterwähnten Kirche waren insgesamt 19 Römersteine vermauert³⁴. Ein romanischer Vorgängerbau wird vermutet, ist bislang aber nicht nachgewiesen. Teile des Langhauses dürften aber zumindest in die Frühgotik datieren³⁵. Die Löwen befanden sich links und rechts des (jüngeren, spätgotischen) Westturms und flankierten ursprünglich wohl den Westeingang. Die Tendenz der Fachwelt, diese beiden Löwen als Ganzes in die Romanik zu datieren, resultiert wohl zum Teil aus der bis 1984 bestehenden Unmöglichkeit, die Kunstwerke von Nahem in Augenschein zu nehmen. Aber auch nach der Herausnahme vermerkte der zuständige Restaurator des Bundesdenkmalamts in den Akten, dass es sich um romanische Löwen handle. Grund für diese Fehldatierung dürfte die massive mittelalterliche Überarbeitung der ehemals aus dem Mauerwerk ragenden Vorderhälften der Skulpturen gewesen sein. Dabei wurde bei einem Grablöwen der ehemals unter seinen Vorderpranken liegende Tierschädel in ein Menschlein umgewandelt, der vom Löwen niedergestreckt wird – dass die Darstellung eher schützend wirkt, dürfte dabei am Unvermögen des Bildhauers liegen. Dieser Löwe wird m.E. eher dem Typus des Menschen bedrohenden Löwen zuzuordnen sein. Beim zweiten Löwen wurde dieser Bereich vollständig ersetzt: Das ergänzte Marmorstück zeigt einen Mann, der mit weit aufgerissenen Augen nach vorn blickt, während sich vor seiner Brust ein kleiner Basilisk schlängelt. Diese Darstellung scheint eher als schützend gemeint zu sein, da der dargestellte Mann dem Löwen seine rechte Hand reicht. Der Basilisk bedeutet nichts Gutes, verkörpert meist Tod oder Teufel, und scheint nach dem Menschlein zu schnappen. Der Mensch wiederum wird vom Löwen beschützt, der in diesem Fall als Christussymbol gelesen werden müsste. Dieser Löwe war rechts vom Eingang positioniert, während der den Menschen bedrohende Löwe links vom Eingang vermauert war. Übertragen in die Bausymbolik einer christlichen Kirche, vereinfacht ausgedrückt: Rechts/Süden/Osten – gut, links/Norden/Westen – böse, entsprächen diese Darstellungen ebenfalls dem Schema. Die Bandbreite der christlichen Interpretationsmöglichkeiten bei mittelalterlicher Bauplastik ist allerdings enorm, und die angebotene Interpretation der Löwen ist als eine *umstößliche* Möglichkeit zu betrachten³⁶.

Abgesehen von der Stückelung, bieten stilistische Gründe wie auch die unterschiedliche Behandlung der Oberflächen von Löwen- und Menschendarstellung die augenscheinlichsten Gegenargumente für eine Datierung des gesamten Ensembles in die Romanik. Als römisch wurden die Löwen übrigens erstmals 1990 von E. HUDECZEK erkannt³⁷.

4.2 Librarius - Schreiberdarstellungen

Ein Motiv auf Römersteinen, das häufig sichtbar belassen und an gut einsehbarer Stelle eingesetzt wurde, ist der *librarius*. Schreiberdarstellungen, auf römischen Grabmälern dem Hausherrn zugeteilte Diener, scheinen der Darstellung des schreibenden Mönchs besonders nahe zu kommen und damit in die christliche Bilderwelt anstandslos assimilierbar zu sein. Schreiber- oder auch Opferdienerdarstellungen kommen sogar in den allerheiligsten Bereichen von Kirchen - wie in der Triumphbogenlaibung in Piber - vor³⁸.

Die Gegenüberstellung eines schreibenden Mönchs aus dem Reiner Musterbuch, eine lavierte Federzeichnung entstanden zwischen 1200/1220 (ÖNB, cod 507, fol. 2v), und einem an der Außenseite der südlichen Langhausmauer der 1170 ersterwähnten Kirche von Gamlitz eingemauerten Römerstein der hadrianisch-antoninischen Zeit zeigt die formale Parallelen deutlich.

³⁴ DIEZ 1957, 33 und Anm. 1; WALDE 1985, 464; DIEZ 1992, 112 f.

³⁵ DEHIO STEIERMARK 1982, 540; DEUER 1982, Karte 3, o. Seitenangabe.

³⁶ WAGNER 2002, 440 ff.

³⁷ HUDECZEK 1992, 115.

³⁸ WAGNER 2002, 368 f., 382 ff., 425, Abb 112.



Abb. 9: Reiner Musterbuch. Schreibender Mönch. Lavierte Federzeichnung, entstanden 1200/1220. (Österreichische Nationalbibliothek, Codex 507, fol. 2).



Abb. 10: Librariusrelief an der Pfarrkirche Hll. Petrus und Paulus in Gamlitz, 1. Hälfte 2. Jahrhundert. (Foto: Jasmine WAGNER).

4.3 Geste der *dextrarum iunctio* - Hinweis auf Eheleute (Kirchenstifter)

Die häufig dargestellte Geste der *dextrarum iunctio* - der Reichung der jeweils rechten Hände - weist die Dargestellten auf römischen Grabsteinen als Eheleute aus³⁹. Dieser Gestus war in Mittelalter wohl bekannt, wie zum Beispiel die Darstellung der Vermählung Mariens auf dem Wiener Schottenaltar (1469/80) zeigt. Gegenübergestellt wurde dieser ein römisches Doppelporträt aus dem beginnenden 3. Jahrhundert, das über dem südlichen Seitenportal der Stallhofner Pfarrkirche eingesetzt wurde. Porträts gehören zu den am häufigsten vermauerten Reliefs und gerade um diese rankten sich gerne Gründungssagen von Kirchen. Nach einiger Zeit sah man mancherorts in den römischen Eheleuten die Stifter der Kirche, so in Semriach.

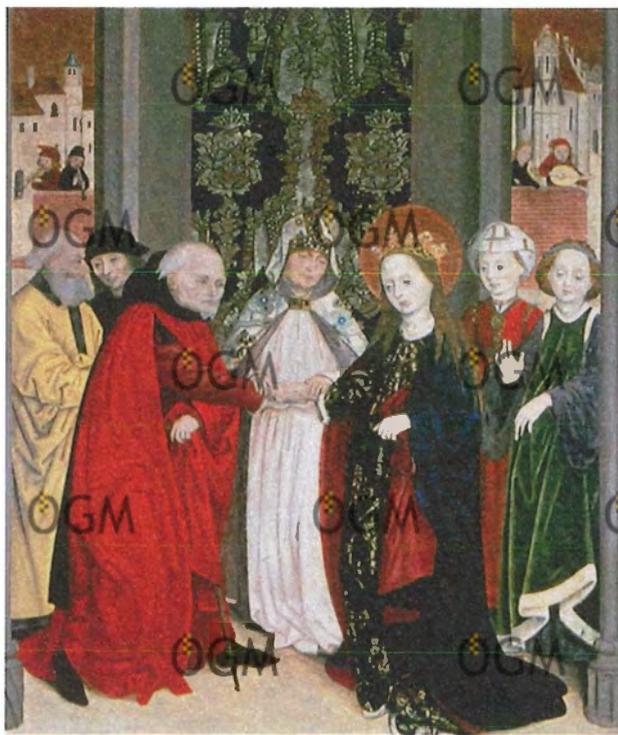


Abb. 12: Ehepaarrelief mit dem Gestus der *dextrarum iunctio* über dem südlichen Seitenportal der Pfarrkirche Hl. Nikolaus von Stallhofen, Steiermark. (Foto: Jasmine WAGNER).

Abb. 11: Vermählung Mariens. Wiener Schottenaltar, 1469/80. (Bildquellenarchiv des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in Krems).

4.4 Lebensbaummotiv: Weinstock mit Trauben

Das Motiv des antiken Lebensbaumes, eines aus einem Krater oder Kantharos wuchernden Weinstocks, an dem Trauben hängen, in dessen Äste sich unterschiedliche Tiere tummeln können und zu dessen Seiten sich zusätzlich zwei Raubtiere, meist Panther oder Löwen befinden können, ist an den steirischen Kirchen genauso häufig zu finden wie die Darstellung von Dienern und Dienerinnen. Das Motiv des Baumes - ob Baum der Erkenntnis, Baum des Lebens, Baum des Heiles oder Baum der Gelehrsamkeit - erscheint in der christlichen Ikonographie häufig, im allgemeineren Sinne lassen sich die Weinstöcke und Reben auch als eucharistische Symbole lesen. Ein antikes Lebensbaumrelief, das an der Südwestecke der Kirche St. Johann bei Herberstein eingemauert ist, lässt sich aus ikonographischer Sicht problemlos mit mittelalterlichen Darstellungen vergleichen - beispielsweise der Baum der Erkenntnis, Relief aus der Pfarrkirche von Gobelsburg, NÖ, 1150/1200 oder das Lebensbaumfresko in St. Jakob in Levoca, Slowakei, 14. Jahrhundert. Das römische Lebensbaumrelief wird zudem von einem Rundbogenfries abgeschlossen, das dem romanischen Formgefühl sehr entgegen gekommen sein muss⁴⁰. Die heute weitgehend barockisierte Kirche St. Johann bei Herberstein, eine eigenkirchliche Gründung, wurde 1260 dem Deutschen Ritterorden geschenkt⁴¹. Große Teile des aufgehenden Mauerwerks des Langhauses sind romanisch, die gesamte Südwestecke der Kirche besteht aus römischen Spolien.

³⁹ WAGNER 2002, 370 ff.

⁴⁰ WAGNER 2002, 396 ff. mit weiterführender Literatur.

⁴¹ DEUER 1982, 257; DEHIO STEIERMARK 1982, 435 f.; ALLMER 1990, 18 f.



Abb. 13:
Römisches Lebensbaumrelief. Pfarrkirche Hl. Johannes Baptist in St. Johann bei Herberstein, Steiermark.
(Foto: Jasmine WAGNER).

4.5 Spolienverwendung als Nachweis der eigenen Historizität: Spolienverwendung im Rahmen einer eigenkirchlichen Situation

Als Verweis auf die eigene Historizität könnte die Spolienverwendung im Kanonissenstift Göß angesehen werden. Unter dem Chor der ersten Klosterkirche von Göß, einer dreischiffigen, flach gedeckten Pfeilerbasilika, die 1020 bereits fertig gestellt war, und später durch einen spätgotischen Neubau ersetzt wurde, befindet sich die noch zum größten Teil in ihrer romanischen Substanz erhaltene Umgangskrypta⁴². Diese dreischiffige, dreijochige, kreuzgratgewölbte Hallenkrypta mit tonnengewölbtem Umgang zeigt ein einfaches Vierstützenschema, wobei die wenig geformten Kreuzgratgewölbe durch sichelförmige Gurtbögen unterteilt werden. Die Krypta wurde in der Gotik und im Barock verändert. Die nordwestliche Säule des kleinen Vierstützenraums ist eine monolithische römische Spolie mit Spiralkannelur. Sie stammt von einer von W. MODRIJAN⁴³ bei Donawitz lokalisierten Grabaedicula, deren Aufbau nach G. KREMER dem zweigeschossigen Ennier-Grabmal von Sempeter entsprechen dürfte⁴⁴. Die bekannte Rekonstruktion des Grabmals aus dem 20. Jahrhundert muss sicherlich korrigiert werden. Die südliche Stütze in der Krypta ist ebenfalls eine grob mit dem Flacheisen bearbeitete Marmorspolie, während der untere Teil aus einem tuffartigen Stein besteht. Die Zweiteilung der Säule könnte nach I. WOISETSCHLÄGER-MAYER mit einer Art Reliquienschrein zu tun haben, was der Säule die Funktion eines Altars zukommen ließe⁴⁵. Die Krypta soll der Überlieferung nach als Grablege für die Stifterin des Klosters, Adala - die Gattin des bayrischen Pfalzgrafen Aribo -, und deren Tochter Kunigunde I., der ersten Äbtissin des Kanonissenstifts, gedient haben. Bislang blieb von der wissenschaftlichen Forschung unbeachtet, dass auch die restlichen beiden Stützen Teile von römischen Grabmälern waren. Das Kanonissenstift Göß war zur Zeit seiner Gründung eine direkt dem Kaiser unterstellte Reichsabtei, deren Insassinnen an keine monastischen Regeln gebunden waren, es gab keine Klausur und auch Privatbesitz war erlaubt. Die Besiedlung erfolgte mit Nonnen aus Nonnberg in Salzburg. Auch die Übernahme des Stifts durch den Erzbischof von Salzburg, Konrad I. (1106-47), änderte wenig an dieser Sonderstellung, obwohl er versuchte, die Institution im Sinne der cluniazensisch-gregorianischen Reform umzumodeln. Auch hier begegnet uns wieder eine Spolienverwendung im Rahmen einer eigenkirchlichen Situation⁴⁶.

⁴² Zur Stiftskirche und zur Krypta von Göß existiert zahlreiche Literatur - zusammengefasst bei: FILLITZ 1998b, 243; vgl. weiters HEBERT 1989a, 181 ff.; 1989b, 274 f.

⁴³ MODRIJAN, WEBER 1965, 110 f., Nr. 237.

⁴⁴ KREMER 2001, 57 f., Kat. I/Nr. 2, Taf. 1. (mit Literaturangaben).

⁴⁵ WOISETSCHLÄGER-MAYER 1961, 130, Anm. 10.

⁴⁶ DEUER 1980, 11 ff.

**Abb. 14:**

Wieder verwendete Bauteile eines antiken Grabmals als Stützen in der Krypta von Göß, vor 1020 (nach FILLITZ 1998b, 47/Abb.).

Eine kürzlich von S. LEHNER publizierte Spolie, die aufgrund ihrer sekundären Überarbeitung darauf schließen lässt, dass sie im 12. Jahrhundert sichtbar versetzt worden ist, dürfte dem ersten Bau des 1129 von Ebrach aus gegründeten Zisterzienserklosters Rein bei Graz angehören. Die Kirche wurde 1140 fertig gestellt, und die Flechtwerkornamentik wird von der Bearbeiterin ins 12. Jahrhundert datiert. Auch die Porträts selbst wurden weitgehend dem Formgefühl der Romanik angepasst, was besonders im Bereich der übergroßen Augen deutlich ist. Die romanische Kirche blieb bis zum barocken Umbau 1738 unversehrt, der Römerstein wurde 2002 im Zuge von Restaurierungsarbeiten im barocken Mauerwerk, tertiärverwendet, entdeckt. Über die Funktion des Steins ist nichts bekannt, ein kreisrundes Loch zwischen den beiden Porträtköpfen lässt nach B. HEBERT möglicherweise an eine Verwendung in einem Brunnen denken⁴⁷. In Stift Rein befinden sich noch weitere Römersteine, allerdings ist der Porträtstein der einzige, für den eine mittelalterliche Verwendung nachweisbar ist.



Abb. 15: Antiker Porträtstein mit Flechtwerk-ornamentik aus Stift Rein bei Graz, Steiermark.
(Foto: O. Harl, www.ubi-erat-lupa.org).

⁴⁷ LEHNER 2003, 323 ff.

5. Der Umgang mit den als gefährlich eingestuften heidnischen Relikten

Der Umgang mit den Römersteinen dürfte nach dem Versetzen in die Kirche(nwand) natürlich ein völlig anderer gewesen sein, als es der Beweggrund war, weshalb er überhaupt dorthin gelangt ist. Selbst, wenn historische Motive oder ein politisches Konzept Grund für das Einsetzen und damit das Erhalten des Steins war, so rankten sich schon bald Sagen und Geschichten um die Stücke, was sogar bis zu kuriosen christlichen Umdeutungen der Inschriften gehen konnte. So berichtet beispielsweise Augustinus Tyffernus, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Inschriften auf Stift Rein aufzeichnete, dass ihm ein biederer Mönch die Anfangsbuchstaben der Weihinschrift *IOM* ([I]ovi O[ptimo] M[aximo]), die beim Eingang in den Kapitelsaal in den Fußboden eingelassen war, wie folgt aufschlüsselte: „I(ntroitus) O(mnium) M(onarchorum)“⁴⁸.

Ein schönes Beispiel für den Umgang mit den als gefährlich eingestuften heidnischen Relikten ist jenes der sog. „Riesin“ von St. Donat in Kärnten. Dass sich kranke Bauern an der freistehenden Statue den Rücken rieben, da ihr heilende Kräfte zugeschrieben wurden, erzürnte den 1616 die Gemeinde visitierenden Bischof so sehr, dass er forderte sie zu entfernen und einzugraben (wörtlich: *inhumetur*). Sie wurde dann jedoch in die Kirchenmauer versetzt, um ihre magischen Kräfte wirksam zu bannen⁴⁹.



Abb. 16: Die sog. „Riesin“ von der Pfarrkirche Hl. Donatus in St. Donat, Kärnten. (Foto: Jasmine WAGNER).

5.1 Römersteinvermauerungen im Sinne von Exorzismus und Bannung

Im Sinne von Exorzismus und Bannung hat man wohl einen großen Teil der mittelalterlichen Römersteinvermauerungen zu sehen. Doch einmal an die Kirchenmauer versetzt und damit unschädlich gemacht, konnte man sie einer *interpretatio christiana* unterziehen – sozusagen als unbewusste Schutzbehauptung. Wenn eine heidnische Gottheit in einen Heiligen umgewandelt werden kann, muss man sie nicht mehr fürchten – oder es galt sogar als sichtbarer Beweis des Triumphes des Christentums über das Heidentum. Der logischste Umgang mit fremden Darstellungen ist der, sie in die eigene Vorstellungswelt zu assimilieren: Entweder man dämonisierte die unverstandene Ikonographie oder aber führte sie einer

⁴⁸ Die vollständige, heute verschollene Inschrift lautet: I(ovi) O(ptimo) M(aximo)/ [Iu]NONI MINERVAE/ [H]OSTLIA C(ai) F(ilia) CRISPA (...). - Es handelt sich also um eine Weihinschrift der Hostilia Crispa für die Kapitolinische Trias: WEBER 1969, 110/Nr. 51. - Die Anekdote ist verzeichnet bei WEBER 1969, 90.

⁴⁹ Zur Diskussion steht dabei, ob es sich um eine männlich oder weibliche Grabstatue oder Göttin handelt. - Datierung: 2./3. Jh.: WALDE 1990, 321 ff.; PICCOTTINI 1977, 96/Nr. 616, Taf. 69 (mit Lit.); KREMER 2001, 121, Kat. I/Nr. 71.

annehmbaren Uminterpretierung zu. Ein besonders plakatives Beispiel ist ein zum Engel Gabriel umgedeuteter Graberot, der veranschaulicht, dass biblische Personen kennzeichnende Attribute nur ansatzweise vorhanden sein mussten, um eine Uminterpretierung zu ermöglichen. In diesem Falle reichte die umgekehrte Fackel, die als stabähnliches Attribut den Graberoten zum Erzengel Gabriel avancieren ließ⁵⁰.



Abb. 17:
Umfunktionierte Graberot in
Steindorf bei Neumarkt, Steier-
mark. (Foto: BDA Graz).

5.2 Erforschung und Sammlung der Römersteine im Geiste des Humanismus

Ab der Regierungszeit Kaiser Friedrichs III. (1440-1493) begann die Geisteshaltung des Humanismus auch in Österreich Einzug zu halten - nicht zuletzt durch seinen Kanzleisekretär Aeneas Silvio Piccolomini, den späteren Papst Pius II., der auch eine Bulle zum Schutz antiker Denkmäler erließ. Mit Kaiser Maximilian I. (1493-1519) erreichte der österreichische Humanismus den Höhepunkt. Dieser beauftragte Humanisten wie Johannes Fuchsmag, Conrad Peutinger und Conrad Celtes mit der Erforschung der Antike, wobei großes Gewicht auf der Erforschung und Sammlung von römischen Münzen und Inschriften - damit auch Römersteinen - lag. Maximilians Intention war es primär, seine Dynastie mit der Reihe der römischen Kaiser zu verbinden. So sollte Johannes Fuchsmag eine durchgehende Genealogie des Hauses Habsburg anhand der Münzsammlung von Caesar bis Maximilian I. erstellen⁵¹. Ein schönes Zeugnis dieser Bestrebungen sind die beiden am Erker des Maximiliansbaus in der Grazer Burg vermauerten Römersteine.

⁵⁰ HEBERT 1996, 91 ff.; WAGNER 2002, 354, Abb. 4.

⁵¹ NIEGL 1980, 32 ff.

Conclusio

Inhaltlich lassen sich für die Anbringung von Römersteinen in steirischen Kirchen folgende Intentionen extrahieren:

- Bannung der heidnischen Mächte, Exorzierung der dämonischen Kräfte.
- Umdeutung und *interpretatio christiana* – Verwendung im Sinne einer Bauplastik.
- Ab der Spätgotik humanistisches Interesse an den „Antikaglien“.
- Ästhetische Motive.
- Der Verweis auf eigene Historizität – das eigene Alter, die eigene Würde, die eigene Geschichte zu bezeugen, möglicherweise einen sichtbaren Rombezug oder das Weiterführen und Anknüpfen an die politische Idee des Römischen Reiches zu unterstreichen. Die Karnburg (888/vor 927) als einzige nachweisbare karolingische Pfalz in Österreich bildet dafür das eindringlichste Beispiel⁵².

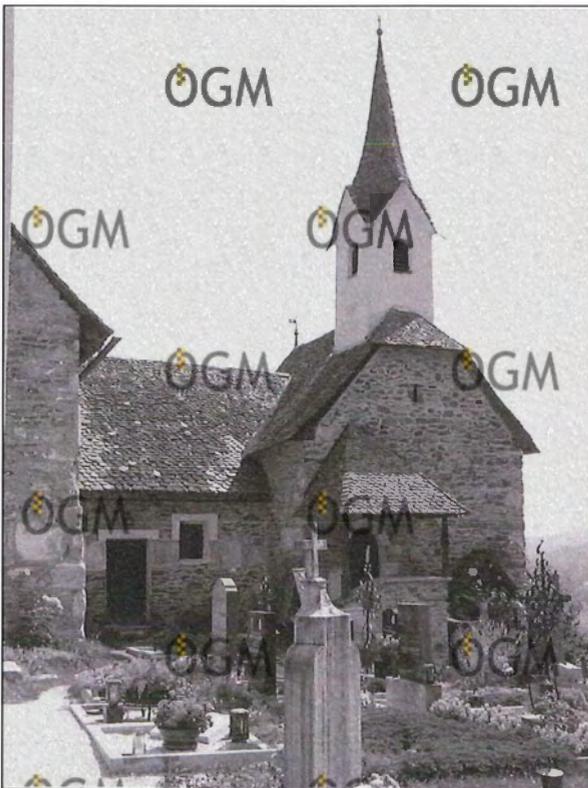


Abb. 18:
Ansicht der Karnburg, Kärnten, karolingische Pfalz, 888/vor 927, Kirche Hll. Peter und Paul, von Westen. (Foto: Jasmine WAGNER).

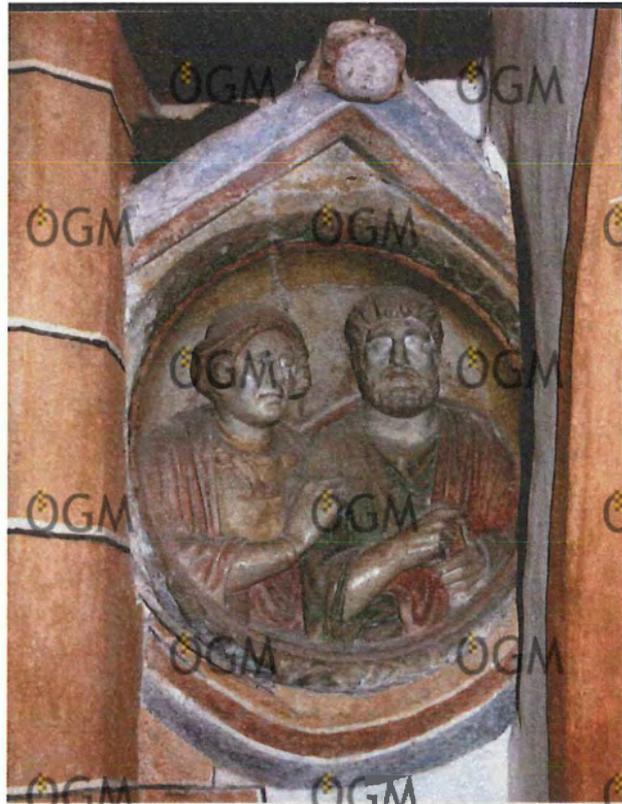


Abb. 19:
Ehepaarrelief mit nachantiker polychromer Fassung in der südlichen Langhauswand der Kirche des Hl. Martin in Greith, Steiermark. (Foto: Jasmine WAGNER).

Die durchschnittliche Spolienverwendung in Landkirchenbauten wird man sich wahrscheinlich ähnlich wie sie in Greith heute noch erhalten ist vorzustellen haben: Die Römersteine führten keine Parallelexistenz neben der christlichen Bilderwelt, sondern wurden in diese assimiliert.

⁵² KOCH 1998, 225.

Literaturverzeichnis

- ALBERTINI 1510:
Francesco ALBERTINI, *Opusculum de mirabilibus novae et veteris urbis Romae*. Rom 1510 (Ed. Peter MURRAY, Farnborough 1972).
- ALLMER 1990:
Gottfried ALLMER, *Die Sakralbauten der Pfarren Stubenberg und St. Johann bei Herberstein*. Weiz 1990.
- BANDMANN 1994:
Günter BANDMANN, *Mittelalterliche Architektur als Bedeutungsträger*. Berlin 1994¹⁰.
- BURCKHARDT 1855/1964:
Jacob BURCKHARDT, *Der Cicerone*. Leipzig 1855 (Nachdruck: Stuttgart 1964).
- DEHIO STEIERMARK 1982:
Kurt WOISETSCHLÄGER, Peter KRENN, *Dehio Steiermark*. *Dehio Handbuch, Die Kunstdenkmäler Österreichs*. Graz 1983.
- DEICHMANN 1975:
Friedrich Wilhelm DEICHMANN, *Spolien in der spätantiken Architektur*. Bayerische Akademie der Wissenschaften, phil.-histor. Klasse, *Sitzungsberichte* 1975, Heft 6, München 1975, 1 ff.
- DEIMLING 1996:
Barbara DEIMLING, *Das mittelalterliche Kirchenportal in seiner rechtsgeschichtlichen Bedeutung*. In: Rolf TOMAN (Hrsg.), *Kunst der Romanik*. Köln, 1996, 324 ff.
- DEUER 1980:
Wilhelm DEUER, *Die romanischen Klosterkirchen der Steiermark*. Unpubl. Hausarbeit des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung der Univ. Wien, Wien 1980.
- DEUER 1982:
Wilhelm DEUER, *Romanischer Kirchenbau in der Steiermark*. Ungedr. Dissertation Univ. Wien, Wien 1982.
- DIEZ 1957:
Erna DIEZ, *Das Grabmal des Veteranen M. Aurelius Secundinus (CIL III 5409)*. *Schild von Steier* 7, 1957, 33 ff.
- DIEZ 1992:
Erna DIEZ, *Römersteine*. In: Bernhard HEBERT, Ernst LASNIK, *Spuren der Vergangenheit*. Archäologische Funde aus der Weststeiermark. *Ausstellungskatalog Bärnbach, Bärnbach* 1992, 110 ff.
- ECKHART 1981:
Lothar ECKHART, *Die Skulpturen des Stadtgebiets von Ovilava*. *Corpus Signorum Imperi Romani III/3*, Wien 1981.
- EGGER 1952:
Rudolf EGGER, *Gröbming*, *Fundberichte aus Österreich* 4, 1940-45 (1952), 63 f.
- ESCH 1969:
Arnold ESCH, *Spolien*. Zur Wiederverwendung antiker Bausteine und Skulpturen im mittelalterlichen Italien. *Archiv für Kulturgeschichte* 51, Leipzig-Berlin 1969, 1 ff.
- FILLITZ 1998a:
Hermann FILLITZ (Hrsg.), *Geschichte der Bildenden Kunst in Österreich I. Früh- und Hochmittelalter*. München-New York 1998.
- FILLITZ 1998b:
Hermann FILLITZ, *Die Architektur bis zur Zeit Leopold des VI.* In: Hermann FILLITZ 1998a, 231 ff.
- FRODL 1988:
Walter FRODL, *Idee und Verwirklichung. Das Werden der staatlichen Denkmalpflege in Österreich*. *Studien zu Denkmalschutz und Denkmalpflege* 13, Wien-Köln-Graz 1988.
- GUTSCHER 2003:
Daniel GUTSCHER, *Die bewusste Verwendung antiker Bauteile in mittelalterlichen Klosterbauten des Cluniazenserordens – sichtbarer Ausdruck des Rombezuges*. *Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich* 6, 2003, 159 ff.
- HARL 1991:
Ortolf HARL, *Historische Selektion und Datierung römischer Steindenkmäler im Ostalpenraum*. In: 2. Internationales Kolloquium über Probleme des provinzialrömischen Kunstschaßens. *Tagungsband, Veszprém* 1991, 15 ff.
- HEBERT 1989a:
Bernhard HEBERT, *Archäologische Untersuchungen in der Krypta von Göß*. *Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege* 43, 1989, 181 ff.
- HEBERT 1989b:
Bernhard HEBERT, *Göß*. *Fundberichte aus Österreich* 28, 1989, 274 f.
- HEBERT 1996:
Bernhard HEBERT, *Römerstein-Restaurierungen*. In: *Akten des 6. Österreichischen Archäologentages*. *Veröffentlichungen des Instituts für Klassische Archäologie der Karl-Franzens-Universität Graz* 3, Graz 1996, 91 ff.
- HUDECZEK 1992:
Erich HUDECZEK, *Römersteine aus Stallhofen*. In: Bernhard HEBERT, Ernst LASNIK, *Spuren der Vergangenheit*. Archäologische Funde aus der Weststeiermark. *Ausstellungskatalog Bärnbach, Bärnbach* 1992, 114 f.
- KOCH 1998:
Rudolf KOCH, *Karnburg, Pfarrkirche Hll. Peter und Paul*. In: Hermann FILLITZ 1998a, 225.
- KREMER 2001:
Gabriele KREMER, *Antike Grabbauten in Noricum*. *Sonderschriften des Österreichischen Archäologischen Instituts* 36, Wien 2001.
- KUNST 1994:
Hans-Joachim KUNST, *Tor – Tür*. *Lexikon der christlichen Ikonographie* 4, Rom-Freiburg-Basel-Wien 1994, Sp. 339 f.
- LEHNER 2003:
Susanne LEHNER, *Ein Römerstein mit romanischen Flechtwerkelementen aus dem Konventhof des Stiftes Rein, Steiermark*. *Fundberichte aus Österreich* 42, 2003, 323 ff.
- MODRIJAN, WEBER 1965:
Walter MODRIJAN, Ekkehard WEBER, *Die Römersteinsammlung des Joanneums im Eggenberger Schlosspark*. Teil 1: *Municipium Flavia Solva*. *Schild von Steier* 12, Graz 1965.
- VON MUCHAR 1844:
Albert VON MUCHAR, *Geschichte des Herzogthums Steiermark I*. Graz 1844.

- NIEGL 1980:
Manfred Alois NIEGL, Die archäologische Erforschung der Römerzeit in Österreich. Eine wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung. Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 141, Wien 1980.
- PICCOTTINI 1977:
Gernot PICCOTTINI, Die Diener- und Dienerinnenreliefs des Stadtgebiets von Virunum. Corpus Signorum Imperii Romani, Österreich II/3, Wien 1977.
- POESCHKE 1996:
Joachim POESCHKE (Hrsg.), Antike Spolien in der Architektur des Mittelalters und in der Renaissance. München 1996.
- RAFF 1994:
Thomas RAFF, Die Sprache der Materialien. Anleitung zu einer Ikonologie der Werkstoffe. Kunstwissenschaftliche Studien 61, München 1994.
- RAFF 1995:
Thomas RAFF, Spolien. Baumaterial oder Bedeutungsträger. Daidalos 58, Berlin 1995, 64 ff.
- WAGNER 2002:
Jasmine WAGNER, Zur ostentativen Wiederverwendung römerzeitlicher Spolien in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kirchen der Steiermark. Bannung, Exorzismus und humanistische Intentionen im Spiegel einer Interpretatio christiana. Fundberichte aus Österreich 40, 2001, 345 ff.
- WALDE 1985:
Elisabeth WALDE, Siehe die diversen *Römersteinbeiträge in diesem Band*. In: Andreas LIPPERT (Hrsg.), Reclams Archäologie-Führer Österreich und Südtirol. Stuttgart 1985.
- WALDE 1990:
Elisabeth WALDE, Die „Riesin“ von St. Donat in Kärnten. In: Otto BRINNA (Hrsg.), Echo. Beiträge zur Archäologie des mediterranen und alpinen Raumes (Festschrift J. B. TRENTINI zum 80. Geburtstag). Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 27, Innsbruck 1990, 321 ff.
- WEBER 1969:
Ekkehard WEBER, Die römerzeitlichen Inschriften in der Steiermark. Veröffentlichungen der historischen Landeskommission für Steiermark, Arbeiten zur Quellenkunde XXXV, Graz 1969.
- WEBER 1979:
Ekkehard Weber, Ein Beitrag zum Beginn der altertumskundlichen Forschung in der Steiermark, Historische Landeskommission für Steiermark (Hrsg.), Die Steiermark im 16. Jahrhundert. Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 17, Graz 1979, 85 ff.
- WEGNER 1958:
Max WEGNER, Spolien-Miszellen aus Italien. In: Martin WACKERNAGEL (Hrsg.), Festschrift für Martin WACKERNAGEL zum 75. Geburtstag. Köln-Graz 1958, 1ff.
- WOISETSCHLÄGER-MAYER 1961:
Inge WOISETSCHLÄGER-MAYER, Die Kunstwerke des Stiftes Göß. In: Heinrich APPELT, Stift Göß – Geschichte und Kunst. Wien-Linz-München 1961, 67 ff.

Mag. Jasmine Wagner
Hofwiesengasse 19/8
A-1130 Wien
jasmine.wagner@inode.at



ZUR ENTWICKLUNG DER CHOR- UND WESTTURMKIRCHEN IN ÖSTERREICH

von

Gorazd ŽIVKOVIČ, Wien

Vorromanische Kirchen¹ haben sich im Gebiet des heutigen Österreich kaum erhalten. Wie anhand zahlreicher archäologischer Befunde nachgewiesen ist, wurden viele Ursprungsbauten bestehender Kirchen aus Holz errichtet². Pfalzkapellen waren im Regelfall Steinbauten, wie z.B. die den Hll. Peter und Paul geweihte Pfarrkirche von Karnburg in Kärnten. Sie wurde irrtümlich als karolingische und somit erste Chorturmkirche Kärntens bezeichnet³. Eine außerordentliche Bedeutung und Funktion hatte auch die Martinskirche in Linz. Die ergrabenen Fundamente einer Dreikonchenanlage mit viertelkreisförmigen Hauptmauern werden um 800 datiert. Schwierig ist sowohl die Zuordnung der Kirche - noch agilolfingisch oder bereits karolingisch - als auch die Rekonstruktion des Aufgehenden - ein zentraler Turmbau ist vorstellbar⁴. In dieser Tradition steht auch die, Ende des 10. Jahrhunderts erbaute Ulrichskirche in Wieselburg (NÖ). Der quadratische Grundriss mit aufgesetzter achteckiger Kuppel und kleinen kreuzförmigen Armen lässt Vergleiche mit karolingischen, frühchristlichen, aber auch byzantinischen Sakralbauten zu⁵. Ortsnamen wie Mauerkirchen (10. Jahrhundert) in Oberösterreich und Steinakirchen am Forst (urk. 976 genannt) in Niederösterreich lassen erkennen, dass Holzkirchen noch immer den Regelfall darstellten. Die Trendwende, ausschließlich in Stein zu bauen, hat im Hochmittelalter stattgefunden. Gerne wird dabei auf die uml 136 verfasste Lebensbeschreibung Bischof Altmanns (1065-1091) verwiesen, in der angeführt ist, dass vor seiner Ankunft in der Diözese Passau fast alle Kirchen aus Holz bestanden⁶.

Die nun aufkommenden ersten Pfarrkirchen - „parrochia“⁷, aber auch die zahlenmäßig dominierenden Eigenkirchen - „ecclesiae“⁸ wurden ausschließlich als gemauerte Saalräume mit apsidialem oder quadratischem Chorschluss errichtet. Erweiterte Chorschlüsse - mit Chorquadrat und Apsis - bereicherten in der Folge die noch spärliche Typengruppe. Erst im Verlauf des 12. Jahrhunderts fand eine bemerkenswerte Erweiterung dieser Bautypen statt: An Stelle des Chorquadrats trat fallweise der Chorturm⁹. Seine darauf folgende starke Ausbreitung fand etwa gleichzeitig mit der von „Festen Häusern“, so genannten Wehrtürmen bei Burganlagen, statt. Auch die Westtürme haben sich zu Beginn des Turmbaus bei Kirchen nur vereinzelt etabliert. Ausschlaggebend für diese Entwicklung waren kirchenpolitische Bestrebungen, später auch die Eigenart der bodenständigen Tradition. Eine umfassende Arbeit über

¹ CZERWENKA 1992; KOCH 1998.

² Stellvertretend sei hier die Pfarrkirche von Stams in Tirol genannt. Anlässlich der archäologischen Grabungen von 1993 wurden drei Vorgängerkirchen ermittelt, wobei die Grundrisslösung der ersten Bauphase - Saalraum mit Chorquadrat - konsequent beibehalten wurde. Der jeweilige Vorgängerbau wurde ummantelt und augenscheinlich erst während der Errichtung des Nachfolgebbaus abgebrochen: 1) Holzpfostenkirche um 700, 2) Steinkirche Ende 8. Jh., 3) Steinkirche ca. 11. Jh. - SYDOW 1994, 562/Abb. 1.

³ GINHART 1934; HARTWAGNER 1980, 34. - Die Chormauern wurden jedoch erst im Zuge der gotischen Einwölbung aufgemauert - vgl. ŽIVKOVIČ 1993, 17.

⁴ OFFENBERGER 1980; eine umfassende Literaturliste ist bei KOCH (1998, 225) angeführt.

⁵ BIRKLBAUER 1996.

⁶ Literatur zum Holzkirchenbau siehe: ZAUNER, REITINGER 1983, 64 bzw. FICHTEAU 1984, 446 f. u. FICHTEAU 1981.

⁷ An Stelle der Begriffe Ur-, Mutter- und Tochterpfarre verwendet man heute für die Zeit des 8. bis über die Mitte des 11. Jhs. den Terminus Seelsorgemittelpunkt und -zentrum. Mit Bischof Altmann wandelt sich der Begriff „parrochia“, der zuvor als Bezeichnung der Diözese gebräuchlich war, zur Bezeichnung „Pfarre“ - vgl.: SONNLECHNER 1997, 182 f.

⁸ Bezeichnend ist oft die unterschiedliche Rechtsstellung der Eigenkirchen - vgl.: BRUNNER 1994, 37 ff. u. 290 ff.; DOPSCH, BRUNNER, WELTLIN 1999, 57 u. darin WELTLIN (Landesfürst und Adel, 257).

⁹ Der Terminus „Chorquadrat“ findet bei Kirchen Anwendung, die mit einem quadratischen bzw. rechteckigen Presbyterium versehen sind. Seit BACHMANN (1941, 160) wird für die aufwendigste Grundrissform des reinen Saalraumes mit Chorquadrat und Apsis der Begriff „vollständige Anlage“ verwendet. DEUER (1982, 92) mied diesen wertenden Terminus und ersetzte ihn durch den Begriff „erweiterter Apsissaal“. De facto wird jedoch dem Chorquadrat eine Rundapsis angeschlossen, daher ist der Begriff „erweiterter Chorquadratsaal“ zutreffender. Diese strukturierte Terminologie dient der exakten Differenzierung. Daher müssen bei Turmkirchen die gleichen Gesetzmäßigkeiten gelten: Ist dem Chorquadrat ein Turm aufgesetzt, handelt es sich um einen „Chorturm“, während dem „erweiterten Chorturm“ eine Apsis angeschlossen ist. Die Beibehaltung des Begriffes „Chorturm“ erweist sich vor allem dort als vorteilhaft, wo spätere Veränderungen - etwa der an den Turm angebaute gotische Chor - eine exakte Festlegung des ehemaligen Ostabschlusses der Kirche unmöglich machen. Die Verwendung des Begriffes „Ostturmkirche“ ist in einem solchen Fall verwirrend, da er nur für den überkommenen Zustand gelten kann.

Kirchentürme südlich und nördlich von Langhaus und Chor ist bis jetzt noch ausständig. Bei einer grundlegenden Analyse der Entwicklung des Turmbaus im Niederkirchenwesen Österreichs wird man künftighin auch dieser Gruppe Beachtung schenken müssen.

Kirchenpolitische Voraussetzungen

Die politische Lage im 11. Jahrhundert ist durch die gewaltige Machtstellung des fränkischen Kaisers bestimmt, durch das Streben nach zentralistischer Staatsgewalt, die sich auf kirchlichem Bereich unter Kaiser Heinrich III. in der Absetzung von Päpsten und in der Ernennung deutscher Päpste ausdrückte. Die strengen Neuerungen Papst Gregors VII., die im Investiturstreit zu den heftigsten Auseinandersetzungen mit dem Kaiser führten, hatten vor allem im Bereich der Reformorden ihren Niederschlag gefunden und sich in der klösterlichen Architektur dokumentiert.

Im Kernland Österreichs, der babenbergischen Ostmark, trat Bischof Altmann von Passau als papsttreuer Klosterreformer und Erneuerer der kirchlichen Disziplin auf. Ihm ist ein verstärkter Ausbau des Pfarrnetzes unter erheblicher Mitwirkung von Markgraf Leopold II. gelungen¹⁰. Seine papsttreue Haltung veranlasste Altmann 1077, nach Einnahme Passaus durch König Heinrich, zur Flucht nach Sachsen und Rom. 1080 neuerlich aus Passau vertrieben, fand er bis zu seinem Tod im Jahre 1094 in der Ostmark Rückhalt. Zu seinen Reformbemühungen zählte die Verbreitung der Augustiner-Chorherren. Was er mit der Gründung des Stiftes St. Nikola zu Passau 1067 begann, setzte sich in der Reform seiner Eigenklöster in St. Florian (OÖ), St. Pölten (NÖ) und im Benediktinerkloster Kremsmünster (OÖ)¹¹ bis 1070 fort und fand in der Klostergründung Göttweigs (NÖ) 1083 sein Ende. Auf diese Weise sollte dem weltlichen Eigenkirchenwesen Einhalt geboten werden. Insbesondere kam dies bei der 1133 erfolgten Einführung der Augustiner-Regel in Klosterneuburg (NÖ) zur Geltung. Floridus RÖHRIG¹² vermutet, dass Markgraf Leopold III. in seinem Kollegiatstift mit weltlichen Chorherren den Sitz eines neuen Bistums etablieren wollte. Diese Bestrebungen dürften demnach durch das geschickte Manöver des Salzburger Erzbischofs Konrad und des Passauer Bischofs Reginmar mit einem Schlag zunichte gemacht worden sein. Augustiner-Chorherrenstifte unterstanden ausschließlich dem Bischof.

Zu den stärksten geistigen Verbündeten im Kampf um die Freiheit der Kirche zählte das Benediktinerkloster Cluny in Frankreich. Schon bei seiner Gründung 910 wurde es bewusst von jedem Eigenkirchenrecht ausgenommen und dem Heiligen Stuhl direkt unterstellt. Dass im Jahre 1094, also nach dem Tod Bischof Altmanns, Benediktiner aus dem cluniazensisch orientierten St. Blasien im Schwarzwald das Kloster Göttweig übernahmen, ist als Optimierung seiner Bestrebungen zu bezeichnen¹³.

Die Vorstellung, Macht und Reichtum seien von Gott verliehen, fand in der Ausbildung des Kirchenbaues seinen Niederschlag. Derart wurde dem politischen Gegner die eigene Potenz vor Augen geführt. Indirekt war man bestrebt, für Gottes Lob das „Festtagskleid“ anzulegen¹⁴. Ausschlaggebend dafür waren weniger die Bedürfnisse der religiösen Handlung, sondern vielmehr die Rangordnung in der feudalen Hierarchie, wobei der Bau möglichst größer und schöner als jener des politischen Gegners ausfallen sollte. Sinnfällig wird dieses Ringen an den Bauten von Speyer und Cluny (III) am Ende des 11. Jahrhunderts, also zur Zeit des Investiturstreits belegt. Martin WARNKE spricht in seiner soziologischen Studie, der Auswertungen vieler mittelalterlicher Texte zugrunde liegen, von „repräsentativem Bauzwang“ und „Legitimationsdruck“. Die Bedeutung der gewählten Begriffe wird in einem Text, den Huques DE FOUILLOY um 1153 geschrieben hat, verständlich: „Die einen bauen aus bloßer Freude und aus Überfluss, die anderen jedoch aus schierer Not und Angst vor Unterdrückung durch die Mächtigen.“¹⁵ Die unverhüllte Gegenwartsbezogenheit der Repräsentation ist in der Antwort des Abtes Gauzlin von Flury (um 1030) auf die Frage nach dem Aussehen des von ihm geplanten Kirchturms zu sehen: „...so, dass er ganz Gallien ein Beispiel sei...“¹⁶.

¹⁰ LECHNER 1983, 12 f.; RÖHRIG 1983, 1 f.

¹¹ Kremsmünster blieb benediktinisch, aber der Bischof holte sich direkt aus dem lothringischen Reformkloster Gorze einen neuen Abt und führte damit einen geläuterten, strengen Geist ein.

¹² RÖHRIG 1996, 217 f.

¹³ Der Jung-Gorzer Reformgeist zeichnet sich schon zu Lebzeiten Altmanns ab, auf dessen Betreiben 1089 Benediktiner aus St. Lambach (OÖ) in Stift Melk (NÖ) eingesetzt wurden.

¹⁴ CONRAD 1990, 37.

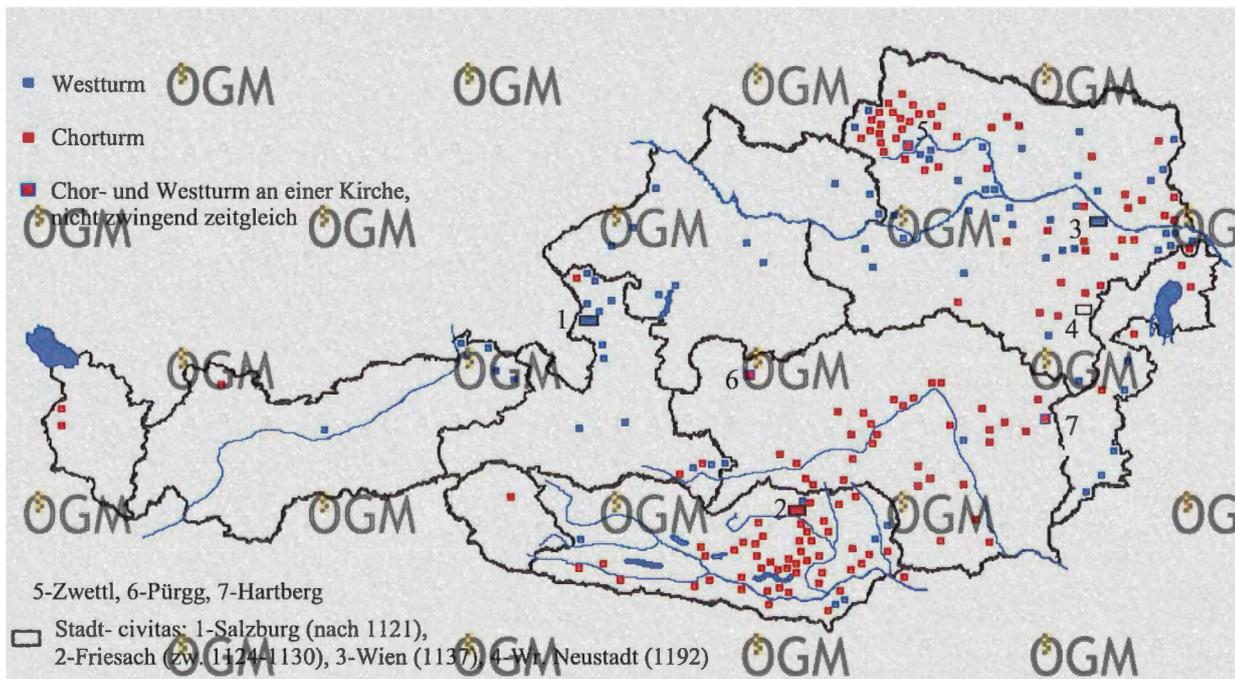
¹⁵ WARNKE 1976.

¹⁶ Vgl. WARNKE 1976.

Für Bauherrn, die mit Kirchenbau auch Repräsentation verbanden, bot sich insbesondere bei der Planung der Türme die Möglichkeit Macht und Reichtum zu demonstrieren. Der im 6. Jahrhundert erbaute Campanile der Kirche San Apollinare in Classe in Ravenna gilt als ältester Kirchturm im europäischen Kulturraum. Die frühesten Türme der behandelten Typengruppen sind im deutschsprachigen Raum an der südwestlichen Peripherie lokalisierbar. So findet sich im nördlichen Teil des Schwarzwaldes, einer Region in der sich regelrecht eine Chorturmlandschaft herausgebildet hat, die kleine Kirche des Hl. Candidus von Kentheim¹⁷. Sofern der Turm tatsächlich mit der Erstnennung der Kirche aus dem Jahre 1075 gleichzusetzen ist, kann er als ältestes Beispiel eines Chorturmes, aus der Zeit der Ottonen, angesehen werden. Das Gegenstück dazu, der älteste Westturm, hat sich an der Klosterkirche des Hl. Cyriakus in Sulzburg nahe des Dreiländerecks Deutschland-Frankreich-Schweiz erhalten¹⁸. Teile des Balkenholzes wurden im Jahre 996 gefällt¹⁹. Für den Bereich Österreichs ist die Einflussnahme seitens der Kerngebiete des römisch-deutschen Kaiserreiches ausschlaggebend.

Die Verbreitung der Chor- und Westturmkirchen in Österreich (vgl. Karte)

Die Verbreitung des Chorturms ist mit wenigen Ausnahmen auf Niederösterreich, Steiermark²⁰ und Kärnten²¹ konzentriert. Zu den Ballungszentren in Niederösterreich zählen das nordwestliche Waldviertel, insbesondere der Bereich zwischen Zwettl und Gmünd, das Umfeld von Wien bis zur March sowie der Bereich um Wiener Neustadt. Die meisten burgenländischen Beispiele sind nordöstlich des Neusiedlersees gruppiert, stammen aber vorwiegend aus der Gotik. In der Steiermark weist vor allem das Murtal zwischen Niederwölz und Bruck an der Mur eine Häufung der Chortürme auf. Die beiden Exemplare im Lungau (Salzburg) zählen zu den Ausläufern dieser Gruppe. Im Umfeld Köflachs und zwischen Weiz und Hartberg (alle Steiermark) sind zwei kleinere Anhäufungen festzustellen. In Kärnten ist die größte Dichte an Chortürmen zwischen Villach, Klagenfurt, St. Veit und Feldkirchen festzustellen. Weitere Gruppen sind zwischen Friesach und dem Krappfeld, sowie im Umfeld von Völkermarkt und im Drautal zwischen Villach und Ferlach angesiedelt. Ausläufer finden sich im oberen Gailtal. Abseits jeglicher Gruppe liegt der Chorturm in Matrei/Osttirol. Lamprechtshausen - im Norden Salzburgs - und Wängle in Tirol gehören der südbayrischen Kulturlandschaft an. Die beiden Chortürme in Götzis und Rankweil in Vorarlberg sind der oberrheinischen Gruppe zuzurechnen (vgl. Karte).



Verbreitungskarte: Romanische Chor- und Westturmkirchen in Österreich (Bestehende und befundete Türme).

¹⁷ KLUCKERT 2004, 25.

¹⁸ KAISER 2004, 44.

¹⁹ www.sulzburg.de.

²⁰ DEUER 1982, Karte 7.

²¹ ŽIVKOVIĆ 1993, Karte 2.

In der Zahl weit geringer ist die Präsenz des achsialen Westturms²². Er lässt sich sowohl in bevorzugten Chorturmgebieten lokalisieren, als auch vereinzelt in anderen Regionen. Seine Dominanz im salzburgischen Kernland und im Donaauraum ist offensichtlich - vor allem im 12. Jahrhundert. Im Waldviertel ist er in einem Verhältnis von etwa 1:3 zu den dort vorherrschenden Chortürmen anzutreffen. Im Umkreis von Wien sowie im östlichen Weinviertel ändert sich das Verhältnis zu Gunsten des Westturms auf etwa 1:1. Die Gruppe um Carnuntum (NÖ) dominiert leicht gegenüber den benachbarten Chortürmen im Bereich Parndorfer Platte/Haidboden im Burgenland. Ausschließlich von Westtürmen geprägte Landschaften sind das südliche Burgenland, der Bereich östliches Mühlviertel/südwestliches Waldviertel/Amstettner Raum, das westliche Oberösterreich, Salzburg Stadt mit Umgebung und das Unterinntal. In Kärnten sind weit verstreut nur wenige gesicherte Exemplare bekannt. In der Steiermark setzte die spärliche Verbreitung des Westturms erst um 1300 an²³.

Eine Sonderstellung ohne weitere Auswirkung auf das regionale Baugeschehen darf für die Pfarrkirche des Hl. Ägydius in Semriach mit ihrem Querriegel aus der Mitte des 12. Jahrhunderts angenommen werden²⁴.

1. Ableitungsprozess und Typenbildung des Westturms

Ableitungsversuche des achsialen Einzelwestturms vom Bergfried mit Kapelle bzw. der Turmkirche werden heute als überholt angesehen. Am überzeugendsten ist die These, dass sich der Westturm vom karolingischen Westwerk heraus entwickelt hat. Dabei wird der Westturmanlage nicht zu unrecht eine apotropäische Wehrfunktion zugeschrieben. Tatsächliche Wehrfunktionen sind an den österreichischen Beispielen nicht überzeugend argumentierbar. Die politisch-programmatische Einstellung des Auftraggebers muss bei den frühen Westtürmen als bestimmendes Hoheitsmotiv eine ausschlaggebende Rolle gespielt haben.

Am Beginn der Entwicklung steht die Dreiturmanlage der Aachener Pfalzkapelle Karls des Großen. Zu den charakteristischen Elementen dieser Lösung zählen der markante Mittelurm, die niedrigeren flankierenden Treppentürme, das Atrium mit zwei Exedren sowie der Verbindungsgang zur Palastaula, welcher in der Westturmanlage direkt auf die Empore mit dem Thron des Kaiser führt²⁵. Karl der Große bediente sich hier spätantiker Vorbilder der kaiserlichen Repräsentation, um sie den speziellen Erfordernissen karolingischer Kaiserliturgie ein- und unterzuordnen. Die Dreiturmanlage als karolingische Neuschöpfung manifestiert als Hoheitsform am Außenbau die Präsenz des Herrschers auf der Empore.

In weiterer Folge werden Westoratorien turmartig überhöht, wobei an Stelle der Emporen meist Kapellen mit Michaelspatrozinium treten. Insbesondere ist dieser Typus bei Klosterkirchen häufig anzutreffen. Als frühes Beispiel ist die unter Abt Hrabanus Maurus (822-842) erbaute Benediktinerkirche am Petersberg bei Fulda zu nennen.

Veränderungen in der Liturgie haben unter den Ottonen zu einem formalen Umbildungsprozess geführt. Der komplexe Aufbau der Dreiturmanlage wurde durch Zurücknahme der seitlichen Treppenannexe zum Einzelwestturm reduziert. Die Innenstruktur der Westturmanlage mit liturgischem Hochgeschoß - Empore oder Kapelle - wurde beibehalten. Dieser reduzierte Typus wurde nun auf den Pfarrkirchenbereich übertragen.

Zu Beginn des 11. Jahrhunderts waren die Grundtypen des Westturms in ihrer Entwicklung voll abgeschlossen²⁶: Der nach außen geschlossene Westturm, der Vorhallenturm, der Querriegel, der integrierte Westturm über einem Nartex und der Westchorturm. In weiterer Folge kam es zu einer ausgesprochen kunstlandschaftlichen Verbreitung, wobei querriegelartige Bauten in Niedersachsen und Westfalen, quadratische Anlagen am Nieder- und Oberrhein auftreten. Letztere fanden in Richtung Osten auch in Österreich ihre Verbreitung.

²² KOCH 1986, Taf. 26 u. 27.

²³ KOCH 1986, 202 ff.

²⁴ Siehe dazu Kapitel 1.2.3.

²⁵ KOCH 1999a, 1 f.

²⁶ KOCH 1986, 72.

1.1 Die frühen Westtürme in Salzburg

1.1.1 St. Peter und Nonnberg

In Österreich nimmt die Entwicklung an zwei Stellen ihren Ausgang, in Salzburg und in Niederösterreich. Die frühesten Vertreter in Salzburg stellen die beiden Klosterkirchen von St. Peter und Nonnberg. Als unmittelbares Vorbild sah Rudolf KOCH in seiner Dissertation²⁷ eine angeblich unter Abt Hartwik (991-1023) errichtete monumentale Dreiturmanlage mit mehrgeschoßigem markantem Mittelurm und seitlichen Treppentürmen des Salzburger Domes an. Die These einer Dreiturmanlage hat Franz PAGITZ²⁸ unter Berücksichtigung archäologischer Grabungsergebnisse von Hermann VETTERS²⁹ aufgestellt. Wegen neuerer Befunde im Bereich der Westanlage wird diese Rekonstruktion vor allem von Fritz MOOSLEITNER³⁰ in Frage gestellt. „Aufgrund dieser kontroversen Interpretationen kann derzeit lediglich angenommen werden, dass spätestens vor 1020 der Virgildom um eine westwerkartige Anlage erweitert wurde.“³¹ Deren Ausformung ist jedoch völlig unklar und eine Vorbildwirkung für St. Peter und Nonnberg daher auszuschließen. Erst nach dem Brand von 1127 schuf Erzbischof Konrad I. den Prototyp für die Zweiturmfront, der bald darauf in Kärnten und Steiermark stärkere Verbreitung fand.

Die Benediktinerinnen-Abtei am Nonnberg ist der Überlieferung nach eine Gründung des Hl. Rupert (712-715). Unter Erzbischof Friedrich I. (958-991) zerstörte ein Brand die Kirche. Kaiser Heinrich II. förderte den Neubau und war einer ungesicherten Tradition nach 1009 bei der Weihe anwesend. 1023 erfolgt die Translatio der Reliquien der Hl. Erentrudis in die Krypta, welche 1043 geweiht wurde. Altarweihen zwischen 1140 und 1178 lassen auf eine gewisse Bautätigkeit schließen. Die Feskierungen im ehemaligen Nonnenchor im Westen des Langhauses sind stilistisch um 1150 anzusetzen. Nach jüngsten Überlegungen³² dürften der Westturm und der Westchor der Benediktinerinnen-Abtei Nonnberg frühestens im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts entstanden sein. Da bislang eine exakte Vermessung - verbunden mit bauhistorischen Untersuchungen - aussteht, ist hier noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Im Jahre 696 errichtete der Hl. Rupert eine dem Hl. Petrus geweihte Kirche. Mitsamt dem Klostergebäude wurde sie zum Mittelpunkt der Missionierung Österreichs und Westungarns. Nachweislich ältester Bauteil ist die fünfjochige, dreischiffige Hallenkrypta unter dem Hauptchor aus dem 11. Jahrhundert. Die damals dreischiffige, querhauslose Anlage mit gestaffeltem Dreiapsidenchor entsprach dem bayrischen Normtypus. Beim Brand von 1127 wurde sowohl der Dom, als auch die Klosterkirche zerstört. Um 1130 unter Abt Balderich (1125-1147) wiederaufgebaut, erfolgte 1143 die Einweihung von St. Peter. Die Vorhalle stellt mit der an der Südseite des Turmes befindlichen Heilig-Geist-Kapelle (Weihe 1244) eine spätromanische Veränderung dar. Der als dreischiffige, dreieinhalbjochige Basilika mit ausladendem Querhaus und (rekonstruiertem) Dreiapsidenschluss aufgeführte Balderichbau besaß einen zumindest in den Obergeschoßen von der Hochschiffmauer umfangenen Westturm. Die ansatzweise Ausbildung eines sächsischen Stützenwechsels, das Vorhandensein von Chorus Minor und Chorus Maior und ein konsequent durchgehaltenes Maß- und Proportionsschema lassen Einflüsse der Stiftskirche von Quedlingburg, St. Michael in Hildesheim und dem schwäbischen Hirsau durchklingen. Rudolf PÜHRINGER³³ hat hier auf den Einfluss Erzbischofs Konrad I. hingewiesen, der sich während des Investiturstreits nachweislich mehrfach im sächsischen Exil aufhielt.

Dass diese beiden ersten achsialen Einzelwesttürme in der Nachfolge der monumentalen Doppelturmanlage am Salzburger Dom unter Erzbischof Konrad I. entstanden sind, ist bloße Hypothese, mangels alternativer Denkmodelle aber vorstellbar. Die Wahl einer einfacheren Turmlösung für die beiden Klosterkirchen wird mit den andersartigen Aufgaben erklärt. Während der Turm mit Vorhalle bei St. Peter als Normalfall bezeichnet wird, stellt sich die Lösung am Nonnberg als Sonderfall dar. Dieser ist durch die Lage des Nonnenchors und des Kreuzgangs bestimmt. Die Grundrisslösung vermittelt den Eindruck, dass der Westturm nachträglich in den Nonnenchor gestellt wurde. In beiden Fällen - St. Peter und Nonnberg - lassen Spuren liturgisch genutzte Hochgeschosse vermuten. Vermauerte Fensterreste lassen erkennen, dass

²⁷ KOCH 1986, 84 u. 86.

²⁸ PAGITZ 1974, bes. 47.

²⁹ VETTERS 1971.

³⁰ MOOSLEITNER 1983 u. 1985.

³¹ KOCH 1998, 221.

³² KOCH 1998, 237.

³³ PÜHRINGER 1931, 49-61.

das ursprüngliche Konzept eine geschosswise gegliederte Turmlösung mit gekuppelten Fenstern beinhaltet hat³⁴.

1.1.2 Die Vorbildwirkung für Pfarr- und Stiftskirchen

Innerhalb weniger Jahre muss die Außenwirkung der Stadt Salzburg mittels der nun prägend in Erscheinung tretenden Kirchtürme eine spürbar neue Strahlkraft erlangt haben. Die Vorbildwirkung hat in weiterer Folge zur Verbreitung der Westtürme an Pfarr- und Stiftskirchen beigetragen. Der Saalbau mit Chorquadrat und Westturm in Liefering könnte schon Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden sein³⁵. Auffallend ist jedoch, dass die meisten Westtürme erst um 1200 anzusetzen sind, wie z.B. an der Pfarrkirche von Anthering. Dabei ist die Zahl der Kirchtürme des 13. Jahrhunderts im Umkreis von etwa 25 Kilometern um Salzburg gar nicht so gering.

Was waren nun die Gründe für diese Zurückhaltung im Kirchturmbau der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts? Die Antwort in der Bindung der Geldmittel für die Aktivitäten in der Stadt Salzburg zu suchen, ist nicht wirklich befriedigend. Letztendlich waren es auch die Erzbischöfe, die den Ministerialen den Ausbau der Burgen im Land überantworteten. Möglicherweise ist das späte Aufgreifen dieses symbolhaften Baukörpers in der schwachen Stellung der Ministerialität und Beamtenschaft und deren Abhängigkeit vom Erzbistum zu suchen.

Sehr früh dürfte die im Passauer Sprengel liegende, jedoch in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts dem Domkapitel von Salzburg übergebene Kirche von Suben (OÖ) einen Westturm erhalten haben. Um 1146 erfolgte die Umwandlung in ein Augustiner-Chorherrenstift. Die Datierung des Turmes in das zweite Viertel bzw. in die Mitte des 12. Jahrhunderts stützt sich auf einen Säulenfund³⁶. Der Rekonstruktionsvorschlag einer hohen Vorhalle mit darüber liegender Westempore, die zum Langhaus mit einer Dreisäulenstellung geöffnet war, wirkt überzeugend. Dieses liturgische Hochgeschosß ist typisch für den Salzburger Einfluss, fand aber auch außerhalb seines Wirkungsbereiches rasche Verbreitung, bezeichnender Weise bei den frühen Bauten der Augustiner Chorherren. So ist der Westturm der ehemaligen Stiftskirche in Waldhausen (OÖ) etwa zeitgleich mit Suben anzusetzen³⁷. 1147 gründete Otto von Machland das Chorherrenstift in Säbnich (OÖ). Nach seinem Tod im Jahre 1148 legten die Chorherren ein zweites Kloster in Waldhausen an³⁸, wo bereits um 1138-44 eine kleine Regularkanonikerzelle bestand. 1161 wurde das eigentliche Gründungskloster aufgegeben. Das Turmjoch der Stiftskirche war inklusive der Westfassade in die ehemalige Prälatur eingespannt. Auch hier kann anhand einer Bogenöffnung im Osten eine Mittelempore angenommen werden³⁹.

Zell am See in Salzburg, urkundlich um 790 erstmals genannt, ist als bedeutender Sakralort archäologisch durch sieben Vorgängerkirchen ausgewiesen. Die dem Hl. Hippolyth geweihte Stadtpfarrkirche war ab den 20er Jahren des 12. Jahrhunderts bis 1217 in Verwendung eines Augustiner-Chorherrenstiftes⁴⁰. An Stelle des sechsten Vorgängerbaus - einem Saalraum mit längsrechteckigem Chor und einer Westempore - errichtete man um 1130 eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit gestaffeltem Apsidenschluss. Im südlichen Chorwinkel, zwischen Seitenschiff und Chorquadrat, wurde gleichzeitig mit der innen polygonalen Hauptapsis um 1325 ein gotischer Turm errichtet. Der mächtige fünfgeschoßige Westturm stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts und ist mit den in Salzburg stark verbreiteten romanisierend gekuppelten Schallfenstern ausgestattet⁴¹. Diese landestypisch nachwirkenden romanischen Formen finden sich auch am Westturm der Pfarrkirche des Hl. Ägydius in St. Gilgen (Salzburg) - wahrscheinlich 14. Jahrhundert. Demselben kulturlandschaftlichen Phänomen begegnen wir bis in das 16. Jahrhundert auch in Kärnten und der Steiermark. Die späte Verbreitung dieses Turmtyps - frühestens ab dem 13. Jahrhundert - war hier umso nachhaltiger.

³⁴ KOCH 1986, 88 f.

³⁵ Anlässlich der Kirchenrestaurierung von 1979/80 wurde ein Vorgängerbau des 8. Jahrhunderts und der besagte romanische Saalbau ergraben. Davon sind der westliche Teil des Langhauses und der Westturm erhalten. Im 1. und 2. Joch der Nordwand wurden romanische Fenster mit bemalten Gewände aus dem 13. Jahrhundert freigelegt. Der frühe Datierungsansatz für die Kirche, „wahrscheinlich aus der 1. H. des 12. Jhs.“ (DEHIO SALZBURG 1986, 660) ist fragwürdig.

³⁶ KOCH 1986, 194. - Die nunmehr im örtlichen Museum aufbewahrte Säule mit Basis und Kapitell gehört lt. KOCH zum Gesamtkonzept der ersten Hälfte des 12. Jhs.

³⁷ DEHIO OBERÖSTERREICH 2003, 929 f.

³⁸ Vgl. über die Ausgrabungen in Waldhausen: KRENN 2000, 278 u. 288.

³⁹ Die dem Stift durch Otto von Machland als Dotationsgut übertragene Kirche in St. Georgen am Walde im Mühlviertel (OÖ) erhielt im 13. Jahrhundert in Anlehnung an Waldhausen einen Westturm.

⁴⁰ DEHIO SALZBURG 1986, 501.

⁴¹ KOCH 1986, 149.

1.1.3 Der Repräsentationszwang

Den Erzbischöfen von Salzburg war die pfarrliche Organisation ihres Bistumssprengels ein Anliegen. Damit ist auch die Einnahme des Zehent verbunden gewesen. Die Behauptung verschiedener Rechte, wie die Verfügungsgewalt über den Bergbau, das Münzrecht und andere Privilegien, vor allem unter Konrad I. (1106-1147) und Eberhard II. (1147-1164), trugen zur Ausweitung der landesfürstlichen Rechte bei. Diese mächtige Stellung im Kernbereich der Erzdiözese hat nachweislich zu einer Eindämmung des städtischen Lebens und der Laien geführt. Der Adel wurde kurz gehalten; die großen und wichtigen Burgen blieben in landesfürstlicher Befehlsgewalt⁴². Als einziger ernst zu nehmender Rivale trat der Kaiser wiederholt in Erscheinung. Unter diesen Umständen wird klar, dass die Erzbischöfe einem Repräsentationszwang ausgesetzt waren, der vor allem mit dem Bau des Salzburger Domes in Verbindung zu bringen ist. Darüber hinaus übten sie bei der Gestaltung der vielen Stifts- und Klosterkirchen in ihrem Sprengel erheblichen Einfluss aus. Sie sahen daher keine Notwendigkeit zu einer über die Funktion hinausreichenden Architekturgestaltung von Pfarrkirchen. Erst um 1200 kam es zu einer Aufweichung dieses Standpunktes, wohl auch wegen der immer größer werdenden Zahl an Pfarrkirchen. Wahrscheinlich erfolgte die Initiative dazu von den lokalen Größen, sowohl geistlichem als auch weltlichem Adel. Im Einflussbereich der Erzdiözese waren das Stellvertreter kirchlicher Institutionen, etwa Ministerialen und Ritter des Erzstiftes St. Peter. Die wachsende Zahl der Kirchtürme war für die Landesherrn nicht besorgniserregend, da ja nachweislich keine Wehrfunktionen vorlagen. Den Bauherrn gelang es aber damit, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, Macht und Einfluss zum Ausdruck zu bringen. Das Aufgreifen eines vom Diözesanherrn vorgegebenen Bautyps scheint nahe liegend und lässt keine Zweifel über die Rangverhältnisse aufkommen. Ab dem 13. Jahrhundert kann von einem Pfarrkirchennormtypus gesprochen werden. Die starke Ausstrahlung Salzburgs zeigt sich zu dieser Zeit auch im ehemals zur Diözese Chiemsee (ab 1215) gehörigen Bereich Nordtirols, wo in größerer Dichte Westtürme zur Errichtung gelangten.

1.2 Die niederösterreichischen Westtürme

1.2.1 Der integrierte Westturm

Etwa zeitgleich mit den Beispielen in Salzburg kommt es auch im niederösterreichischen Raum zur Ausbildung erster Westtürme. Während jedoch im Herzen des Erzbistums die Klöster die Vorreiterrolle übernehmen, setzt in der Markgrafschaft die weltliche Oberschicht der Babenberger Markgrafen auf Vertikalakzentuierung der Kirchenwestfront. So wurde die im Rang einer Pfarrkirche stehende Burgkirche in Gars/Thunau am Kamp um 1130/40 mit einem Westturm versehen. Neue Untersuchungen⁴³ haben ergeben, dass der Turm von Beginn an in das romanische Kirchenschiff integriert war, mit dessen Westwand fluchtete und mit dem Glockengeschoß dachreiterartig über den Dachfirst hinausragte. Als Bauherr ist stellvertretend für den Kirchenpatron, Leopold III., eines der wichtigsten Ministerialengeschlechter der Babenberger, die Burggrafen von Gars, anzusehen. Sie trugen den Leitnamen Erchenbert und waren stammverwandt mit den Kuenringern. Letztere ließen wohl in Anlehnung an Gars/Thunau ihrer Pfarrkirche in Zwettl (heute Propsteikirche) über dem Westgiebel und der Herrschaftsempore einen Turm aufsetzen. Die bis dahin turmlose Kirche entsprach in Grund- und Aufriss der ehemaligen Pfarrkirche von Altweitra. Beide waren als Chorquadratsäle mit Apsis, Westempore und durchgehendem Obergeschoß ausgestattet. Altweitra wurde zwischen 1182 und 1197 erbaut; Zwettl dürfte ein bis zwei Jahrzehnte älter sein. Ende des 12. Jahrhunderts, also in einer zweiten Bauphase, kam es zur Ausbildung des besagten Westturmes⁴⁴. Vergleichsbeispiele in Güssing/Novi grad/Németujvár (Burgenland) und Wildungsmauer (NÖ)⁴⁵, aber auch Dražovce bei Nitra in der Slowakei⁴⁶ und in Ungarn⁴⁷, bezeugen eine Konzentration des integrierten Westturms im westpannonischen Raum.

Das Erdgeschoß des Turmes in Gars/Thunau besaß ursprünglich ein rechteckiges Westportal. Ilse SCHOPF⁴⁸ folgert anhand von Baufugen, dass sich die restlichen drei Turmseiten durch große Rundbögen zum

⁴² KOLLER 1975, 91 u. 93.

⁴³ SCHOPF 2002.

⁴⁴ Dieser späte Datierungsansatz für Zwettl ist überzeugend in der Publikation von Thomas KÜHTREIBER und Roman ZEHETMAYER (1999, 28) dargelegt.

⁴⁵ KOCH 1986, 261 u. 270; 1998, 323 f.

⁴⁶ Siehe dazu in: RUTTKAY 1997 u. PAULUSOVÁ 1997.

⁴⁷ VALTER 1985, 34 - mit Beispielen aus: St. Michael in Böde, St. Michael in Buscu, St. Cäcilia in Gutatöttös und St. Maria Jungfrau in Meszlen.

⁴⁸ SCHOPF 2002, Abb. 3.

Langhaus öffneten. Das Obergeschoß wurde durch ein zwei Meter hohes und einen halben Meter breites Rundbogenfenster von Westen her belichtet. Die übrigen Wände waren ebenfalls durch große, aus Keilsteinen gemauerte Bogenstellungen fast völlig aufgelöst und besaßen übereck laufende Gesimse. Der solchermaßen weit weniger kompakt wirkende Turm war Teil einer komplexen Emporenanlage, die über einen Hocheinstieg erreicht werden konnte. Das erhalten gebliebene westliche Biforenfenster des ehemaligen Glockengeschoßes lässt sich anhand von Basis, Säule und Kapitell zeitlich um 1130/40 einordnen.

Das jüngste Exemplar eines integrierten Westturms im behandelten Zeitraum ist in Sieghartskirchen lokalisierbar. Als Vögte von Regensburg hatten die Grafen von Sulzbach Sieghartskirchen⁴⁹ bis 1188 inne. Danach fiel ein Teil des Besitzes an den Grafen Rapoto I. von Ortenburg. Rapoto II., Pfalzgraf in Bayern, übertrug 1228 die Pfarre mit Patronats- und Vogteirechten, aber ohne Zehent an das bayrische Chorherrenstift Baumburg an der Alz. Die Zehente beanspruchte Passau. Die Tochter des letzten Sulzbachers und Gattin Rapoto I., Elisabeth, verbrachte - wohl als Witwe - im Stift Baumburg ihren Lebensabend. Bei der Übertragung der Pfarr- und Vogteirechte von 1228 wurde Regensburg nicht berücksichtigt. Burg und Dorf Sieghartskirchen mit Ansprüchen auf den Zehent blieben Regensburger Lehen und kamen an die Hochfreien von Lengenbach. Die Präsenz Passaus ist anhand der im Jahre 1211 überlieferten Verhandlungen mit den Kuenringern dokumentiert, als es um die Exscindierung der Pfarre Ried aus der Pfarre Sieghartskirchen ging.

Anhand stilistischer Merkmale am repräsentativen Stufenportal der Kirche ist die Datierung des Westturmes um 1230 anzusetzen. Eine monolithische Rundluke über dem Portal könnte als Indiz für eine Emporenlösung angesehen werden⁵⁰. Als Bauherr käme daher der bayrische Pfalzgraf, Graf von Ortenburg in Frage. Es ist jedoch nicht auszuschließen, dass das Augustiner-Chorherrenstift Baumburg nach Übernahme der Kirche ein sichtbares bauliches Zeichen seiner Eigentümerschaft gesetzt hat. Letztlich besaß Baumburg bis 1803 das Patronat über die Kirche.

In Anbetracht der unterschiedlichsten Ansprüche kirchlicher Institutionen und des Hochadels in Sieghartskirchen, das an der alten Reichsstraße liegend mit seiner 1529 zerstörten Burg einen wichtigen Verkehrsknoten zwischen St. Pölten, Wien und Tulln markierte, wird der „Repräsentationszwang“ an dieser um 1100 gegründeten Burg- und Pfarrkirche nachvollziehbar. Die Wahl eines integrierten Westturms ist daher - unter Berücksichtigung des bereits oben Angeführten - am ehesten einem hochfreien Adeligen zuzuschreiben.

1.2.2 Der an drei Seiten frei stehende Fassadenturm

Die den Langhausfassaden angebauten Westtürme stellen den Regelfall dar. Der nachweislich älteste Turm dieser Typengruppe ist jener der Ruprechtskirche in Wien⁵¹. Als Handelsort und Stützpunkt der durchziehenden Kreuzfahrer gewann Wien um 1100 an Bedeutung⁵². Bereits um 1130 sind die Babenberger als die Stadtherren anzusehen. 1137 wird Wien erstmals als *civitas* bezeichnet. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich im ehemaligen Legionslager bereits drei Kirchen - St. Peter, St. Ruprecht und Maria am Gestade. Als neue Pfarre war St. Stephan geplant. St. Ruprecht und St. Peter sind auf Grund der Patrozinien als Salzburger Gründungen der Karolingerzeit zu betrachten. Der wahrscheinlich älteste Siedlungskern Wiens war um St. Ruprecht angelegt⁵³. Er bestand nach Hertha LADENBAUER-OREL⁵⁴ aus der Pfarrkirche, dem Marktplatz (Kienmarkt) und einem benachbarten Festen Haus, dem Berghof. Damit ist zum Zeitpunkt der Errichtung des Westturms eine Infrastruktur von Herrensitz, Markt und Kirche gegeben, die dem alten Siedlungskern des Zentralortes Wien eine ähnliche Stellung einräumt, wie sie schon in Gars/Thunau vorlag. St. Ruprecht besaß bis 1147 die Funktion als Pfarre. Zwischen 1155 und 1177 wurde sie gemeinsam mit St. Peter und Maria am Gestade dem Schottenkloster geschenkt. Jans ENIKEL bezeichnete sie um 1280 als erste Pfarrkirche von Wien. Nach heutigem Erkenntnisstand ist davon auszugehen, dass bald nach Erwerb der Kirche durch die Babenberger ein Neubau begonnen wurde⁵⁵. In der Literatur ist man sich darüber einig, dass der ursprünglich dreigeschoßige Westturm aus der Zeit um

⁴⁹ BÜTTNER 1968-1970, 257 f.

⁵⁰ Die Existenz eines ehemaligen Hocheinstiegs ist derzeit noch unklar: DEHIO NIEDERÖSTERREICH SÜD 2003, 2238.

⁵¹ Zu den ältesten Kirchen Wiens vgl.: CSENDES 2005, in diesem Band.

⁵² DEHIO WIEN 2003, XXV.

⁵³ KOCH 1986, 114 f.

⁵⁴ LADENBAUER-OREL 1974, 69 f. – diese These wird von KOCH (1986, 115) aufgegriffen.

⁵⁵ DEHIO WIEN 2003, 140 f.

1130/40 stammt. Bei Renovierungsarbeiten konnten Reste eines gewölbten Emporengeschoßes festgestellt werden⁵⁶. Es ist dabei durchaus vorstellbar, dass die Turmempore - vergleichbar der Jakobskirche in Kutná hora/Kuttenberg (geweiht 1165) in Tschechien - mit einer Galerieempore verbunden war⁵⁷. Um 1160/70, damals wohl schon in Besitz des Schottenklosters, erfolgte die Aufstockung des Turmes um ein weiteres Geschoß.

Zu den ebenfalls frühen Westturmkirchen gehört die Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Neunkirchen. Archäologische Grabungen⁵⁸ der letzten Jahre lassen eine zeitliche Einordnung des bestehenden Westturms in die 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts zu. Demnach wäre seine Errichtung auf Initiative des Benediktinerklosters Formbach am Inn⁵⁹ zurückzuführen, das in Nachfolge der Formbacher als Patronatsherr auftrat. Die Bedeutung des Ortes steht außer Zweifel, da 1136 eine Bestätigung des Markt- und Münzrechts erfolgt ist. Seine zentralörtliche Stellung wurde mittels Erweiterung der Kirche zu einer dreitürmigen Anlage mit einem Ostturmpaar noch stärker hervorgehoben. Möglicherweise erfolgte dieser Ausbau noch vor 1159 unter den Formbachern⁶⁰.

Anlässlich der Innenrenovierung der Pfarrkirche St. Laurentius in Niederhollabrunn wurden 1990 bei Grabungsarbeiten die Fundamente der Vorgängerkirche, eines Apsissaales mit Westturm freigelegt⁶¹. Dieser in der Lichte 9,10 m x 20,20 m große Apsissaal besaß einen im Grundriss etwa 2,2 m x 2,2 m kleinen Turm und muss, da abgesehen von einer Siedlungsgrube der Badener Kultur (3300 v. Chr.) kein weiterer Vorgängerbau gefunden wurde, mit der 1135 genannten Eigenkirche Markgraf Leopolds III. übereinstimmen. In der Gotik wurde das Langhaus um etwa 4 m nach Westen verlängert, der romanische Turm abgetragen und ein größerer, der im Kern erhalten geblieben ist, neu errichtet. Ein Fundamentstreifen im Langhaus bezeugt die Errichtung einer gotischen Empore. Allfällige Spuren einer romanischen Galerieempore sind daher nicht mehr ersichtlich. Die Ausbildung lediglich einer Turmempore ist bei diesen Ausmaßen (s.o.) unwahrscheinlich.

Die Frühdatierung des Westturms der ehemaligen Stiftskirche von St. Andrá an der Traisen ist nach neuesten Erkenntnissen nicht haltbar⁶². Augenscheinlich dürften die ab 1160 nachweisbaren Augustiner-Chorherren mit einem Vorgängerbau vorlieb genommen haben. Erst im 13. Jahrhundert kam es dann zur Ausbildung des Westturms.

1.2.3 Der Querriegel

Eine Sonderstellung nimmt die Pfarrkirche des Hl. Martin in Klosterneuburg ein. Ab 1977 haben archäologische Grabungen⁶³ Spuren frühmittelalterlicher und romanischer Bauphasen erschlossen. Ein Saalraum mit eingezogenem Chorquadrat aus dem 11. Jahrhundert⁶⁴ erhielt in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts⁶⁵ Zubauten Richtung Osten und Westen, wobei zu beiden Seiten die Mauerfluchten des Langhauses beibehalten wurden. Anhand der Fundamentstärke der westlichen Erweiterung kann ein Turm rekonstruiert werden. Derartige querriegelförmige Westbauten haben ihre Wurzeln im niedersächsisch-westfälischen Raum. In Böhmen wurde diese Turmform einige Male aufgegriffen⁶⁶. Ein später Ausläufer hat sich in Alsöör (13. Jahrhundert) am Plattensee (Ungarn) erhalten. All diesen Bauten ist ein liturgisches Obergeschoß bzw. eine Empore gemein. Auch für St. Martin ist eine derartige Nutzung anzunehmen. Vergleichbares in nächster Umgebung könnte bei der Schottenkirche in Wien zur Ausführung gelangt sein⁶⁷. Der Babenberger-Stammbaum gibt die Klosterkirche mit westlichem Querblick wieder.

⁵⁶ MAILLY 1935.

⁵⁷ LIEBHART-ÜLM 1998, 32.

⁵⁸ Vgl. dazu auch: HAIDER-BERKY 2005, in diesem Band.

⁵⁹ Neunkirchen kam 1055 an die Formbacher, diese schenkten 1094 Besitz und Pfarre an das Benediktinerkloster Formbach am Inn.

⁶⁰ DEHIO NIEDERÖSTERREICH SÜD 2003, 1546.

⁶¹ LAUERMANN 1991, 61. – Der Frühdatierung in die 1. Hälfte des 11. Jhs., die auf Grundlage von Grundrissbefunden romanischer Kirchen aus Deutschland (OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966, 80 u. 254) vorgenommen wird, kann nicht zugestimmt werden. Die Bruchstücke von Tongefäßen des 12. Jhs. aus dem Apsisbereich haben weitaus größere Beweiskraft (LAUERMANN 1991, 64).

⁶² DEHIO NIEDERÖSTERREICH SÜD 2003, 1894.

⁶³ NEUGEBAUER, NEUGEBAUER-MARESCH, KOCH 1999, 25 ff.

⁶⁴ KOCH 1986, 108 ff., 236 ff. u. Taf. 66/1; DEHIO NIEDERÖSTERREICH SÜD 2003, 1052.

⁶⁵ KOCH 1999b, 84.

⁶⁶ TOMASZEWSKI 1974, 332. – Die Datierungen von St. Martin in Prag (1178-87), St. Michael in Dražovce (Ende 12./Anfang 13. Jh.) und der Kirche in Kyje (2. Viertel 13. Jh.) schließen eine Vorbildfunktion für St. Martin eher aus. Ob der frühe Datierungsansatz für St. Ägydius in Milevsko/Mühlhausen (Mitte 12. Jh.?) dem gegenwärtigen Stand der Forschung entspricht, wäre zu überprüfen.

⁶⁷ KOCH 1986, 108.

1986 wurden anlässlich der Innenrestaurierung der Pfarrkirche des Hl. Ägydius in Semriach (Steiermark) die Fundamente eines stark längsrechteckigen Saalraumes mit Chorquadrat und Apsis freigelegt⁶⁸. Die deutlich stärkere Fundamentierung des westlichen Bauteils verweist mit der mittig freigelegten, im Durchmesser über 90 cm starken Säulenbasis auf eine Emporenlösung. Dieser Bauteil kann außen nur blockhaft in Erscheinung getreten sein. Anders ist die unterschiedliche Mauerdimensionierung nicht erklärbar. Neben Klosterneuburg und Semriach fand der westliche Querblock bei einfachen Saalkirchen in Österreich keine weitere Verbreitung. Es ist davon auszugehen, dass die Bauherren in diesen beiden Fällen enge Verbindungen zum niederdeutschen Kulturraum besaßen.

Die Initiative zum Bau ungegliederter massiver Türme mit liturgischen Hochgeschoßen, bei denen die Emporenanlage vorherrschte, ging offensichtlich von weltlichen Patronatsherren aus. Der Unterschied zu den klar strukturierten Vorhallentypen der „Salzburger Gruppe“ mit ihrem reichen Fassadendekor und den am oberitalienischen Prinzip orientierten übereinander gestellten Bi- und Triforenfenstern liegt auf der Hand.

1.3 Die Westtürme in den übrigen Bundesländern

Soweit am geringen Bestand der romanischen Westturmkirchen des Burgenlandes feststellbar ist, gehören sie der westpannonischen Typengruppe an. Als kleine Dorfkirchen mit Rechtecksaal und eingezogener Apsis erhielten sie über dem profilierten Westportal einen Turm aufgesetzt. In Güssing/Novi grad/Németujvár lässt der risalitartige Mittelteil der Fassade auf die Dimension des Turmes schließen, der innen er von zwei Pfeilern getragen wurde. Mittels Grabung konnte der ebenfalls integrierte Westturm der ehemaligen Pfarrkirche von Deutsch-Schützen/Nimške šice/Nemetlöwö ermittelt werden⁶⁹. Hier haben an Stelle von Pfeilern zungenförmige Mauern die Stützfunktion im Innenraum übernommen. Beide Kirchen werden um 1200 datiert.

Viele der steirischen Westtürme, die man als romanisch angesehen hat⁷⁰, sind eher der Gotik zuzuordnen. Sie unterscheiden sich von den hochmittelalterlichen Türmen durch große Mauerstärken, Sockelausbildungen, Geschoß trennende Gesimse und Spitzbogenfenster. Beispiele hierfür finden sich in Altenmarkt bei Fürstenfeld/Hl. Donatus, Pürgg/Hl. Georg, Rottenmann/Hl. Nikolaus und St. Lorenzen im Paltental/Hl. Laurentius. Ein weiteres Charakteristikum sind die historisierenden Rückgriffe auf romanisches Stilvokabular, etwa in St. Marein bei Knittelfeld/Mariä Geburt und Schladming/Hl. Achatz.

Wie in der Steiermark, konnte sich der achsiale Westturm auch in Kärnten erst spät durchsetzen. Als frühestes Beispiel ist die Kirche in St. Andrä im Lavanttal nachgewiesen. Diese wahrscheinlich älteste Pfarre des Lavanttales erhielt durch die Gründung des Augustiner-Chorherrenstiftes (ca. 1225) und des Bistums Lavant (1228) eine massive Aufwertung. Ausschlaggebend für die Gründung dieses erzbischöflichen Eigenbistums waren ja die Selbstständigkeitsbestrebungen des Gurker Domkapitels gegenüber Erzbischof Eberhard II.⁷¹ Den Westturm lediglich als Reduktionsform einer Doppelturmfassade zu interpretieren⁷², erscheint unter Berücksichtigung des zweifellos hohen Symbolgehalts, den dieser Bauteil nach außen hin verkörperte, als zu kurz gegriffen. Die Wahl des Turmtyps stand vielmehr in bewusstem Gegensatz zu den in Kärnten üblichen Bauepflogenheiten, wo Pfarrkirchen mit Chortürmen ausgestattet wurden und Stiftskirchen Westturmpaare erhielten. Auch am Gurker Dom kamen sie zur Anwendung. Der in St. Andrä eingeschlagene Weg mittels Ausbildung eines Westturms, hat jedoch in weiterer Folge keine sonderliche Fortsetzung erfahren. Als Vorbild dürfte St. Peter in Salzburg gedient haben.

Während der mit der Langhaus-Nordwand gleich fluchtende Westturm an der Pfarrkirche des Hl. Dionysius in Irschen eine Sonderstellung einnimmt, dürften die Kirchen von Hartmannsdorf, Pfannsdorf/Banja vas und St. Stefan/Šteben frühestens Mitte des 13. Jahrhunderts ihre Westtürme erhalten haben.

⁶⁸ WAGNER 2001, 433 ff.; HESSE 1987; BOUVIER und HEBERT (1987) interpretieren die Säulenbasis als Untersatz eines Taufbeckens und lassen die Mauerdimensionierung außer acht.

⁶⁹ VALTER 1985, 107 f.

⁷⁰ DEUER 1982, 111 ff.

⁷¹ HÖDL 1988, 46 f.

⁷² DEUER 1988b, 393.

1.3.1 Türme mit Wehr-, Wart- und Bergefunktion, fallweise freistehend

Bemerkenswert ist in Schladming (Steiermark) die Doppelfunktion des Kirchturms als Stadt- und Wehrturm⁷³. Dieser Umstand wird für den Westturm der Martinskirche in Hartberg (Steiermark) ebenfalls in Anspruch genommen⁷⁴. Jedoch soll er freistehend 4 Meter vor der Westfassade der Kirche auch als Wart- und Bergeturm gedient haben. Ab der erstmaligen Nennung Hartbergs als civitas im Jahre 1286 und der damit vorauszusetzenden Stadterweiterung erscheint die Errichtung eines bergfriedartigen Wehrturms als Gegenpol zur Burg durchaus plausibel. An der Stadtpfarrkirche des Hl. Jakob in Villach (Kärnten) ist ein derart freistehender Turm für die Zeit nach 1348 gesichert. Ob er in der Anlage tatsächlich Ende des 11. Jahrhunderts anzusetzen ist⁷⁵, sei dahingestellt. Die Nähe zu Italien und der Umstand, dass die Kirche bis 1514 Patronatspfarre von Aquileja war, kennzeichnen den Turm als typischen Campanile-Vertreter. Frühestens in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts wird der ebenfalls freistehende Westturm an der Michaelskirche in Feldkirchen an der Donau (OÖ) datiert⁷⁶. Der zumindest in der Anlage romanische Westturm in St. Georgen im Attergau (OÖ) wurde erst als spätgotischer Turm um 1480 mit dem Langhaus durch eine Westempore verbunden. Dass der Westturm der Pfarrkirche in Dorfbeuern (Salzburg) ursprünglich freistand, ist nicht gesichert. Grabungen in den Tiroler Pfarrkirchen von Kirchdorf⁷⁷ und Niederndorf⁷⁸ haben ergeben, dass beide Kirchen freistehende Türme besaßen. Die Stephanskirche von Kirchdorf kam 1197 als Schenkung an das Augustiner-Chorherrenstift St. Zeno in (heute: Bad) Reichenhall (Bayern). Der Vorgängerbau, ein Apsissaal des 8. Jahrhunderts, dürfte darauf folgend mittels Chorquadrat, Apsis und freistehendem Westturm erweitert worden sein. Der Stadtplan Jacob HOEFNAGELS von 1609⁷⁹ stellt die Vorgängerkirche des Hl. Petrus in Wien mit einem mächtigen, vor die Fassade gestellten Kirchturm dar. Obwohl er nördlich der Kirche postiert war, fällt er wegen der durch römische Vorgängerbauten bedingten Südorientierung des Gotteshauses der Gruppe der Westtürme zu. Der Friedhof ging um 1200 an die Wiener Schotten; 1269 verloren sie das allgemeine Begräbnisrecht. Der Stadtbrand von 1276 und die wahrscheinlich noch vor 1289 teilweise Verbauung des Friedhofsareals lassen eine Datierung des Turmes in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts annehmen⁸⁰. Da St. Peter am Rande der ältesten mittelalterlichen Siedlungsfläche von Wien lag und im Umfeld mehrere Stadtmauertürme nachgewiesen sind, ist eine Wartfunktion des Turmes sehr wahrscheinlich.

Alle freistehenden Türme nehmen direkten Bezug auf den Sakralbau, da sie ausnahmslos in der Mittelachse der Kirche angelegt sind. Sie wurden zur besseren Verteidigung der bereits mit Einfriedungsmauern versehenen Kirchenanlagen/-siedlungen erbaut und übernahmen die Funktion von Wart-, Flucht- und Glockentürmen. Ihr Aufkommen hängt eng mit der in Österreich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einsetzenden Stadtentwicklung zusammen. Parallelen mit den seit dem 12. Jahrhundert immer stärker aufkommenden Burgen sind ebenfalls offenkundig. Insbesondere trifft dies dann zu, wenn bereits bestehende Chorturmkirchen wie in Pürgg und Hartberg an der Westseite mit einem zweiten Turm versehen wurden. Dies entspricht hinsichtlich der Mehrpoligkeit den zweitürmigen Burgen.

2. Die Gruppe der Chortürme

2.1 Steiermark

Die bauliche Hervorhebung des Ostteils der Kirche mittels Ausbildung eines Chorturms wird von Wilhelm DEUER als Symbol eines neuen kirchlichen Selbstbewusstseins gesehen, das im Reformwerk Erzbischof Konrads I. (1106-1147) seinen Ausgang nahm⁸¹. Dieser soll nach Rückkehr aus seinem sächsischen Exil (1117-1121) den dort in größerer Dichte vorkommenden Bautypus in seinem Kirchensprengel etabliert haben. Die Verbreitung des Chorturms hat demnach in der Steiermark „in den Salzburger Pfarren und um die Salzburg nahe stehenden Reformstifte seinen Ausgang“ genommen⁸². Vor allem die Chorherrenstifte,

⁷³ KOCH (1986, 226 f.) datiert den Turm in das frühe 16. Jahrhundert.

⁷⁴ Grabungen in den Jahren 1955 und 1973 haben zu keinen eindeutigen Befundergebnissen geführt. – Die kontroversen Standpunkte werden von KOCH (1986, 204 ff.) eingehend erörtert.

⁷⁵ DEHIO KÄRNTEN 2001, 1006.

⁷⁶ DEHIO OBERÖSTERREICH 2003, 113 f.

⁷⁷ SYDOW 1985-1986.

⁷⁸ SYDOW 1988.

⁷⁹ Vgl. EISLER 1919, Taf. IX.

⁸⁰ KOCH 1986, 264.

⁸¹ DEUER 1982, 103 u. 172 f.

⁸² DEUER 1982, 103.

allen voran Seckau, haben sich darin ausgezeichnet. Seckau ließ vor 1158 seine inkorporierte Pfarrkirche von Kobenz als Steinbau an Stelle eines Holzbaus errichten und vom Erzbischof einweihen⁸³. Seine Besonderheit liegt in der flachen Apsisnische, die in die Mauerstärke des Turmes eingelassen ist, und in den zwei Schallarkadengeschoßen. St. Lambrecht (OÖ), das dem Salzburger Reformwerk distanziert gegenüberstand, übernahm den Chorturm nur zögernd. Um Admont fand er keine Verbreitung.

Da die alte salzburgische Pfarre von Feldkirchen im Murfeld kurz vor 1147 nach Graz-Strassgang verlegt wurde, vermutet DEUER, dass der Chorturm in Strassgang auf direktes erzbischöfliches Engagement zurückzuführen ist⁸⁴. Mangels sichtbarem Mauerwerk und der unzureichenden Quellenlage beruht der Zusammenhang nur auf bloßer Annahme. Berücksichtigt man den Umstand, dass die Kirche 1074 in Admonter Besitz kam, ist deren Bauherrenschaft nicht gänzlich auszuschließen. Verlässlichere Aussagen werden erst nach Durchführung exakter bauhistorischer/archäologischer Untersuchungen möglich sein. Der querrrechteckige Grundriss des Chorquadrats lässt jedoch eher eine Spätdatierung annehmen.

Grabungen der Jahre 1955⁸⁵ und 1973⁸⁶ in der Stadtpfarrkirche des Hl. Martin in Hartberg haben zu sehr widersprüchlichen Interpretationen der Vorgängerbauten geführt. Am wahrscheinlichsten ist Hartberg I als Chorquadratkirche, die spätestens um 1122 errichtet wurde, zu deuten. Unter Verwendung der Saalraumfundamente von Hartberg I dürfte Hartberg II ab 1166 als dreischiffige Pfeilerbasilika mit Chorturm und Apsis erbaut worden sein. Die Krypta stammt vielleicht noch vom Vorgängerbau. DEUER sieht in Hartberg II einen landesfürstlichen Programmbau, der sogar als Bischofssitz für ein markgräfliches Landesbistum vorgesehen war⁸⁷. Die zeitgleiche Errichtung von Westturm, Schiff und Chorturm, wie sie von DEUER angenommen wird, ist wegen des unterschiedlichen Mauerwerks - Quader-, Misch- und Bruchsteinmauerwerk - und der unterschiedlichen Mauerstärke auszuschließen⁸⁸. Die ebenfalls landesfürstliche Patronatskirche von Pürgg könnte nach der Pfarrernennung von 1187 noch unter dem letzten Traungauer Ottokar IV. (†1192) als dreischiffige Basilika mit Chorturm, westlicher Vorhalle und darüber befindlicher Empore geplant worden sein. Ihre Fertigstellung ist erst Anfang des 13. Jahrhunderts anzunehmen. Der frühe Zeitansatz für den Chorturm in Hartberg⁸⁹ und das erneute Aufgreifen dieses Turmtyps in Pürgg lassen Zweifel an der Urheberschaft des Erzbistums für die Verbreitung des Chorturms in Österreich⁹⁰ aufkommen⁹¹. Dass sich der Chorturm in weiterer Folge - wohl auch auf Grund veränderter kirchenpolitischer Verhältnisse - als Salzburger Pfarrkirchenormtypus etabliert hat, bleibt aber unbestritten.

2.2 Kärnten

Bekräftigt wird die oben angeführte Vermutung auch durch die Quellenlage der Margarethenkirche in Ottmanach/Otmanje. 1134 verkündete Erzbischof Konrad I., dass die Brüder Engelscalc und Rahwin die Kirche errichtet haben und diese daraufhin von Bischof Roman I. von Gurk geweiht wurde⁹². Entgegen dieser Fälschungsurkunde, die jedoch auf Grundlage eines Originals angefertigt wurde, ist die Administration und Ordination der Kirche erst 1163 dem Gurker Domkapitel übergeben worden. Anhand der Würfelkapitelle des nicht mehr erhaltenen Chorturms ist die Datierung des Sakralbaus um 1134 vorstellbar. Dass diese weltliche Eigenkirche auf Anregung Bischof Romans I. als Chorturmkirche errichtet worden ist⁹³, widerspricht allerdings damaligen Gepflogenheiten, demnach wäre eine Datierung nach 1163 schon wahrscheinlicher. Dies wiederum wirft aber die Frage auf, warum innerhalb des Gurker Bistumssprengels keine Chortürme errichtet wurden. Die entlang der südöstlichen Bistumsgrenze postierten Kirchen wie Sörg⁹⁴, Steuerberg, Meiselding⁹⁵, St. Stefan am Krappfeld dürften im Wesentlichen unter

⁸³ DEUER 1982, 100.

⁸⁴ DEUER 1982, 204.

⁸⁵ SCHAFFLER 1955; HUDECZEK 1973; OFFENBERGER 1973.

⁸⁶ HUDECZEK 1973; OFFENBERGER 1973.

⁸⁷ DEUER 1982, 209.

⁸⁸ Vgl. dazu KOCH 1986, 204 ff.

⁸⁹ Sofern das Bruchsteinmauerwerk des ehemaligen Chorturms nicht doch Hinweis für eine Datierung um 1200/Anfang 13. Jh. ist.

⁹⁰ DEUER (1982, 103 u. 172 f.) sowie ŽIVKOVIĆ (1993 42 ff. u. 98 ff.) gingen noch von einer eindeutigen Urheberschaft Salzburgs aus.

⁹¹ Ein diesbezüglicher Artikel, insbesondere den niederösterreichischen Raum betreffend, wird derzeit vom Verf. vorbereitet und soll 2006 in der Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege erscheinen.

⁹² VON JAKSCH 1896/1976, Nr.74 (1134 XII 2, Ottmanach) sowie ERLÄUTERUNGEN ZUM HISTORISCHER ATLAS 1958, 114.

⁹³ ŽIVKOVIĆ 1993, 149.

⁹⁴ Die Äbtissin von Göß überließ zwischen 1060-88 Erzbischof Gebhard die Hälfte der Kirche und erhielt Tauf- und Begräbnisrecht. 1148 erfolgt die Bestätigung des Gösser Besitzes. 1203 und 1216-18 scheint sie als Filiale von Glantschach, jedoch mit einer gewissen Selbstständigkeit auf. Gösser Bauherrenschaft (Krypta unter dem Turm) unter Mitwirkung Salzburgs (Lisenengliederung am Turm) ist wahrscheinlich.

Salzburger Einfluss gestanden haben⁹⁶. Andererseits sind Chortürme nur auf Gurker Besitzungen anzutreffen, die abseits des Bistumssprengels liegen; das sind neben Ottmanach/Otmanje etwa Zeltschach und Grafenstein/Grabštanj. Die Zeltschacher Kirche wird vom Gurker Gegenbischof Berthold zwischen 1090-1106 an seine Brüder abgegeben und kam vor 1177 an das Bistum zurück. Da sie stilistisch Mitte/drittes Drittel des 12. Jahrhunderts datiert wird, kann sie sowohl als weltlicher Eigenkirchenbau in Konkurrenz zu Gurk oder auch unter Bischof Roman I. als Pfarrkirche mit Chorturm errichtet worden sein. In Grafenstein/Grabštanj ist der Neubau der Eigenkirche Dietmars von Lungau⁹⁷ mit Chorturm sehr wahrscheinlich. Die Weihe zur Pfarrkirche erfolgt durch Erzbischof Konrad I. zwischen 1135 und 1143. Vor 1158 kam sie als Geschenk Dietmars an das Gurker Domkapitel.

Moderne bauhistorische Untersuchungen, etwa dendrochronologische Befunde, werden künftig exaktere Datierungen ermöglichen und zur Klärung der Bauherrenschaft vieler Chortürme beitragen können. Das Primat Salzburgs bei der Errichtung und Verbreitung dieses Turmtyps ist aber jetzt schon in Frage gestellt.

Für die Erforschung der Chortürme Österreichs ist die Friesacher Deutschordenskirche von wesentlicher Bedeutung. Das Blasiuspatrozinium lässt eine frühe Gründung durch das Stift Admont annehmen⁹⁸. Bereits 1121 gründete Erzbischof Konrad I. ein Hospiz in der Neumarkter Vorstadt, das 1139 von den steirischen Benediktinern aus Admont übernommen wird. Von diesen wird dann nach Erwerb weiteren Hausbesitzes die Kirche im Süden der Stadt errichtet⁹⁹. Da gerade Admont dem Chorturmbau in weiterer Folge distanziert gegenüberstand, ist seine Bauherrenschaft in diesem Fall nicht wirklich nachvollziehbar. Eine Kirchengründung vor Zusammenlegung der beiden Gurker Märkte um 1124-30 ist auszuschließen¹⁰⁰. Die Wandmalereien im Chorquadrat um 1170-80 sind als spätester Zeitpunkt der Turmerrichtung anzusehen. Friesach als kirchliches Zentrum südlich der Alpen und temporäre Nebenresidenz der Salzburger Erzbischöfe hat vor allem unter Erzbischof Eberhard II. eine Blütezeit erlebt. Parallelen zur Entwicklung der Stadt Salzburg lassen sich schon im 12. Jahrhundert beobachten. Aufmerksamkeit verdient etwa der Umstand, dass vergleichbar zu Friesach, auch vor der Altstadt Salzburgs eine Blasiuskapelle des Stiftes Admont zur Ausführung gelangte. Sie wird erstmals im Jahre 1183 erwähnt¹⁰¹. Fest steht, dass sich die Benediktiner aus Admont als erste auswärtige geistliche Institution in Friesach einen Stützpunkt geschaffen haben, von wo aus sie ihre zahlreichen Güter und Bergwerke in Kärnten verwalten konnten. Sie zogen sich allerdings bereits im 13. Jahrhundert von hier wieder zurück.

Als Sonderform des Chorturms ist die Kirche auf dem Friesacher Petersberg anzusehen¹⁰². Abgesehen von den unterschiedlichen Befundinterpretationen und Datierungsansätzen ist die Eingebundenheit in den Außenbering der Burg und die eindeutige Gestaltung des Chorquadratobergeschoßes (= Chorturm?) zu Wehrzwecken von besonderem Interesse. Entgegen allen anderen Beispielen in Kärnten und der Steiermark ist das Obergeschoß zum Langhausdachgeschoß hin offen und mit wehrhaften Rechteckfenstern versehen. Der Glocken tragende östliche Dachreiter ist sowohl bei MERIAN 1649 als auch bei VALVASOR 1688 abgebildet. Allem Anschein nach dürfte die Peterskirche in ihrer heutigen Erscheinungsform unter Erzbischof Eberhard II. (1200-1246) nach dem Brand, der zwischen 1211-1215 auf der Burg gewütet hat, entstanden sein.

Die an einem wichtigen Verkehrsknoten liegende Ruprechtskirche in Völkermarkt/Velikovec¹⁰³ ist eines der frühen Kärntner Seelsorgezentren. Um 1090 errichtete Graf Engelbert von Spanheim wahrscheinlich in unmittelbarer Nachbarschaft einen Handelsplatz. Für die Marktgründung wurde vermutlich ein rheinfränkischer Kaufmann namens Volko beauftragt. Nach dem Tod von Graf Bernhard von Spanheim (†1147) sah sich Salzburg im Jahre 1148 - nicht zuletzt wegen der zentralörtlichen Bedeutung Völkermarkts - zur Einsetzung eines Archidiakons veranlasst. Der Bedeutungszuwachs hat im Folgenden zum Ausbau/Neubau

⁹⁵ Als Pfarre mit Danielpatrozinium zwischen 1216-18 erstmals erwähnt. 1232 schenkt der Bischof von Gurk Ulrich I. dem Domkapitel die Kirche „damit dasselbe zustimme, dass der Erzbischof nicht verpflichtet ist, bei der Bischofswahl einen Gurker Domherrn zu nennen“ (WIEBNER 1951, 385). Sofern in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. errichtet, ist sie als Repräsentationsbau gegen die Selbstständigkeitsbestrebungen des Gurker Domkapitels zu deuten. Nach 1232 wäre sie als deren Hoheitssymbol (?) zu betrachten.

⁹⁶ ŽIVKOVIĆ 1993, 100.

⁹⁷ Derselbe Dietmar wird 1121 in Zusammenhang mit der Kirche Maria Pfarr im Lungau erwähnt. Diese weist ebenfalls einen Chorturm auf.

⁹⁸ Laut DEHIO KÄRNTEN (2001, 165) um 1167, möglicherweise um 1180 den Johannitern zur Verfügung gestellt.

⁹⁹ WADL 1991, 24; 2001, 158.

¹⁰⁰ Der am linken Metnitzufer gelegene Gurker Markt, wahrscheinlich ident mit dem heutigen Grafendorf, wurde im Investiturstreit zerstört und darauf folgend mit dem salzburgischen Friesach am Fuße des Peterberges zu einem Doppelmarkt ausgebaut.

¹⁰¹ Der Admonter Hof wird 1327 durch Erzbischof Friedrich III. erworben und als Bürgerspital gestiftet. Die Bürgerspitalskirche wird 1350 geweiht (DEHIO SALZBURG 1986, 558). Vom Vorgängerbau ist nichts weiter bekannt.

¹⁰² ŽIVKOVIĆ 1993, 117 ff. u. 189 ff.

¹⁰³ ŽIVKOVIĆ 1993, 185 f.

der Kirche geführt. Unter Berücksichtigung dieser Gegebenheiten und stilistischer Details kann das überdurchschnittlich große, ehemals mit Lettner versehene Kirchenschiff aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammen¹⁰⁴. Die zeitgleiche Errichtung des Chorturms ist als Salzburger Hoheitssymbol mit starker Ausstrahlung auf das Gebiet vorstellbar. Letzteres trifft aber auch bei einer Spätdatierung (1231) zu. Nach dem Tod Kunigundes, der Witwe Bernhards von Spanheim, im Jahre 1161 ging der Markt an das Stift St. Paul im Lavanttal¹⁰⁵. In der Folge gab es jedoch immer wieder Versuche des Herzogshauses, den Markt zurückzugewinnen. Herzog Bernhard, Vogt des Stiftes St. Paul, errichtete 1231 im Bereich der heutigen Altstadt einen neuen Markt. Im gleichen Jahr erfolgte durch Erzbischof Eberhard II. die Gründung eines Kollegiatstiftes bei St. Ruprecht. Der Grundstückskauf für die Magdalenenkirche im neuen Markt ist für 1240 urkundlich belegt. Das Kollegiatkapitel wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wohl noch vor Fertigstellung der dreischiffigen Basilika mit Westturmpaar und spätromanischem Stufenportal (1240-47) hierher verlegt, worauf die Ruprechtskirche zur Filiale herabsank.

Die wichtige Verkehrslage Völkermarkts war Anlass des Streits um die Vorherrschaft zwischen den Spanheimern und dem Stift St. Paul. Diese gegenseitigen Rivalitäten und der zunehmende, durch Handel erworbene Wohlstand waren Voraussetzung für die Errichtung der zweitürmigen Marktkirche. Das Bemühen Salzburgs um Hervorhebung seiner Präsenz lässt sich sehr gut an der umgehenden Reaktion auf die neue Marktgründung, der Gründung des Kollegiatstiftes, nachvollziehen.

Ein ebenfalls wuchtiger, jedoch ungegliederter Chorturm einer bedeutenden Salzburger Mutterpfarre befindet sich in St. Marein bei Neumarkt in der Steiermark. Er zeichnet sich besonders durch die starke Kämpfersymbolik der vierfach (!) gekuppelten Schallfenster aus und ist Ende des 12./Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden. Hier dürften die lokalen Grundrissbaugewohnheiten im Neumarkter Raum mit starker Verbreitung des Chorquadrats den Ausschlag zur Ausbildung des apsislosen Chorturmes gegeben haben¹⁰⁶.

Ab dem 13. Jahrhundert fand der Chorturmbau auch an Bamberger Pfarrkirchen statt. Besonders Bischof Ekbert von Bamberg (1207-1237) hat diesen Ausbau gezielt vorangetrieben. „Seine Aufgabe sah er in der Festigung und Absicherung der bistümlichen Besitzungen innerhalb des salzburgischen und aquilejischen Hoheitsgebietes, aber auch in der Vermeidung und Unterdrückung herzoglicher Ambitionen. Dabei schöpfte er aus einem reichhaltigen Baurepertoire.“¹⁰⁷ Neben erweiterten Chortürmen mit Sakristeianbauten (Alte Pfarrkirche in Stift Griffen) fanden stark quereckige Chortürme (Reichenfels), aber auch Chorturmpaare an Basiliken (Wolfsberg und St. Marein) Anwendung.

Sowohl in der Steiermark, als auch in Kärnten sind an den Chorturmkirchen keine Anzeichen von Wehrhaftigkeit nachvollziehbar. Trotz des Fehlens von Hocheinstiegen und für Wehrzwecke verwendbaren Maueröffnungen ist diesen Kirchen aber ein wehrhafter Charakter nicht abzuspüren. Ihre offensichtlich importierte Baugesinnung und ihr frühestes Auftreten in Österreich im zweiten Drittel des 12. Jahrhunderts lässt darauf schließen, dass der Chorturm während des Investiturstreits in den deutschen Kernlanden als Reaktion auf die Loslösungstendenzen der Kirche von der weltlichen Herrschaft zu deuten ist. Hier wurden offensichtlich Anleihen aus dem Burgenbau übernommen, wobei Zusammenhänge mit der starken Vertikalakzentuierung des Chorbereichs cluniazensischer Vierungstürme auch maßgeblich sein könnten. Für seine Verbreitung zeichneten weltliche Eigenkirchenherren verantwortlich. Nach und nach ist er in zunehmendem Maße von der Erzdiözese, ihren Stiftungen - insbesondere den Augustiner-Chorherren -, aber auch von den auswärtigen kirchlichen Institutionen übernommen worden.

Die Hauptbauzeit erstreckt sich von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bis in das 14. Jahrhundert. In Kulturlandschaften mit romanischen Chortürmen fand dieser Turmtypus, oft in abgewandelter Form, bis in das 20. Jahrhundert Anwendung¹⁰⁸.

¹⁰⁴ Das zweifach gestufte Westportal mit römerzeitlich kassetierter Deckenplatte als Tympanon lässt eine Datierung um die Mitte des 12. Jhs. zu. Die unteren Teile des Turmes - Lisenengliederung mit konsolgestützten Doppelblendbögen, darüber dreiteilige Blendarkaden - sind vielleicht zeitgleich mit dem Kirchenschiff. Die befundenen horizontalen und vertikalen (!) Rundbogenfriese des Glockengeschoßes mit ehemals zwei- und dreiteiligen gekuppelten Schallfenstern - eines der Säulenkapitelle ist in der Laibung des südlichen Schallfensters vermauert und lässt sich in die erste Hälfte des 13. Jhs. datieren - sind wohl später anzusetzen.

¹⁰⁵ DEHIO KÄRNTEN 2001, 1028.

¹⁰⁶ DEUER 1982, 101.

¹⁰⁷ ŽIVKOVIČ 1993, 101.

¹⁰⁸ ŽIVKOVIČ 1993, 104 ff. - Zuletzt wurde der Chorturm von Architekt Clemens HOLZMEISTER in sein Formenrepertoire aufgenommen.

2.3 Waldviertel und Mühlviertel

Relativ spät, jedoch umso intensiver fand die Verbreitung des Chorturms im Waldviertel, im nordwestlichen Niederösterreich, statt. Die Kuenringer, Ministerialen der Markgrafen, nutzten ihre Chance zu wirtschaftlichem und sozialem Aufstieg in dieser Region. 1056 wird Azzo, den die Kuenringer als ihren Stammvater ansahen, als „serviens“ des Markgrafen genannt. „Im Jahre 1132 ist zum ersten Mal, für Hadmar I., der Kuenringer-Name überliefert. Zwischen Hadmar I., dem Gründer des Stiftes Zwettl, und Hadmar II., der Zwettl intensiv gefördert hat und dort als zweiter Gründer verehrt wird, fällt eine weitere Phase kontinuierlichen, raschen Aufstiegs an der Seite der nun herzoglichen Babenberger. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts ist die Macht der Kuenringer von der alter, freier Adelsgeschlechter nicht mehr zu unterscheiden. Sie bekommen 1185 westlich von Weitra das Gebiet bis zur heutigen Landesgrenze als böhmisches Lehen.“¹⁰⁹. Ihre Bedeutung ist auch dadurch gekennzeichnet, dass König Richard Löwenherz nach seiner Gefangennahme bei Wien auf der Burg Hadmars II. oberhalb Dürnsteins festgehalten und nachfolgend vom Herzog in Begleitung der Kuenringer dem Kaiser zugeführt wurde. Unter Herzog Leopold VI. konnten sie - bedingt durch die Wirren der späten Stauferzeit - weiter an Bedeutung zulegen. Nach seinem Tod im Jahre 1230 kam es zur Auflehnung gegen den noch jungen Herzog Friedrich II. und obwohl die Kuenringer 1231 dem Herzog im Kampf unterlagen, konnten sie sich so weit behaupten, dass keine Seite entscheidend nachgeben musste.

Mit der Verlegung des Herrschaftszentrums der Kuenringer bald nach 1162 durch Hadmar II. von Harmannstein nach Altweitra¹¹⁰ kommt es zur Ausbildung jenes Kirchentyps, der im weiteren Verlauf die Grundlage der Chorturmkirchen des Waldviertels stellen sollte. Der um 1190 errichtete einfache Saalbau mit Chorquadrat und Apsis¹¹¹ lag an einer wichtigen Verkehrsstraße nach Böhmen und hatte demzufolge neben der pfarrlichen, auch andere Funktionen auszuüben. Die beiden befundeten Obergeschoße¹¹² dürften vorrangig zur Lagerung von Lebensmitteln gedient haben. Erst mit dem Entschluss zur Errichtung von Burg und Stadt Weitra, zwischen 1201 und 1208, und der damit verbundenen Verlegung der Pfarre kam es am neuen Standort in der Stadt zur Ausbildung einer ersten Pfarrkirche mit Chorturm.

Im westlich angrenzenden Mühlviertel, nordöstliches Oberösterreich, wurden 1957 in der Fialiarkirche von St. Michael ob Rauhenödt (Bez. Freistadt) zwei Vorgängerbauten ergraben. Dem Holzpfostenbau folgte im 12./13. Jahrhundert die Errichtung eines einfachen Saalbaus mit Chorquadrat. Wegen Ausnehmungen in den Ecken des Chorquadrats hat B. ULM einen hölzernen Turmaufbau vermutet¹¹³. Diese zweifelhafte Befundinterpretation widerspricht allgemeinen Erkenntnissen.

2.4 Burgenland

Im Burgenland setzt zu Beginn des 13. Jahrhunderts eine rege Bautätigkeit ein. Rund um den Neusiedlersee entstehen Kirchenbauten gleichen Baumaterials und gleicher Bauweise¹¹⁴. Kennzeichnend ist das aus großen Steinquadern errichtete Mauerwerk, wobei offensichtlich die Nähe zu den Steinbrüchen von St. Margarethen und Kroisbach eine Rolle spielt. Dabei handelt es sich in erster Linie um Chorquadratkirchen. Zu den frühesten Chorturmkirchen zählen Parndorf/Pandorf/Pándorfalu, Pilgersdorf/Pilištrof/Pörgölény und Gols/Gojza/Gálos. Auch in Sopron/Ödenburg (Ungarn), ehemals Sopronbánfalva/Wandorf, wurden im Bereich des bestehenden gotischen Chores Fundamente eines romanischen Chorturms ergraben¹¹⁵. Ausschlaggebend für die Verbreitung dieses Turmtyps waren deutsche Siedler. Anhand vieler Ortsnamen ist nachvollziehbar, dass es sich hier um den östlichsten Rand deutscher Kolonisation handelt. In Zusammenhang mit der Konsolidierung der Verhältnisse entstanden zur gleichen Zeit wie im westlichen Waldviertel die ersten Chorturmkirchen. Letzte Versuche einer Ausdehnung des Macht- und Einflussbereichs Richtung Osten scheiterten 1246, als Herzog Friedrich der Streitbare im

¹⁰⁹ BRUNNER 1981, 37.

¹¹⁰ KATZENSCHLAGER 1981.

¹¹¹ Etwa zur gleichen Zeit ließ Hadmar II. ein Armenhospital beim Kloster Zwettl errichten, wobei die Johannes dem Täufer geweihte Kapelle nur mit einem Chorquadrat ausgestattet wurde.

¹¹² Die Vermutung, dass es in Alt-Weitra zwei durch eine ehemalige Balkendecke getrennte Obergeschoße gegeben hat (DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990, 42), wird von Thomas KÜHTREIBER außer Frage gestellt. Wegen der bestehenden primären Wölbung ergab sich demnach eine Raumhöhe von ca. 1,60-1,70 m, wodurch diese Obergeschoße wohl kaum als Aufenthaltsräume genutzt werden konnten.

¹¹³ ULM et al. 1958.

¹¹⁴ VALTER 1985, 28.

¹¹⁵ VALTER 1985, 242.

Kampf um Westungarn unweit Wiener Neustadts fiel. Wie sehr dieser Kirchentypus gegenüber anderen bevorzugt wurde, zeigt sich an den vielen frühgotischen Beispielen, so etwa im heute ungarischen Rajka/Ragendorf (Ende 13./Anfang 14. Jahrhundert).

Als Sonderform ist die Pfarrkirche in Zurndorf/Cundrof/Zurány (Mitte 13./drittes Viertel 13. Jahrhundert) zu betrachten: Ein im Osten des Langhauses eingezogenes Joch trug ursprünglich über seinem breiteren Mittelteil den Turm. Den Turmunterbau flankieren, nur von diesem aus zugänglich, kleine kreuzrippengewölbte Räume. Hier handelt es sich um eine modifizierte Querschifflösung mit Vierungsturm. Im Osten schließt ein frühgotischer längsrechteckiger Chor den Baukörper ab. Bei der Kirche von Margarethen am Moos kam ein ähnliches Konzept zur Ausführung: Die romanischen Chormauern wurden als turmtragendes Zwischenjoch adaptiert. Von der Idee flankierender Kammern hat man sich wohl auch aus liturgischer Hinsicht verabschiedet. Der vom Ansatz her quadratische Turm wird durch Zwickel ins Achteck übergeleitet (drittes Viertel 13. Jahrhundert). Eine ähnliche Lösung könnte an der Pfarrkirche Allerheiligen in Pama/Bjelo selo/Lajtakörtvélyes existiert haben.

Literaturverzeichnis

- BACHMANN 1941:
Erich BACHMANN, Kunstlandschaften im romanischen Kleinkirchenbau Deutschlands. Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 8, 1941, 159 ff.
- BIRKLBAUER 1996:
Herwig BIRKLBAUER, Oktogon von Wieselburg. In: Ernst BRUCKMÜLLER, Peter URBANITSCH (Hrsg.), Österreichische Länderausstellung 996-1996. Ostarrichi - Österreich. Menschen · Mythen · Meilensteine. Horn 1996, 30 f.
- BOUVIER, HEBERT 1987:
Friedrich BOUVIER, Bernhard HEBERT, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche zum Hl. Ägydius zu Semriach. Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 41, 1987, 45 ff.
- BRUNNER 1981:
Karl BRUNNER, Die Kuenringer und das werdende Land. In: Die Kuenringer. Das Werden des Landes Niederösterreich. Katalog zur NÖ Landesausstellung 1981, Wien 1981, 37.
- BRUNNER 1994:
Karl BRUNNER, Österreichische Geschichte 907-1156. Herzogtümer und Marken. Vom Ungarnsturm bis ins 12. Jahrhundert. Wien 1994.
- BUCHOWIECKI 1962:
Walter BUCHOWIECKI, Die Baukunst. In: Peter VON BALDASS, Walter BUCHOWIECKI, Wilhelm MRAZEK, Romanische Kunst in Österreich. Wien 1962, 5-36.
- BÜTTNER 1968-1970:
Rudolf BÜTTNER, Das Ministerialengeschlecht der Eisenbeutel und das Besitztum der Grafen von Schaunberg im Viertel ober dem Wienerwald. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 38, 1968-1970, 243-282.
- CONRAD 1990:
Dietrich CONRAD, Kirchenbau im Mittelalter. Bauplanung und Bauausführung. Leipzig 1990.
- CSENDES 2005:
Peter CSENDES, Die ältesten Wiener Kirchen – ein Quellenproblem. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 21, 2005, 173-179.
- CZERWENKA 1992:
Karoline CZERWENKA, Vorromanische Architektur in Österreich. Katalog. Wien 1992.
- DEHIO KÄRNTEN 2001:
Die Kunstdenkmäler Österreichs: Kärnten. Dehio-Handbuch, Wien 2001.
- DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990:
Die Kunstdenkmäler Österreichs: Niederösterreich nördlich der Donau. Dehio-Handbuch, Wien 1990.
- DEHIO NIEDERÖSTERREICH SÜD 2003:
Die Kunstdenkmäler Österreichs: Niederösterreich südlich der Donau. Teil 1 und 2. Dehio-Handbuch, Horn-Wien 2003.
- DEHIO OBERÖSTERREICH 2003:
Die Kunstdenkmäler Österreichs: Oberösterreich. Band 1. Dehio-Handbuch, Horn-Wien 2003.
- DEHIO SALZBURG 1986:
Die Kunstdenkmäler Österreichs: Salzburg, Stadt und Land. Dehio-Handbuch, Wien 1986.
- DEHIO WIEN 2003:
Die Kunstdenkmäler Österreichs: Wien. Dehio-Handbuch, Horn-Wien 2003.
- DEUER 1982:
Wilhelm DEUER, Der romanische Kirchenbau in der Steiermark. Ungedr. Dissertation Univ. Wien, Wien 1982.
- DEUER 1988a:
Wilhelm DEUER, Die romanischen Sakralarchitektur Kärntens unter besonderer Berücksichtigung des Gurker Domes. In: Hemma von Gurk. Ausstellungskatalog. Klagenfurt 1988, 230 ff.
- DEUER 1988b:
Wilhelm DEUER, Die romanischen Kirchtürme Kärntens. In: Hemma von Gurk. Ausstellungskatalog. Klagenfurt 1988, 393 f.
- DOPSCH, BRUNNER, WELTLIN 1999:
Heinz DOPSCH, Karl BRUNNER, Maximilian WELTLIN., Die Länder und das Reich. Der Ostalpenraum im Hochmittelalter. In: Österreichische Geschichte 1122-1278 (hrsg. von Herwig WOLFRAM). Wien 1999.
- EISLER 1919:
Max EISLER, Historischer Atlas des Wiener Stadtbildes. Wien 1919.

ERLÄUTERUNGEN ZUM HISTORISCHEN ATLAS 1958:

Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer (hrsg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien). II. Abt., 2. Teil, Klagenfurt 1958.

FICHTENAU 1981:

Heinrich FICHTENAU, Wald und Waldnutzung im 10. Jahrhundert. Festschrift Fritz POSCH. Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs 12, Graz 1981, 13-21.

FICHTENAU 1984:

Heinrich FICHTENAU, Lebensordnungen des 10. Jahrhunderts. Studien über Denkart und Existenz im einstigen Karolingerreich. Monographien zur Geschichte des Mittelalters 30/1-2, Stuttgart 1984.

FILLITZ 1998:

Hermann FILLITZ (Hrsg.), Geschichte der bildenden Kunst in Österreich. Band I: Früh- und Hochmittelalter. Wien 1998.

GINHART 1934:

Karl GINHART, Die St. Peterkirche in Karnburg in Kärnten. Deutsche Kunst- und Denkmalpflege 8 (Berlin-Wien), 1934, 85-88.

HAIDER-BERKY 2005:

Wolfgang HAIDER-BERKY, Archäologische und bauhistorische Untersuchungen in der Pfarrkirche „Mariä Himmelfahrt“ in Neunkirchen, Niederösterreich. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 21, 2005, 313-322.

HARTWAGNER 1980:

Siegfried HARTWAGNER, Klagenfurt Stadt. Klagenfurt 1980.

HESSE 1987:

Robert HESSE, Zur Frage des Alters der Kirche von Semriach. Ergebnisse einer Grabung. Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 78, 1987, 70.

HÖDL 1988:

Günther HÖDL, Vom Kloster zum Salzburger „Eigenbistum“ - Die Gründung des Bistums Gurk 1072. In: Hemma von Gurk. Ausstellungskatalog. Klagenfurt 1988, 39-48.

HUDECZEK 1973:

Erich HUDECZEK, Notgrabung in der Pfarrkirche von Hartberg im April 1973. Pro Austria Romana 23, Heft 9/10, 1973, 32 f.

VON JAKSCH 1896/1976:

August VON JAKSCH, Die Gurker Geschichtsquellen 864-1232. Monumenta historica Ducatus Carinthiae I, Klagenfurt 1896 (Nachdruck: Klagenfurt 1976).

KAISER 2004:

Wolfgang KAISER, Romanische Architektur in Deutschland. In: Rolf TOMAN (Hrsg.), Die Kunst der Romanik. Königswinter 2004, 32-73.

KATZENSCHLAGER 1981:

Wolfgang KATZENSCHLAGER, Fallbeispiel Weitra - Die Burg in ihrer Entwicklung seit dem 12. Jahrhundert. In: Die Kuenringer. Das Werden des Landes Niederösterreich. Katalog der NÖ Landesausstellung 1981. Wien 1981, 630-633.

KLAAR 1964:

Adalbert KLAAR, Kirchenbaukarte. In: Romanische Kunst in Österreich. Ausstellungskatalog. Krems an der Donau 1964, 272 ff. (274/WT=Westturm, 275/OT=Ostturm).

KLUCKERT 2004:

Ehrenfried KLUCKERT, Baustilkunde des romanischen Sakralbaus. In: Rolf TOMAN (Hrsg.), Die Kunst der Romanik. Königswinter 2004, 20-31.

KOCH 1986:

Rudolf KOCH, Die Entwicklung der romanischen Westturmanlage in Österreich. Ungedr. Dissertation Univ. Wien, Wien 1986.

KOCH 1998:

Rudolf KOCH, Katalogtexte. In: FILLITZ 1998, 220-228.

KOCH 1999a:

<http://de.geocities.com/bauformen/wtk/dissresum.htm>: Rudolf KOCH, Die Entwicklung der romanischen Westturmanlage in Österreich, 1999 (mit erweitertem Resümee).

KOCH 1999b:

Rudolf KOCH: Zur Baugeschichte der Pfarrkirche und zu den Rekonstruktionen der Vorgängerbauten. In: NEUGEBAUER, NEUGEBAUER-MARESCH, KOCH 1999, 82-97.

KOLLER 1975:

Heinrich KOLLER, Die nichtbabenbergischen österreichischen Länder im Hochmittelalter. In: Das babenbergische Österreich. Wien 1975, 85-97.

KRENN 2000:

Martin KRENN, Archäologische Untersuchungen im Stift Waldhausen, OÖ. Fundberichte aus Österreich 39, 2000, 276-288.

KÜHTREIBER, ZEHETMAYER 1999:

Thomas KÜHTREIBER, Roman ZEHETMAYER, Zur Geschichte des Propsteibergeres. Zwettler Zeitzeichen, Zwettl 1999.

LADENBAUER-OREL 1974:

Hertha LADENBAUER-OREL, Der Berghof - archäologischer Beitrag zur frühesten Stadtgeschichte. Wiener Geschichtsbücher 10, Wien-Hamburg 1974.

LAUERMANN 1991:

Ernst LAUERMANN, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche St. Laurentius zu Niederhollabrunn, VB Korneuburg. Fundberichte aus Österreich 30, 1991, 59-68.

LECHNER 1983:

Gregor M. LECHNER, Stift Göttweig und seine Kunstschatze. St. Pölten-Wien 1983.

LIEBHART-ULM 1998:

Henriette LIEBHART-ULM, Babenberger Pfarrkirchenarchitektur im Einflussbereich der Diözese Passau. Unpubl. Diplomarbeit Univ. Wien, Wien 1998.

MAILLY 1935:

A. MAILLY, Zur Renovierung der Ruprechtskirche. Wr. Zeitung, Nr. 302 vom 1.6.1935.

MOOSLEITNER 1983:

Fritz MOOSLEITNER, Bemerkungen zur Baugeschichte der mittelalterlichen Dome zu Salzburg. In: Von Österreichischer Kunst. F. FUHRMANN - Festschrift zum 65. Geburtstag. Salzburg 1983, 6-19.

MOOSLEITNER 1985:

Fritz MOOSLEITNER, Neue Ergebnisse zu den Salzburger Domgrabungen. In: H. DOPSCH, R. JUFFINGER (Hrsg.), Virgil von Salzburg. Missionar und Gelehrter. Beiträge des Internationalen Symposiums, Salzburg September 1984. Salzburg 1985, 317-325.

- NEUGEBAUER, NEUGEBAUER-MARESCH, KOCH 1999:
Johannes-Wolfgang NEUGEBAUER, Christine NEUGEBAUER-MARESCH, Rudolf KOCH, Die Pfarrkirche Klosterneuburg-St. Martin einst und heute. Topographie, Archäologie, Bauforschung, Kunstgeschichte und Bildende Kunst. Klosterneuburg-Wien 1999.
- OFFENBERGER 1973:
Johannes OFFENBERGER, Innere Stadt, Gem. Hartberg, HB Hartberg. Fundberichte aus Österreich 12, 1973, 152-156.
- OFFENBERGER 1973:
Johannes OFFENBERGER, St. Martin in Linz. Vorbericht zu den Grabungen 1977-1979. Fundberichte aus Österreich 19, 1980, 579-582.
- OSWALD, SCHAEFER, SENNHAUSER 1966:
Friedrich OSWALD, Leo SCHAEFER, Hans Rudolf SENNHAUSER, Vorromanische Kirchenbauten. Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen. Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte München 3/1, München 1966.
- PAGITZ 1974:
PAGITZ Franz, Die mittelalterlichen Dome in historischer Sicht. In: Festschrift zum 1200-jährigen Jubiläum des Domes zu Salzburg. Salzburg 1974, 31 ff.
- PAULUSOVÁ 1997:
Silvia PAULUSOVÁ, Bisherige Ergebnisse der kunsthistorischen Forschung in der römisch-katholischen Kirche des Hl. Michael in Dražovce. Archaeologia historica 22, 1997, 21-28.
- PÜHRINGER 1931:
Rudolf PÜHRINGER, Denkmäler der früh- und hochromanischen Baukunst in Österreich. Wien-Leipzig 1931.
- RÖHRIG 1983:
Floridus RÖHRIG, Das Augustiner-Chorherren-Stift Göttweig. In: Gregor Martin LECHNER (Hrsg.), 900 Jahre Stift Göttweig. Göttweig 1983, 1-7.
- RÖHRIG 1996:
Floridus RÖHRIG, Das Stift Klosterneuburg und Österreich. In: Festgabe des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich zum Ostarrichi-Millennium (red. von Helmuth FEIGL). Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 62/1, 1996, 217-234.
- RUTTKAY 1997:
Alexander RUTTKAY, Grabung in Nitra-Dražovce, bei der St. Michaels-Kirche und ihrer Umgebung. Archaeologia historica 22, 1997, 9-20.
- SCHAFFLER 1955:
Maria SCHAFFLER, Der Stadtturm von Hartberg. Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 9, 1955, 131 ff.
- SCHOPF 2002:
Ilse SCHOPF, St. Gertrud, die mittelalterliche Pfarrkirche von Gars/Thunau. Das Waldviertel, Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau Jg. 2002, 2002, 377-396.
- SONNLECHNER 1997:
Christoph SONNLECHNER, Niederkirchenwesen in den Göttweiger Traditionsbüchern und Urkunden. Unsere Heimat, Zeitschrift für Landeskunde von Niederösterreich 68, 1997, 182-226.
- SYDOW 1858-1986:
Wilhelm SYDOW, Archäologische Forschungen in der Pfarrkirche von Kirchdorf in Tirol. Fundberichte aus Österreich 24/25, 1985-1986, 127-138.
- SYDOW 1988:
Wilhelm SYDOW, Archäologische Grabungen in der Pfarrkirche von Niederdorf in Tirol. Fundberichte aus Österreich 27, 1988, 219-230.
- TOMASZEWSKI 1974:
A. TOMASZEWSKI, Romańskie Kościoły z Emporami Zachodnimi na obszarze Polski, Czech, Węgier. Warszawa-Krakow-Gdańsk 1974.
- ULM et al. 1958:
Benno ULM et al., Archäologisch-kunsthistorische Forschungen an der Filialkirche St. Michael ob Rauhenödt, Bez. Freistadt. Jahrbuch des Oberösterreichischen Museumsvereins 103, 1958, 131 ff.
- VALTER 1985:
Ilona VALTER, Romanische Sakralbauten Westpannoniens (unter Mitarbeit von Friedrich BERG und Marijan ZADNIKAR). Eisenstadt 1985.
- VETTERS 1971:
Hermann VETTERS, Die mittelalterlichen Dome zu Salzburg. Frühmittelalterliche Studien 5, Münster 1971, 413-435.
- WADL 1991:
Wilhelm WADL, Friesachs historische Entwicklung. In: Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Friesach. Österreichische Kunsttopographie LI, Klagenfurt 1991, 3-72.
- WADL 2001:
Wilhelm WADL, Friesach - eine mittelalterliche Stadt. In: Schauplatz Mittelalter Friesach. Katalog zur Kärntner Landesausstellung 2001. Bd. 1, Klagenfurt 2001, 151-175.
- WAGNER 2001:
Jasmine WAGNER, Zur ostentativen Wiederverwendung römerzeitlicher Spolien in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kirchenbauten der Steiermark. Bannung, Exorzismus und humanistische Intentionen im Spiegel einer Interpretatio christiana. Fundberichte aus Österreich 40, 2001, 345-479.
- WARNKE 1976:
WARNKE Martin, Bau und Überbau: Soziologie der mittelalterlichen Architektur nach den Schriftquellen. Frankfurt am Main 1976.
- WIEBNER 1951:
Hermann WIEBNER, Gurker Urbare. Abt. III, Bd. 3/Teil 1, Wien 1951.
- ZAUNER, REITINGER 1983:
Alois ZAUNER, Josef REITINGER, St. Michael ob Rauhenödt. In: Tausend Jahre Oberösterreich. Das Werden eines Landes. Band 2: Katalogteil. Linz 1983, 63 f.
- ŽIVKOVIČ 1993:
Gorazd ŽIVKOVIČ, Die romanischen Chorturmkirchen und deren Nachfolgebauten in Kärnten. Unpubl. Diplomarbeit Univ. Wien, Wien 1993.

Mag. Gorazd Živkovič
Bundesdenkmalamt,
Landeskonservatorat
für Niederösterreich
Hofburg, Säulenstiege
A-1010 Wien
noe@bda.at

**ZUM ÖKONOMISCHEN HINTERGRUND DES KIRCHENBAUS IM SPÄTMITTELALTER
(NIEDER- UND OBERÖSTERREICH)**

von

Werner BERTHOLD, St. Pölten

1. Einleitung

Der Wirtschaftshistoriker R.S. LOPEZ hat in einem Aufsatz über die mittelalterliche Wirtschaft und Architektur¹ auf die Möglichkeit hingewiesen, dass die gotischen Kathedral- und Kirchenbauten eine erheblich dämpfende Wirkung auf die ökonomische Entwicklung hatten, da der Wirtschaft Kapital und Arbeitskräfte durch ihre Fixierung beim Bau der Kathedralen entzogen wurden. Aber nicht nur Repräsentativbauten, sondern auch Kreuzzüge, Kriege u.ä. lähmten das wirtschaftliche Wachstum, während ökonomisch nutzbare Bauwerke (wie z.B. Brücken) die wirtschaftliche Entwicklung positiv beeinflussen konnten². LOPEZ glaubt, in den riesigen und prunkvollen Kathedralen Nordfrankreichs den Schlüssel für dessen langsamere ökonomische Entwicklung gegenüber den boomenden norditalienischen und flandrischen Städten gefunden zu haben oder auch für die schwächere ökonomische Entwicklung der italienischen Städte im Herrschaftsgebiet des Papstes, wo die Kirchen prunkvoller als anderswo waren³.

In Österreich ist die Intensität der gotischen bzw. spätmittelalterlichen Kirchenbauten in den einzelnen Regionen höchst unterschiedlich. Wenn man im Ausstellungskatalog „Gotik in Österreich“ die Karte „Gotische Kirchengrundrisstypen“ betrachtet und Ober- mit Niederösterreich vergleicht, sieht man, dass sich in Niederösterreich die Kirchenbauten vor allem von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts häuften, während dies für Oberösterreich erst in den nächsten 100 Jahren erkennbar ist⁴. W. ABEL vermutete, dass nach dem Wüten der Pest von 1348/50 mit ihren großen Bevölkerungsverlusten der Kirche große Vermögenswerte zufielen, worauf die Neu- und Umbauten von Kirchen ein nie dagewesenes Ausmaß annahmen⁵, was die Entwicklung in Niederösterreich erklären würde. Andere Forscher wie z.B. M. VASOLD behaupten das Gegenteil, denn infolge der Pest oder einer Seuche lagen die Felder brach, fehlten die Arbeitskräfte, standen die Häuser leer und die Geschäfte erlahmten⁶. B.I. ZADDACH hat gezeigt, dass zwar die Schenkungen während und knapp nach der Pest sprunghaft angestiegen sind, danach aber sehr schnell zurückgegangen sind, sodass insgesamt weniger übrig geblieben ist⁷. Diese gegensätzlichen Theorien, aber auch die unterschiedliche Entwicklung in Ober- und Niederösterreich fordern die Suche nach differenzierteren Erklärungsmodellen.

Betrachtet man die Karte genauer, dann zeigt sich, dass die meisten Kirchenbauten von der Mitte des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts vor allem in den Weinbaugebieten - unweit der Donau - zu finden sind. Das bekräftigt die Vermutung, dass es einen Zusammenhang zwischen der Wirtschaft und dem Kirchenbau gegeben haben könnte.

¹ LOPEZ 1952, 433 ff.

² LOPEZ 1976, 59.

³ LOPEZ 1952, 435.

⁴ KLAAR 1967, Faltafel: Gotische Kirchengrundrisstypen, Ober- und Niederösterreich.

⁵ ABEL 1980, 25 ff.

⁶ VASOLD 2003, 116 f.

⁷ ZADDACH 1971, 111-116.

2. Grundzüge der spätmittelalterlichen Wirtschaft

Betrachtet man die großen Entwicklungslinien der spätmittelalterlichen Wirtschaft, so nahm bis um 1300 die Bevölkerung stetig zu und erreichte zu diesem Zeitpunkt eine bisher noch nie da gewesene Dichte. Damit korrespondierend stieg die Anzahl der Siedlungen, und die immer weiter vordringende Rodungstätigkeit muss auch Böden in Extremlagen bzw. Grenzertragsböden in Anspruch nehmen. Trotz zahlreicher Innovationen, v.a. im Bereich der Landwirtschaft und im Transportwesen, konnte die Nahrungsmittelproduktion mit dem Bevölkerungswachstum nur schwer Schritt halten. Nahrung wurde so knapp, dass schlechte Ernten rasch zu Hungersnöten führten. Beschleunigt wurde dieser Prozess durch die Auszehrung der vorhandenen Böden. Wetterkapriolen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts sowie immer wieder auftretende Heuschreckenschwärme vernichteten oft große Teile der Ernte. Wenn auch durch die geringe Verkehrserschließung im Mittelalter oft nur einzelne Landstriche von den Hungersnöten betroffen waren, so gab es auch Hungersnöte, wie die in den Jahren 1315-17, die kaum Zonen des Überflusses übrig ließen. Langfristig stiegen bis zur ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Getreidepreise und die Nahrungsmittel beanspruchten einen immer größeren Teil der Kaufkraft⁸.

Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts regenerierte sich die Bevölkerung immer wieder, da von den Hungersnöten v.a. die Alten und Schwachen betroffen waren. Einschneidende Veränderungen gab es mit dem Auftreten der Pest 1347-50, von der v.a. Jugendliche und Erwachsene betroffen waren, was die Regeneration erschwerte. In Lübeck hat man neulich ein spätmittelalterliches Pestmassengrab untersucht und festgestellt, dass am meisten die 15- bis 25-Jährigen betroffen waren⁹. Nach 1350 gab es regional immer wieder neue Epidemien. Man nimmt an, dass die Bevölkerungsverluste durch die Pest allein in der Mitte des 14. Jahrhunderts ungefähr ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachten, wobei in den einzelnen Regionen große Unterschiede nach oben und unten vorkamen¹⁰. Diese Schätzung wurde in letzter Zeit als zu hoch kritisiert bzw. auch andere Krankheiten und Seuchen für die Bevölkerungsverluste verantwortlich gemacht¹¹. Bedeutend für diese Untersuchung ist allerdings nur die Tatsache, dass sich nach der Jahrhundertmitte ein deutlicher Mangel an Menschen einstellte, dessen Regeneration durch immer wieder neu aufflammende Seuchen und vermutlich auch eine geringe Geburtenrate verhindert wurde. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts erreichte die Bevölkerung wieder den Stand, den sie vor dem großen Sterben hatte.

Die Auswirkungen auf Wirtschaft und Gesellschaft waren so einschneidend, dass es zu vielschichtigen Krisenerscheinungen kam, die für die agrarisch dominierte spätmittelalterliche Gesellschaft nach W. ABEL als „Agrarkrise des Spätmittelalters“ bezeichnet werden¹². Danach waren durch die Bevölkerungsverluste auf einmal wieder ausreichend Nahrungsmittel vorhanden, die durchschnittliche landwirtschaftliche Fläche pro Person nahm zu, gleichzeitig wurden Grenzertragsböden aufgelassen, wohin oft der Wald zurückkehrte. Dazu kam eine Verschiebung des Speisezettels der Menschen hin zu mehr Fleisch und weniger Getreide. Die Getreidepreise sanken bzw. wurden im Verhältnis zu den anderen Waren billiger, gleichzeitig sanken die Grundrenten. Neben dem Rückgang an bewirtschafteten Flächen gab es auch einen Rückgang der Siedlungen¹³. Gleichzeitig stieg die Nachfrage nach Wein, die Städte und das Handwerk profitierten, denn die gestiegenen Realeinkommen und eine Vermögenskonzentration bei den Überlebenden führten zu einer erhöhten Nachfrage nach Gewerbe- und Handelsprodukten, obwohl deren Preise und auch die Löhne anstiegen.

Trotz Kritik in Details und teilweise widersprechenden Ergebnissen in lokalen Studien hat die Agrarkrisentheorie in die internationale Forschung Eingang gefunden¹⁴. Durch die Kleinräumigkeit und - im Vergleich zu heute - die geringe Verflechtung der mittelalterlichen Wirtschaft sind eben abweichende Entwicklungen möglich. Eine Weinbaukonjunktur z.B. kann für die umliegenden Ackerbaugebiete durchaus eine erhöhte Nachfrage und höhere Preise bringen.

⁸ ABEL 1978, 27 ff.; vgl. zu diesem Kapitel außerdem: RÖSENER 1984, 16 ff.

⁹ PRECHTEL 1996, 323 ff.

¹⁰ ABEL 1978, 51 ff.; ABEL 1976, 86-97.

¹¹ VASOLD 2003.

¹² Siehe dazu v.a.: ABEL 1980.

¹³ KLEIN 1960, 91-170; PICKL 1979, 67-93. – Obwohl sich die Masse der spätmittelalterlichen Wüstungen auf die Agrarkrise zurückführen lässt, gab es auch viele andere Ursachen für die Verödung von Siedlungen

¹⁴ Siehe dazu v.a.: ACHILLES 1998, 307-301; KAUFHOLD 2004, 229-233.

3. Die Wüstungen des Spätmittelalters und der Wandel der Siedlungsstruktur

Ein wesentlicher Punkt, auf den ABEL seine Theorien stützt, sind die europaweiten Wüstungen des Spätmittelalters. Wesentliche Grundlagen für seine Forschungen lieferte der Wiener Geograph A. GRUND mit seinem 1901 erschienenen Werk über „Die Veränderungen der Topographie im Wiener Walde und Wiener Becken“¹⁵. Er kam darin zu dem Ergebnis, dass

- 1) die Wüstungen am stärksten von der zweiten Hälfte des 15. bis Anfang des 16. Jahrhunderts auftraten¹⁶ und dass
- 2) in erster Linie Ackerbauorte betroffen waren; Weinbauorte¹⁷ und Orte mit nebegewerblicher Ausrichtung der bäuerlichen Betriebe überstanden die Krise recht gut¹⁸.

Selbstverständlich wurde eine Siedlung nicht von heute auf morgen aufgegeben, weshalb anzunehmen ist, dass in der von A. GRUND bezeichneten Zeitspanne (Mitte 15.-Anfang 16. Jahrhundert) der Häufung totaler Wüstungen eine solche der partiellen voranging. Das wurde z.B. von W. PONGRATZ belegt, der die partiellen Ortswüstungen im oberen Waldviertel untersuchte. Hier ging dem totalen Wüstwerden eines Ortes meist ein langer Schrumpfungsprozess voraus¹⁹.

In Niederösterreich kann sich die Wüstungsforschung auf relativ gesichertes Material stützen, wie den Ergänzungsband zum „Historischen Ortsnamenbuch von Niederösterreich“, mit dem Teil der abgekommenen Orte²⁰, sowie die Arbeiten von K. BORS²¹), der viele Wüstungen erst (exakt) lokalisierte sowie viele Kleinsiedlungen und einzelstehende Höfe erfasste, die in der bisherigen Wüstungsforschung nicht berücksichtigt wurden bzw. mit ihren Methoden, die sich v.a. auf schriftliche Quellen stützen, nicht entdeckt werden konnten²².

Eine quantitative Auswertung des Materials - noch ohne die Ergebnisse von K. BORS, die allerdings die folgenden Ausführungen bekräftigen - machte K. KLEIN, der zum Ergebnis kam, dass vom 14. bis zum 16. Jahrhundert 15-17 Prozent des Häuserbestandes in Niederösterreich von Verödungserscheinungen betroffen waren. Entscheidend ist, dass Verödung und Verdichtung gleichzeitig den Wandel des Siedlungsbildes betrieben. So waren v.a. kleinere Orte von einer Verödung betroffen, Marktorde und Städte nahmen zur selben Zeit sowohl in ihrer Anzahl als auch in der Zahl ihrer Häuser (relativ und absolut) zu²³.

Anzahl der Städte und Märkte in Niederösterreich und deren Häuserbestand (ohne Wien)²⁴:

	Städte	Häuser
Mitte 13. Jh.	21	2500
um 1300	29	4800
um 1400	33	6100
um 1590	35	7000
	Märkte	Häuser
um 1300	53	2500
um 1400	103	6300
um 1500	157	10300
um 1590	188	13100

¹⁵ GRUND 1901; ABEL 1976, v.a. 103-119.

¹⁶ GRUND 1901, 121 ff.

¹⁷ GRUND 1901, 129 ff.

¹⁸ GRUND 1901, 138 f.; vgl. auch KNITTLER 1983, 166 ff.

¹⁹ PONGRATZ 1955/1956, 129. – Auch BORS (1999, 274 f.), der zwischen einer „Kleinen Wüstungsperiode“ im 13./14. Jahrhundert und einer „Großen Wüstungsperiode“ im 15./16. Jahrhundert unterscheidet, widerspricht dem nicht. Bei genauerer Interpretation sind Höfe und Kleinsiedlungen v.a. im 14. und 15. Jahrhundert verödet (21 von 38) und Dorfsiedlungen im 15. und 16. Jahrhundert (29 von 38).

²⁰ EHEIM 1981, 229-380.

²¹ BORS 1999; zuletzt: BORS 2003, 87, 180-206.

²² BORS, 1999, 92.

²³ KLEIN 1980, 32, 62, 70.

²⁴ KLEIN 1980, 32 f.

Regional gesehen kam es in Weinbaugebieten zu Siedlungsverdichtungen, während es im Marchfeld, im östlichen Weinviertel, im Waldviertel und in den Ackerbaugebieten südlich der Donau zur Stagnation bis zum Rückgang kam. Besonders erwähnenswert ist ein Siedlungswachstum in den Eisenwurzten²⁵.

Diese Tendenz bestätigt z.B. auch das Urbar des Zisterzienserstiftes Zwettl von 1457²⁶, das vor allem Besitzungen im Waldviertel (VOMB = Viertel ober dem Manhartsberg) und westlichen Weinviertel (VUMB = Viertel unter dem Manhartsberg) verzeichnet:

VOMB:	von 758 Lehen	67 öd = 8,84 %
VUMB:	von 52 Lehen	1 öd = 1,96 %
VOMB:	von 122 Halblehen	33 öd = 27,05 %
VUMB:	von 79 Halblehen	2 öd = 2,53 %
VOMB:	von 275 Hofstätten	66 öd = 24,00 %
VUMB:	von 53 Hofstätten	4 öd = 7,55 %

Für Oberösterreich gibt es leider keine ähnlich umfangreichen Arbeiten zum Wüstungsproblem. Nur die Grafschaft Schauberg im nördlichen Hausruckviertel wurde eingehender untersucht. So waren 1371 von den Eigen und bevogteten Gütern im gesamten Landesgericht Peuerbach 26 % öd oder erblos. In den restlichen Ämtern waren die Verödungen eher gering. Im Gerichtsbezirk Peuerbach ist die hohe Verödungsrate sicher in erster Linie auf den Abzug von Menschen in Räume mit besseren wirtschaftlichen Möglichkeiten zurückzuführen²⁷. In Teilen Oberösterreichs half die nebergewerbliche Ausrichtung der Bauern über die schlimmsten Zeiten hinweg. Auch Weinbau wurde vermutlich als Ausweichmöglichkeit gewählt, der im Mittelalter in Oberösterreich in vielen Gebieten anzutreffen war.

Aber nicht nur ökonomisch begünstigte Orte überstanden die Wüstungsperiode relativ gut, sondern auch Pfarrorte, wie dies O. PICKL für das Dorf Stallhofen und den Pfarrort Geistthal zeigen konnte²⁸, und A. PLESSER konnte zeigen, dass es im Waldviertel im Spätmittelalter kaum Kirchenverödungen gab²⁹.

Eine besondere Stellung nahmen während der spätmittelalterlichen Krise Industrie- und Bergwerksorte ein. Auch wenn teilweise die Produktion stark zurückging, blieb für die umliegende Landwirtschaft noch immer ein passabler Markt übrig, da bei einem Nachfragerückgang bei Lebensmitteln sicher aufgrund der hohen Transportkosten zuerst die entfernteren Regionen zurückblieben.

4. Preis- und Lohnentwicklung im Spätmittelalter

Die Lohn- und Preisentwicklung liefert für die hier besprochenen Regionen leider nicht ein so deutliches Ergebnis wie die Quellen, die W. ABEL für Deutschland, Frankreich, England und Polen zur Verfügung hatte, v.a. auch deshalb, weil verlässliche Werte für die frühen Jahrzehnte - v.a. Ende 13./erste Hälfte 14. Jahrhundert - bei Löhnen und Preisen auch für die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts fehlen.

Die Grafik zeigt, dass die Weinpreise im Vergleich zu den Getreidepreisen v.a. in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts relativ hoch waren. Die Zunahme des Weinbaus war mit verantwortlich für die Erholung der Getreidepreise im 15. Jahrhundert, im 16. Jahrhundert stiegen die Getreidepreise - korrespondierend mit der wieder wachsenden Bevölkerung - im Vergleich zu den Weinpreisen stärker. Auffallend sind der Anstieg der Getreidepreise in den 1430er Jahren und ihr Rückgang in den 1440er Jahren. Da bei den Preisen der 1430er Jahre nur das Jahr 1431 belegt ist, ist ein Zusammenhang mit den Hussitenkriegen anzunehmen³⁰.

²⁵ KLEIN 1980, 32, 45 f.

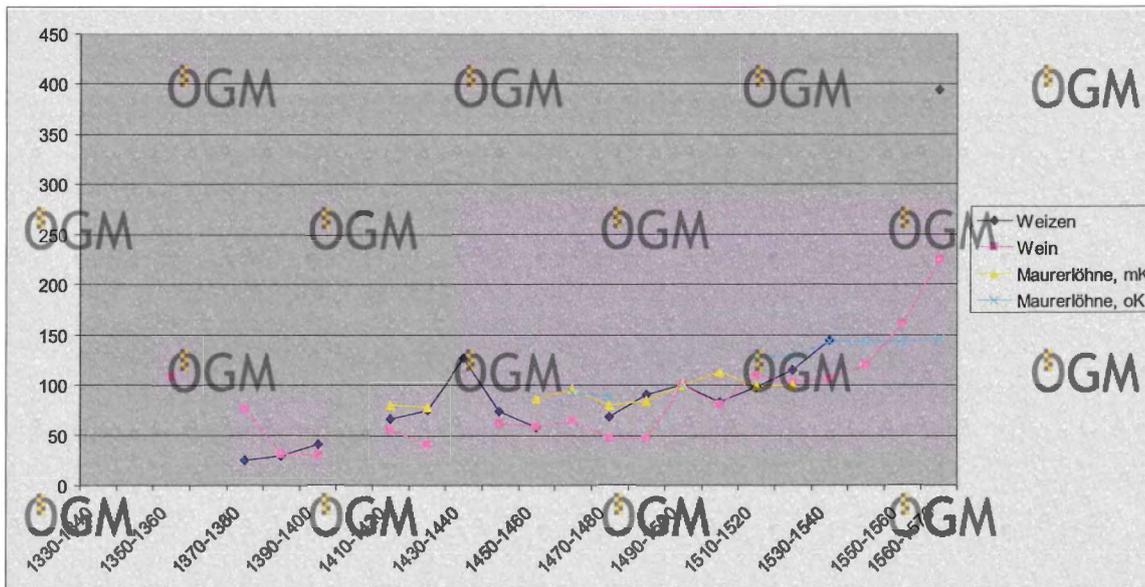
²⁶ SCHNEIDER 2002, 137 f., 169 f. – Dieses Urbar wurde in der Arbeiten von EHEIM 1981, KLEIN 1980 und 1983 noch nicht verwendet.

²⁷ HAGENEDER 1957, 66 ff.

²⁸ PICKL 1979, 54 f.

²⁹ PLESSER 1900-1901.

³⁰ Vgl. PETRIN 1982.



Grafik 1: Preise und Löhne (1490-1500 = 100). (Quelle: PŘIBRAM 1938, 269, 515 f., 600, 610, 630-635).
mK = Maurerlöhne mit Kost, oK = Maurerlöhne ohne Kost.

5. Handel, Gewerbe und Bergbau

Im Spätmittelalter veränderte sich auch der Handel, indem neben den wertvollen und leicht zu transportierenden Fernhandelsgütern (Gewürze, teure Textilien) immer mehr Massengüter (Salz, Wein, Getreide, Eisen, billige Textilien) gehandelt wurden. Für Nieder- und Oberösterreich waren dabei der kostengünstigste Verkehrsweg Donau und seine schiffbaren Zuflüsse von Bedeutung³¹. Die Donau war das Bindeglied des ungarisch-oberdeutschen Handels, dazwischen profitierte man von Zöllen und Mauten sowie von Niederlags- und Stapelrechten³², was z.B. die Wiener zu Zwischenhändlern des oben erwähnten Handels machte.

Das wichtigste Exportgut Niederösterreichs und der Stadt Wien im Spätmittelalter war der Wein, von dem in der Mitte des 13. Jahrhunderts angeblich 20.000 hl ausgeführt wurden und Anfang des 15. Jahrhunderts jährlich ungefähr 100.000 hl³³. Die enorme Steigerung lässt sich aber nicht nur allein auf die Strukturverschiebungen des Konsums seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zurückführen. Wichtig waren auch die Verbesserungen im Transportwesen, wie der seit der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert zur Anwendung gebrachte Schiffsgegenzug auf der Donau³⁴. Von 1445 bis 1481 betrug die jährliche Ausfuhr allein aus Wien zwischen 140.000 hl und 70.000 hl³⁵. 1486/1487 ging der Export auf ca. 4.000 hl³⁶ zurück. Auch wenn man den starken Rückgang des Weinexportes teilweise auf die Kriegswirren der Zeit - Matthias Corvinus - und die klimatischen Verhältnisse zurückführen kann, zeigt sich trotzdem die langfristige Tendenz: Ein Anstieg des Weinexportes bis ungefähr in die Mitte des 15. Jahrhunderts, der dann in der zweiten Hälfte zurückgeht oder zumindest stagniert.

³¹ PICKL 1987, 11-40.

³² HOFFMANN 1979, 94.

³³ MAYER 1909, 41 ff. - In dieser Summe sind auch die Ausfuhr bayerischer Besitzer von Weingärten in Österreich enthalten. - SEIDL 1999, 170. - LANDSTEINER 1985, 211.

³⁴ KNITTLER 1971, 47. - Ursprünglich wurden die Schiffe von Menschen stromaufwärts gezogen, der Übergang zum Pferdezug erfolgte auf der Donau um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Die ersten urkundlichen Belege für *Rosszillen* stammen aus den Jahren 1364 und 1374. Voll durchgesetzt hat sich der Pferdezug aber erst an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert (PICKL 1987, 16; NEWEKLOWSKY 1952, 291).

³⁵ MAYER 1909, 71, 167; FRIESS, SEIDL 1925, 14.

³⁶ HOFFMANN 1955, 344 ff.

Außerdem muss auf einen mehr oder weniger starken regionalen Handel mit Nahrungsmitteln und Textilien geschlossen werden, aber auch mit anderen Waren wie z.B. Salz, Eisen und Holz, das wichtigste Baumaterial sowie (neben Mensch und Tier) bedeutendster Energieträger war. Die Baurechnungen von St. Stephan in Wien führen beachtliche Mengen Bauholz an, die hauptsächlich aus den waldreichen Flussgebieten der Isar (Tirol, Bayern), Traun, Alm (OÖ) und Enns (OÖ/NÖ), aber auch z.B. aus Wr. Neustadt (NÖ) kamen³⁷. Daneben wurde Holz für den Schiffsbau, die Fertigung von Werkzeugen, Geräten, Gefäßen etc.³⁸ sowie für Schindeln und Weinstecken³⁹ verwendet.

Am Eisenwesen haben die Bezirke Steyr und Amstetten - mit Waidhofen a.d. Ybbs - von dem wegen Versorgungsschwierigkeiten mit Lebensmitteln und Energie notwendigen Teilungsprozess in der Eisenverarbeitung⁴⁰ profitiert. Wahrscheinlich schon im 13., spätestens aber im 14. Jahrhundert gab es dort eine beträchtliche Anzahl von Hammerwerken⁴¹. Auch im 15. Jahrhundert wurde dieser Teilungsprozess fortgesetzt, der hochspezialisierte Gewerbebetriebe entstehen ließ⁴².

Entscheidend für die ökonomische Entwicklung der besprochen Gebiete im Spätmittelalter war auch das Salzwesen. Die ersten Nachrichten, die mit einiger Sicherheit auf eine Salzgewinnung im „Ischllande“ schließen lassen, sind aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, ohne dabei über den Standort und den Umfang der Produktion genauere Hinweise zu liefern⁴³. Im 14. und 15. Jahrhundert kam es zu einer allmählichen mit dem Ausbau des Vertriebsnetzes korrespondierenden Ausdehnung der Produktion⁴⁴. Die notwendigen Investitionen waren allerdings sehr kapitalintensiv⁴⁵, sodass mit dem Einsetzen der Kirchenbautätigkeit für das Salzkammergut zeitverzögert zu rechnen ist. Das ist aber vorerst nur eine Vermutung, d.h. es müssen Wege gesucht werden, die diese Vermutungen bekräftigen.

6. Die Kirchenbauten und die Wirtschaft des Mittelalters

Als erster untersuchte H.Th. JOHNSON den Zusammenhang zwischen den Kathedralbauten und der Wirtschaft in den englischen Grafschaften⁴⁶. Er verglich dabei das Bevölkerungswachstum in den Städten mit großen Kathedralen mit der Bevölkerungszunahme der umgebenden Grafschaften. Als Maßzahl dient das Verhältnis der Bevölkerungszahlen von 1082⁴⁷ und 1377 sowohl in Städten als auch in den Grafschaften, was vorerst keinen klaren Trend erkennen lässt (Grafik 2). Fügt man aber dieser Graphik noch den Faktor der Größe der gebauten Kathedrale⁴⁸ hinzu, dann liegen die drei größten Bauwerke (rot) oberhalb der Diagonale; also die Stadt wuchs langsamer als die Umgebung, während die Städte mit den drei kleinsten Bauwerken (gelb) unterhalb liegen. Das würde nun die These bestätigen, dass ein zu großes kirchliches Bauwerk die städtische Wirtschaft schädige, aber ein angemessenes durchaus für die Entwicklung förderlich sei. Das Umland wird zum Zulieferer für Baustoffe, Nahrungsmittel und andere Waren und für die Menschen gibt es Verdienstmöglichkeiten sowie die Chance des Lernens von Fertigkeiten bei der Mitarbeit am Bau.

³⁷ UHLIRZ 1902, XVIII, 553.

³⁸ FELGENHAUER-SCHMIEDT 1993, 91 ff.

³⁹ HOFFMANN 1952, 37.

⁴⁰ Die Verarbeitung des in den Schmelzöfen erzeugten Eisens wurde in den Hammerwerken besorgt. Diese mit Wasserkraft betriebenen Hämmer standen anfangs noch mit der Blahhaus (Schmelzwerke mit einem durch Wasserkraft betriebenen Blasbalg) in Verbindung. Der enorme Holzbedarf dieser Werke erzwang eine Trennung, sodass in einiger Entfernung vom Erzberg selbständige Hämmer entstanden, in Niederösterreich entstanden selbständige Hämmer an der Wende vom 13./14. Jahrhundert im Ybbstal, v.a. in Hollenstein und Waidhofen.

⁴¹ BITTNER 1901, 502 ff., HOFFMANN 1952, 41; KUSTERNIG 1987, 21.

⁴² HOFFMANN 1952, 41 - Klingenschmiede, Schleifer und Messerer; KNITTLER 1983, 170; KASTNER 1961, 12.

⁴³ HOFFMANN 1952, 38; KNITTLER 1976, 374; MAYER 1909, 34; ZAUNER 1979, 80.

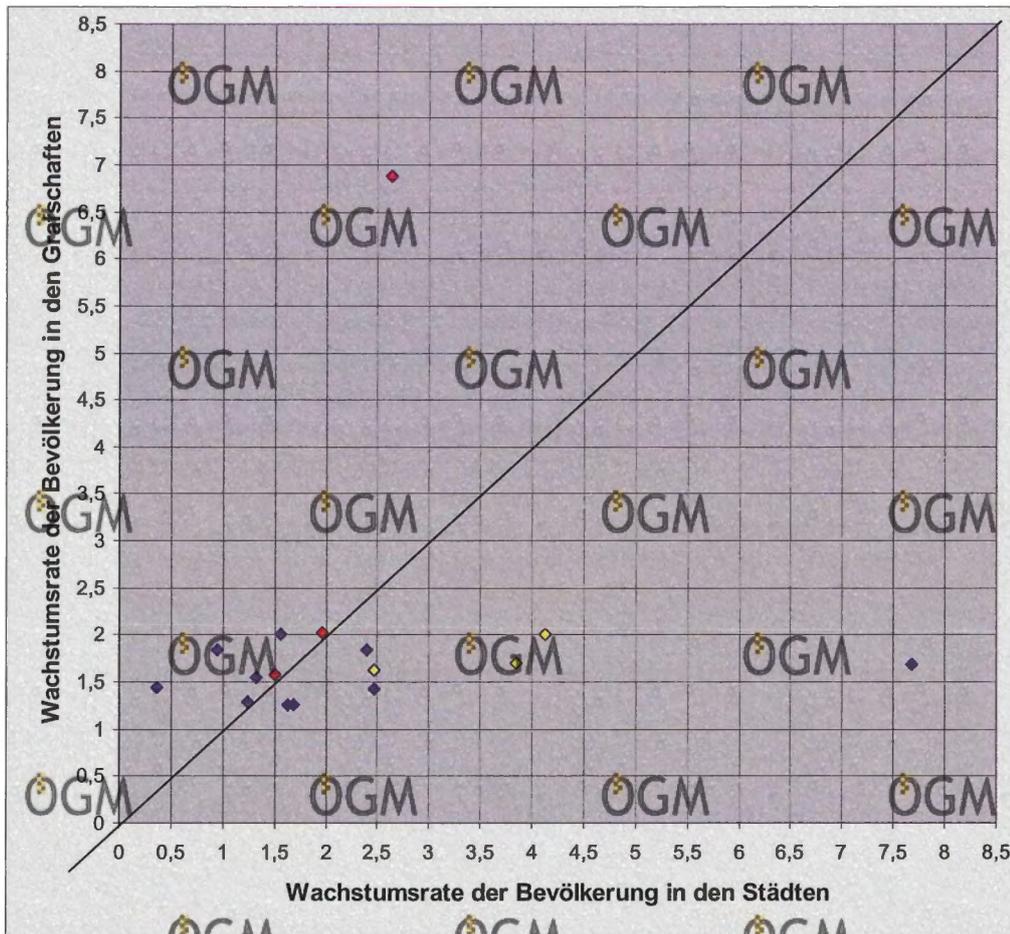
⁴⁴ KNITTLER 1983, 168.

⁴⁵ HOFFMANN 1952, 39.

⁴⁶ JOHNSON 1967, 191 f., 207/Anm. 6

⁴⁷ Zahlen nach RUSSEL (The Medieval Population [1848]), die allerdings von KRAUSE (1957) heftig kritisiert wurden.

⁴⁸ JOHNSON 1967, 205.



Grafik 2: Vergleich des Bevölkerungswachstums in englischen Städten mit Kathedralen und deren Grafschaften (1082-1377). Rot: Städte/Grafschaften mit den drei größten Kathedralen; gelb: Städte/Grafschaften mit den drei kleinsten Kathedralen; blau: Sonstige Kathedralen (Quelle: JOHNSON 1967, 196).

JOHNSON kommt außerdem zu dem Ergebnis, dass beim Bau der Westminster Abbey während der Baujahre von 1246-1259 ca. 50,7 Prozent für Arbeitskosten angefallen sind sowie dass zwischen 1180 bis 1475 ca. 0,17 bis 0,21 Prozent der männlichen arbeitsfähigen Bevölkerung am Kathedralenbau in England beschäftigt waren. Diese relativ geringen Zahlen führen JOHNSON zu dem Schluss, dass der Kathedralenbau nur im lokalen Bereich Auswirkungen auf die mittelalterliche Wirtschaft hatte.

Die Ausführungen von JOHNSON haben allerdings auch Schwachstellen. Zum Beispiel hat er nur die Ausgaben für extra ausgewiesene Arbeitskosten in Rechnung gestellt und die restlichen 49,3 (!) Prozent ganz unter den Tisch fallen lassen. Nun gehören diese fast 50 Prozent doch auch zu den Ausgaben und müssen mit einberechnet werden, weshalb sich sein Ergebnis verdoppeln würde.

Einen anderen Versuch, das Problem zu klären, unternahm J. JAMES⁴⁹. Er ging wesentlich genauer vor, als er die Baukosten der Kathedrale von Chartres zu schätzen versuchte. Er berechnete die Kosten der einzelnen Bauteile und berücksichtigte alle möglichen Faktoren: Die Steinbrucharbeiten, den Transport, die Bauhöhe, den Profit der Bauherren, Unglücksfälle sowie unvorhergesehene Ereignisse etc.

Danach hätte die Kathedrale, wie sie heute dasteht (mit denselben Baustoffen gebaut, aber mit modernen Werkzeugen und Maschinen) 42,4 Millionen australische Dollar im Jahr 1972 gekostet, das sind zuzüglich Inflation fast 7,3 Milliarden österreichische Schilling bzw. fast 530.000 € (Mai 2004)⁵⁰. Auch diese

⁴⁹ JAMES 1982, 47-65.

⁵⁰ Diese Art der Berechnung hat eben den Nachteil, dass immer die Inflation mitberechnet werden muss. Obiger Betrag wurde auf den Schillingwert vom September 1972 umgerechnet und dann um die Inflation seit September 1972 bis August 1984 vermehrt (Basis 1966 = 100; September 1972 = 129,9). Quelle: Österreichisches Statistisches Zentralamt. (Mai 2004: 405,1, das ergibt fast 7,3 Milliarden Schilling bzw. fast 530 Millionen Euro. – Quelle: http://www.statistik.at/fachbereich_02/vpi_tab2.shtml).

Berechnung hat ihre Schwächen. Abgesehen davon, dass jede Berechnung in heutiges Geld als unhistorisch abzulehnen ist, missfällt die Berechnung auf der Basis „mit modernen Werkzeugen und Maschinen“. Jedenfalls waren nach JAMES im Durchschnitt 270 Arbeiter beschäftigt.

7. Die Baukosten

Am genauesten könnte man die Baukosten über Kirchenbaurechnungen und Bauverträge eruieren. Das ist aber besonders schwierig, da es für die hier besprochene Region für diese Zeit kaum Quellen gibt, die es erlauben würden, eine genaue Aufstellung der Gesamtkosten eines Kirchenbaus zu machen⁵¹.

Die früheste Nachricht der hier besprochenen Region ist ein 1360 entstandener Bauvertrag zwischen Abt Otto II. von Zwettl und dem Konvent mit dem Baumeister Jans betreffend den Chorbau der Klosterkirche des Stifts⁵². Begonnen wurde der Chorbau 1343, der aber bereits 1348 durch die Pest unterbrochen und erst zwischen 1360 und 1383 vollendet wurde. In dem Vertrag wurde vereinbart, dass der Baumeister für den Bau 1300 Pfund Pfennig erhalten soll. Davon musste er die Arbeiter entlohnen. Das Stift musste das Baumaterial und die Verköstigung der Arbeiter übernehmen sowie dem Baumeister ein Pferd bereitstellen. Auch wenn das Stift wahrscheinlich einen Teil der Nahrungsmittel und Baumaterialien aus eigenen Besitzungen bezog, ist es für die Einschätzung der Baukosten wichtig auch ungefähr die Gesamtkosten zu kennen.

Bei der Schätzung der nicht angeführten Kosten hilft die Baukostenaufstellung des 1444 neu errichteten Stadtkastens am Fleischmarkt in Wien:

	<i>Pfd.</i>	<i>sh.</i>	<i>Pf.</i>	%
I. Material (einschließlich Zufuhr)	531	2	2	47
II. Arbeitslöhne (Steinmetzen, Mauer, Zimmerleute)	451	6	11	41
III. Handwerker (wie Schmiede, Hafner, Maler, Werkzeuge)	95	1	14	8
IV. Div. Fuhren	50	5	19	4
Gesamtkosten	1128	7	16	100

(Quelle: BRUNNER 1929, 400 f.).

Grob geschätzt machen die Materialkosten und Arbeitslöhne je die Hälfte der Gesamtkosten aus.⁵³ Auch JOHNSON rechnet ungefähr 50 Prozent für Arbeitslöhne. Ähnliche Werte lassen sich für Freistadt (Oberösterreich)⁵⁴, Jenbach und Schwaz (Tirol)⁵⁵ angeben.

Damit kann man für den Teil-Chorbau des Stifts Zwettl von 1360-1383 etwa 2600 Pfund Pfennig als Baukosten annehmen, das entspricht dem Wert von 48.000 Metzen Weizen; umgerechnet fast 2300 Tonnen⁵⁶. Bei einem Hektarertrag von 600 bis 800 kg, von denen man 200 kg für die Aussaat wegrechnen muss, bleiben 400 bis 600 kg übrig⁵⁷, d.h. es war für den Chorbau zwischen 1360 und 1383 umgerechnet ca. 3800 bis 5700 ha Ackerfläche notwendig. Bei 24 Baujahren waren im Durchschnitt jährlich die Erträge von ca. 160 bis 240 ha bestellter Ackerfläche notwendig⁵⁸. Die Ackerfläche aber erhöht sich um ein Vielfaches, wenn man bedenkt, dass dem Stift ja nur ein Teil des Ertrages zufiel, v.a. in Form der Abgaben, sowie dass bei der Dreifelderwirtschaft ein Drittel der Ackerfläche brach lag.

⁵¹ Ausführlich sind die Rechnungen z.B. für Xanten: BEISSEL 1884.

⁵² SCHWARZ 1980, 30 f; KUBES 1981, 502.

⁵³ Unter Arbeitslöhnen versteht man v.a. die vor Ort ausbezahlten Arbeitslöhne; aber auch in den Materialkosten steckt ein großer Teil an Arbeitslöhnen wie z.B. bei Natursteinen oder beim Holz, nur wurde die Arbeitsleistung zu einem großen Teil nicht vor Ort erbracht.

⁵⁴ GRUBER 2001, 138.

⁵⁵ EGG 1957, 57 f.

⁵⁶ 1371-1383 betragen die Weizenpreise nach PRIBRAM (1938, 700) ca. 3,25 kr (=19 d), das ergibt 48.000 Metzen oder 2,952.000 Liter, bei einem Litergewicht von 0,7733 kg fast 2300 Tonnen.

⁵⁷ ABEL 1976, 125 ff.

⁵⁸ Von langjährigen Durchschnitten darf man sich allerdings nicht täuschen lassen: Sie verdecken die großen Schwankungen der jährlichen Ernteerträge; d.h. während in guten Jahren die Überschüsse kaum an den Mann gebracht werden konnten, hatte man in Jahren, in denen es Missernten gab, kaum genug für sich selbst zu essen (ABEL 1980, 63-126).

Aufschlussreich beim 1444 erbauten Stadtkasten sind auch die Arbeitstage nach den jeweiligen Berufen:

Steinmetzen und Maurer	1367
Ziegeldecker	48
Zimmerleute	1117
Hilfsarbeiter	3638
Summe	6170 (an 169,5 Tagen)
Täglich durchschnittlich am Bau beschäftigt (nur 41% Arbeitslöhne!!)	36 Personen
Gesamtkosten hochgerechnet	ca. 89 Personen

Es fällt dabei v.a. die hohe Anzahl der Hilfskräfte auf, was bedeutet, dass viele ungelernete Arbeitskräfte der Umgebung durch Bauprojekte Arbeit fanden. Wenn man auf die Gesamtkosten (inkl. Handwerker, Zufuhr und Materialkosten, deren Erzeugung ja auch Arbeitskräfte erforderten) hochrechnet, dann bot der Bau des Stadtkastens durchschnittlich 89 Personen in Wien und Umgebung Arbeit.

Auch andere Baurechnungen zeigen, dass die Auswirkungen der Baustellen auf Wirtschaft und Arbeitsmarkt beachtlich waren.

Umgerechnete Baukosten spätmittelalterlicher Kirchenbaustellen⁵⁹:

Ort, Art des Bauwerkes	Bauzeit	Silber (kg)	Wein (hl)	Weizen (to)	Jahreslöhne, Handlanger
Zwettl, tw. Chorbau	1360-1383	130 (260) ¹⁾	2200 (4400)	957 (1933)	208 (416)
Weißkirchen, Turm ²⁾	1502	5	158,5	50	6,96
Bozen, Turm	1500-1519	140 (200) ³⁾	—	—	156 (228)
St. Michael, Turm	1544	5,4	100	30	8,6
Piaristenkirche, Krems	1616 ⁴⁾	1442	6557	3009	1619

(Quelle: KUBES 1981; PLESSER 1915; LADURNER 1851; TIETZE 1907; WAGNER-RIEGER 1971).

1) Die Klammerwerte sind Schätzungen, s. dazu obigen Text.

2) Ohne Meisterlohn und Vorarbeiten der Steinmetzen.

3) Von den 19 Baujahren sind nur 13 Jahre mit Rechnungen belegt; in den Klammern finden sich die Umrechnung der Baukosten auf 19 Jahre, indem man den Durchschnittswert der 13 Jahre mal 19 multipliziert.

4) Schätzungen der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum ersten Viertel des 16. Jahrhunderts zum Großteil neu erbauten bzw. umgebauten Piaristenkirche in Krems. Sie wurde, nachdem sie 1616 an die Jesuiten kam, auf 80.000 fl geschätzt.

Die Tabelle zeigt besonders deutlich, wie schwierig es ist, die Baukosten zu berechnen bzw. wie undeutlich die in den Quellen überlieferten Angaben über Bauausgaben die tatsächlichen Kosten wiedergeben. Während bei Weißkirchen in der Wachau und St. Michael (nahe Weißkirchen in der Wachau) die Geldbeträge nur einen Teil der erbrachten Bauleistungen repräsentieren, sind bei der Schätzung der Piaristenkirche in Krems auch unentgeltliche Leistungen⁶⁰ und die Innenausstattung mit eingeschlossen. So lassen sich zumindest zum Teil die großen Unterschiede der Baukosten erklären.

Die umfangreichsten Kirchenbaurechnungen für die besprochene Region sind jene für den Bau von St. Stephan in Wien (wenn auch nur für einzelne Jahre).

⁵⁹ Preisumrechnungen nach PRIBRAM 1938. – Löhne: Bezahlt wurden für Gesellen ein Winter- bzw. Sommerlohn, im Schnitt 170 Tage Sommer- und 80 Tage Winterlohn (vgl. dazu BRUNNER 1929, 346 f.).

⁶⁰ Beim Bau der Viktorskirche von Xanten machen die Sachspenden, die nicht auf der Ausgabenseite aufscheinen, zirka ein Drittel der gesamten Bauleistungen aus (BEISSEL 1884, 8); dass in kleineren Ortschaften der Anteil der unentgeltlichen Leistungen (= Sach- und Arbeitsleistungen) höher anzusetzen ist, ist durchaus nicht unwahrscheinlich.

Ausgaben für den Bau des Domes St. Stephan in Wien:

Jahr	Silber (kg)	Wein (hl)	Weizen (to)	Jahreslöhne
1404	51,4	960	104	58,1
1407	44,8	840	91	50,7
1408	32,3	610	66	36,5
1415	64,3	1000	476	77,4
1416	58,8	920	436	70,8
1417	54,5	850	404	65,6
1420	53,9	840	399	64,9
1422	34,5	790	242	44,9
1426	66,1	1510	464	86,1
1427	57,2	1310	401	74,5
1429	62,1	1420	436	80,8
1430	49,2	1120	345	64,0
1476	100,3	3500	1349	228,0
1535	28,7	560	232	72,1
Summe	758,1	16230	5445	1074,4

(Quelle: UHLIRZ 1902, XXXV f.).

Die Baukosten bewegen sich zwischen 7 Jahreslöhnen für den Turm von Weißenkirchen und 1619 für die Piaristenkirche von Krems (Gesamtbaukosten der Kirche mit Innenausstattung). Die Ausgaben für die 14 Baujahre von St. Stephan, für die Rechnungen erhalten sind, entsprechen 1074 Jahreslöhnen (im Durchschnitt ca. 77 pro Jahr).

Schätzt man nun auf Basis dieser Werte, wie viele der arbeitsfähigen Männer zwischen 1300 und 1525 im Durchschnitt auf Kirchenbaustellen beschäftigt waren, kann man mit Sicherheit annehmen, dass es mehr als die von JOHNSON geschätzten 0,17-0,21 Prozent waren, aber selten mehr als 1 Prozent; lokal und für einen kurzen Zeitraum begrenzt, konnten allerdings durchwegs mehrere Prozentpunkte erreicht werden. So hatte Wien in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gegen 20.000 Einwohner⁶¹, davon waren ungefähr 7000 männliche arbeitsfähige Bewohner⁶²; d.h. dass ca. 1 Prozent von diesen für den Stephansdom arbeiteten. 1476, als schlechte wirtschaftliche Zeiten herrschten, waren es - wenn man annimmt, dass die Bevölkerung zu dieser Zeit kaum größer war als in der ersten Hälfte des Jahrhunderts - über 3 Prozent (!). Daneben wurde meist noch an anderen Kirchen der Stadt gebaut. Mit berücksichtigen muss man bei diesen Schätzungen, dass heute nur einige Prozent der Bevölkerung, die in der Landwirtschaft arbeiten, die Menschen besser ernähren als im Mittelalter 80-90 %, d.h. dass man die Werte wesentlich höher bewerten muss als nach heutigem Verständnis, d.h. die 80-90 % waren saisonal unabhkömmlich.

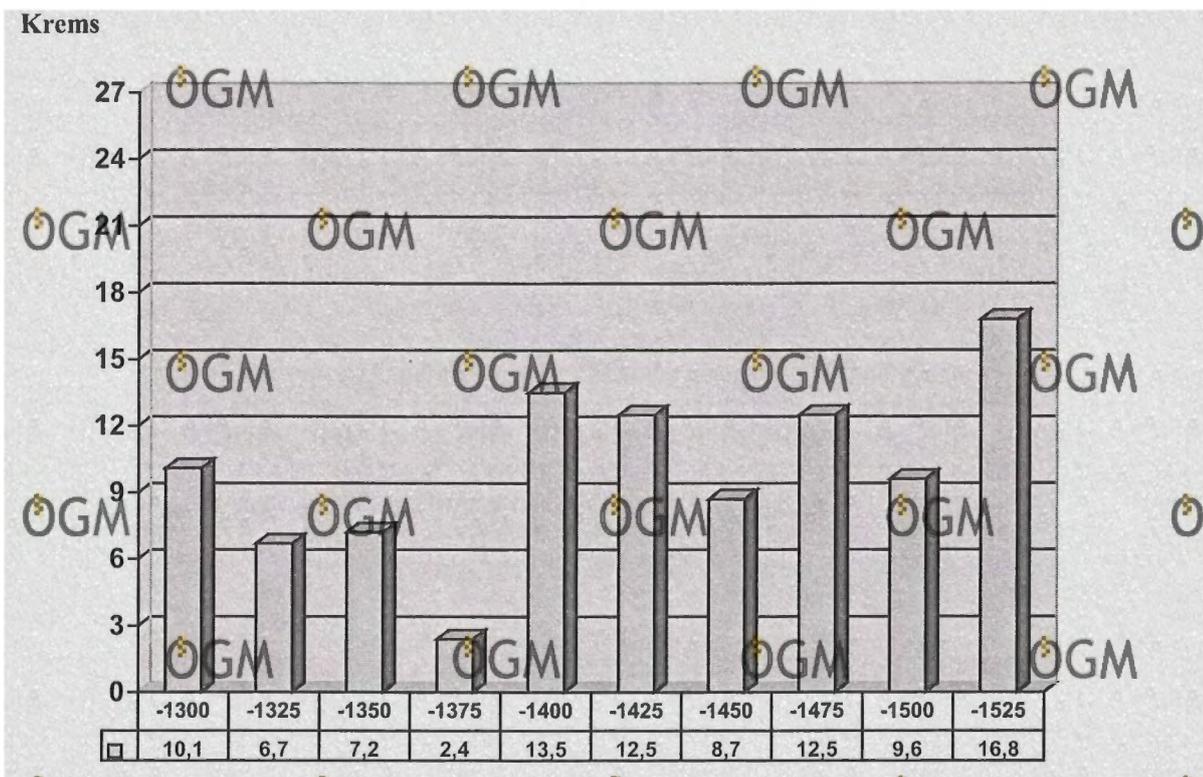
Auch für Oberösterreich muss man hohe Werte annehmen, da die meisten Kirchen in der kurzen Zeitspanne von der Mitte des 15. bis Anfang des 16. Jahrhunderts erbaut wurden.

⁶¹ BRUNNER 1929, 11 f.

⁶² Sicherlich waren auch Frauen am Bau beschäftigt (siehe z. B. FOUQUET 1999, 53 f.), ihre Zahl war aber wesentlich geringer als die der männlichen Arbeitskräfte.

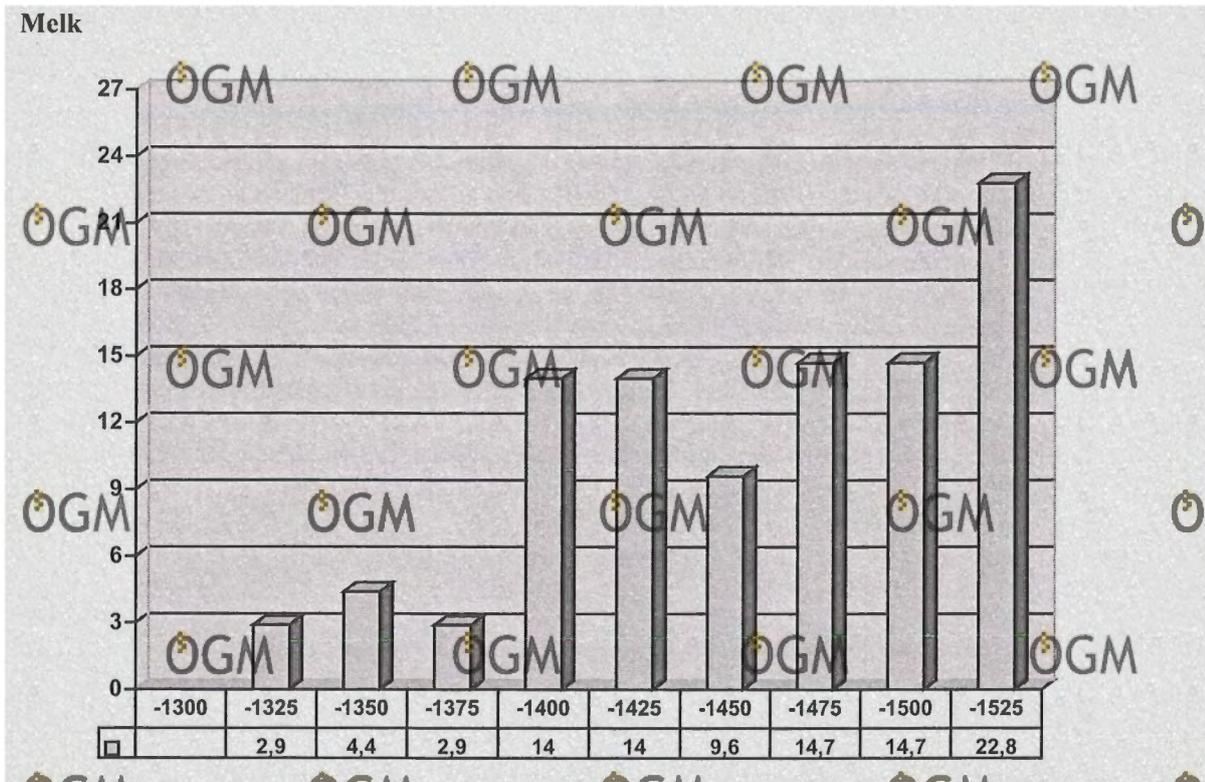
8. Das Ausmaß der Kirchenbautätigkeit im Spätmittelalter in einzelnen Bezirken

Abschließend stellt sich die Frage, ob es eine Möglichkeit gibt, zeitliche Unterschiede der Bauphasen in den einzelnen Regionen, wie sich das schon in der eingangs angesprochenen Karte gezeigt hat, herauszuarbeiten. Eine Möglichkeit besteht darin, auf Grundlage der Dehio-Bände eine Quantifizierung zu versuchen. Als Einheit eignen sich die heutigen politischen Bezirke - wie in den Dehio-Bänden bearbeitet. Um unterschiedliche Entwicklungen in den einzelnen Bezirken zu erkennen, werden jene Bezirke vorgeführt, die vom Weinbau, Getreidebau oder Bergbau dominiert waren. Als kleinste Zeiteinheit ist die Zeitspanne von 25 Jahren praktikabel; also 1276-1300, 1301-1325, usw. Außerdem wurde unterschiedlich gewichtet: Ob es sich um den ganzen Kirchenbau (4 Punkte) handelt oder nur um einzelne Teile - so wurden Chor und Turm mit 2 Punkten gewichtet, Langhaus mit 3 und sonstige Bauarbeiten (z.B. Turmerhöhung) mit 1 Punkt. Zog sich die Bautätigkeit über mehrere Zeitspannen wurde anteilmäßig zugeteilt⁶³. Diese so errechneten Werte, die sich in den nachfolgenden Graphiken unterhalb der Jahreszahlen befinden, sind aber nicht als absolute Werte zu verstehen, sondern nur ungefähre Hilfszahlen, mit denen der Trend der Bautätigkeit von Kirchen während der besprochenen Zeitspanne angezeigt werden soll.



Vergleicht man den Bezirk Melk, wo ein Großteil der Bevölkerung vom Getreidebau lebte, mit dem Bezirk Krems, der vom Weinbau beherrscht war, so zeigt sich im Bezirk Krems fast die ganzen 250 Jahre hindurch eine kontinuierliche Bautätigkeit, die im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts, d.h. nach der Großen Pest, am niedrigsten war. In Melk ist bis 1375 fast keine Bautätigkeit nachzuweisen. Erst danach steigt sie an und hält bis Ende des 15. Jahrhunderts ungefähr ein gleiches Niveau. Absoluter Höhepunkt der Bautätigkeit ist aber auch wie in Krems das beginnende 16. Jahrhundert. Allerdings ist der Bauboom in Melk wesentlich ausgeprägter.

⁶³ Siehe dazu BERTHOLD (1984), wo sich außerdem die Ergebnisse der Bezirke Kirchdorf, Freistadt und Braunau finden; Grundlage für die Quantifizierung sind dort die Dehio-Bände Niederösterreich (1973) und Oberösterreich (1958). Für Stichproben wurden die neuesten Auflagen dieser Bände verwendet: Mühlviertel (2003) – Niederösterreich südlich der Donau (2003) – Niederösterreich nördlich der Donau (1990) – Wien I. Bezirk - Innere Stadt (2003). - Zur Methode der Quantifizierung siehe BERTHOLD 1984, 70 ff.



Das passt auch sehr gut zur wirtschaftlichen Entwicklung. Ausschlaggebend für Krems ist die Siedlungskonzentration in Weinbaugebieten und die hohen Weinpreise um 1400. Melk profitierte als Zulieferer von Lebensmitteln sowohl in die der Weinbaugebiete als auch in die wachsenden Orte mit Eisenproduktionsstätten, negativ für Krems seit der Mitte des 15. Jahrhunderts war das Stagnieren bzw. der Rückgang des Weinexports. Dass es trotzdem noch eine beträchtliche Kirchenbautätigkeit gab, ist sicher der Bedeutung des lokalen Weinhandels zuzuschreiben. Auffallend ist, dass es nach 1350 in beiden Bezirken einen Rückgang der Kirchenbautätigkeit gab, was darauf schließen lässt, dass die Spenden im Zuge der Pest doch nicht das oft erwähnte Ausmaß erreicht haben dürften und dass natürlich die Umstellung der Bauern auf die neue Nachfrage Zeit und hohe Investitionen erforderte (d.h. dass Mehreinnahmen durch die Umstellung auf den Weinbau erst sehr spät einsetzen).

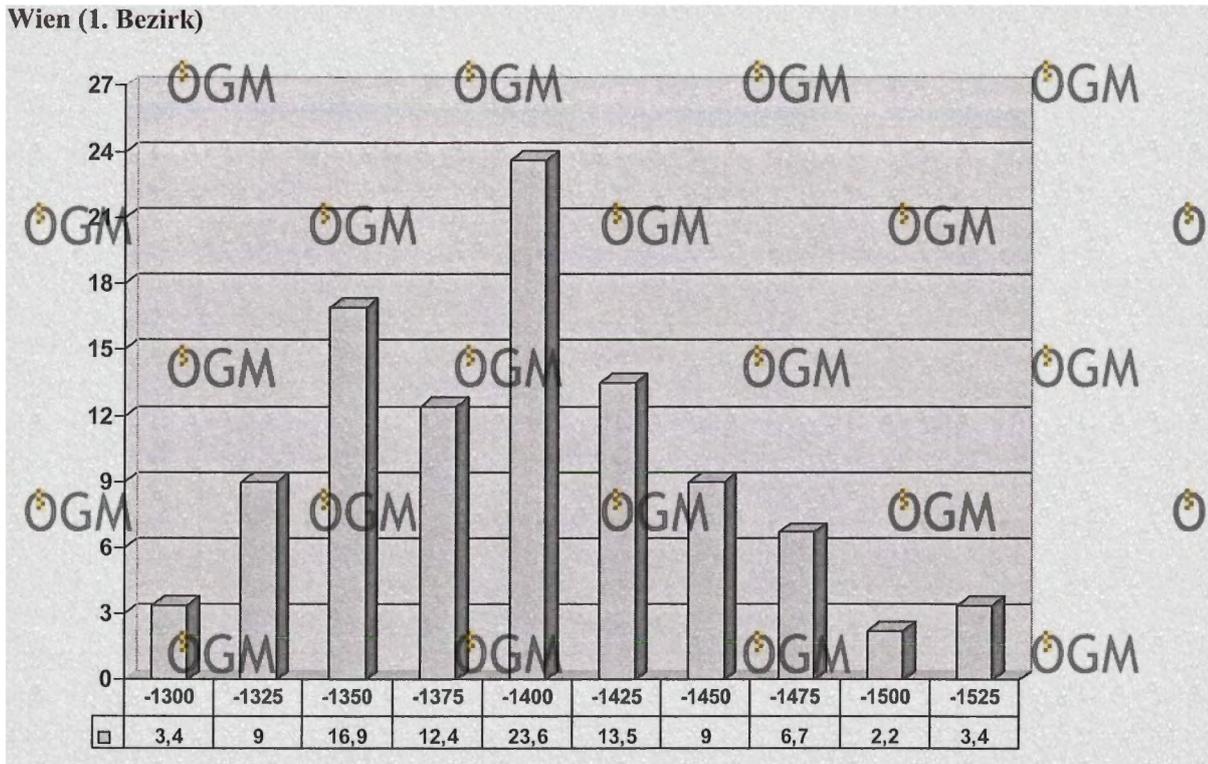
Im 1. Wiener Gemeindebezirk, wo die Kirchenbautätigkeit das ganze Spätmittelalter vom Stephansdom bestimmt war und deshalb eine Quantifizierung schwierig ist, erlebte die Kirchenbautätigkeit (ohne Stephansdom) in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts einen Höhepunkt, der sich - unterbrochen im dritten Viertel des Jahrhunderts - um 1400 noch steigerte. Im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts geht sie dann drastisch zurück und erreicht Ende des 15. Jahrhunderts ihren niedrigsten Stand.

Im Vergleich mit Krems ist nur der Höhepunkt um 1400 gemeinsam, was sich mit der Konjunktur des Weinbaus erklären lässt. Danach gab es nicht nur Schwierigkeiten im Weinbau, sondern seit dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts auch einen spürbaren Rückgang des Handels⁶⁴, was sich in der verringerten Kirchenbautätigkeit zeigt. Auch O. BRUNNER stellt einen wirtschaftlichen Rückgang seit der Mitte des 15. Jahrhunderts fest⁶⁵.

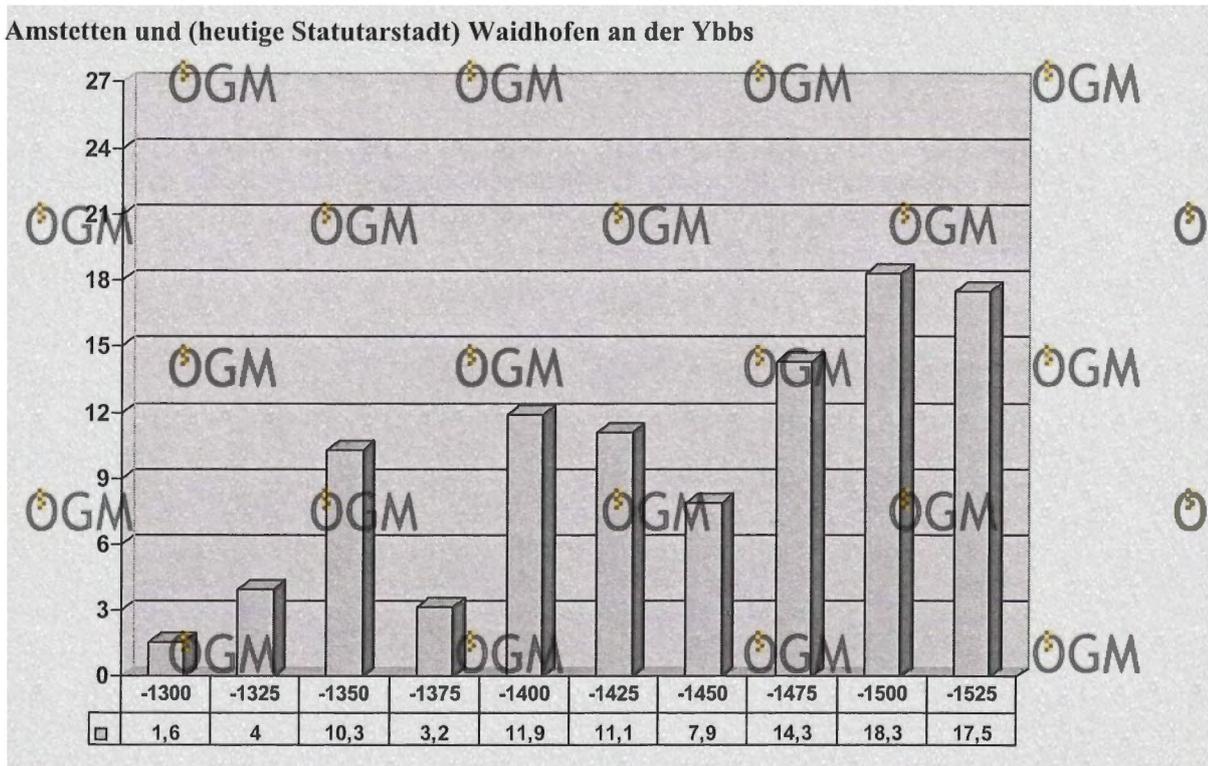
⁶⁴ MAYER 1909, 111 f.

⁶⁵ BRUNNER 1929, 430.

Wien (1. Bezirk)



Amstetten und (heutige Statutarstadt) Waidhofen an der Ybbs

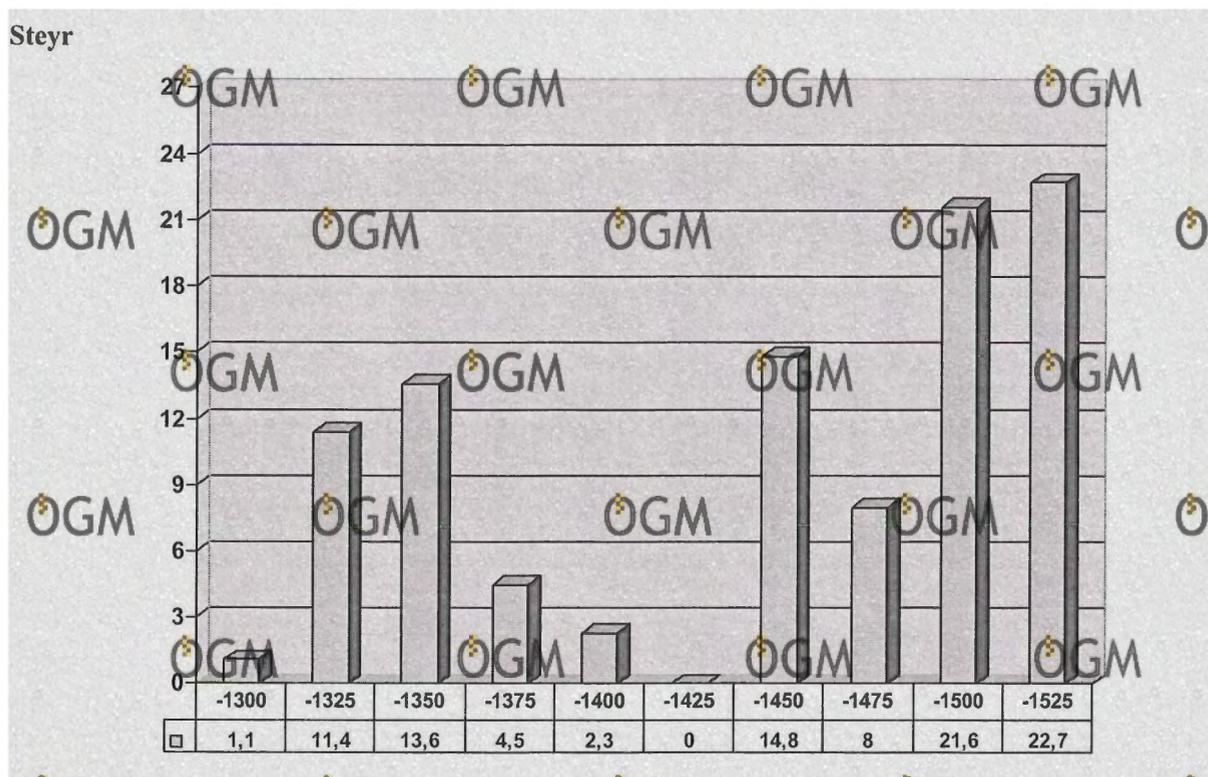


Ähnlich wie in Melk verläuft die Entwicklung auch in den Bezirken Amstetten und Steyr. Zumindest fällt auch hier bei beiden Bezirken der Höhepunkt der Bautätigkeit in die 50 Jahre zwischen 1476 und 1525. Allerdings liegt im Bezirk Steyr um 1400 die Bautätigkeit völlig niedriger. In diese Zeit fällt auch eine schwere Krise des Steyrer Eisenhandels⁶⁶. Der Bezirk Amstetten dürfte diese Krise nicht so verspürt haben. Waidhofen an der Ybbs war im 14. und 15. Jahrhundert ein blühendes Wirtschaftszentrum, wo es wie im konkurrierenden Steyr eine bedeutende Eisenindustrie gab. Davon profitierte das ganze Umland. Erst Ende des 15., Anfang des 16. Jahrhunderts konnte Steyr Waidhofen überflügeln⁶⁷, was sich auch in den

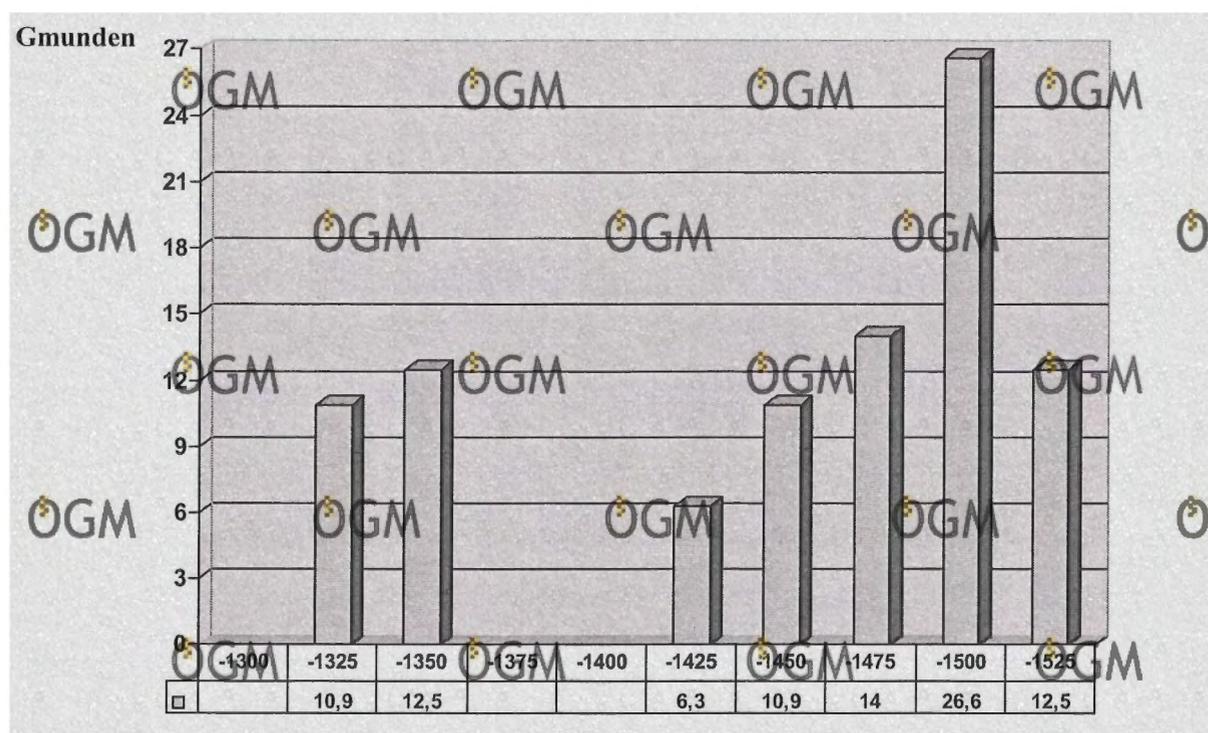
⁶⁶ BRANDL, OFNER 1968, 282 f.

⁶⁷ KASTNER 1961, 12; BITTNER 1901, 528; ZAMBAL 1986, 80 f.

Kirchenbauten beider Bezirke spiegelt. Allerdings ist im Bezirk Amstetten das Bauaufkommen immer noch sehr hoch; dies ist mit der gestiegenen Nahrungsmittelnachfrage der sich vergrößernden Eisenproduktion in Innerberg zu erklären⁶⁸.



Im Bezirk Gmunden gab es in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein beachtliches Bauaufkommen, dessen Umfang erst wieder im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts erreicht wurde. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind keine Kirchenbauten datiert; im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts war der Höhepunkt der Bautätigkeit.



⁶⁸ BITTNER 1901, 497 ff., 526.

Für den Bezirk war v.a. das Salzwesen von Bedeutung⁶⁹, von dem man für Ende des 13./Anfang des 14. Jahrhunderts eine Ausweitung der Produktion annimmt.⁷⁰ (neues Auslaugverfahren, 1311 Salinenordnung von Hallstatt). Das völlige Ausbleiben von Kirchenbauten in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist mit einem Rückgang des Salzhandels, da der Salzverbrauch eng mit der Bevölkerungsentwicklung zusammenhängt, zu erklären. Mit dem Wiederanstieg der Bevölkerung und der Durchsetzung des Monopols gegen das Salzburger Salz erklärt sich der Anstieg der Bautätigkeit v.a. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

9. Ergebnisse

Die Auswertung der hier vorgestellten Quellen und Literatur zeigt die Abhängigkeit der spätmittelalterlichen Kirchenbautätigkeit von der ökonomischen Entwicklung, wenn man die einzelnen ökonomischen Strukturbereiche und deren gegenseitige Verflechtung mitberücksichtigt. Da es für die mittelalterlichen Bauten in der Regel keine Vorfinanzierung gab, hing der Baufortschritt auch immer von den Einnahmen ab, d.h. es kam auch immer wieder zu einem Stillstand der Bautätigkeit, die erst dann wieder fortgesetzt wurde, wenn sich genug Geld angesammelt hatte, womit sich auch die starke Abhängigkeit von der konjunkturellen Entwicklung erklärt. Nur bei wichtigen Arbeiten, bei denen eine rasche Vollendung notwendig war, kam es manchmal zu einem Defizit⁷¹.

Allgemein war die Stimmung in wirtschaftlichen Belangen im Spätmittelalter in den hier besprochenen Regionen nicht besonders gut. HOFFMANN weist auf die Beschwerden der Städte des Landes ob der Enns hin, dass ausländische Handelsleute immer mehr die Rechte und Privilegien der oberösterreichischen Städte durchlöcherten und zu umgehen versuchten⁷². Th. MAYER sieht als Hauptursache für den Rückgang des Weinexportes den mangelnden Unternehmergeist der Einheimischen, der - wegen der geographische Lage des Landes - auf das Übergewicht des vorherrschenden Zwischenhandels zurückzuführen ist, und der zu einer gewissen Passivität und Abhängigkeit vom Ausland führte⁷³. HOFFMANN nennt dies eine „privilegierte Inaktivität der Österreicher“ und betont dabei in einem Zug, dass es unrichtig wäre, darin die alleinige Ursache für die Vorherrschaft der Fremden im Handelsleben zu sehen. Er fügt der „privilegierten Inaktivität“ einen durch ungünstige innere und äußere Umstände bewirkten Kapitalmangel als weitere Ursache hinzu. Innere sowie von außen hereingetragene kriegerische Auseinandersetzungen seien daran genauso schuld wie inflationäre Erscheinungen (Münzverschlechterung)⁷⁴. Das nun durch die Inflation größere Risiko im Handel veranlasste die Bürger „ihr Geld lieber in Landgüter anzulegen“⁷⁵ oder vermehrt in „ewige Werte“ umzusetzen. Das förderte neben anderen Faktoren die Kirchenbautätigkeit, was die Nachfrage nach Arbeitskräften steigerte. Begeisterung und religiöser Eifer der Menschen ließen zusätzliche ungenutzte Ressourcen hervorkommen, was in gewissem Sinne einer Enthortung gleichkam.

Damit hatte die verstärkte Kirchenbautätigkeit auch positive Effekte. Aufgrund der im Wüstungsabschnitt herausgearbeiteten Ergebnisse ist anzunehmen, dass viele Arbeitskräfte aus den Agrargebieten kamen⁷⁶; da dort sowieso Unterbeschäftigung herrschte, wurde die landwirtschaftliche Produktion keineswegs eingeschränkt. Auch in den Städten herrschte Unterbeschäftigung⁷⁷, wodurch jede Arbeitsmöglichkeit gerade bei den armen Schichten die Kaufkraft erhöhte, was v.a. die Nachfrage nach Lebensmitteln, aber auch nach Konsumgütern und Gewerbeprodukten steigerte. Als aber die Weinwirtschaft in Schwierigkeiten geriet und in Wien die Kirchenbautätigkeit stagnierte, musste auch die Beschäftigung und somit die Massenkaukraft erheblich sinken. Diese war im 15. Jahrhundert zum Großteil eine Lebensmittelnachfrage. Somit verdeckte die durch die Kirchenbautätigkeit gestiegene Nachfrage nur die strukturellen Schwächen der Ackerbaugebiete, um sie nach Aussetzen der Bautätigkeit - bei gleichzeitiger ökonomischer Krise - umso deutlicher hervortreten zu lassen. Auch bei den anderen in dieser Arbeit besprochenen Bezirken zeigt sich dasselbe Muster, obwohl nicht in gleich starker Ausprägung und zeitlich verschoben. Das lässt sich

⁶⁹ HOFFMANN 1952, 38.

⁷⁰ MAYER 1909, 34; KNITTLER 1976, 69.

⁷¹ BEISSEL 1884, 5 f., SCHOCK-WERNER 1978, 56.

⁷² HOFFMANN 1952, 75.

⁷³ MAYER 1909, 8, 46, 155.

⁷⁴ HOFFMANN 1952, 74 ff.

⁷⁵ HOFFMANN 1952, 79. – Die tatsächliche Inflation war höher, da immer wieder mit Neuprägungen versucht wurde, den Wert des Pfennigs zu halten; so z.B. 1460 der Weißpfennig, dessen Wert fast doppelt so hoch war wie der der vorangehenden Prägung. Innerhalb von zwölf Jahren verlor er aber dann wieder gegenüber dem ungarischen Gulden über 80 Prozent. (Siehe dazu: BRUNNER 1929, 26).

⁷⁶ Die Baustellen benötigten viele ungelernete Arbeitskräfte (vgl. dazu die Baukostenrechnung des 1444 errichteten Stadtkastens am Fleischmarkt in Wien), die die Agrargebiete anboten.

⁷⁷ Siehe z.B. FOUQUET 1999, 50 f.

aber leicht aus den jeweiligen ökonomischen Bedingungen erklären, die bereits erörtert worden sind. Kurzfristig betrachtet hatten somit die Kirchenbauten positive Auswirkungen auf die Wirtschaft, die aber leicht in eine Verstärkung der ökonomischen Krisen umschlagen konnten, wenn durch die Schließung der Baustellen die freigewordenen Arbeitskräfte wieder Arbeit suchten und ihr fehlender Verdienst die Nachfrage nach Konsumgütern, d.h. v.a. nach Nahrungsmitteln, reduzierte.

Literaturverzeichnis

- ABEL 1976:
Wilhelm ABEL, Die Wüstungen des ausgehenden Mittelalters. Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 1, Stuttgart 1976³.
- ABEL 1978:
Wilhelm ABEL, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur. Eine Geschichte der Land- und Ernährungswirtschaft Mitteleuropas seit dem hohen Mittelalter. Hamburg-Berlin 1978³.
- ABEL 1980:
Wilhelm ABEL, Strukturen und Krisen der spätmittelalterlichen Wirtschaft. Quellen und Forschungen der spätmittelalterlichen Wirtschaft 32, Stuttgart-New York 1980.
- ACHILLES 1998:
Walter ACHILLES, Grundsatzfragen zur Darstellung von Agrarkonjunkturen und -krisen nach der Methode Wilhelm Abels. Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 85, 1998, 307-301.
- BEISSEL 1884:
Stephan BEISSEL, Geldwerth und Arbeitslohn im Mittelalter. Eine culturgeschichtliche Studie im Anschluß an die Baurechnungen der Kirche des hl. Viktor zu Xanten. Freiburg im Breisgau 1884.
- BERTHOLD 1984:
Werner BERTHOLD, Gotik und Wirtschaft. Wandel der Wirtschaftsstruktur und Kirchenbauten in Nieder- u. Oberösterreich vom ausgehenden 13. bis zum beginnenden 16. Jahrhundert. Ungedr. Diplomarbeit Univ. Wien. Wien 1984.
- BITTNER 1901:
Ludwig BITTNER, Das Eisenwesen in Innerberg-Eisenerz bis zur Gründung der Innerberger Hauptgewerkschaft im Jahre 1625. Archiv für Österreichische Geschichte 89, Wien 1901.
- BORS 1999:
Kurt BORS, Geographisch-archäologische Forschungsergebnisse zur Siedlungsgeschichte des Waldviertels. In: Österreich im Mittelalter. Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 26, St. Pölten 1999, 271-291.
- BORS 2003:
Kurt BORS, Einzelwüstungen in Niederösterreich. Ein Bericht zu 81 verstreut liegenden Fundstellen. Unsere Heimat 74, 2003, 180-206.
- BRANDL, OFNER 1968:
Manfred BRANDL, Josef OFNER, Steyr. In: Herbert KNITTLER (Red.), Die Städte Oberösterreichs. Österreichisches Städtebuch Band 1, Wien 1968.
- BRUNNER 1929:
Otto BRUNNER, Die Finanzen der Stadt Wien von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert. Studien aus dem Archiv der Stadt Wien 1/2, Wien 1929.
- EGG 1957:
Erich EGG, Aus der Geschichte des Bauhandwerks in Tirol. Tiroler Wirtschaftsstudien 4, Innsbruck 1957.
- EHEIM 1981:
Fritz EHEIM, Die abhandengekommenen Orte. In: Fritz EHEIM, Max WELTIN, Historischen Ortsnamenbuch von Niederösterreich. Band VIII: Ergänzungen und Berichtigungen. Wien 1981, 229-380.
- FELGENHAUER-SCHMIEDT 1993:
Sabine FELGENHAUER-SCHMIEDT, Die Sachkultur des Mittelalters im Lichte der archäologischen Forschung. Europäische Hochschulschriften Reihe 38, Archäologie Band 42, Frankfurt am Main 1993.
- FOUQUET 1999:
Gerhard FOUQUET, Bauen für die Stadt. Finanzen, Organisation und Arbeit in kommunalen Baubetrieben im Spätmittelalter. Eine vergleichende Studie vornehmlich zwischen den Städten Basel und Marburg. Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster 48, Köln-Weimar-Wien 1999.
- FRIESS, SEIDL 1925:
Edmund FRIESS, Jakob SEIDL, Ein altes Mautbuch vom Rotenturm zu Wien. Einnahmen und Ausgaben der landesfürstlichen Weinmaut in den Jahren 1445 bis 1447. Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Stadt Wien 5, Wien 1925.
- GRUBER 2001:
Elisabeth GRUBER, „...von erst ist geschehen ain gemaines ausgebn miteinander“. Öffentliches Bauen in einer österreichischen Kleinstadt im Spätmittelalter am Beispiel der Stadtgrabenrechnung Freistadt 1389-1392. Ungedr. Dissertation Univ. Salzburg, Salzburg 2001.
- GRUND 1901:
Alfred GRUND, Die Veränderungen der Topographie im Wienerwalde und Wiener Becken. Geographische Abhandlungen VIII, Heft 1 (hrsg. von A. PENCK), Leipzig 1901.
- HAGENER 1957:
Othmar HAGENER, Die spätmittelalterlichen Wüstungen in der Grafschaft Schauberg. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 33, 1957, 65-81.
- HOFFMANN 1952:
Alfred HOFFMANN, Wirtschaftsgeschichte des Landes Oberösterreich. Band 1: Werden, Wachsen, Reifen. Von der Frühzeit bis zum Jahre 1848. Salzburg 1952.

- HOFFMANN 1955:
Alfred HOFFMANN, Die Weinfuhren auf der österreichischen Donau in den Jahren 1480-87. In: Aus Verfassung und Landesgeschichte (Festschrift zum 70. Geburtstag von Theodor MAYER dargebracht von seinen Freunden und Schülern). Band 2: Geschichtliche Landesforschung, Wirtschaftsgeschichte. Lindau-Konstanz 1955, 329-345.
- HOFFMANN 1979:
Alfred HOFFMANN, Studien und Essays. Band 1: Staat und Wirtschaft im Wandel der Zeit (hrsg. von Alois MOSSER). Wien 1979.
- JAMES 1982:
John JAMES, What Price the Cathedrals? Transactions of the Ancient Monuments Society XIX, London 1982.
- JOHNSON 1967:
H. Th. JOHNSON, Cathedral Building and the Medieval Economy. Explorations in Entrepreneurial History, 2nd series, Vol. 4, Orlando 1967.
- KASTNER 1961:
Otfried KASTNER, Eisenkunst im Lande ob der Enns. Linz 1961².
- KAUFHOLD 2004:
Karl Heinrich KAUFHOLD, Wirtschaftsgeschichte. In: Michael MAURER (Hrsg.), Aufriß der Historischen Wissenschaften. Band 3: Sektoren. Reclam Universal-Bibliothek 17029, Stuttgart 2004, 185-270.
- KLAAR 1967:
Adalbert KLAAR, Faltafel Gotische Kirchengrundrisstypen, Ober- und Niederösterreich. In: Gotik in Österreich. Ausstellungskatalog Krems. Krems an der Donau 1967.
- KLEIN 1960:
Herbert KLEIN, Das große Sterben von 1348/49 und seine Auswirkungen auf die Besiedlung der Ostalpenländer. Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 100, 1960, 91-170.
- KLEIN 1980:
Kurt KLEIN, Daten zur Siedlungsgeschichte der österreichischen Länder bis zum 16. Jahrhundert. Materialien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 4, Wien 1980.
- KLEIN 1983:
Kurt KLEIN, Quantitative Informationen zu den Verödungen des 14.-16. Jahrhunderts. Mittelalterliche Wüstungen in Niederösterreich = Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 6, Wien 1983.
- KNITTLER 1971:
Herbert KNITTLER, Abriß einer Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Doppelstadt Krems-Stein. In: 1000 Jahre Kunst in Krems. Ausstellungskatalog Krems. Krems an der Donau 1971.
- KNITTLER 1976:
Herbert KNITTLER, Wirtschaft, Bevölkerung, Territorium. In: 1000 Jahre Babenberger in Österreich. Ausstellungskatalog Stift Lilienfeld. Wien 1976.
- KNITTLER 1983:
Herbert KNITTLER, Wirtschaft als Faktor der Landesentwicklung. In: Tausend Jahre Oberösterreich. Das Werden eines Landes. Band 1: Beitragsteil. Wels 1983, 157-178.
- KRAUSE 1957:
J. KRAUSE, The Medieval Household: Large or Small? Economic History Review, 2nd series, vol. 9, London 1957.
- KUBES 1981:
Karl KUBES, Der Baubetrieb des Mittelalters. In: Die Kuenringer. Das Werden des Landes Niederösterreich. Stift Zwettl 16. Mai - 26. Oktober 1981. Niederösterreichische Landesausstellung. Wien 1981, 502.
- KUSTERNIG 1987:
Andreas KUSTERNIG, Die Eisenwurzten. In: Andreas KUSTERNIG, Werner BERTHOLD, Otmar RYCHLIK (Hrsg.), Seines Glückes Schmied. Die Eisenwurzten und der Aufstieg des Andreas Töpfer. Scheibbs 1987, 3-76.
- LADURNER 1851:
Justinian LADURNER, Beiträge zur Pfarrkirche von Bozen. Bozen 1851.
- LANDSTEINER 1985:
Erich LANDSTEINER, Bürger, Weinzierle und Hauerknechte. Bürgertum und Weinbau in Retz 1350-1550. Unsere Heimat 56, 1985, 203-230.
- LOPEZ 1952:
Robert Sabatino LOPEZ, Économie et architecture médiévales. Cela aurait-il tué ceci? Annales E.S.C. VII, Paris, 1952, 433-438.
- LOPEZ 1976:
Robert Sabatino LOPEZ, The Commercial Revolution of the Middle Ages. 950-1350. Cambridge 1976.
- MAYER 1909:
Theodor MAYER, Der auswärtige Handel der Herzogtums Österreich im Mittelalter. Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs Heft 6, Innsbruck 1909.
- NEWKLOWSKY 1952:
Ernst NEWKLOWSKY, Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau. 1. Band, Linz 1952.
- PETRIN 1982:
Silvia PETRIN, Der österreichische Hussitenkrieg 1420-1434. Militärgeschichtliche Schriftenreihe 44, Wien 1982.
- PICKL 1979:
Othmar PICKL, Die Auswirkungen des großen Sterbens auf die Siedlungsstruktur der Steiermark. In: Herbert KNITTLER (Hrsg.), Wirtschafts- und Sozialhistorische Beiträge (Festschrift für Alfred HOFFMANN zum 75. Geburtstag). Wien 1979, 67-93.
- PICKL 1987:
Othmar PICKL, Österreichisch-ungarische Handelsbeziehungen entlang der Donau vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. Jahrbuch Linz 1987, Linz 1988.
- PLESSER 1900-1901:
Alois PLESSER, Zur Topographie der verödeten Kirchen und Kapellen im Viertel ober dem Manhartsberg. Blätter zur Landeskunde von Niederösterreich NF 34, 1900, 448-523; NF 35, 1901, 303-401.
- PLESSER 1915:
Alois PLESSER, Beiträge zur Baugeschichte der Pfarrkirche zu Weissenkirchen in der Wachau. Monatsblätter des Alterthum-Vereines 11, Wien 1915, 143 f.
- PONGRATZ 1955/1956:
Walter PONGRATZ, Zur Frage der partiellen Ortswüstungen im oberen Waldviertel. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich NF 32, 1955/1956, 126-132.

- PRECHTEL 1996:
Monika PRECHTEL, Anthropologische Untersuchungen der Skelettreste aus einem Pestmassengrab am Heiligen-Geist-Hospital zu Lübeck. In: Archäologische und baugeschichtliche Untersuchungen auf dem Lübecker Stadthügel. Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 24, Lübeck 1996, 323-335.
- PŘIBRAM 1938:
Alfred Francis PŘIBRAM, Materialien zur Geschichte der Preise und Löhne in Österreich. Band 1, Wien 1938.
- REITH 2003:
Reinhold REITH, Arbeit und Lohn im städtischen Handwerk des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Überlegungen und Materialien zu einer Neubewertung. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 59, 2003, 219-242.
- RÖSENER 1984:
Werner RÖSENER, Zur sozialökonomischen Lage der bäuerlichen Bevölkerung im Spätmittelalter. Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs 7, Wien 1984, 9-47.
- RUSSEL 1848:
Josiah C. RUSSEL, The British Medieval Population. Albuquerque, New Mexcio 1848.
- SCHNEIDER 2002:
Günter SCHNEIDER, Das Urbar des niederösterreichischen Zisterzienserstiftes Zwettl von 1457. Fontes Rerum Austriacarum, 3. Abt. Fontes Iuris Band 18, Wien 2002.
- SCHOCK-WERNER 1978:
Barbara SCHOCK-WERNER, Bauhütten und Baubetrieb der Spätgotik. In: Anton LINGER (Hrsg.), Die Parler und der schöne Stil 1350-1400. Ein Handbuch zur Ausstellung des Schnütgen-Museums in der Kunsthalle Köln. Europäische Kunst unter den Luxemburgern Band 3, Köln 1978, 55-58.
- SCHWARZ 1980:
Mario SCHWARZ, Gotische Architektur in Niederösterreich. Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich 49/50, St. Pölten 1980.
- SEIDL 1999:
Johannes SEIDL, Wein, Salz, Jahr- und Wochenmarkt im österreichischen Spätmittelalter. Bemerkungen zur Städtepolitik Albrechts V. (II.). In: Österreich im Mittelalter. Bausteine einer revidierten Gesamtdarstellung. Die Vorträge des 16. Symposiums des NÖ Instituts für Landeskunde, Puchberg am Schneeberg, 1. bis 4. Juli 1996. Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 26, St. Pölten 1999, 167-185.
- TIETZE 1907:
Hans TIETZE, Die Denkmale des politischen Bezirks Krems. Österreichische Kunsttopographie Band 1, Wien 1907.
- UHLIRZ 1902:
Karl UHLIRZ, Die Rechnungen des Kirchenmeisteramtes von St. Stephan zu Wien über die Jahre 1404, 1407, 1408, 1415-1417, 1420, 1422, 1426, 1427, 1429, 1430, 1476, 1535. Wien 1902.
- VASOLD 2003:
Manfred VASOLD, Die Pest. Ende eines Mythos. Stuttgart 2003.
- WAGNER-RIEGER 1971:
Renate WAGNER-RIEGER, Die Architektur von Krems und Strein. In: 1000 Jahre Kunst in Krems. Ausstellungskatalog. Krems 1971, 88-132.
- ZADDACH 1971:
Bernd Ingolf ZADDACH, Die Folgen des schwarzen Todes (1347-51) für den Klerus Mitteleuropas. Forschungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 17, Stuttgart 1971.
- ZAMBAL 1986:
Walter ZAMBAL, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Waidhofens. In: 800 Jahre Waidhofen an der Ybbs. 1186-1986. Waidhofen an der Ybbs 1986, 79-108.
- ZAUNER 1979:
Alois ZAUNER, Die bürgerlichen Siedlungen im oberösterreichischen Salzkammergut bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. In: Herbert KNITTLER (Hrsg.), Wirtschafts- und Sozialhistorische Beiträge (Festschrift für Alfred HOFFMANN zum 75. Geb.). Wien 1979, 67-93.

Mag. Werner Berthold
Niederösterreichisches Institut für Landeskunde
Kulturbezirk 4
A-3109 St. Pölten
Postadresse:
Landhausplatz 1
A-3109 St. Pölten
werner.berthold@noel.gv.at

**GEOPHYSIKALISCHE PROSPEKTION UND ARCHÄOLOGISCHE FORSCHUNG
IN MÄHRISCHEN KIRCHEN**

von

Vladimír HAŠEK, Josef UNGER, Brno

Einleitung

Die christliche Sakralarchitektur nimmt beim Studium der Geschichte materieller Denkmäler ein relativ weites Gebiet ein. In Mähren handelt es sich um Kirchen, Kapellen und Klöster aus der Zeit seit dem 9. Jahrhundert. Das Ziel der archäologischen sowie baugeschichtlichen Untersuchungen dieser Objekte ist, ihre Lagen, Grundrisse und Datierung festzustellen. Diese Forschung befasst sich auch mit einigen Problemen, die mit der Ermittlung eventueller statischer Störungen zusammenhängen¹. Auch die Lokalisierung von Gräften und Gräbern in Interieuren der einzelnen Bauten ist für das Verfolgen der Begräbnisritusentwicklung, der zeitlichen Aufeinanderfolge sowie vom anthropologischen und statischen Gesichtspunkt aus wichtig. Der erfolgreichen Lösung dieser Aufgaben dienen auch die nicht destruktiven geophysikalischen Methoden².

Die ersten experimentellen geophysikalischen Arbeiten wurden in Mähren bei der Erforschung der christlichen Sakralbauten zu Anfang der 70-er Jahre in größerem Rahmen bei der Mariä-Himmelfahrt-Kapelle in der Burg Veveří bei Brünn durchgeführt³. Die vorausgesetzten Gräber, Gräfte und andere Unhomogenitäten im Interieur und seiner Umgebung wurden mit Hilfe von Widerstandsprofilierung, VES, Refraktionsseismik der Oberfläche, Mikrogravimetrie und Bohrverfahren dokumentiert. Man ermittelte damit viele geschwächte Zonen und Hohlräume dicht unter der Oberfläche - Gräfte, die wahrscheinlich die statische Instabilität des untersuchten Gebäudes aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts verursacht hatten. Später wurden dann auf dem Gebiet der Tschechischen Republik, namentlich Mährens, und eventuell auch im Ausland (BRD, Österreich, Ägypten) viele mittelalterliche sowie neuzeitliche Objekte bereits mit den Methoden der systematischen geophysikalischen Messung untersucht. Das Ziel dieser vorläufigen Prospektion war, Gräber und Gräfte zu lokalisieren resp. ihre Tiefen und Abmessungen festzustellen, Mauerwerk-Relikte von älteren abgekommenen Sakralbauten zu ermitteln, Homogenität und lithologische Eigenschaften der Erdschichten unter der Oberfläche zu bestimmen und vom Gesichtspunkt der Forschung aus die aussichtsreichen bzw. negativen Stellen für Flächenabdeckungen und Sondagen festzusetzen. Für das Lösen der obenangeführten Aufgaben wird ein Komplex von Untersuchungsmethoden angewendet, den man im Zusammenhang mit der Art der Aufgabe, dem Milieu und der Größe der Störungen präzisiert. Diese Verfahren kommen sowohl im offenen Gelände, an Stellen nicht mehr bestehender, als auch vorzugsweise im Inneren bestehender Gebäude zur Anwendung.

Der hier vorgelegte Artikel befasst sich außer mit der Darstellung der schrittweisen Entwicklung der angewandten Methodik geophysikalischer Arbeiten vor allem mit den praktischen Möglichkeiten und Erfahrungen, die durch die Anwendung dieser Methoden vom archäologischen Gesichtspunkt aus gewonnen wurden (Abb. 1).

¹ HAŠEK, MĚŘÍNSKÝ 1997, 425; vgl. dazu auch: HAŠEK, MĚŘÍNSKÝ 1991; HAŠEK, UNGER, ZÁHORA 1997.

² HAŠEK, UNGER 2001.

³ BERNAT, HAŠEK 1973.

Zur Methodik bei den Terrainarbeiten

Zur Lösung dieser verschiedenen Vorgaben wurden vorwiegend isometrisch-geophysikalische Methoden wie symmetrische Widerstandsprofilierung, kombinierte Profilierung, Mikrogravimetrie und Magnetometrie, das ist eine Messung totaler Vektoren im Feld, herangezogen. In letzter Zeit kommen aber immer mehr die Magnetometrie bei der Messung der Gradienten, die Methode der dipolelektromagnetischen Profilierung sowie das Georadar, das die Messung physikalischer Eigenschaften von Böden und Gesteinen ergänzt, zur Anwendung.

Diskussion über die praktischen Ergebnisse der Messungen

Im Folgenden befassen wir uns mit den Hauptergebnissen der Forschungen in einigen geophysikalisch und archäologisch untersuchten Sakralbauten aus verschiedenen Lokalitäten und zwar ausgehend vom Gesichtspunkt der Ortsbestimmung von Mauerwerk-Relikten aus abgekommenen Objekten, der Lage von Gräften und Gräbern resp. auch der weiteren damit zusammenhängenden Erscheinungen.

1. Abgekommene Objekte im Gelände

Die geophysikalische Prospektion sowie die archäologische Forschung konzentrieren sich vor allem auf die Ermittlung und eventuell auch auf die Ergänzung der gesamten Grundrissituation der nicht mehr bestehenden Bauten bzw. auf weitere Elemente wie die innere Objektgliederung, die Lokalisierung von Gräbern und Gräften, die Anknüpfung an die Verbauung in der Umgebung u.ä. mehr.

1.1 Předklášteří (ehem. Bez. Brünn-Umgegend)

Die geophysikalische Prospektion wurde im Areal des Zisterzienserklosters „Porta coeli“ in Předklášteří u Tišnova im Jahre 1987 durchgeführt und hatte die Aufgabe, Lage und Grundriss der im nordwestlichen Teil des Hofraums vermuteten Kapelle der Hl. Katharina aus dem 13. Jahrhundert festzustellen⁴.

Die mit der Methode DEMP gewonnenen und in Isolinienplänen ρ_{DEMP} verarbeiteten Angaben (Abb. 2) haben zwei engere linear orientierte Gebiete mit erhöhtem Widerstand und einer Achse ungefähr NO-SW angedeutet. Das eine davon, das sich nördlich von dem zweiten befindet, wird dabei von einer weiteren Zone mit erhöhtem Widerstand gestört, die in Richtung NNO-SSW orientiert ist⁵. In Richtung nach NO werden die bedeutendsten Linien der Anomalien enger und es ist anzunehmen, dass sie sich nach und nach zusammenschließen (Presbyteriumabschluss).

Nach den durch das Messen ermittelten anomalen Stellen wurden die Grabungsflächen ausgerichtet, in denen nachfolgend dann Fundamentmauerwerk-Relikte aus Ziegeln oder kombiniert mit Stein, die zu einem Bau mit einer Gesamtabmessung von ca. 9 m x 16 m gehörten, aber auch die Wegtrasse für das technische Netz (Abb. 2) festgestellt werden konnten. Die innerhalb des Baues freigelegten Gräber (außer der Mensa) konnten wegen ihrer Größe und Tiefe und ihrer nur geringen geophysikalischen Aussagekraft durch das Messen nicht lokalisiert werden. Die Ergebnisse belegen, dass die Grundrissituation der Kapelle mit den durch die geophysikalischen Arbeiten gewonnenen Angaben übereinstimmt⁶.

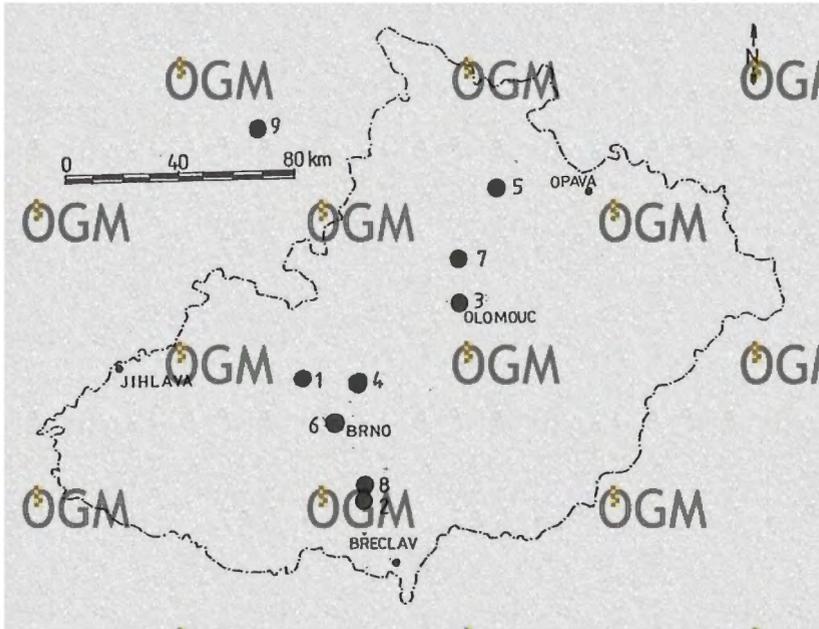
1.2 Hustopeče (Auspitz) (ehem. Bez. Břeclav [Lundenburg])

Die gotische Kirche des Hl. Wenzel, die bereit im Jahre 1303 erwähnt wird, ist an der südöstlichen Seite des historischen Stadtplatzes von Hustopeče situiert. Im Jahre 1961 ist ihr Turm eingestürzt und hat das zweischiffige Langhaus der Kirche demoliert, dabei blieb nur das Presbyterium blieb intakt. Der Bau wurde dann im Jahre 1962 niedergerissen und die ganze Fläche in einen Park umgewandelt. Die Aufgabe der DEMP-Arbeiten ($h = 3 \div 5$ m) und experimentell auch der Arbeit mit der Widerstandsversion der Längstwellenmethode (VDV - R) war, im Zusammenhang mit dem neu beabsichtigten Ausbau, die genaue Lage der ehemaligen Kirche festzustellen und die ziemlich geräumige Gruft im Presbyteriumraum zu lokalisieren. Die Lage der Kirche kommt dabei in den Ergebnissen der geophysikalischen Arbeiten als

⁴ HAŠEK 1999; BELCREDI 1993.

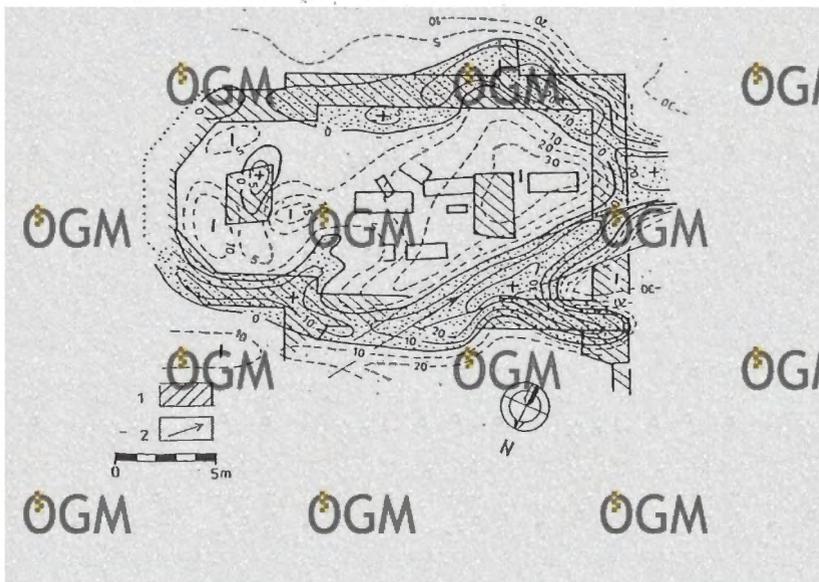
⁵ HAŠEK, KOVÁRNÍK 1996, 77-78.

⁶ HAŠEK, UNGER 1998, 15-16.

**Abb. 1:**

Schematische Situation der erforschten Lokalitäten.

- 1 - Překlášteří;
- 2 - Hustopeče (Auspitz);
- 3 - Olomouc (Olmütz);
- 4 - Křtiny (Kiritein);
- 5 - Bohušov;
- 6 - Brno (Brünn);
- 7 - Šternberg (Sternberg);
- 8 - Kurdějov (Gurdau);
- 9 - Přepychy.

**Abb. 2:**

Předklášteří, ehem. Bez. Brno-venkov (Brünn-Umgebung), Kapelle der Hl. Katharina. Plan der Isolinien ρ_z und Grundrissituation der lokalisierten Kapelle:

- 1 - Relikte der Grundmauern,
- 2 - Trassen der technischen Leitungen.



allgemein erhöhte Werte spezifischer Scheinwiderstände klar zum Ausdruck (Abb. 3). Die kleine Abweichung der linear orientierten Anomalie ρ_Z gegenüber der Achse des abgerissenen Sakralbaus ist durch die eiserne Konstruktion am nordöstlichen Rand der vermessenen Fläche verursacht worden. Die mäßige Wölbung der Isolinien von spezifischen Widerständen stellt den Verlauf der Mauerwerk-Relikte - aus Stein oder Ziegel - der einzelnen Bauelemente dar. Demgegenüber deutet die mehr lokale, ungefähr isometrische Zone der erhöhten ρ_Z , die im Plan ρ_{DEMP} (29 ohmm) und ρ_{VDV} (22 ohmm) als A bezeichnet sind (Abb. 3), die Gruft an, die bei der nachfolgenden archäologischen Forschung freigelegt wurde. Der Verlauf der zwei engen geschwächten Zonen ungefähr in der Mitte der erforschten Fläche in Richtung NO-SW könnte auch die Ursache einer statischen Störung sein und damit des späteren Einstürzens der ehemaligen Kirche. Auf Grund der im September und Oktober 1990 durchgeführten archäologischen Erforschung ist es gelungen, die Bauentwicklung der Kirche (Abb. 4) zu präzisieren, von deren ältester Gestalt sich das rechteckige Presbyterium mit einem Souterrainraum in den Abmessungen von 11 m x 8 m erhalten hat. Dieser Raum wies ursprünglich eine Trennwand im Inneren auf. Der ursprüngliche Zweck dieser Räumlichkeit ist aber nicht ganz klar⁷.

1.3 Olomouc (Olmütz)

Im Jahre 2003 war in Olomouc im Dom des Hl. Wenzel eine umfangreiche geophysikalische Messung im Vorfeld der Rettungsgrabung von Památkový ústav (= Denkmalamt)⁸ durchgeführt worden. Deren Aufgabe war, Relikte vom Fundamentmauerwerk des teilweise freigelegten Sakralbaues auf dem kleinen Hof in der Nähe der nördlichen Presbyteriummauer festzustellen⁹.

Durch die Ergebnisse der Arbeiten mit der Methode GPR (Abb. 5) wurden im untersuchten Raum zwei engere linear orientierte Anomalien (Bezeichnung D) eliminiert, die wahrscheinlich den weiteren Verlauf der umfassenden Fundamentmauern von einem älteren Sakralbau andeuten, den die Forschung auf dem kleinen Hof östlich von der von uns untersuchten Stelle in den vergangenen Jahren freigelegt hatte (Abb. 6). Einige Daten, die durch die Messung im nördlichen Seitenschiff der Kathedrale gewonnen wurden, deuten zum Teil die mögliche Begrenzung dieses Objektes (Bezeichnung D) durch die spätere Verbauung im Süden an. Die in Abbildung 5 dargestellte GPR-Anzeige (bezeichnet mit B) gibt die Krypta im Hauptschiff des Domes wieder.

2. Einbauten in Innenräumen bestehender Sakralbauten

Die geophysikalische Prospektion vor allem im Kircheninneren ist durch die Raummöglichkeiten für die Messarbeiten manchmal nur sehr eingeschränkt anzuwenden. Es handelt sich dabei um Hindernisse, die man nicht beseitigen kann wie Kirchenbänke, Altäre, Stufen, größere eiserne Gegenstände u. ä. mehr. Diese Prospektion konzentriert sich vor allem auf die Lagebestimmung von Gräften und seichteren Gräbern sowie auf die Feststellung von eventuellen Mauerwerk-Relikten älterer abgekommener Objekte als Orientierungshilfe für geplante Ausgrabungen.

2.1 Křtiny (ehem. Bez. Blansko)

In der Wallfahrtskirche Maria Namen waren die geophysikalischen Arbeiten, die im Jahre 1978 durch Mikrogravimetrie und im Jahre 1992 durch die Methode der elektromagnetischen Dipolprofilierung (DEMP) realisiert wurden, auf die Überprüfung dieser Methoden zur Lokalisierung von Gräften und Gräbern verschiedener Größen bei den komplizierteren Bedingungen dieses Baues¹⁰ ausgerichtet gewesen. An dem in der Achse der Kirche geführten Längsprofil (Abb. 7) wurden nach den Ergebnissen der Gravimetrie¹¹ zwei lokale negative Schwereanomalien festgestellt, die nach der späteren Messung von erhöhten Werten der spezifischen Widerstände begleitet wurden. Die erste der Anomalien befindet sich über der bekannten Hauptgruft, die zweite hat nach der Grabung eine kleinere Gruft mit einem Beinhaus-Ossarium mit der Größe von ca. 4,5-5,0 m¹² ergeben und durch eine Detailmessung mit der Methode DEMP ($h = 1,5$ m a $h = 3 \div 5$ m) im südwestlichen Teil der Kirche wurde die Lage des Grabes des im

⁷ UNGER 1991.

⁸ DROBÍLKOVÁ, HAŠEK, HLOBIL, ZAPLETAL, ZATLOUKAL 2004.

⁹ HAŠEK, TOMĚŠEK, ZATLOUKAL 2003.

¹⁰ HAŠEK, UNGER 1994, 33.

¹¹ BEDNÁŘ, NOVOTNÝ, ŠVANCARA 1980, 24.

¹² ŠENKYŘÍK 1992.

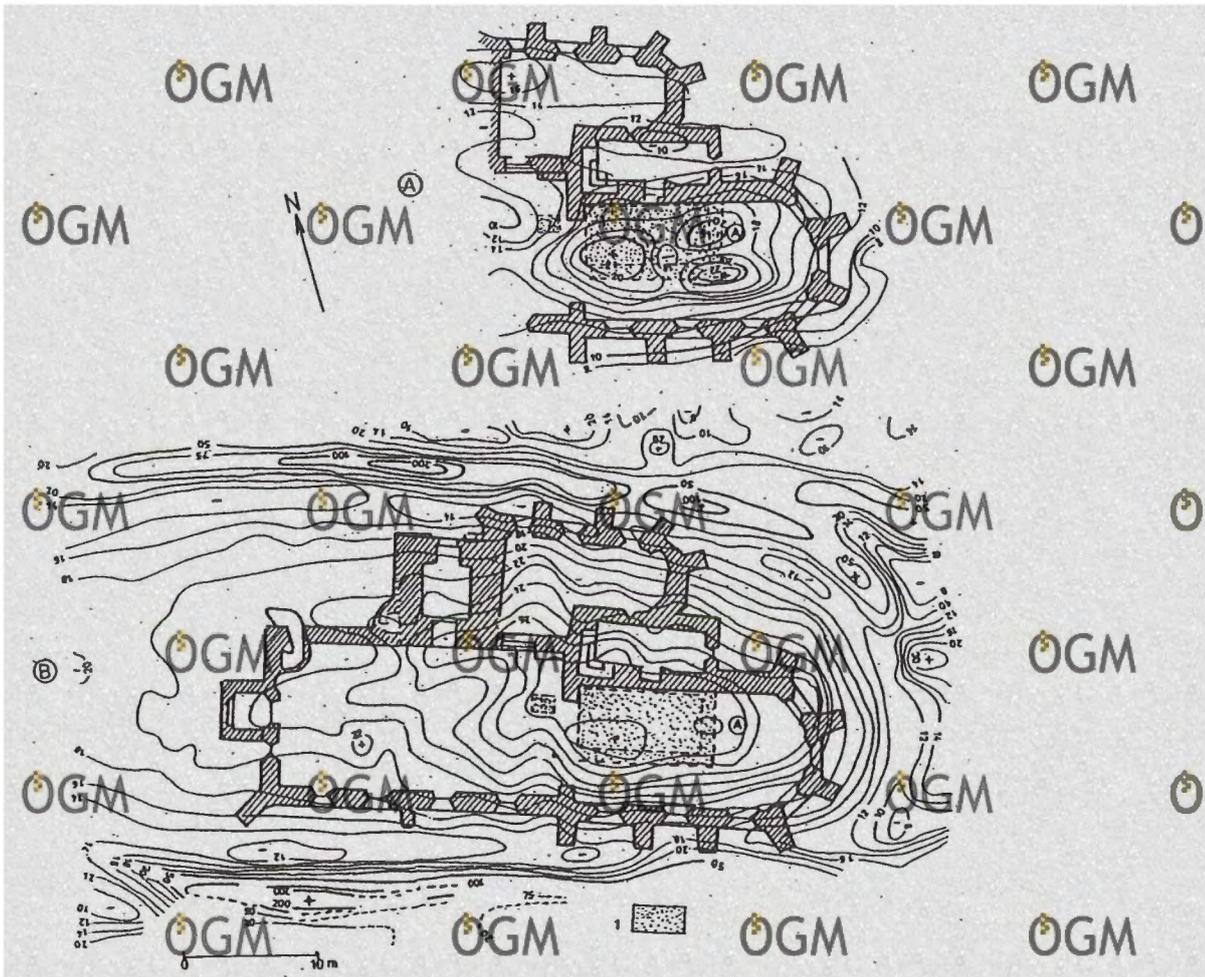


Abb. 3: Hustopeče (Auspitz), Bez. Břeclav (Lundenburg), Kirche des Hl. Wenzel.
 Vergleich der Ergebnisse geophysikalischer Messung mit der Lage des Sakralbaus.
 A - Methode VDV - R, B - Methode DEMF, 1 - lokalisierte Gruft.

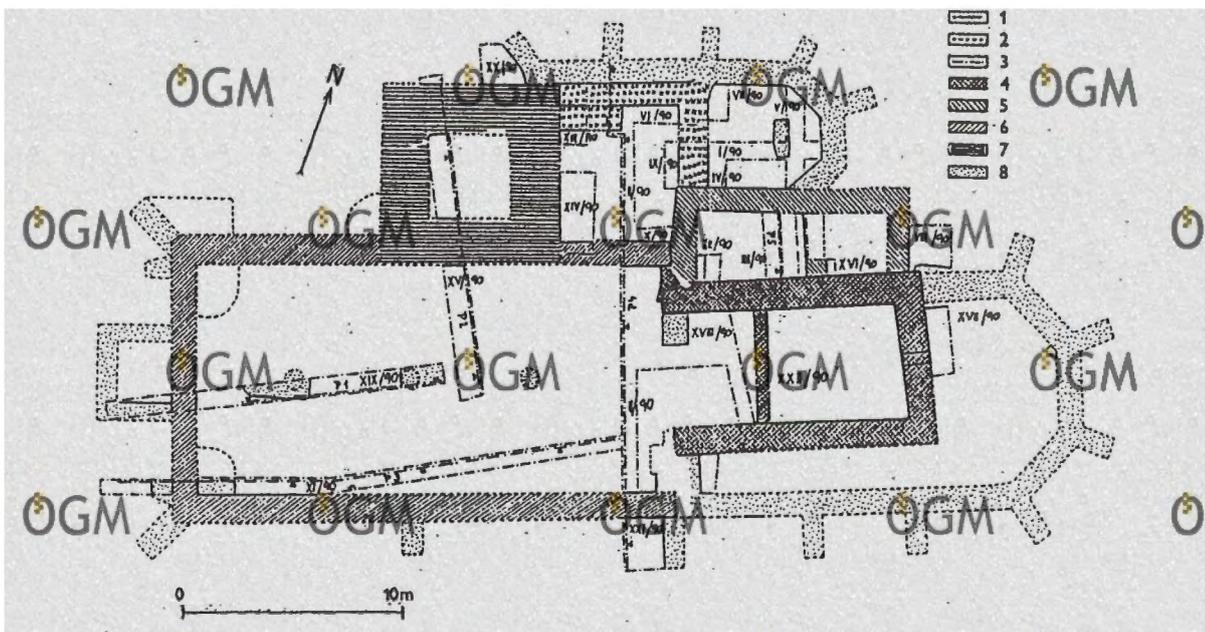


Abb. 4: Hustopeče (Auspitz), Bez. Břeclav (Lundenburg), Kirche des Hl. Wenzel.
 Verteilung archäologischer Sondagen und Markierung der Bauphasen.
 1 - festgestellte Mauerzüge, 2 - ergänzte Mauerzüge, 3 - Grenzen archäologischer Sondagen, 4 - die älteste Bauphase, 5 - Sakristei, 6 - Kirchenschiff, 7 - Turm, 8 - spätgotische Kapelle, Presbyterium und Pfeiler, 9 - Kreuzchenlinie bezeichnet das Mauerwerk des an den Turm, an das Schiff und an die Sakristei angebauten Raumes.

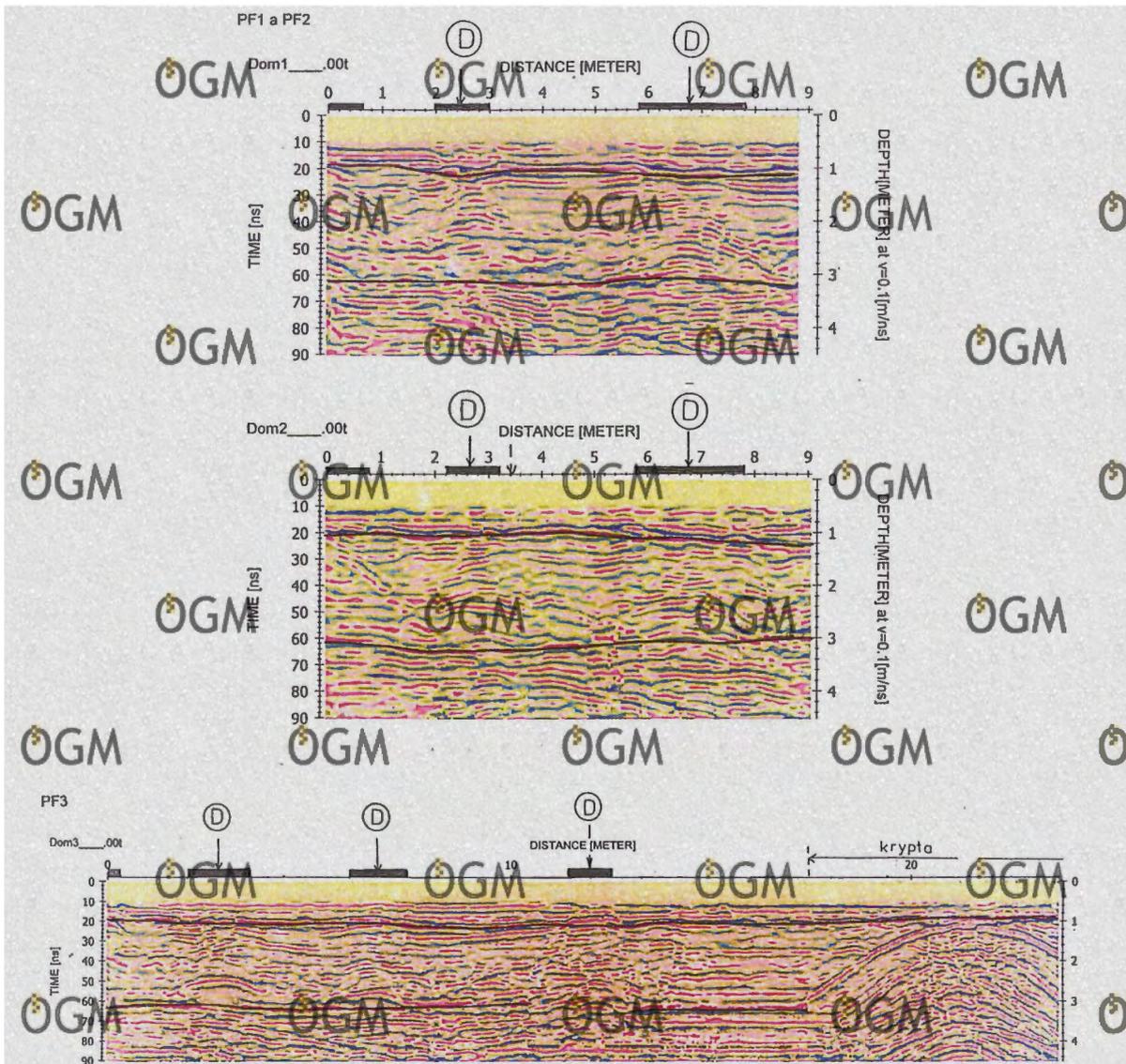


Abb. 5: Beispiel der Verarbeitung von Radarogrammen auf PF 1, 2, 3 im Bereich der Vikarsakrstei der Kirche des Hl. Wenzel in Olomouc (Olmützt).
 1 - Anzeichen einer Inhomogenität; 2 - interpretierter Scheidepunkt, 3 - Darstellung der Anomalien/Inhomogenitäten, D - engere linear orientierte Anomalien/Mauerrelikte.

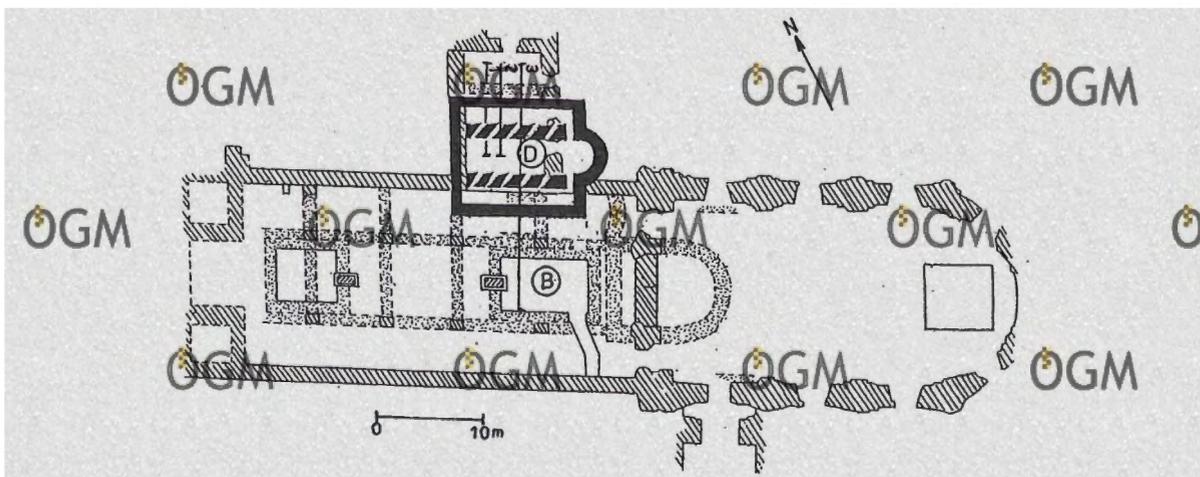
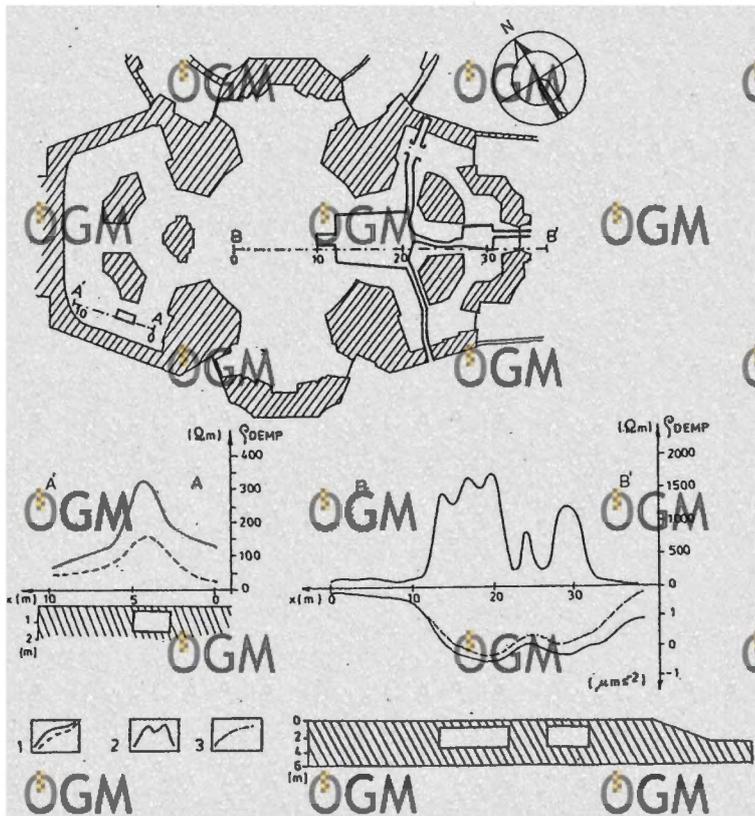


Abb. 6: Olomouc (Olmützt), Václavské náměstí, Parzelle Nr. 153.
 Versuch der Rekonstruktion des Grundrisses der aufgefundenen kleinen Kirche anhand der Messungen (D) sowie die Begrenzung der Krypta im Hauptschiff des Domes (B).

**Abb. 7:**

Křtiny, ehem. Bez. Blansko, Kirche der Hl. Jungfrau Maria.

Lage der geophysikalischen Profile im Kircheninneren und ihr Vergleich mit den Ergebnissen der archäologischen Ausgrabungen.

1 - Kurven ρ_z (DEMP); 2 und 3 - Kurven der BOUGUERSchen Anomalien. B-B' = 37 m.

Jahre 1777¹³ verstorbenen Abtes des Prämonstratenserklosters von Brno-Zábrdovice (Brünn-Obrowitz) K.J. MATUŠKA (Abb. 7) lokalisiert. Die geophysikalische Flächenerforschung im Kircheninneren konnte aber die Existenz von keinen weiteren größeren Gräften mehr nachweisen.

2.2 Bohušov (ehem. Bez. Bruntál [Freudenthal])

Auf dem Gemeindegebiet befindet sich die Kirche des Hl. Martin mit historischem Kern, wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts¹⁴. Nach den Ergebnissen der Methode GPR (Abb. 8) kann man zu beiden Seiten der bei den Forschungen in den Jahren 1992-2000 entdeckten Gruft unter den in die Oberfläche des ursprünglichen Ziegelpflasters eingelassenen Grabsteinen die Lage der bekannten Gräfte (H1 bis H4) lokalisieren, die noch um eine weitere Gruft (A) zu ergänzen sind. Im Bereich des Triumphbogens wurde ein kleinerer stufenartiger Eingang (H5) in Höhe der besagten größeren bekannten Gruft¹⁵ festgestellt. In der Achse des Schiffs kann man in der Nähe des Triumphbogens eine umfangreichere Inhomogenität (B) im Ausmaß von ca. 4 m x 2,5 m ausmachen, die entweder einer größeren Kumulation von Steinen in der anthropogenen Schicht von einer Mächtigkeit bis ca. 0,8 m im Hangenden oder auch einer seichteren Gruft bzw. einem Grab entspricht. Eine ähnliche Situation ist auch an einer anderen Stelle (C) festzustellen, wo man ebenfalls die Existenz einer kleineren Gruft oder eines Grabes nicht ausschließen kann. Die interpretierten Anomalien im westlichen Bauabschnitt in der Nähe des Eingangs (D) hängen wahrscheinlich nur mit kleineren lokalen Bauadaptierungen des Objektes zusammen.

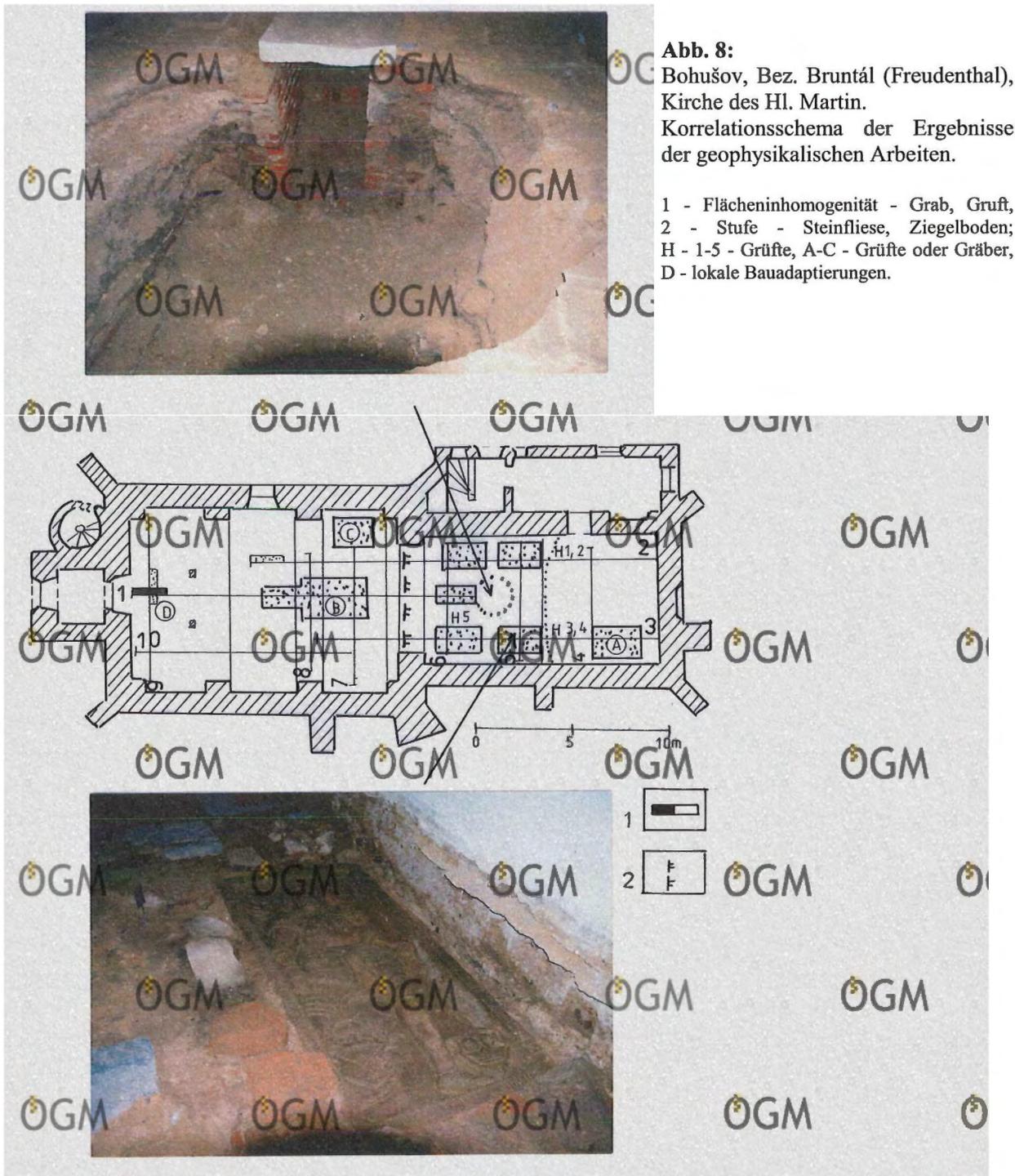
Durch die Ergebnisse der archäologischen Forschung¹⁶ wurden im untersuchten Teil des Presbyteriums achtzehn Gräber aus dem 13.-17. Jahrhundert entdeckt. Die meisten davon gehören wahrscheinlich den Herren von Fulštejn, wo im Verlauf des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts einige Mitglieder des Geschlechts in gemauerten gewölbten Kammern bestattet wurden. Im östlichen Teil des Presbyteriums konnten vier Grabkammern lokalisiert werden, während sich eine weitere zusammen mit einer geräumigeren Gruft im westlichen Teil des Presbyteriums fand.

¹³ ŠEBELA et al. 1991.

¹⁴ ZEŽULA 2001, 197.

¹⁵ HAŠEK, TOMEŠEK 1999.

¹⁶ ZEŽULA 2001, 197-198.



2.3 Brno (Brünn)

Die Kirche des Hl. Thomas nebst dem Kloster der Augustiner Eremiten am heutigen Moravské náměstí (Mährischer Platz) wurde vom mährischen Markgrafen Jan Jindřich im Jahre 1350 gegründet. Außer dem Kern der Kirche hat sich kein bedeutenderes Relikt der ehemaligen mittelalterlichen Gebäude erhalten. Eine ernste Beschädigung erlitt das Kloster im Jahre 1645 bei der Belagerung Brünnns durch die schwedische Armee. Es folgte darauf ein weiträumiger Neubau in den Jahren 1732-1752.

Auf Grund der Korrelation von Angaben der mit den Methoden GPR und DEMP durchgeführten geophysikalischen Arbeiten sind beim Presbyteriums und im Hauptschiff fünf flächenmäßig umfangreichere Strukturen (bezeichnet A bis E) zu lokalisieren, die überwiegend der Lage von Gräften, eventuell auch von seichteren Gräbern entsprechen (Abb. 9). Zu den markantesten kann man den Grabraum

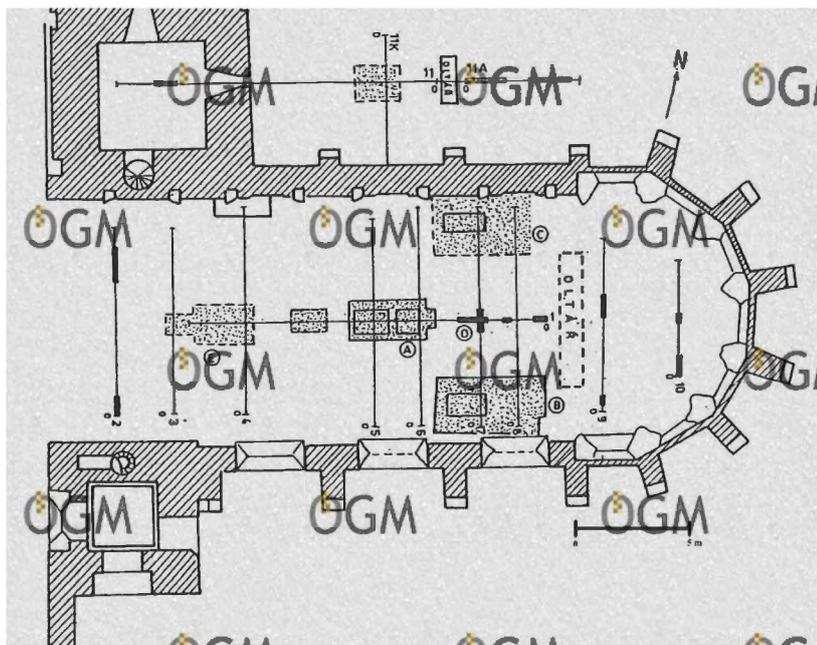


Abb. 9:
Brno, Kirche des Hl. Thomas.
Korrelationsschema der Ergebnisse der geophysikalischen Arbeiten.

A - barocke Gruft des Markgrafen Jost,
B und C - Barockgrüfte der Augustiner,
D und E - wahrscheinlich kleinere, seichter gelegene Gräber/Grüfte.

der bekannten Barockgruft (A) in der Kirchenachse mit einer Dimension von ca. 1,7 m x 1,2 m zählen, die mit einer Platte aus rosafarbigem Kalkstein mit einer Mächtigkeit von 0,15 m x 0,18 m abgedeckt ist und in der die Gebeine des Markgrafen Jost¹⁷ liegen. Dem Charakter zweier unterschiedlicher Signale nach, die an diesem Ort vom GPR festgestellt wurden, war eine Kombination von gemauerter Ziegelgruft mit Eisenstangen und das Relief von Lössböden unter einer Aufschüttung vorauszusetzen. Der besagten Gruft ist an der Westseite ein weiteres Grab angeschlossen, das vom Ausmaß her mit der Struktur A (Abb. 9) vergleichbar ist. Sowohl auf der Evangeliums- als auch auf der Epistelseite des Altars konnten in Form vervielfachter Reflexe die Signale von zwei mit Grabplatten abgedeckten geräumigeren Barockgrüften der Augustiner (B, C) geortet werden (Abb. 9). Wegen verschiedener Hindernisse im weiteren Bereich des Hauptaltars gelang es nicht, durch geophysikalische Prospektierung ihre Gesamtausmaße festzustellen. In der Nähe des Altars wurde weiters in der Bauachse eine seichtere flächenartige Inhomogenität in der Größe von ca. 1,2 m x 1,6 m (D) festgestellt, die zum Beispiel eine Kombination von einer kleineren, mit nicht verdichtetem Material verschütteten Höhlung und von Ziegelmauerwerk darstellen kann. Ähnliche Eigenschaften wie D weist auch die Ableseanzeige bei E auf, die sich ca. 5 m westlich von der Gruft befindet und ein Ausmaß von ca. 2 m x 1,5 m aufweist. In diesem Falle erwarten wir jedoch eine seichtere Gruft, von der diese Signale stammen. An der östlichen Altarseite - Abschluss des Presbyteriums - wurden einige flächenartige Inhomogenitäten lokalisiert, die sowohl einer eventuellen Trasse von Versorgungsleitungen, als auch kleineren Objekten unter dem Steinfußboden des Baus entsprechen können. In der Achse der nördlichen Kapelle wurden nach den GRP Signalen zwei Strukturen vom Ausmaß bis ca. 1,5-2,0 m interpretiert, die womöglich Anzeichen von einer, eventuell auch von zwei Grüften sein könnten.

2.4 Šternberk (Sternberg) (ehem. Bez. Olomouc [Olmütz])

Im Zusammenhang mit den Bauabsichten des Stadtamtes in Šternberk wurde im Jahre 2000 im Inneren der Pfarrkirche Mariä Verkündigung eine archäologische Untersuchung durchgeführt, der auch eine geophysikalische Prospektion mit den Methoden GPR und DEMF vorausgegangen war. Da sämtliche Arbeiten den Charakter einer Ersterforschung hatten und neue Erkenntnisse zum Grundriss der Fundamente der ursprünglichen Klosterkirche der Augustiner bringen sollten, wollte man gleichzeitig auch versuchen, die sterblichen Überreste der zwei letzten Herren von Šternberk, die in der Burg Šternberk lebten, zu finden und zwar die des Begründers des Augustinerklosters Albert II. und die des letzten Burgherrn Petr von Šternberk¹⁸.

¹⁷ CEJNKOVÁ, HAŠEK, LOSKOTOVÁ 1999.

¹⁸ ČERMÁK, HAŠEK, PEŠKA, VRÁNA 2001.

Auf Grund der Korrelation der Anzeigen kann man im Bereich des Kirchenschiffs eine Reihe von ausgedehnteren Flächenstrukturen (A - N) lokalisieren, die der Lage verschiedener dicht unter der Oberfläche liegender Inhomogenitäten entsprechen. Zu den markantesten Reflexionen der elektromagnetischen Wellen kann man die als A, E, F, G, K, L (Abb. 10) bezeichneten Zonen im westlichen Teil des Sakralbaus zählen, die die summarische Wirkung eines geräumigeren und mehrfach gegliederten Hohlraumes nicht tief unter dem Kirchenboden darstellen. Wir sind der Meinung, dass hier durch die Messung die Lage einer bekannten, aber bis jetzt nicht ausführlich dokumentierten Barockgruft erfasst wurde. In weiteren Fällen (als B, C, H, M, A, J bezeichnete Zonen - siehe Abb. 10) im mittleren bis südwestlichen Teil des Schiffes kann es sich um die Lage sowohl bis jetzt unbekannter (halb verschütteter) gotischer Grüfte (Bezeichnung B, C, M) und seichter Gräber als auch um eventuelle Relikte von Grundmauern des heute verschwundenen ursprünglichen Sakralbaus handeln.

Im Raum der nördlichen Seitenkapelle Maria Hilf wurde nur eine Zone mit Anomalie (bezeichnet R) festgestellt, die der Lage einer kleineren und seichteren Ziegelgruft mit einer Dimension von max. ca. 2 m x 1,5 m entspricht. Deutliche Reflexe elektromagnetischer Wellen im Bereich des westlichen Portals der Kirche (bezeichnet P1, P2) kommen von einem seicht gelegenen Raum, der den Haupteingang in die oben angeführte Barockgruft darstellt.

Die durchgeführte archäologische Erforschung, und zwar namentlich an den durch die geophysikalische Prospektion bestimmten Stellen, hat eine Reihe neuer Erkenntnisse gebracht. Vor allem wurden die Gebeine zweier Persönlichkeiten eines der bedeutendsten Adelsgeschlechter im damaligen Mähren - von Albert II. und von Petr von Sternberg - gefunden, und zwar im Raum der nördlichen Seitenkapelle Maria Hilf. Auch die Bestätigung der Existenz von vier Grüften unter der Kirche gehört zu den positiven Befunden, ebenso wie die Entdeckung der wahrscheinlich ältesten gotischen Gruft, in der Albert II. gleich nach seinem Tode bestattet wurde¹⁹. Die Unversehrtheit der jüngsten und einzigen erhaltenen Gruft - einer Barockgruft mit Anschluss an eine gotische Gruft - bietet dann auch eine einzigartige Möglichkeit ihrer Erhaltung und Zugänglichmachung.

3. Weitere Bauelemente in Bereichen sakraler Bauten

Die geophysikalische Prospektion und die archäologische Erforschung der weiteren Umgebung der Kirchen sind auf die Feststellung und Erfassung verschiedener Strukturen, die mit diesen Objekten zusammenhängen - wie sie zum Beispiel Gänge, Mauerrelikte, Gräber und dgl. darstellen - ausgerichtet, wodurch sie die in den Innenräumen der angeführten Bauten gewonnenen Angaben und Ergebnisse passend ergänzen.

3.1 Kurdějov (Gurdau) (ehem. Bez. Břeclav [Lundenburg])

Geophysikalische Arbeiten im weiteren Umkreis der befestigten Kirche in Kurdějov im Jahre 1992 hatten zum Ziel, die Möglichkeiten der Methode DEMP für die Lokalisierung von Fluchtgängen aus der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert von 1,5-1,95 m Höhe und 0,7-1,6 m Breite, die im Lössboden abgeteuft und mit Ziegeln ausgemauert sind und sich in einer Tiefe von 2 m bis 5 m zwischen dem Keller der heutigen Gaststätte und dem besagten Kirchenbau hinziehen²⁰, zu überprüfen.

Die Trassen der unterirdischen Gänge manifestieren sich nach den geophysikalischen Unterlagen sehr deutlich, und zwar als schmale Zonen erhöhter spezifischer Widerstände, namentlich im Bereich der eigentlichen Kirche (Abb. 11). Im südwestlichen Abschnitt des Untersuchungsgebietes haben sie auch die mögliche weitere Fortsetzung des Ganges im Abhang hinter dem Einsturz mit seiner Abschwenkung von der ursprünglichen O-W Richtung in eine Orientierung NO-SW angedeutet.

Außerhalb der Befestigung ist die Lokalisierung des Ganges ebenfalls sehr deutlich, obwohl es zum Beispiel im Mittelteil zu einer gewissen Verzerrung seines Verlaufs kommt, die wahrscheinlich durch die Lage der geschwächt wasserführenden Zone (Richtung NO-SW), eventuell auch durch lithologische Veränderungen in den Lössböden bewirkt wurde. In der Umgebung von PF 10 PK 28 m und 35 m sind die Messergebnisse schon durch den nicht eingestürzten Keller beeinflusst, in den der verfolgte Gang einmündet.

¹⁹ ČERMÁK, HAŠEK, PEŠKA, VRÁNA 2001.

²⁰ HAŠEK, UNGER 1994.

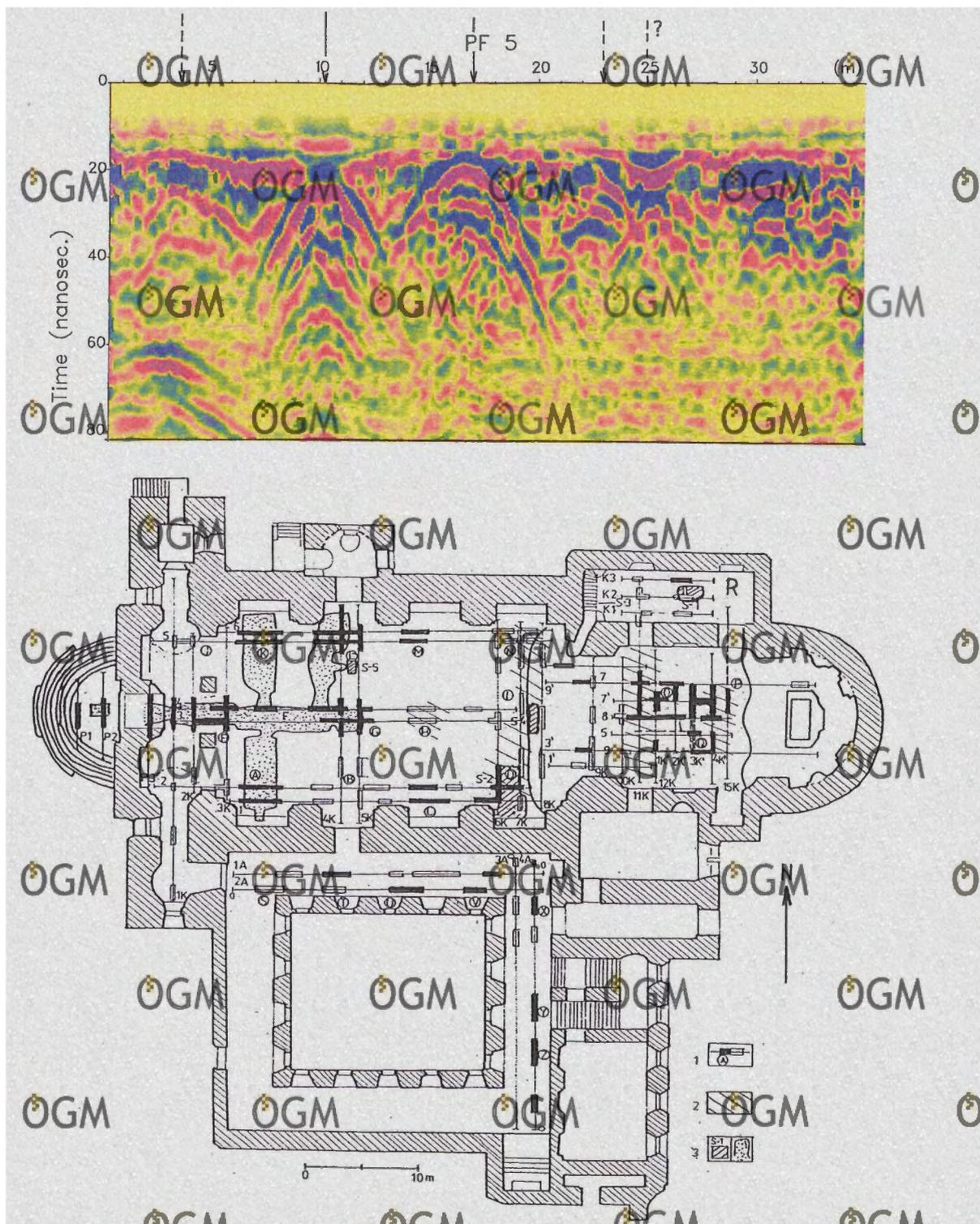


Abb. 10: Šternberk, ehem. Bez. Olomouc, Kirche Mariä Verkündigung.

Ergebnisse der geophysikalischen Prospektion und der archäologischen Erforschung

1 - ausgemessene Profile und Ablesanzeigen der Inhomogenitäten nach der Methode GPR (Beispiel siehe PF 5),
 2 - Anomalien erniedrigter Leitungsfähigkeiten nach der Methode DEMP, 3 - Lage der archäologischen Sondagen (S 1-5) sowie der Gräfte (wahrscheinlich gotische Gräfte: B, C, M; kleine Ziegelgruft: R) und der seichter gelegenen Gräber (A-M, während P1, P2 den Haupteingang zur Barockgruft darstellen).

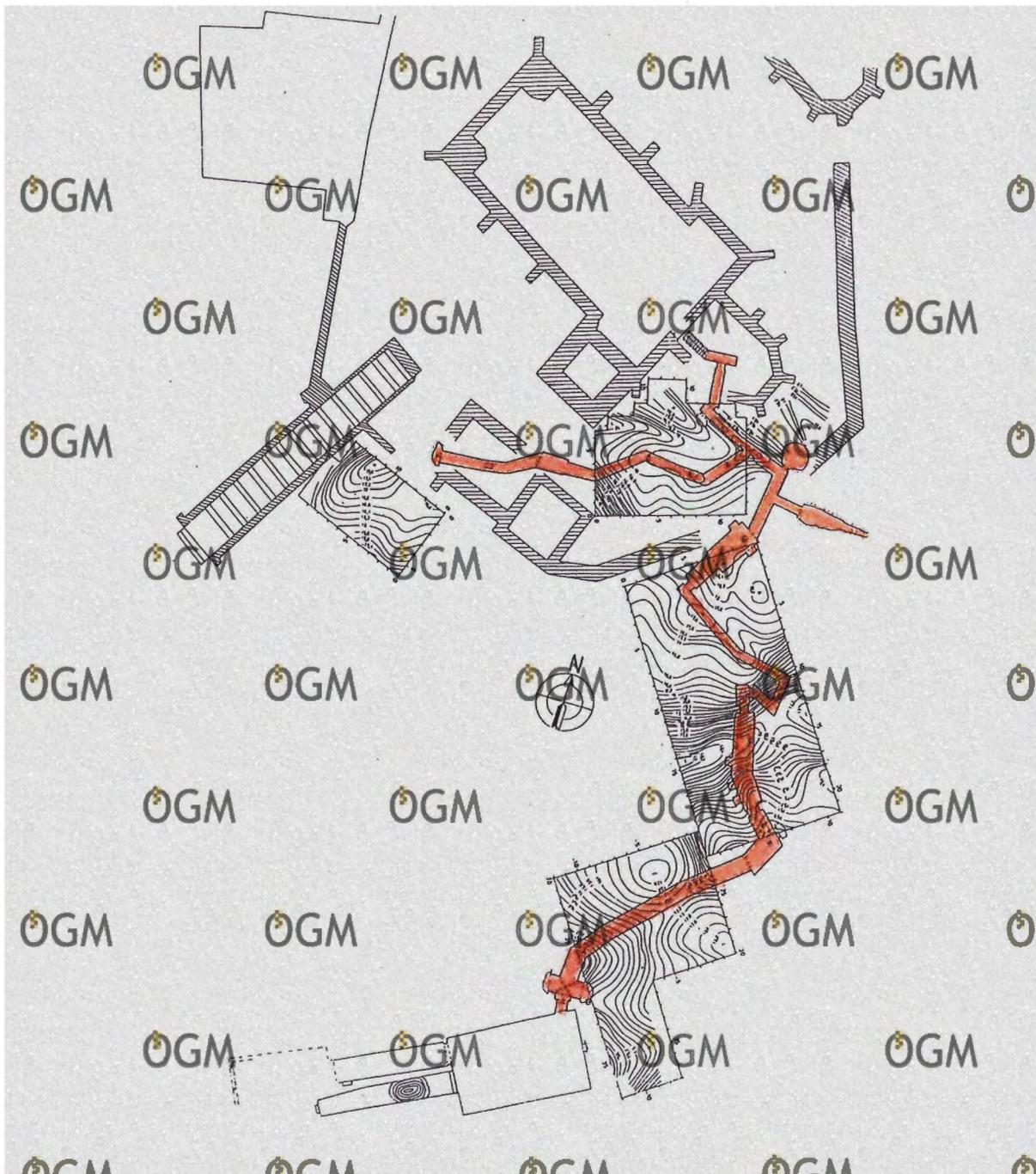


Abb. 11: Kurdějov (Gurdau), ehem. Bez. Břeclav (Lundenburg), Kirche des Hl. Johannes des Täufer.
Plan der Isolinien ρ_z (DEMP) und ihr Vergleich mit dem Verlauf des unterirdischen Ganges von der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert.

3.2 Přepychy (ehem. Bez. Rychnov nad Kněžnou)

Auf Grund des Wunsches des Gemeindeamtes in Přepychy wurde im weiteren Bereich um die dortige Friedhofspfarrkirche des Hl. Prokopius im Jahre 2000-2001 eine Flächenradarmessung durchgeführt, die zur Aufgabe hatte, die Verlauf eines möglichen unterirdischen Fluchtganges zu überprüfen, der aus der Kirche heraus und zur Pfarre hin geführt haben soll²¹.

²¹ HAŠEK, UNGER 2003.

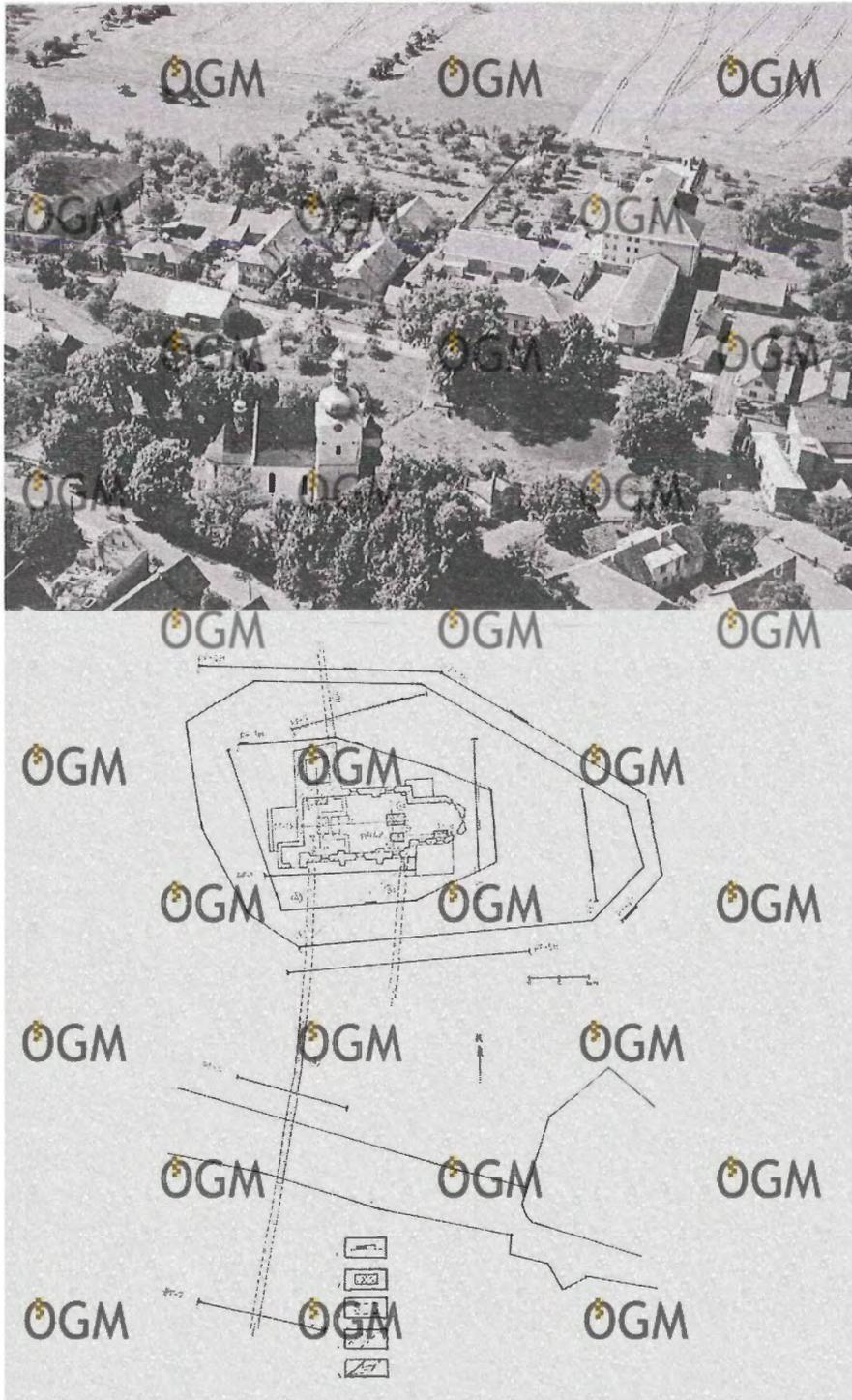


Abb. 12: Přepychy, ehem. Bez. Rychnov nad Kněžnou, Kirche des Hl. Prokopius. Korrelationsschema der Ergebnisse der geophysikalischen Arbeiten sowie die Gesamtsituation der erforschten Fläche.

1 - die sich dicht unter der Oberfläche befindenden Inhomogenitäten, 2 - lokalisierte Gräber, 3 - Ableseanzeige der Flächenanomalien, 4 - interpretierte Trassen der Gänge, 5 - abgedeckter Teil eines Ganges.

Die Ergebnisse der geophysikalischen Prospektion (Abb. 12) bezeichneten dicht unter der Oberfläche Stellen von verschiedenen Inhomogenitäten, und zwar sowohl im Inneren (Gruft und Gräber des Ortsadels) als auch außerhalb des Kirchenbaus. Eine der markanten linearen Anomalien, die unter dem Kirchturm hervor ungefähr in Richtung zur erwähnten Pfarre hinausgeht, wurde durch eine Sondage überprüft, die den Verlauf eines an beiden Enden eingestürzten Ganges vorläufig in der Länge von ca. 27 m (Höhe des Ganges ca. 1,6-1,7 m, Breite der Decke 2,3 m) erwies, der von der Oberfläche her gebaut und mit lokalem Tonmergel eingewölbt worden war. Die festgestellte Trasse entspricht der Richtung Kirche - Pfarre, wodurch auch der wahre Kern der Ortssage erwiesen wurde.

Schlussbemerkungen

Im vorgelegten Beitrag haben wir versucht, einige praktische Möglichkeiten der Anwendung geophysikalischer Methoden im Vorfeld archäologischer Untersuchungen von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Sakralbauten aufzuzeigen, die vorzugsweise auf die Lokalisierung von Krypten, Gräften und Gräbern, eventuell auch auf die Identifizierung von Grundmauerrelikten abgetragener Objekte orientiert waren.

Ein zweckmäßig ausgewählter Komplex von Prospektionsdisziplinen (Mikrogravimetrie, DEMP und GRP) in Verbindung mit den eigentlichen archäologischen Abdeckungsarbeiten, die nach den geophysikalischen Daten in ausgewählten Interessensabschnitten angelegt wurden, sichern die optimale Lösung der gewünschten Aufgaben. Sie können zur Gewinnung weiterer Informationen über Lage, Charakter sowie Dimensionen des Objektes beitragen. Die Informationen kann man auch von jenen Stellen gewinnen, wo die Grabungsarbeiten aus verschiedenen Gründen nicht durchführbar sind.

Aus den wichtigsten Ergebnissen der hier angeführten Prospektionsmethoden kann man schließen, dass bei der Lösung von Fragen, die - bei den begrenzten Bedingungen in den Innenräumen sakraler Bauten - mit der Lokalisierung von Gräften und Gräbern verbunden sind, sich die Anwendung des Georadars bei sehr detailliertem Profilnetz - allerdings in Abhängigkeit von der konkreten Situation und von den Bedingungen einzelner zu erforschender Objekte - als optimal zeigt.

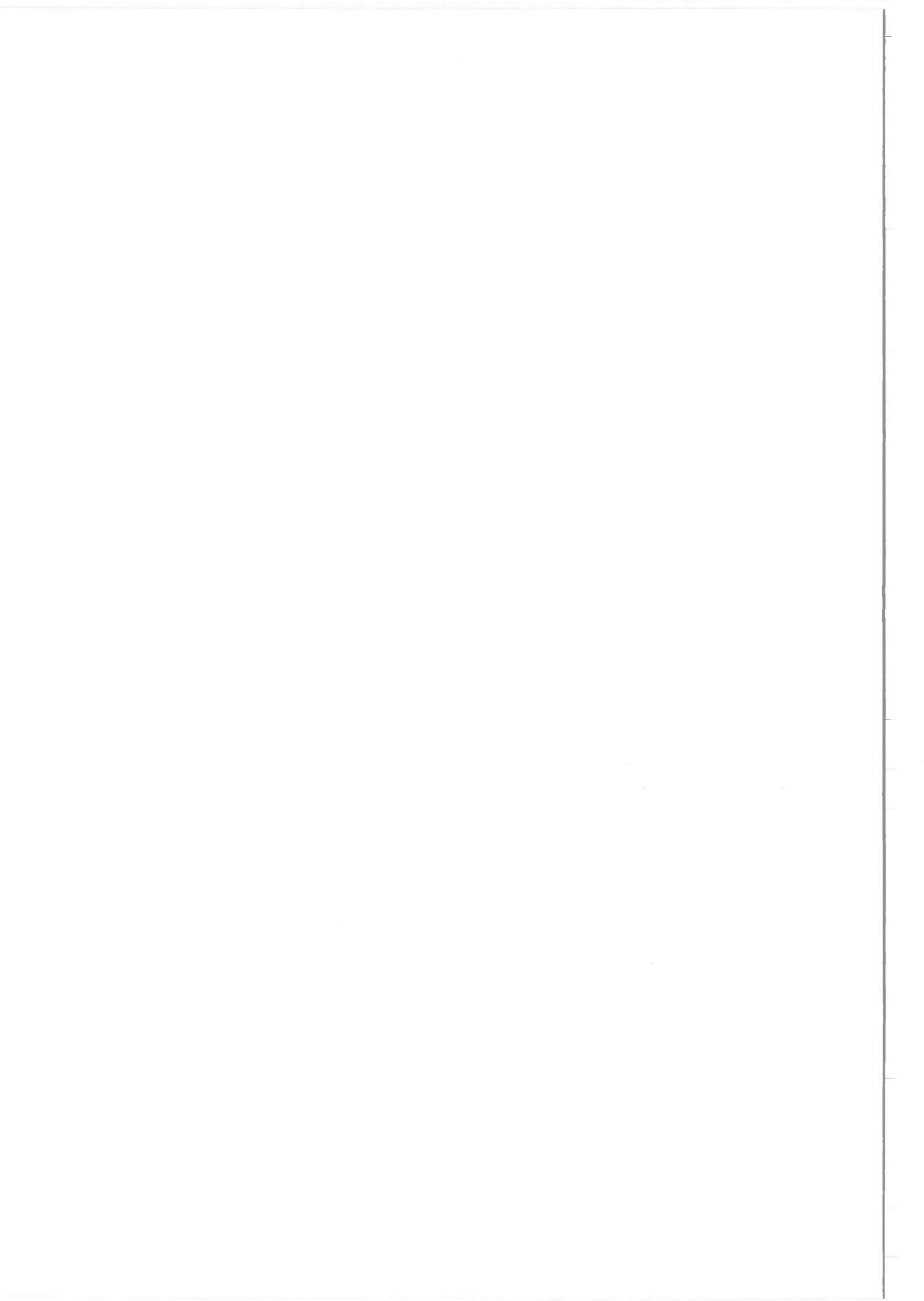
Literaturverzeichnis

- BEDNÁŘ, NOVOTNÝ, ŠVANCARA 1980:
Josef BEDNÁŘ, Antonín NOVOTNÝ, Jan ŠVANCARA, Mikrogravimetrie a její uplatnění v archeologii. In: Sborník 1. celostátní konference „Aplikace geofyzikálních metod v archeologii“. Petrov nad Desnou 1980, 21-30.
- BELCREDI 1993:
Ludvík BELCREDI, Archeologický výzkum kapele svaté Kateřiny a areálu kláštera Porta coeli v Předklášteří u Tišnova. *Archaeologia historica* 18, (Brno) 1993, 315-343.
- BERNAT, HAŠEK 1973:
Jiří BERNAT, Vladimír HAŠEK, Příspěvek k průzkumu podzemních dutin v okolí hradu Veverí. *Zprávy ČSSA při ČSAV XV/1-3*, (Praha) 1973, 8-14.
- CEJNKOVÁ, HAŠEK, LOSKOTOVÁ 1999:
Dana CEJNKOVÁ, Vladimír HAŠEK, Irena LOSKOTOVÁ, Archeogeofyzikální prospekce kostela sv. Tomáše v Brně. Přehled výzkumů AÚ AV ČR Brno 40, (Brno) 1999, 422-428.
- ČERMÁK, HAŠEK, PEŠKA, VRÁNA 2001:
Miroslav ČERMÁK, Vladimír HAŠEK, Jaroslav PEŠKA, Jakub VRÁNA, Geofyzikální prospekce a archeologický výzkum v kostele Zvěstování Panny Marie ve Šternberku. *Ve službách archeologie II*, (Brno) 2001, 11-24.
- DROBÍLKOVÁ, HAŠEK, HLOBIL, ZAPLETAL, ZATLOUKAL 2004:
Petra DROBÍLKOVÁ, Vladimír HAŠEK, Ivo HLOBIL, Jan ZAPLETAL, Richard ZATLOUKAL, Nález sakrální stavby na malém dvoře u dómu sv. Václava v Olomouci. *Ve službách archeologie V*, (Brno) 2004, 67-76.
- HAŠEK 1999:
Vladimír HAŠEK, *Methodology of Geophysical Research in Archaeology*. BAR International Series 769, Oxford 1999.
- HAŠEK, KOVÁRNÍK 1996:
Vladimír HAŠEK, Jaroslav KOVÁRNÍK, *Geofyzika v moravské středověké archeologii*. Muzejní a vlastivědná práce 84, (Praha) 1996, 65-88.
- HAŠEK, MĚŘÍNSKÝ 1991:
Vladimír HAŠEK, Zdeněk MĚŘÍNSKÝ, *Geofyzikální metody v archeologii na Moravě*. Brno 1991.
- HAŠEK, MĚŘÍNSKÝ 1997:
Vladimír HAŠEK, Zdeněk MĚŘÍNSKÝ, *Archeogeofyzikální prospekce při zjišťování příčin statického narušení historických staveb na Moravě*. *Pravěk NŘ* 7, (Brno) 1997, 425-438.
- HAŠEK, TOMEŠEK 1999:
Vladimír HAŠEK, Jan TOMEŠEK, *Zpráva o archeogeofyzikální prospekci na akci Bruntálsko-kostely*. Manuscript Archeologický ústav Akademi věd ČR Brno 1999.
- HAŠEK, TOMEŠEK, ZATLOUKAL 2003:
Vladimír HAŠEK, Jan TOMEŠEK, Richard ZATLOUKAL, *Zpráva o archeogeofyzikální prospekci na akci Olomouc - Václavské nám. a dóm sv. Václava*. Manuscript Archeologický ústav Akademi věd ČR Brno 2003.
- HAŠEK, UNGER 1994:
Vladimír HAŠEK, Josef UNGER, *Archäogeophysikalische Prospektion der historischen unterirdischen Räume in der Tschechischen Republik*. *Der Erdstall* 20, (Roding) 1994, 30-43.
- HAŠEK, UNGER 1998:
Vladimír HAŠEK, Josef UNGER, *Geophysical and archaeological Research of Medieval Architecture of Thirteenth to Fifteenth Centuries in Moravia*. *Archaeological Prospecting* 5, (Bradford) 1998, 1-28.
- HAŠEK, UNGER 2001:
Vladimír HAŠEK, Josef UNGER, *Geofyzikální prospekce při archeologickém výzkumu hrobek a krypt*. *Ve službách archeologie II*, (Brno) 2001, 87-111.

- HAŠEK, UNGER 2003:
Vladimír HAŠEK, Josef UNGER, Geophysikalische Prospektion und Probegrabung eines unterirdischen Ganges in Přepychy, Bez. Rychnov nad Kněžnou. Der Erdstall 29, (Roding) 2003, 70-75.
- HAŠEK, UNGER, ZÁHORA 1997:
Vladimír HAŠEK, Josef UNGER, Richard ZÁHORA, Archäologische Prospektion mit Georadar in Mähren. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 13, (Wien) 1997, 23-39.
- ŠEBELA et al. 1991:
Lubomír ŠEBELA et al., Kryštof Jiří Maluška 1702-1777. Blansko 1991.
- ŠENKYŘÍK 1992:
Marek ŠENKYŘÍK, Historie chrámu Panny Marie ve Křtinách. Blansko 1992.
- UNGER 1987:
Josef UNGER, Unterirdische Gänge in mittelalterlichen und neuzeitlichen Dörfern in Südmähren. Der Erdstall 13, (Roding) 1987, 5-19.
- UNGER 1991:
Josef UNGER, Předstihový archeologický výzkum pozůstatků kostela sv. Václava v Hustopečích, okr. Břeclav. Informační a odborně metodický bulletin 1991, Památkový ústav v Brně, (Brno) 1991, 62-68.
- ZEZULA 2001:
Michal ZEZULA, Bohušov (okr. Bruntál). Přehled výzkumů AÚ AV ČR Brno 42, (Brno) 2001, 197-198.

Univ. Prof. PhDr. Josef Unger, CSc.
Ústav antropologie Přírodovědecké fakulty
Masarykovy univerzity
Vinařská 5
CZ 602 00 Brno
unger@sci.muni.cz

RNDr. Vladimír Hašek, DrSc.
Archeologický ústav Akademie věd České republiky
Ječná 29a
CZ 621 00 Brno
hasek@geodrill.cz



**ARCHÄOLOGISCHE UND BAUHISTORISCHE UNTERSUCHUNGEN IN DER
PFARRKIRCHE „MARIÄ HIMMELFAHRT“ IN NEUNKIRCHEN, NIEDERÖSTERREICH**

von

Wolfgang HAIDER-BERKY, Neunkirchen

Forschungsgeschichte

In der Pfarrkirche von Neunkirchen wurde bis zum Jahr 2000 noch nie eine archäologische Untersuchung durchgeführt. Lediglich im Jahre 1958 konnte Adalbert KLAAR den Bereich des ehemaligen Karners untersuchen¹.

Während der Restaurierungsarbeiten 1968/69 wäre sehr wohl eine Bodenuntersuchung möglich gewesen. Damals wurde der Boden des hochgotischen Presbyteriums freigelegt. Der Zugang zur ehemaligen Krypta war möglich. Diese diente in der Neuzeit als Grablege der Freiherren und späteren Grafen HOYOS². Eine Dokumentation durch Beiziehung eines Archäologen oder Kunsthistorikers wurde leider nicht durchgeführt, ja sogar vom Guardian des Konventes untersagt. Der Mesner der Pfarrkirche, Herr Josef NAGL, berichtete dem Verfasser, dass damals im Bereich des Chores „etliche Gräber zum Vorschein gekommen wären“.

Nach der Restaurierung von 1969 wurde der Sockelbereich von Westturm, Langhaus, südlichem Seitenschiff, Südturm und Kapellenanbauten bis zu einer Höhe von rund einem Meter steinsichtig belassen. Damit war es möglich, einige Rückschlüsse auf die Baugeschichte zu erstellen, doch blieben wichtige Details ungeklärt.

Im Jahre 1985 erschien unter dem Titel „Die römisch-katholische Pfarrkirche“ in der Reihe „Geschichte von Neunkirchen“ vom Verfasser eine erste Zusammenfassung der Bau- und Kunstgeschichte der Kirche³. Das vorliegende Quellenmaterial wurde allerdings unkritisch übernommen, also praktisch nur zusammengestellt.

Eine bauhistorische Untersuchung wurde erstmals 1994 durchgeführt, als die Stadt - zum zweiten Mal - das 900-Jahr-Jubiläum feierte. Damals wurde die ungewöhnliche Ausrichtung der Achse des (romanischen) Chores festgestellt⁴. Nach dieser Achse ist der gesamte mittelalterliche Ortskern - Hauptplatz, Häuserfluchten, Herrengasse, Gerichtsgasse - ausgerichtet. Die ursprüngliche Annahme, Neunkirchen wäre auf den Sonnenaufgangspunkt am Tag seiner ersten urkundlichen Nennung ausgerichtet, musste auf Grund neuer Messungen und Erkenntnisse fallen gelassen werden.

Im Zuge dieser Untersuchungen wurden in der Architektur des Baues einige Ungereimtheiten festgestellt. Diese waren:

- Alte Giebelanläufe im Bereich der Westmauer des Langhauses (Abb. 1 und 2).
- Ein Maueransatz an der Nordwestecke des Südturmes zum Chorquadrat, der mit einem weiteren Maueransatz im Giebelbereich an der Westwand des Langhauses korrelierte (Abb. 3 und 4).
- Ein markanter Quader, der im Eckbereich Südturm/Aufgang zur südlichen Empore in rund 4 m Höhe aus der Mauer ca. 20 cm hervorkragt (Abb. 5).
- Die unterschiedlichen Achsen der beiden Seitenschiffe in Bezug auf die Achsen des Südturmes und des ehemaligen Nordturmes (s. Plan).

Aus diesen Beobachtungen konnte geschlossen werden, dass die heutigen Mittelschiffmauern nicht aus der romanischen Bauperiode stammen konnten und auch nicht, wie in der älteren Literatur vertreten wurde, aus frühgotischer Zeit. Der Verfasser vermutete, dass etwa jeweils einen Meter nördlich und südlich des heutigen Hauptschiffes sich die ursprünglichen, hochromanischen Mauern des (vermutlichen) Erstbaues befunden hätten.

¹ BAUMANN 1959; HAIDER-BERKY 1981.

² HAIDER-BERKY 1985.

³ HAIDER-BERKY 1985.

⁴ HAIDER-BERKY 1996.

In der Zeit von 1996 bis 2004 wurde die Kirche einer Generalsanierung unterzogen. Zum ersten Mal seit langer Zeit war es möglich, die gesamte Baugeschichte zu studieren, da der gesamte Verputz abgeschlagen wurde. Glücklicherweise wurde das freigelegte romanische Mauerwerk steinsichtig belassen, und nur eine dünne Schlämmsschicht aufgetragen.

In den Jahren 1996 und 1997 konnte der gesamte Bestand der Außenflächen untersucht und dokumentiert werden. 1998 wurde die Nordseite restauriert, wobei in einer Künette entlang der heutigen Sakristei die Fundamente (Sockelzone) des ehemaligen Nordturmes entdeckt und dokumentiert werden konnten.

Im Jahr 1998 wurde am Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien eine Diplomarbeit über die Baugeschichte der Pfarrkirche approbiert, in die allerdings die neuen Erkenntnisse nur zum Teil einflossen⁵.

2000 und 2001 wurde der gesamte Innenraum der Kirche renoviert (Mauerwerk und Ausstattung). Leider war nicht beabsichtigt - und auch nicht notwendig - den Boden zu öffnen. Immerhin war es jedoch möglich gewesen die gesamte Architektur - insbesondere die Wölbungen und die Schlusssteine - zu untersuchen.

Durch einen glücklichen Zufall war es trotzdem möglich geworden eine Bodenuntersuchung durchzuführen, denn quer durch die Schiffe wurde ein Kabelkanal gegraben, da die Bänke mit einer neuen Heizung versehen wurden. Da diese kleine Künette nur wenige Stunden offen war, war besondere Eile geboten. Der Verfasser entschloss sich zu einer sofortigen Untersuchung, da der Boden in den nächsten Jahrzehnten wohl kaum mehr geöffnet werden würde. Von einer „archäologischen Grabung“ zu sprechen, ist wohl sehr übertrieben. Durch die quadratischen Kehlheimerplatten des Bodenbelags war die Künette noch dazu nicht einheitlich breit, sondern in Zick-Zack-Form angelegt, und durch die maximale Breite von 50 bis 60 cm war es nicht möglich tiefer als 120 cm zu graben. Der glückliche Zufall brachte es aber mit sich, dass die erzielten Ergebnisse das erwartete Ziel bei weitem übertrafen. Diese „Grabungsergebnisse“ sollen hier vorgelegt werden.

1. Die archäologische Untersuchung

1.1 Der Befund

Im September 2000 wurde durch den Bereich des nördlichen Seitenschiffes eine Kabelkünette für den Einbau der neuen Heizung durch Abheben der Kehlheimerplatten geführt. Von diesem Vorhaben wusste der Verfasser nichts, weshalb dann unverzüglich beim Stadtpfarrer Konsistorialrat Dr. Bernard SPRINGER um Erlaubnis zu einer Bodenuntersuchung nachgesucht wurde. Desgleichen wurde das BDA, Abteilung für Bodendenkmale, informiert und dieses erteilte die Genehmigung zur Untersuchung⁶. Da dieser nördliche Abschnitt aber schon verkabelt war, konnte hier nicht mehr gegraben werden, doch war im Mittelschiff (Schnitt 1) und im südlichen Seitenschiff (Schnitt 2) noch eine Untersuchung möglich.

Im Schnitt 1 konnte bis zu einer Tiefe von 120 cm gegraben werden. Als Befund ergab sich:

Unter den Kehlheimerplatten befindet sich bis in eine Tiefe von 10 cm ein Begehungshorizont aus festem, lehmigem Material, das mit Bachschotter aus kleinen Steinen durchsetzt ist. In dieser Schicht fand sich der Henkel eines gelb glasierten Topfes.

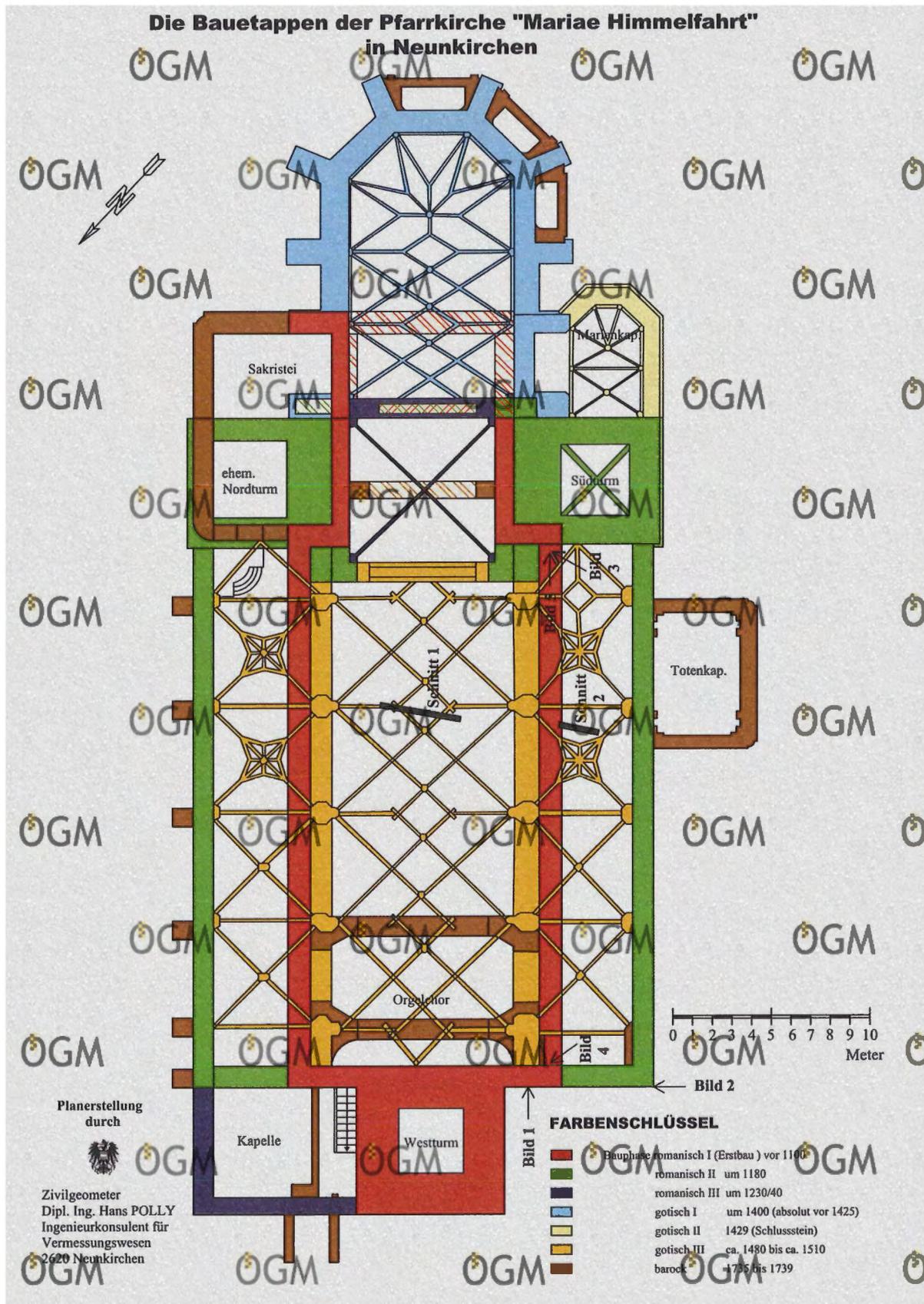
Daran schließt eine sehr lockere Schicht an, hauptsächlich aus Verputzmörtel und Sand bestehend. In dieser Schicht waren vereinzelt Keramik, Tierknochen und Steine eingebettet. Eine Stratigraphie konnte nicht dokumentiert werden, weil einerseits die Breite des Schnittes dies nicht zuließ und andererseits immer wieder der Sand von den Flanken in den Schnitt stürzte. Insgesamt war diese Aufschüttung in einem Arbeitsgang getätigt worden, der jedoch einige Wochen in Anspruch genommen haben dürfte. So konnten wohl auch einzelne Schüttungsphasen unterschieden werden, was allerdings nichts an der Homogenität der Schüttung ändert.

In einer Tiefe von 120 cm war diese Aufschüttung allerdings noch immer nicht durchstoßen, doch musste wegen der Enge der Künette die Grabung eingestellt werden. Der erhoffte romanische Begehungshorizont war also noch immer nicht erreicht!

Im Schnitt 2 - südliches Seitenschiff, beim östlichsten Achteck-Pfeiler des bestehenden Langhauses (s. Plan) - konnte die Aufschüttung ebenfalls nicht durchstoßen werden, jedoch konnte hier die Mauer lokalisiert werden, die aus den oben genannten Besonderheiten schon vorauszusehen war. Sie liegt nur 15 cm unter dem heutigen Gehniveau, ist 90 cm breit und besteht aus sorgfältig gearbeitetem

⁵ VEIT 1998, 1-90.

⁶ Herrn Stadtpfarrer Konsistorialrat Dr. Bernard SPRINGER, OFM Conv. (= Ordo Fratrum Minorum Conventualium = Minoriten), und Frau Dr. Marianne POLLAK, Bundesdenkmalamt, sei für die Erlaubnis gedankt.



Plan: Neunkirchen, Niederösterreich. Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt.
 (Angefertigt in dankenswerter Weise von Zivilgeometer Dipl. Ing. Hans POLLY, Neunkirchen, auf Grundlage des Baualterplanes von Adalbert KLAAR; Durchführung: Herr Dipl. Ing. Janos RAKOCZI).

Unterirdische Mauern sind farbig flächig, aber strichliert, ungeklärte Mauerteile sind nur strichliert dargestellt.

Quadermauerwerk. Die Quader haben Maße von ca. 30 cm Länge und 20 cm Höhe und sind außen mit einer 4 bis 5 cm starken Verputzschicht aus Kalkmörtel versehen. Zwischen den beiden Quadermauerschalen befindet sich Bruchsteinmauerwerk. Die innere Mauerschale konnte zwar nicht ergraben werden, da die Kirchenbänke dies verhinderten, doch war es möglich die Struktur der Mauer in der Nordwestecke der nördlichen Mauer festzustellen. Durch das Abschlagen des Verputzes an der Innenseite der nördlichen Westwand konnte der Mauerausritt nachgewiesen werden, wobei dort die beiden Mauerschalen mit der Mauerspeise aus Bruchsteinen am besten nachgewiesen werden konnten. Damit war auch der Nachweis für die nördliche Langhausmauer erbracht worden.

1.2 Das Fundmaterial

1.2.1 Aus dem Schnitt 1

Einige Belegstücke des Verputzes: 2 bis 4 cm dick, teilweise mit Abdrücken.

Ein Eisennagel: handgeschmiedet, L. 7 cm.

Das Bruchstück einer Steinplatte: 11 cm x 6 cm, 1,5 cm dick.

Zwei Stücke Lehmestrich: eines mit unebener, eines mit glatter Oberfläche, aus hellgelbem Lehm (nur 0,5 cm dick) mit dunkler bis schwarzer Oberflächenfärbung.

Ein Stück Röhrenknochen.

Keramik:

Bruchstück eines Bandhenkels: ockerfarbiger Ton, Reste von bräunlichgelber Glasur an der Außenseite; feiner oxidierend gebrannter Ton; L. 3,0 cm, B. 3,0 cm, max. Wst. 1,0 cm.

Boden-Wand-Fragment: innen rotbraun, außen mit dunkelbraunem Überzug, im Bruch gelblich-rot; oxidierend gebrannt; Drehscheibenware; L. 5,5 cm, H. 3,5 cm, Wst. 0,5 cm.

Wandstück eines Gefäßes: dunkelbrauner Ton, Außenseite ziegelrot, innen grauschwarz; Wst. 0,8 cm.

Wandstück eines Topfes: dunkelgrauer Ton, glimmergemagert; reduzierend gebrannt; innen starke Drehrillen, außen glatt; B. 4 cm, H. 2,2 cm, Wst. 0,6 cm.

Wandstück eines Gefäßes (?): kaum bauchig, grau bis ockerfarbiger sehr feiner Ton, glimmergemagert, seifige Oberfläche; reduzierend gebrannt; Innenfläche mit durchlaufendem Grat; Wst. 0,6-0,7 cm.

Wandstück eines Topfes: hellziegelroter, feiner Ton, mit ockerfarbigen Einschlüssen; steinchemagert; oxidierend gebrannt; Wst. (dünnwandig) 0,4 cm.

Randstück einer Ofenkachel mit geradem Abschluss: Schüsselkachel aus hellgrauem Ton; reduzierend gebrannt; H. 3,5 cm, B. 3,5 cm, Wst. Dicke des Abschlusswulstes 1 cm, sonst sich auf 0,8/0,9 cm verjüngend.

1.2.2 Aus dem Schnitt 2

Verputzstücke von der Außenfläche der romanischen Quadermauer: Kalkmörtel mit unterschiedlicher Korngröße, Bachsand; Außenfläche hellgrau geblättert; Wst. 4 cm.

1.3 Auswertung des Fundmaterials

Das Fundmaterial lag, mit Ausnahme der Verputzstücke von Schnitt 2, in der Aufschüttung. Das Bandhenkelfragment lag oberhalb des ersten Estrichs, ca. 10 cm unter dem Fußbodenniveau.

Die Aufschüttung selbst besteht aus einem „Mix“ von abgeschlagenem Verputz und Mörtel, aus kleinen Konglomeratsteinen, und vor allem aus Sand. Der Sand wurde aus den Überschwemmungsgebieten des nahen Schwarzaflusses eingebracht. Damit ist es auch erklärbar, dass in der Aufschüttung doch relativ viele Keramikbruchstücke und sogar Tierknochen enthalten sind. Eine Stratigraphie innerhalb der Aufschüttung war nicht vorhanden. Die unterschiedlichen Färbungen der Schüttung sind mit den einzelnen Auftragungspaketen zu erklären, stammen aber aus einem zeitlich eng begrenzten Abschnitt. In 100 cm Tiefe war die Farbe der Schüttung dunkler. Es ist möglich, dass der romanische Horizont nur noch einige Zentimeter tiefer lag. Aus diesem Bereich stammen die Estrichstücke. In der ganzen Aufschüttung konnten keinerlei Anzeichen von Brandschutt gefunden werden.

Die Keramikfunde sind bis auf zwei Exemplare atypisch und tragen kaum zur Datierung bei. Sie können nur grob in das 13.-15. Jahrhundert datiert werden.

Gut datierbar hingegen ist das Bruchstück der reduzierend gebrannten Schüsselkachel. Diese in Neunkirchen nicht seltene Form könnte aus einer lokalen Töpferwerkstätte stammen. Belegstücke aus den

Werkstätten „Schießstättgasse“ (früher Hafnergasse) (BISCHHORN)⁷ und „Triester Straße“ (BÜRGER)⁸ sind ausreichend vorhanden⁹.

Das Wandstück mit den ockerfarbigen Einschlüssen ist ebenfalls einigermaßen gut datierbar, da diese Einschlüsse von Eisenocker stammen, und diese typisch sind für lokale Irdenware aus Neunkirchen. Der Lehm stammt aus den Tonlagerstätten („Tachetgruben“) am Kart südlich von Neunkirchen¹⁰. Eine Datierung dieses Exemplars in das ausgehende 14. Jahrhundert bis in die Zeit um 1500 ist - auf Grund der Keramikforschung im vergangenen Jahrzehnt anhand von Fundkomplexen im betreffenden Gebiet - möglich¹¹.

Eine große Hilfe zur zeitlichen Abgrenzung von unglasierter Irdenware zu glasierter und weißer Ware bietet der Fundbestand von Lanzenkirchen, wo wegen der Aufgabe der Burg ein Auslaufen des Fundgutes um 1500 festzustellen war. In den Töpferwerkstätten von Neunkirchen werden letztere Keramikarten und Formen ab ca. 1500 vermehrt erzeugt. Einige Exemplare von glasierter und weißer Waren kommen noch im jüngsten Keramikhorizont von Lanzenkirchen vor, während in der Aufschüttung von Fehlbränden in der Schießstättgasse von Neunkirchen schon eine serienmäßige Erzeugung vorliegt. Eine vorsichtige Datierung derselben in das erste Viertel des 16. Jahrhunderts ist höchstwahrscheinlich¹². Das wird zusätzlich durch den Fund eines so genannten „Katzbalgers“ innerhalb der Aufschüttung von Fehlbränden bestärkt. Dieses Kurzschwert der Landsknechte wird in das erste Viertel des 16. Jahrhunderts datiert¹³.

Die in der Aufschüttung der Kirche gefundenen kleinen Keramikfragmente sind feinchronologisch zu unempfindlich und lassen nur eine grobe Einengung der Datierung mit 15. Jahrhundert, nicht nach 1500 zu. Aus Platzgründen wurde daher von einer Zeichnung der sehr kleinen Fragmente Abstand genommen.

2. Die bauhistorische Untersuchung

Für eine Neubeurteilung der Baugeschichte der romanischen und spätmittelalterlichen Bauphasen der Pfarrkirche waren nicht nur die Grabungsergebnisse von außerordentlicher Bedeutung, sondern auch die Erkenntnisse, die sich nach Entfernung der Verputzschichten an den Außen- und Innenflächen des Mauerwerkes ergaben. Die nachfolgend aufgezählten Bauteile können hier wegen Platzmangels nur marginal ausgewertet wiedergegeben werden. Es sind daher nur die wichtigsten Bereiche kurz angerissen, wo grundlegend neue Ergebnisse erzielt werden konnten. Bezüglich Details muss hier auf eine spätere Gesamtpublikation verwiesen werden.

2.1 Der Westturm

Der ursprünglich fast doppelt so hohe Westturm - die beiden oberen Geschoße wurden 1739 abgetragen¹⁴ - besteht aus zwei zeitgleichen Bauetappen. Die lisenenartig ausgebildeten Ecken sind aus kleinen, sorgfältig behauenen Quadern gearbeitet, die als Läufer und Binder, teils in relativ schmalen Platten stehend, versetzt sind. Die Fugen sind sorgfältig mit Kellenstrich versehen und mit roter Farbe bemalt. Diese waren teilweise noch original vorhanden, wurden allerdings durch die aufgetragene Schlämmschicht praktisch vernichtet. Zwischen den breiten Ecklisenen wurde großquadriges Mauerwerk eingesetzt, wobei zwei Quaderlagen der Lisenen jeweils einer Lage der um einige Zentimeter rückversetzten Wandfläche entsprechen. Die (heute) 180 cm hohe Sockelzone schließt mit den Lisenen gleichflächig ab. Die Baufugen sind besonders deutlich ausgeprägt, da sie teilweise durch die Einwirkung von Erdbeben bis zu 3 cm breite Spalten aufweisen. Die Quader erreichen Maße von bis zu 60 cm Höhe und 100 cm Breite. Ein Beispiel dafür, dass großquadriges

⁷ Unpublizierte Grabung 1977 (HAIDER 1978). - Funde im Depot des Verfassers.

⁸ Unpublizierte Grabung 1986 (HAIDER 1985/1986). - Funde im Depot des Verfassers.

⁹ HAIDER-BERKY 1982.

¹⁰ HAIDER-BERKY 1987; KÜHTREIBER 1996, 91.

¹¹ Die Aufschüttung der Fehlbrände in der Töpferwerkstätte BISCHHORN (Schießstättgasse 33) beinhaltet bedeutende Mengen an gelb, braun und seltener grün glasierten Fehlbränden, vor allem Weißtonware, die teilweise ausgezipfelt ist. Möglicherweise ist diese Aufschüttung eine Folge der Zerstörungen im Jahre 1529. Leider ist diese offenbar speziell in Neunkirchen gefertigte Keramik noch nicht entsprechend erforscht. Beispiele aus dem Kärner von Eisenstadt zeigen wohl ähnliche Formen - Auszipfelungen im Bereich der Krempe -, doch ist der dort verwendete Ton meist oxidierend gebrannt und innen und/oder außen grün glasiert. - Der Scherben der Neunkirchner Gefäße aus der Grabung Bischhorn ist dagegen rein weiß und nur innen grün, gelb oder braun glasiert. - Vgl. dazu: FELGENHAUER 1971, 60, 62, 64, Taf. III/7, IV/6, VI/2, 4.

¹² KÜHTREIBER 1996, 59-60.

¹³ BOEHEIM 1890/1982, 261 u. Abb. 299.

¹⁴ Memorabilienbuch - begonnen 1720 - der Pfarre Neunkirchen: 1739: *Anmercking* (sic!). *Von denen zwey alten abgetragenen Kirchen Thurn ...*

Mauerwerk nicht unbedingt ein Indiz für die Spätromanik sein muss, sondern schon um ca. 1100 vorkommt. Der Westturm gehört zur ältesten Bauphase der Kirche (Romanik I).

2.2 Langhaus - Westwand – Giebel

Den Giebel des ersten Saalbaues (Romanik I) sieht man in der Westwand-Südseite etwa 50 cm unterhalb der heutigen Höhe des ehemaligen Westturmes. Die abschließenden Quader des Giebels sind deutlich als schräges Band zu sehen (Abb. 1), das von der ersten Langhausmauer - heute durch eine senkrechte Trennlinie im Verputz angedeutet - zur südöstlichen Eckkline des Westturmes reicht. Das Mauerwerk unterhalb dieser Giebelschräge gehört demnach zum Bau Romanik I und geht ohne Baufuge in den Westturm über. Das Quadermauerwerk oberhalb der Giebelschräge ist der Giebelaufbau, der dann notwendig wurde, als der Saalbau zur dreischiffigen Basilika umgebaut wurde (Romanik II). Diese Mauern sind an beiden Seiten an den Westturm angebaut (Mauerfuge).

Der Giebel des Baues Romanik II ist ebenso im Bereich der Ecke des heutigen Obergaden zur Westwand in Form eines breiten Mauerbandes zu sehen. Es sind hier wieder jene rund 100 cm Entfernung von der heutigen Mittelschiffmauer zu beobachten, wie dies auch die Distanz der Fluchtlinie der aufgefundenen Mauer des ersten Saalbaues bei der Grabung ergab. Dazu sind an der Außenwand des Westgiebels eine ausgeprägte Mauerfuge und ein Mauerknick im Bereich zum südlichen Seitenschiff zu erkennen, dort wo die oben genannte restauratorische Trennlinie angedeutet wurde.

Der Giebel des Saalbaues (Romanik I) wurden erhöht, und die Giebelmauern der Seitenschiffe (Romanik II) angebaut. Letztere sind um ca. 20 cm schmaler als die Grundmauern der Seitenschiffe. Nach neueren Vermessungen handelt es sich bei diesem Bau (Romanik II) um eine dreischiffige Basilika und nicht - wie ursprünglich angenommen - um eine „Pseudobasilika“.

Die Westmauer des südlichen Seitenschiffes fluchtet nicht mit der des Mittelschiffes, sondern ist leicht verschwenkt. Die Längsmauer ist ebenfalls nicht exakt parallel zur Mittelschiffmauer gebaut, sondern weist etwa in der Hälfte ihrer Länge einen deutlichen Knick auf. Die Gründe dafür sind unbekannt.

Die Westwand des Erstbaues im Bereich nördlich des Westturmes ist etwas breiter als im Südteil. Durch den später erfolgten Anbau des „Festen Hauses“ kann hier das Quadermauerwerk des Erstbaues nicht untersucht werden. Allerdings konnte der Ansatz der nördlichen Langhauswand an der Innenwand des Seitenschiffes dokumentiert werden.

Die Umbauten zur Basilika an der nördlichen Westwand zeigen dasselbe Bild wie südlich des Westturmes: Aufstockung der Westwand des Erstbaues und Anbau an den Westturm mit Baufuge. Die Westwand des nördlichen Seitenschiffes wurde an das Mittelschiff angebaut (Baufuge). Bisher nicht beachtet wurde, dass sich an der Nordwestecke der Westwand des Mittelschiffes - heute - der einzige Traufstein der romanischen Kirche in situ befindet (Bauphase Romanik II).

2.3 Chorquadrat – Flankentürme

Durch die Grabungsergebnisse konnten Unklarheiten im Bereich von Südturm-Chorquadrat an der Außenwand und wegen des vorkragenden Quaders beim Aufgang zur Südempore beseitigt werden. Diese Mauerelemente sind Teile der Südwand des Erstbaues und befinden sich an der Südostecke des Langhauses bzw. späteren Mittelschiffes (Romanik I und II). Der Südturm wurde an diese Ecke von Mittelschiff/Chorquadrat angebaut. Dasselbe war beim Nordturm der Fall, doch wurden hier alle Bauteile 1739 abgebrochen. Der Quader beim Emporenaufgang bildete die Innenkante von Südwand und eingezogener Triumphbogenmauer (Bauphase Romanik I und II).

Ein weiteres Problem trat auf, als die Quadermauern der Innenseiten des Chorquadrates freigelegt wurden. Im Bereich des heutigen Triumphbogens war das homogene Quadermauerwerk des Erstbaues (Romanik I) durch Baufugen etwa 80 cm bis 90 cm östlich des Bogens gestört. Dort wurde wohl Quadermauerwerk verwendet, doch in anderen Lagenhöhen und nicht so fachgerecht versetzt. Das Problem konnte insofern gelöst werden, als im Bereich dieser Baunaht die ursprüngliche Triumphbogenwand im Eckbereich abgetragen wurde, weil man das Chorquadrat nach Westen (!) um rund 160 cm verlängerte, um Platz für die Aufgänge zu den Türmen und den Emporen zu schaffen. Dieser Zubau erfolgte mit der Errichtung der Seitenschiffe und der Flankentürme (Romanik II).

Das größte ungelöste Problem des romanischen Baues ist nach wie vor der Ost-Abschluss. Vermutlich war es ein gerader Chorabschluss, denn an der Nordwand, dort wo sich heute der Zugang zur Sakristei befindet, läuft das romanische Mauerwerk bis zum ersten Joch des hochgotischen Chores im unteren Bereich (ca. 300 cm hoch) weiter, wie dies vom Dachraum der Sakristei aus zu sehen ist. Gleichzeitig ist die

Ostmauer der Sakristei, die an das „verlängerte Chorrechteck“ anschließt, ebenfalls aus Quadermauerwerk der Stufe Romanik I. Es ist daher möglich, dass sich hier der Vorgängerbau der Sakristei befand. Aus diesem Befund geht zumindest hervor, dass eine (Rund)Apside eher auszuschließen ist. Ein gerader Chorabschluss, wie er im südlichen Niederösterreich dominant ist, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Andererseits ist der Chor, welcher in der Bauphase Romanik III mit einem abgefasten Bandrippengewölbe versehen wurde, streng quadratisch. Hat es vielleicht in der Bauphase Romanik I nicht nur ein Chorjoch gegeben, sondern zwei, wobei das letztere bei Errichtung des hochgotischen Chores abgetragen wurde? Dann hätte der Chor allerdings eine Länge erreicht, die eher an eine Mendikantenkirche der Frühgotik erinnert als an einen Bau des 11. oder 12. Jahrhunderts.

2.4 Mittelschiff und Seitenschiffe

Die Baugeschichte der Kirche konnte durch die Grabungsergebnisse am meisten im Bereich des Mittelschiffes und der Seitenschiffe revidiert werden. So wurden die romanischen Mittelschiffwände im dritten Viertel des 15. Jahrhunderts abgetragen, und zwar bis auf wenige Zentimeter unterhalb des heutigen Fußbodens. Schon vor diesem Abriss muss mit der Errichtung der achteckigen Pfeiler für das neue Mittelschiff begonnen worden sein, denn das Fundament dieser Pfeiler liegt (vermutlich) unter dem romanischen Fußboden. Die Sockelzone der Pfeiler reicht aber bis zu 50 cm über das heutige Fußbodenniveau hinaus. Gleichzeitig mit dem Abriss der romanischen Langhauswände wurde mit der Aufschüttung des Bodens innerhalb der drei Schiffe begonnen, und zwar bis zur Höhe der Abbruchkante. Daraus ergibt sich die Folgerung, dass die Pfeiler zumindest bis zur Sockelkante noch vor dem Abriss erbaut wurden. Die Aufschüttung ist mindestens 120 cm mächtig, damit wurden hier gewaltige Mengen an Sand und Abbruchmaterial eingebracht. Die Gründe für diese Maßnahmen sind wahrscheinlich das durch die Grabbelegungen im Kirchhof immer höher werdende Gelniveau, aber auch die dadurch von außen immer mehr ins Mauerwerk eindringende Feuchtigkeit gewesen. Mit der Aufschüttung wurde somit das Gelniveau von Kircheninneren und Kirchhof angeglichen. Infolge weiterer 500 Jahre Grabbelegungen und Schutt von Zerstörungen und Bränden liegt heute der Kirchhof nochmals um rund einen Meter höher als das Gelniveau des späten 15. Jahrhunderts. Der weitere Aufbau der wuchtigen Pfeiler und Scheidbögen erfolgte erst nach dem Abriss der romanischen Langhauswände. Das neue Mittelschiff wurde dadurch um rund zwei Meter schmaler.

Das Fehlen von Brandschutt in der Aufschüttung zeigt, dass der Neubau nicht als Folge eines Brandes in Angriff genommen wurde, sondern geplant vor sich ging. Die Einwölbung der Seitenschiffe erfolgte um 1490/1500 durch den (Wiener) Neustädter Baumeister WERPACHER¹⁵. Die Einwölbung des Mittelschiffes fertigte ein unbekannter Baumeister um 1505/10¹⁶ an und nicht WERPACHER, wie dies selbst in jüngerer Literatur noch vertreten wird¹⁷.

Schlussbemerkungen

Die kleine Bodenuntersuchung im Laienraum und die bauhistorischen Untersuchungen des Mauerwerkes haben gezeigt, wie wichtig und notwendig der sofortige Einsatz eines Mittelalterarchäologen bzw. Bauhistorikers vor Ort ist.

Es war zuvor kaum absehbar, dass diese Untersuchungen so gravierende Änderungen für die Architekturgeschichte der Pfarrkirche zur Folge haben werden. Die gesamte Baugeschichte der romanischen und spätgotischen Zeit muss neu geschrieben werden. Die Krönung der Untersuchungen war jedoch die Auffindung des Erstbaues aus der Zeit vor 1100.

¹⁵ DEHIO NIEDERÖSTERREICH SÜD 2003, 1545-1547. – In der älteren Literatur nahmen die Autoren bisher an, dass WERPACHER den Hauptchor bzw. das Mittelschiff gewölbt hätte. Die neueren Untersuchungen – insbesondere durch Peter AICHINGER-ROSENBERGER für den neuen Dehio „Niederösterreich Süd“ – zeigen jedoch, dass die Wölbungen der Seitenschiffe mit Rautenfigurationen diesem (Wiener) Neustädter Baumeister zuzuordnen sind. Dagegen war die Wölbung des Chores schon um 1425 fertig gestellt gewesen (Schlusssteine!). Das Mittelschiff hingegen mit den durchstäbten Parallelrippen kann entwicklungsgeschichtlich kaum vor 1500 entstanden sein, weshalb WERPACHER als Baumeister dafür nicht mehr in Frage kommt, denn er mahnte in seinem Testament von 1503 die Restschuld von den Neunkirchnern ein.

¹⁶ FEUCHTMÜLLER 1966, 208.

¹⁷ SCHWARZ 1981; VEIT 1998, 76.

Leider konnten einige Fragen nicht geklärt werden: Es sind dies der romanische Chorabschluss im Osten, die Erbauungszeit des Stützbogens im Chorquadrat, die Lage der Scheidbögen des romanischen Erstbaues und das Begehungsniveau des Erstbaues. Weiter offen bleiben muss auch die Frage, ob es einen hölzernen oder steinernen Vorgängerbau gegeben hat.

Literaturverzeichnis

- BAUMANN 1959:
Waldemar BAUMANN, Untersuchungsbericht bei Erstellung des Baualterplanes von Adalbert Klaar 1958. Maschinschriftliches Manuskript, Original im Stadtarchiv Neunkirchen, Kopie in Sammlung HAIDER-BERKY.
- BOEHEIM 1890/1982:
Wendelin BOEHEIM, Handbuch der Waffenkunde. Leipzig 1890 (Neudruck: Leipzig 1982).
- DEHIO NIEDERÖSTERREICH SÜD 2003:
Die Kunstdenkmäler Österreichs: Niederösterreich südlich der Donau, Teil 1 und 2. Dehio-Handbuch. Horn-Wien 2003.
- FELGENHAUER 1971:
Sabine FELGENHAUER, Die keramischen Funde aus dem St. Michaelkarrer in Eisenstadt. Burgenländische Heimatblätter 33, 1971, 57-71.
- FEUCHTMÜLLER 1966:
Rupert FEUCHTMÜLLER, Die kirchliche Baukunst am Hofe des Kaisers und ihre Auswirkungen. In: Friedrich III. - Kaiserliche Residenz Wiener Neustadt. Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums NF 29, Wiener Neustadt 1966, 197-213.
- HAIDER 1978:
Wolfgang HAIDER, Neunkirchen, Gem. Neunkirchen, BH. Neunkirchen. Haus Schießstättgasse 33 (Bischhorn). Fundberichte aus Österreich 17, 1978, 400.
- HAIDER 1985/1986:
Wolfgang HAIDER, KG Neunkirchen, SG Neunkirchen, VB Neunkirchen. Triesterstraße 5 (R. Bürger). Fundberichte aus Österreich 24/25, 1985/1986, 359-360.
- HAIDER-BERKY 1981:
Wolfgang HAIDER-BERKY, Die St. Michaelskapelle - der Karner von Neunkirchen. Unsere Heimat 52, 1981, 129-132.
- HAIDER-BERKY 1982:
Wolfgang HAIDER-BERKY, Zur Geschichte des Hafnerhandwerks in Neunkirchen. Unsere Heimat 53, 1982, 135-138.
- HAIDER-BERKY 1985:
Wolfgang HAIDER-BERKY, Die römisch-katholische Pfarrkirche. Geschichte von Neunkirchen. Neunkirchen 1985.
- HAIDER-BERKY 1987:
Wolfgang HAIDER-BERKY, Das Kart, ein ausgedehntes historisches Bergbaugebiet südlich von Neunkirchen, Niederösterreich. In: Andreas KUSTERNIG (Hrsg.), Bergbau in Niederösterreich. Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde 10, Wien 1987, 355-367.
- HAIDER-BERKY 1996:
Wolfgang HAIDER-BERKY, Studien zur ungewöhnlichen Ausrichtung von Pfarrkirche und Innenstadt von Neunkirchen. Die Gemeindestube, Mitteilungsblatt der Stadtgemeinde von Neunkirchen 43. Jg./Sondernummer, Neunkirchen 1996.
- KÜHTREIBER 1996:
Thomas KÜHTREIBER, Lanzenkirchen, eine Niederungsburg im südlichen Niederösterreich. Unpubl. Diplomarbeit Univ. Wien, Wien 1996.
- SCHWARZ 1981:
Mario SCHWARZ, Stilfragen und Nachwirkungen des „Friderizianischen Historismus“ in der Architektur. Unsere Heimat 52, 1981, 243-264.
- VEIT 1998:
Erika VEIT, Die mittelalterliche Baugeschichte der Pfarrkirche zu Neunkirchen. Unpubl. Diplomarbeit Univ. Wien, Wien 1998.

Wolfgang Haider-Berky
Hauptplatz 13
A-2620 Neunkirchen
Berky@A1.net



Abb. 1: Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Neunkirchen, NÖ. Westgiebel des Erstbaues, darüber Aufstockung zur Basilika um 1180. (Foto: W. HAIDER-BERKY).



Abb. 2: Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Neunkirchen, NÖ. Giebelanläufe der südlichen Westmauer (Erstbau und Basilika = Romanik I und II). (Foto: W. HAIDER-BERKY).



Abb. 3: Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Neunkirchen, NÖ. Südostecke des romanischen Saalbaues (Romanik I). (Foto: W. HAIDER-BERKY).



Abb. 4:
Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Neunkirchen,
NÖ. Südwestecke des romanischen Saalbaues
(Romanik I). (Foto: W. HAIDER-BERKY).

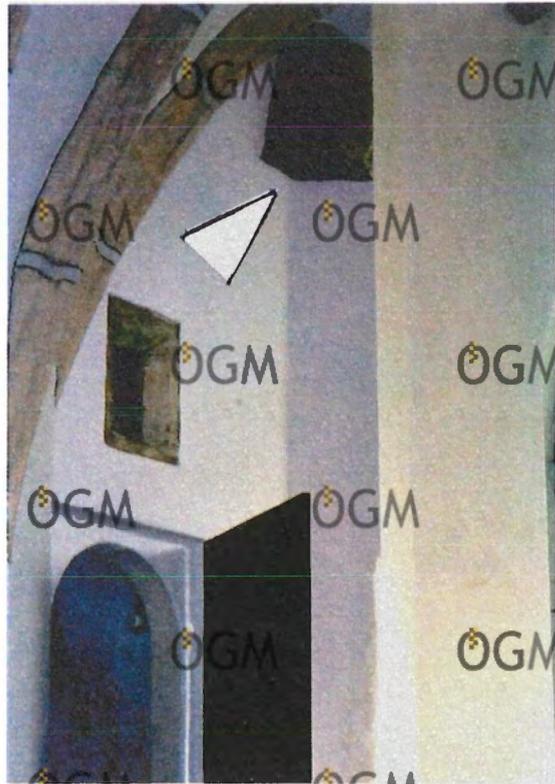


Abb. 5:
Pfarrkirche Maria Himmelfahrt in Neunkirchen,
NÖ. Vorkragender Quader an der Südost-Ecke
des Saalbaues (Romanik I).
(Foto: W. HAIDER-BERKY).

PLANMAß – MODULMAß – BAUMAß

von

Franz PERSCHL, Thallern

Einleitung

Heilige Berge, Höhlen und Quellen sind nicht gebaut. Wird der Heilige Raum künstlich hergestellt, wird sakral gebaut, beginnend mit einer Vision, um die Form zu erfahren, welche dem *Numen* zu entsprechen hat¹. Für die Ausführung durch Architekt und - illiterate - Werkleute muss der Plan alle Zielvorstellungen von den Funktionen des Bauwerks sicht- und baubar machen. Für das Bauen laut Plan muss der Architekt den Werkleuten ein Modulmaß vorgeben. Solche Modulmaße werden seit der Harappa-Kultur (Mohenjo Daro) im Indus, über Elam (Iran), Mesopotamien bis Tyrus und Sidon, Ägypten, an der Südküste Kleinasiens, im klassischen Griechenland bis Kreta, in Rom, dann nördlich der Alpen bis zur Einführung des metrischen Systems im Europa Napoleons angetroffen: Sie sind durchwegs aus den Dimensionen der Erde als Halb- oder Ganzkugel abgeleitet und für die Baupraxis im Dekadensystem um die Faktoren 10^{-7} bis 10^{-2} verkleinert anzutreffen. Von Mohenjo Daro bis Kreta einschließlich Ägyptens ist das Modulmaß für Hoch- und Tiefbau $0,63 \text{ m} = 6.300 \text{ km} \times 10^{-7}$ ², für Flächen der Breitengrad $110 \text{ km} \times 10^{-5} = 1,1 \text{ m}$. Die Erdvermessung erfolgte nach dem Verfahren, das mit Eratosthenes bekannt wurde (237 v. Chr.), an Hand des Meridians als Großkreis, der die Pole schneidet³. Als Kreisformel galt $2 r \pi$ ($\pi = 22/7$). Dass schon vorher die Methode, den Polradius und damit den Erdumfang zu berechnen, bekannt und gesichertes Wissen war, geht aus der Messstrecke des Eratosthenes von 5.000 ägyptischen Stadien zu je $157,5 \text{ m} = 787,5 \text{ km}$ hervor, d. i. genau der 8. Teil von 6.300 km. Wie eine so lange Messstrecke präzise vermessen werden konnte, bewies Sven HEDIN auf seiner Durchquerung der Takla Makan.

Um das Gelände zu vermessen und genaue Karten zu zeichnen, wurde täglich „eine erste Basis von 400 m abgemessen“, die sein Reitkamel in 5 1/2 Minuten zurücklegte, und außerdem wurden die Kamelschritte gezählt⁴. Wechselte das Gelände, wurde neuerlich die 400 m-Strecke abgesteckt und neuerlich die Zeit genommen und die Kamelschritte gezählt. Die Unterteilung des Breitengrads folgt dem 60er-System: 1 Grad = 60 Bogenminuten à $1.833,33 \text{ m}$, 1 Bogenminute = 60 Bogensekunden zu je $30,55 \text{ m} \times 10^{-2} = 30,55 \text{ cm}$, als praktikables Bau-Fußmaß anzutreffen im minoischen Kreta.

1. Modul-Maßsysteme

Die ältesten Modul-Maßsysteme finden sich in der Harappakultur (Indus), danach in chronologischer Abfolge in Elam (Iran), Sumer, Ur, Uruk, in ganz Mesopotamien, Tyrus, Sidon und endlich in Kreta:

- Harappa (ca. 3.000 v. Chr.): Das sog. "Priesterbad" in Mohenjo Daro ist ein in den Boden versenktes, mit Normziegeln wasserdicht ausgemauertes Becken, „ca. $7 \text{ m} \times 12 \text{ m}$, $2,38 \text{ m}$ tief“⁵. Die Länge von 12 m entspricht $19 \text{ m} \times 0,63 \text{ m} = 11,97 \text{ m}$; die Breite von $7 \text{ m} = 11 \text{ m} \times 0,63 \text{ m} = 6,93 \text{ m}$; die Tiefe von $2,38 \text{ m}$ entspricht $3,75 \text{ m} \times 0,63 \text{ m} = 2,3625 \text{ m}$ (Differenzen zum Planmaß: 2,5 %, 1%, 7,4 %). Das Verhältnis Länge zu Breite = $19:11 = 1,7272$ und damit liegt sehr nahe am Wert von $\sqrt{3} = 1,732$ (Differenz: 2,75 %). Mit $\sqrt{3}$ wird die dritte Dimension dargestellt. Die

¹ Siehe die Bauvisionen des Hl. Benedikt (GREGOR DER GROBE 1995, 165), der Äbtissin Berta von Blanchy 725, des Bischofs Alfried von Hildesheim 825, des Mönchs Gunzo von Cluny 1113/14, des Bischofs Girald von Cambrai 1185 (zitiert bei: BINDING 1986).

² Daten der präsenten Erdvermessung: Maß des Polradius nach Internationalem Geodätischem Referenzsystem: $6.356,752 \text{ km}$, nach IAU (Internationalem Astronomischem Union)-System: $6.356,755 \text{ km}$ – vgl. dazu unter Stichwort „Erde“: LEXIKON DER ASTRONOMIE 1986, 86.

³ HERRMANN 1993, 13.

⁴ HEDIN o. J., 195 f.

⁵ JANSEN 1979, 112-117.

Kanalquerschnitte mit 15/30/45 cm stehen im selben System: $\frac{2}{3}$ von 63 cm = 42 cm = Diagonale eines Quadrats mit der Seitenlänge $s = 30$ cm, baupraktikabel dargestellt als Verhältnis $7:5 = 1,4:1$. Der Harappa-Ziegel⁶ mit den Dimensionen 7/15/31 cm steht im selben System: 7 cm = $\frac{1}{9}$ von 63 cm; 15 cm x 31 cm (Rechenwert: 31,11 cm) = $466,65 \text{ cm}^2 \times 2 = 933,3 \text{ cm}^2$, d.i. die Fläche eines Quadrats mit der Seitenlänge $s = 30,55$ cm = 1 *pus* im minoischen Modulmaßsystem⁷.

- Uruk–Elam-Sumer (2.750 v. Chr., Gilgamesch): Zu den ältesten Schriftzeugnissen gehören beschriebene Tontafeln. Funde in Uruk (am Euphrat nächst Ur) und im frühelamischen Susa (Iran) enthalten die Dokumentation eines 60er-Systems, das - mit dem Dekadensystem verschränkt - die praktikable, weil Raum und Zeichen sparende Darstellung einzelner Werte auch in 10er-Potenzen ermöglicht. Eine Maßtabelle aus Larsa (zwischen Uruk und Ur) enthält geordnet dargestellt Standard-Einheiten von Längenmaßen.

Die Maßliste:

1 *beru* („der lange Weg“) = $10.692 \text{ m} = 60 \times 30 \times 12 = 6 \times 60^2 = 21.600 \text{ kus}$ („Ellen“).

1 *kus* = 0,495 m, d. i. die Diagonale eines Quadrats mit der Seitenlänge $s = 0,35 \text{ m} \times 18 (3 \times 6) = 6,3 \text{ m}$.

1 *beru* = 1 *danna* = 30 *us* = 60 *nindan*.

1 *nindan* = 12 *kus*.

1 *kus* = 30 *su-si* („Finger“) zu je 1,65 cm.

1 *su-si* = 6 *se* („Korn“) zu je 2,75 mm.

Beachtlich ist die Tatsache,

dass 4 *se* = 1,1 cm x 10^7 110 km entspricht, d.i. 1 Breitengrad bei Polradius 6.300 km⁸.

- In Knossos, Phaistos (ca. 1.700 v. Chr.), sind als Modulmaße anzutreffen: Für Hoch- und Tiefbau 63 cm, auch das Doppelte, das Eineinhalb- und das Zweieinhalbfache z.B. an Grund- und Stützmauern, Treppen, Pfeilern; für Flächen, innere Dimensionen von Fußböden, Breite von Türschwelle 110 cm, auch unterteilt in die Hälfte und in Viertel sowie verdoppelt bis 2,2 m x 4,4 m. Gleich oft findet sich als Kleinmaß, etwa als Innendurchmesser einer Pithos-Öffnung, einer Stufenbreite sowie der Seitenkante einer quadratischen Säulenbasis 30,55 cm: D.i. die 100-fach verkleinerte Darstellung der Bogensekunde zu 30,55 m. Die Fläche eines solchen Quadrats ist gleich der doppelten Oberfläche eines Harappa-Ziegels. Als Pfeilermaß wurde für die Höhe 1,89 m = $3 \times 0,63 \text{ m}$, für den Umfang 183,3 m = 1 Bogenminute zu $1.833 \text{ m} \times 10^{-3}$ angetroffen⁹.
- Didyma (250 v. Chr.): Nach dem Gründungsstein wurde im Jahr 250 v. Chr. in Didyma nahe Milet der Apollotempel errichtet. Seine Dimensionen mit 60 m Breite und 120 m Länge und der Höhe des Bauwerks erforderten einen außerordentlichen technischen und ökonomischen Aufwand¹⁰. Im Innenhof, dem *adyton*, haben sich auf ca. 200 m² Wandfläche die einzigen aus dieser Epoche bekannten und erhaltenen Architektur- und Planzeichnungen gefunden. Der Architekt hat sie in die rau belassene und mit Röteln überzogene Marmorwand „gerissen“. Aus den Abständen der parallel liegenden Messlinien zwischen 1,8 cm und 1,9 cm leitet Lothar HASELBERGER¹¹ eine Zuordnung zum „griechischen *pus* zu etwa 29,5 cm“ ab, erstellt eine umfangreiche Maßtabelle und publiziert vor allem exakt Maßstab getreue Zeichnungen, woraus folgendes Modulmaß-System zu entnehmen ist: 1,848 cm = 1 *daktylos* („Finger“) x 16 = 29,57 cm. Das ist jenes Fußmaß, welches das Römische Imperium ab der Kaiserzeit (27 v. Chr., Kaiser Augustus) für Landvermessung und -zuteilung (aber nicht für Hoch- und Tiefbau) verwendet. 1.848 m = 1 Bogenminute, 60 Bogenminuten = 110,88 km = 1 Breitengrad. Die antike Kreisformel $2r \times \frac{22}{7}$ ergibt den Polradius von 6.350 km (Rechenwert: 6.350,4 km ; $6.350 \text{ km} \times 10^{-7}$) = 0,635 m als Bau-Modulmaß ebenso wie die 100-fach verkleinerte Bogensekunde 0,308 m, den *pus*, und das Eineinhalbfache davon, die *pechys* („Elle“)¹² zu 0,462 m. Sie wird in 25 *daktyloi* zu je 1,848 cm (s.o.) unterteilt. Auch die „babylonische Elle“ zu 27 *daktyloi* = 49,9 cm und eine *pechys* zu 24 *daktyloi* = 44,4 cm waren in Gebrauch; alle diese Modulmaße basieren auf dem *daktylos*.

⁶ JANSEN, MULLOY, URBAN 1991, 156.

⁷ Befund des Verfassers.

⁸ FRIBERG 1984, 116-124

⁹ Befund des Verfassers. – In Knossos war mit englischem Zollmaßstab leicht festzustellen, was EVANS rekonstruiert hat und was original minoisch ist: EVANS verwendete englischen Zoll à 2,54 cm als 25. Teil des Polradius zu $6.3562,8 \text{ km} \times 10^{-7} = 0,63528 \text{ m}$; siehe Kap. Gotik.

¹⁰ Die Kostenschätzung nur für die 120 geplanten Säulen liegt nach den aufgefundenen Bau-Teilrechnungen bei 40.000 Drachmen pro Säule, d.i. präsent ca. 1 Million Euro.

¹¹ HASELBERGER 1995, 74-83.

¹² Für die „Elle“ war auch die Bezeichnung *pygon* - wörtlich: „Bugwinkel“ - in Gebrauch.

Die Maßliste:

Grundfläche:	Länge 120 m	260 <i>pechys</i> = 120,12 m
	Breite 60 m	130 <i>pechys</i> = 60,60 m
Säulenhöhe	19,7 m	64 <i>pus</i> = 19,71 m
Kreisbögen mit bis zu 4,5 m großen Radien		7 x 0,635 m = 4,445 m
Konstruktionslinien des Säulenschafts Abstand 4,65 cm		2,5 <i>daktyloi</i> = 4,62 cm
Architravblocklänge	5,3 m	12 x 0,635 m = 5,2916 m
Höhe der Erscheinungstür	14,0 m	2 x 0,635 m = 13,97 m ¹³

Die Höhe der Erscheinungstür - Ort der Orakelverkündung - und der größte Radius von Kreisbogenkonstruktionen stehen im Verhältnis $22:7 = \pi$. Sonst sind die Baumaße an Bogenminute und -sekunde orientiert, ausgenommen die Architravblocklänge, sie folgt aus statischen Gründen dem Polradius = $6\,353\text{ km} \times 10^{-7}$. Die Differenzen zwischen Plan- und Baumaß liegen durchwegs im Promillebereich.

- Im Römischen Reich wird - jedenfalls ab der Kaiserzeit - imperial mit 29,7 cm als Modulmaß bei Hoch- und Tiefbau, abgeleitet vom Polradius $6.300\text{ km} \times 10^{-7} = 63\text{ cm}$, gebaut¹⁴. Ein Drittel von 63 cm ist 21 cm, d. i. die Seitenlänge eines Quadrats mit der Diagonale $21 \times \sqrt{2} = 29,7\text{ cm}$ ¹⁵. Genügen für einfache Militärbauten, z.B. den Grundriss eines Marschlagers, noch die Proportionen 1:1,4 oder 5:7, steigt die Präzision mit dem Rang des Bauwerks bis zum Tempel auf 1:1,414 (Rechenwert: 1,4142). Bis zur Einführung des metrischen Systems galt im Kirchenstaat als *piede architettura* 29,7 cm¹⁶.
- Am Giebelriss des Pantheon, freigelegt und angetroffen im Plattenpflaster vor dem Mausoleum des Augustus in Rom, findet sich - hervorgehoben durch kreisförmige Gravur - ein Modulmaß von 4,51 m als Baumaß mit Differenzen bis maximal 5 ‰, meist darunter, was für höchst erreichbare Präzision in der Umsetzung des Plans in den Werkriss, den Polierplan an Ort und Stelle spricht¹⁷. 45,1 cm ist die Länge der Seitenkante eines Quadrats, dessen Diagonale 63,5 cm misst, d.i. der antike Polradius von Didyma in 10-millionenfacher Verkleinerung.

Für Landvermessung und -zuteilung wird ein *pes* von 29,57 cm angetroffen.

5 *pedes* = 1 *passus* = 147,85 cm (s. den griechischen *daktylos*).

1000 *passus* = 1 röm. Strassenmeile = 1.478,5 m.

Bei Landzuteilungen war das Grundmaß 1 *jugerum* zu 28.800 Quadratfuß à 29,57 cm² = 2.520 m²; 200 *jugera* = 1 *centuria* = 50,4 ha¹⁸.

- Sakralbauten der Romanik weisen auf römische Bautradition hin, wie z.B. das Chorrechteck der Kirche in Schöngrabern: Außenmaße 10,7 m (Rechenwert: 10,3885 m) zu 7,43 m (Rechenwert: 7,4275 m) = 7 *passus* zu 5 *passus* à 148,55 cm zu 5 *pedes* à 29,7 cm¹⁹.

1.1 Der karolingische Fuß als Bau-Modulmaß

Die Pfalzkapelle in Aachen ist der Ausgangspunkt der Ausbreitung des Bau-Modulmaßes von 33,3 cm, d.i. der sog. karolingische Fuß²⁰. Er ist ein Wurzelausdruck: $333^2 = 110.889$, d.i. in Kilometern die Länge des Breitengrads bei Polradius 6.350,915 km. 33,3 cm als Bau-Fuß kommt schon vor 800 n. Chr. vor, z.B. bei der ersten Steinkirche unter dem Dom von Frankfurt/Main im 8. Jahrhundert. In der Literatur wird 33,29 cm als „benediktinischer Baufuß“ bezeichnet²¹. In der *Regula St. Benedikti* kommen die *artifices* nur einmal vor (§ 57): Sie sollen demütig und nicht hochmütig sein wegen ihrer Kunst, bei Sanktion der Wegnahme ihrer Arbeit durch den Abt. Auch die Vita des Hl. Benedikt von Gregor dem Großen enthält

¹³ HASELBERGER 1995.

¹⁴ Befunde des Verfassers an Limesbauten in Niederösterreich: z.B. Burgus in Bacharnsdorf, Mautern, Traismauer. – Grundriss der ältesten Steinkirche in Frankfurt/Main: MENGHN, PLANCK 2003, 319.

¹⁵ Rechenwert: 29,698 cm - vgl. präsent: DIN A4 = 29,7 x 21 cm.

¹⁶ Siehe unter Stichwort „Maße“: MEYERS GROBES KONVERSATIONSLEXIKON 1908, 406-407.

¹⁷ HASELBERGER 1994, 279-308.

¹⁸ KAHNT, KNORR 1987, 51.

¹⁹ Plangrundlage: Photogrammetrische Aufnahme BDA Nr. 10334/1985 - vgl. dazu auch die Steinkirche unter dem Dom von Frankfurt/Main. – Zur Kirche grundlegend: SCHWARZ 1998a; DEHIO NIEDERÖSTERREICH 1990, 1051 ff.; FEUCHTMÜLLER 1989; FRIEDRICH 1989.

²⁰ WEISWEILER, HENNECKE 1981, 31, 97.

²¹ HANFTMANN 1930, 229-263 - zitiert nach: ZIEGLER 1986, 230.

nichts über Bautechnik und Maß²². Das Verfahren, Bau-Modulmaße exakt geeicht und damit präzise beliebig weit und oft zu übertragen, muss schon vor VITRUV Standard gewesen sein. VITRUV verlangt zwar vom Architekten am Beginn des dritten Buches über Architektur die strikte Einhaltung des *modulus* - in Form des *pes* - und baut darauf seine Proportionslehre auf, abgeleitet von den Proportionen der menschlichen Figur (wie später MICHELANGELO, DÜRER), gibt aber keinen Hinweis auf das Verfahren, den *pes* darzustellen und zu eichen²³.

Beispiele für karolingischen Fuß als Bau-Modulmaß:

- Frankfurt/Main, älteste Steinkirche unter dem Dom: Errichtet auf römischen Fundamenten, aus- und umgebaut in karolingischem Fuß als Grablege²⁴.
- Kirche in Winklarn bei Amstetten, Niederösterreich: Grundquadrat zu 32 karolingischen Fuß Seitenlänge²⁵.
- Stadtpfarrkirche in Eggenburg, Niederösterreich: Grundmauern der sog. Ratsherrenhalle, deren innere Diagonale und die Grundmauern des Presbyteriums in karolingischem Fuß gebaut sind²⁶.
- Oberleis bei Ernstbrunn, Niederösterreich: Ältester Kirchengrundriss auf dem Plateau der Wallanlage²⁷.
- Sachsendorf bei Eggenburg, Niederösterreich: Burgkapelle des 12. Jahrhunderts, Grundmauern erhalten²⁸ (vgl. Abb. 4a u. b).
- Strögen bei Horn, Niederösterreich: Freistehende Südfront des Kirchturms mit einer Breite von 6,66 m = 20 karolingische Fuß²⁹.

In Bayern galt bis zur Einführung des metrischen Systems 0,33 m als offizielles Bau- und Feldmaß. Bei Polradius (R) = 6.300 km ist ein Drittel des Meridianquadranten $3.300 \text{ km} \times 10^{-7} = 0,33 \text{ m}$ (vgl. dazu die Maße der Grabplatte aus der Kirche von Obermeisling auf Abb. 5).

Beispiele :

- Hundsheim, Niederösterreich: Turm mit der Seitenlänge $12 \times 0,33 \text{ m} = 3,96 \text{ m}$ ³⁰.
- Romanische Brücke über den Kamp zum Stift Zwettl, Niederösterreich: Pfeilerbreite $12 \times 0,33 \text{ m} = 3,96 \text{ m}$ ³¹.
- AVA-Turm in Klein-Wien, Niederösterreich: Frontbreite $9 \times 0,33 \text{ m} = 2,97 \text{ m}$ ³².
- Karner in Hadersdorf, Niederösterreich: Umfang (ohne Basen der Halbsäulen außen) $90 \times 0,33 \text{ m} = 29,7 \text{ m}$ ³³.
- Kehlheimer Platten: Seitenkante $1,5 \times 0,33 \text{ m} = 0,495 \text{ m} \times \sqrt{2} = 0,7 \text{ m}$, d.i. die Diagonale der quadratischen Platte. $0,7 \text{ m} \times 9 = 6,3 \text{ m} \times 10^6 = 6.300 \text{ km} = \text{Polradius antik}$.

1.2 Der *pied de roi* als französisches Bau- und Feldmaß

Paris – Wien: Der *pied de roi* galt bis 1668 als königlich französisches Bau- und Feldmaß³⁴. Er findet sich auch als Modulmaß bei Stadtgründungen wie z.B. Freiburg im Breisgau, Villingen, Offenburg, Rottweil³⁵. 32,4 cm ist ein Wurzel Ausdruck: $32,46^2 = 1.053,65 \times 6 = 6321,9$. Die Wiener Bauelle misst 63,2 cm³⁶. 3 Wiener Ellen = 1 Wiener Klafter zu 1,896m, die Elle zu 63,2 cm geteilt in 24 Teile ergibt 1 Wiener Zoll zu 2,63 cm³⁷ und der war beim Landgreißler als „Meter Wien“ im Handel, als Modulmaß anzutreffen an nicht im 19. Jahrhundert restaurierten Bauteilen der Stiftskirche von Klosterneuburg³⁸, an der Südfront der Stadtpfarrkirche sowie am Karner in Tulln³⁹, an der Stadtpfarrkirche in Eggenburg⁴⁰ sowie am Wassersschlag⁴¹ der Piaristenkirche in Krems⁴² (vgl. Abb. 8), alle in Niederösterreich gelegen. An den Grundmauern der ergrabenen ältesten Kirche von St. Blasien in Klein Wien, Niederösterreich, findet sich

²² Wohl aber über Bauvisionen - siehe Anm. 1.

²³ Die Differenz zwischen 33,3 cm und 33,29 cm beträgt 0,03 %, das ist in der Natur nicht mehr mechanisch darstellbar – Siehe dazu: VITRUV (ed. FENSTERBUSCH 1991), 137.

²⁴ Vgl. Anm. 14.

²⁵ SAUER 1998, 575-592.

²⁶ Befund des Verfassers an Hand des Plans von Adalbert KLAAR (BDA-Archiv = Bundesdenkmalamt, Abteilung für Bodendenkmalpflege) - zur Kirchengeschichte vgl.: DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990, 149-150.

²⁷ Befund des Verfassers - zur Baugeschichte und Datierung siehe die Homepage: www.oberleiserberg.at.

²⁸ Befund des Verfassers - zur Datierung der Kapelle in das 12. Jahrhundert vgl.: KRENN, KRENN-LEEB 1993; KRENN 1991; 1990.

²⁹ Befund des Verfassers - zur Datierung vgl.: DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990, 1157 f.

³⁰ Befund des Verfassers - zur Datierung vgl.: REICHHALTER, K. u. Th. KÜHTREIBER 2001, 239 f.

³¹ Befund des Verfassers - zur Brücke vgl.: DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990, 1364.

³² Befund des Verfassers - zur Datierung vgl.: REICHHALTER, K. u. Th. KÜHTREIBER 2001, 102 f.

³³ Befund des Verfassers - zum Karner vgl.: DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990, 376 f.

³⁴ PFEIFFER 1986/Bd. 1, 139.

³⁵ HUMPERT, SCHENK 2001, 17, 95, 200.

³⁶ Die Differenz zum Rechenwert 63,219 cm beträgt 0,3 %.

³⁷ Maßliste der Dombauhütte von St. Stefan zu Wien (Archiv der Dombauhütte St. Stephan) - vgl. dazu: Abb. 9.

³⁸ Befund des Verfassers - zur Baugeschichte vgl.: DEHIO NIEDERÖSTERREICH SÜD 2003/Bd. 1, 1014-1021; SCHWARZ 1998b.

³⁹ Befund des Verfassers - zur Baugeschichte vgl.: DEHIO NIEDERÖSTERREICH SÜD 2003/Bd. 2, 2403-2408; SCHWARZ 1998c; 1998d.

⁴⁰ Befund des Verfassers - zur Baugeschichte vgl.: Anm. 26.

⁴¹ Ein Wasser schlag dient der Ableitung von Regenwasser, überall anzutreffen - ist sozusagen Standard - vgl.: MÜLLER, VOGEL 2000/1, 65 (Das Bauwerk als Organismus IV/Die Kathedrale von Amiens) u. 2000/2, 321 (Mittelalter/Bauformen VII: Gotische Baustruktur 2 - Strebewerk), 399 (Mittelalter/Sakralbau: Fassadentypen der Gotik).

⁴² Befund des Verfassers - zur Baugeschichte vgl.: DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990, 565-567.

ebenfalls der *pied de roi* als Baumaß⁴³. Der Wiener Werkschuh, d.i. die halbe Wiener Elle, à 31,6 cm ist das Baumodulmaß des Schlosses Schönbrunn in Wien⁴⁴.

1.3 Das neue Modulmaßsystem der Gotik

Die Gotik unterscheidet sich von ihren Vorgängern nicht nur durch den „neuen“ Stil, durch die Funktion der Fenster, durch die „neue“ Raumaufteilung, sondern auch durch das „neue“ Modulmaßsystem. Ist hier bis dahin noch - als 10-millionenfache Verkleinerung des Polradius - die Wiener Elle zu 63,2 cm anzutreffen, gilt nun für den Polradius das „neue“ Maß $6.352,8 \text{ km} \times 10^{-7} = 0,63528 \text{ m}$ als Bauelle, anzutreffen mit 63,53 cm, unterteilt in 25 Teile à 2,541 cm, d. i. - präsent - der englische Zoll⁴⁵ (vgl. Abb. 1 u. 2). Die Differenzen zwischen Rechenwert und Bauelle bzw. Zollmaß liegen bei 0,03 %. Auch das Zielgebiet des Architekten stülpt sich nun nach innen um: Nun finden sich die Modulmaße in höchst erreichbarer Präzision im Inneren, davor außen. Nicht immer stimmt der Stil mit dem Modulmaß überein: Auch in der Gotik finden sich Bauwerke, die zwar im „neuen“ Stil aber nach „altem“ Maß gebaut wurden wie z.B. die Piaristenkirche in Krems, Niederösterreich⁴⁶ (vgl. Abb. 8), aber auch „alter“ Stil in „neuem“ Maß wurde hergestellt⁴⁷ (vgl. dazu die Radkreuzgravur auf der Grabplatte von Obermeisling auf Abb. 5; für Stil und Maß übereinstimmend: vgl. St. Michael in der Wachau auf Abb. 6 u. 7).

1.4 Der *braccio fiorentino* als Bau-Modulmaß der Renaissance

Die Renaissance greift programmatisch auf antikes Modulmaß zurück: Sowohl am Florentiner Dom als auch am Palazzo Rucellai (ALBERTI) findet sich als Bau-Modulmaß der *braccio fiorentino* zu $58,3 \text{ cm}^{48}$. $0,5833 \text{ m} \times 18 = 10,49 \text{ m}$, gerundet 10,5 m (Differenz: 0,057 %), d.i. der 6. Teil von $63 \text{ m} \times 10^5 = 6.300 \text{ km}$, der Polradius der Antike vor Didyma. Auch Ghiberti greift auf antikes Baumodulmaß zurück: Die Felder der Paradiestür des Florentiner Baptisteriums sind quadratisch und haben eine Seitenlänge des Bildrahmens innen von 78,4 cm. $78,4 \times \sqrt{2} = \text{Diagonale des Quadrats} = 110,8 \text{ cm}^{49}$. Dabei wird $\sqrt{2}$ exakt mit dem Rechenwert 1,4142 dargestellt. 110,873 km misst der Breitengrad bei Polradius 6.350 km (vgl. Didyma). Die Präzision dieses Modulmaßes wird bei der Herstellung der feuervergoldeten Bronze auch unter Berücksichtigung des mehrfachen Schwindens beim Formen, Umformen, Gießen und Vergolden gehalten. Ghiberti greift also auch auf antike Bautradition zurück.

2. Ableitung der Maßbezeichnungen von menschlichen Extremitäten

Fuß und Elle wird in der Fachliteratur von der Länge menschlicher Körperteile abgeleitet⁵⁰. Bei Pfeiffer misst die „natürliche Elle“ genau 371,066 mm (wie man dieses Maß kontrolliert überträgt, bleibt unerwähnt), bezogen auf "die Babylonier", welche dieses Maß „am Erdumfang normiert haben“⁵¹. Dieselbe Ableitung von Dimensionen menschlicher Extremitäten gilt für Finger (*daktylos*, *digitus*) und Handbreit (*palma*). Bei der „Rute“ stünde nur der Fuchsschwanz zur Verfügung. Als „Fuß“ findet sich in den historischen Baumodul-Maßsystemen durchwegs die 100-fach verkleinerte Darstellung der Bogensekunde: Also bei Polradius (R) = 6.300 km als *pus* in Kreta zu 30,55 cm, ab Didyma in Griechenland (R = 6.350 km) zu 30,8 cm, als *pes* in Rom dem entsprechend verkleinert als ein Drittel von $R = 6.300 \text{ km} \times 10^{-6} = 21 \text{ cm}$, verstanden als Seitenlänge eines Quadrats $21 \times \sqrt{2} = 29,7 \text{ cm}$; als *pes* für

⁴³ Befund des Verfassers - die Publikation der Grabungen durch die Ausgräberin Jasmine Wagner sind für die Fundberichte aus Österreich in Vorbereitung.

⁴⁴ SAUER 2001, 458.

⁴⁵ Dieser war beim Landgreißler als „Meter London“ zu haben. – Befunde des Verfassers an: Stadtpfarrkirche Eggenburg, Halle - an Hand des Baualterplans von Adalbert Klaar (zur Baugeschichte vgl.: Plan im BDA-Archiv), Pfarrkirche von Schöngrabern, Chorrechteck innen (zur Baugeschichte vgl.: Plan im BDA-Archiv), Pfarrkirche von St. Michael in der Wachau, Presbyterium innen (zur Baugeschichte vgl.: DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990, 1020 f.).

⁴⁶ Wasserschlag in Wiener Zoll - Befund des Verfassers.

⁴⁷ Befund des Verfassers an der Radkreuz-Grabplatte von Obermeisling bei Krems, Niederösterreich (zur Datierung vgl.: DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990, 821).

⁴⁸ Rechenwert: 58,33 cm - vgl. dazu: STROHMAYER 1996, 65; für *braccio fiorentino* als offizielles Bau- und Feldmaß im Herzogtum Toskana siehe unter Stichwort „Maße“: MEYERS GROBES KONVERSATIONSLERIKON 1908, 406 f.

⁴⁹ Rechenwert: 110,873 cm - Befund des Verfassers.

⁵⁰ Siehe zuletzt: PFEIFFER 1986/Bd. 1.

⁵¹ Ohne weitere Angabe über ein entsprechendes Verfahren. – Bei einem Rechenwert von 371,066 mm wären das 106.719,599 „natürliche“ Ellen = 360 Grad à 296.443,22 solcher Ellen.

Landvermessung zu 29,57 cm = 16 *daktyloi* à 1,848 cm als 100.000-fach verkleinerte Bogenminute bei $R = 6.350$ km (Didyma). Die Elle findet sich als *pechys* im klassischen Griechenland als eineinhalb Fuß (vgl. das Verhältnis 2:3 gleich der Quint) mit den dargestellten Unterteilungen. Dasselbe gilt - wie dargestellt - für den *pied de roi* und die Wiener Elle.

2.1 Ableitung ihrer Dimension aus der Erdvermessung

Fuß und Elle sind also zwar Bezeichnungen aus dem Katalog menschlicher Körperteile, ihre Dimension beziehen sie aber aus der Erdvermessung. Der Schlüssel zum Verständnis dieses Phänomens liegt im Griechischen: Das Wort für „blendend, hell glänzend“ ist *chalk-ops*, wörtlich kupfer-ops. Üblicherweise wird *-ops* mit „äugig“ übersetzt. Begreift man Griechisch als rein funktional strukturierte Sprache, dann bedeutet die Silbe 'ops' die Funktion: „Auge – sehen“ und zugleich auch „Auge – gesehen werden“, *chalk-ops* bedeutet dann nicht etwa „kupfer-äugig“, sondern etwas, das wie hell glänzend, blendend poliertes Kupfer aussieht, „sieht aus wie poliertes Kupfer“. Auf das Adjektiv *kykl-ops* angewendet, bedeutet das nicht etwa „kyklops – kreisäugig“, sondern „sieht aus wie ein kyklos, ein Kreis“, z.B. die Formation einer Kriegsflotte in Defensivstellung, jeden Bug nach außen, in Kreisform. Dann ist Hera auch nicht die „boopis = die Kuhäugige“, sondern „sieht aus wie eine Kuh“, siehe Zeus' Abenteuer mit Io, die in eine Kuh verwandelt wird. Dies ist die Technik, Unbekanntes durch Bekanntes zu benennen, das so aussieht wie das zu Benennende, wofür es in der Umgangssprache aber kein Wort gibt. Übertragen auf die Baustelle, wo der Architekt den (illiteraten) Werkleuten das Modulmaß vorgibt⁵², führt dies zwanglos zu Bezeichnungen wie: Korn, Finger, Handbreit, Fuß, Elle, Rute, Klafter, langer Weg – präsent ist der Gerüstbock kein realer Ziegen- oder Schafbock, sieht aber so aus; das Rössl des Zimmermanns - ein brückenartiges Hilfsgerüst zum Unterfangen u.a. einer tragenden Mauer, wenn darunter z.B. eine Türöffnung ausgebrochen werden soll - ist kein reales Pferd, sieht aber so aus.

2.2 Zur Frage des Übertragungsverfahrens

Die Darstellung des Polradius R wurde seit der Zeit von Mohenjo Daro bis heute um $56,752 \text{ km} \times 10^6$ größer. Die davon abgeleiteten Bau-Modulmaße finden sich über große Zeit- und Wegstrecken mit Präzision bis in den Millimeterbereich übertragen. Die Fachliteratur bleibt in der Frage nach einem Übertragungsverfahren unergiebig⁵³. Als technisch saubere Lösung bietet sich die schwingende Luftsäule z.B. in einer Orgelpfeife an, zumal auch deren Längenmessur in „Fuß“ angegeben und gebaut wird. Der Ton entsteht durch das Anblasen, durch den von unten aufsteigenden Luftstrom durch Turbulenzen ab dem sog. Aufschnitt, einem quer am unteren Ende der zylinderförmigen Pfeife angebrachten Luftschlitz, durch den ein Teil des „Windes“ entweicht. Der Abstand von der Oberkante des Aufschnitts bis zum oberen Rand der Pfeife bestimmt die Tonhöhe. Die Verdoppelung der Längenmessur macht den Ton um eine Oktave tiefer, die Halbierung um eine Oktave höher als den Grundton bei 1 Fuß Abstand vom Aufschnitt bis zum oberen Rand. Natürliche Brüche (1/3, 2/3) bewirken Tonstufen, so ist 2/3 Fuß die Quint auf dem Grundton. Der Orgelbauer stimmt die Pfeife nach absolutem Gehör auf den „richtigen“ Ton, indem er die Längenmessur solange verkürzt, bis der „richtige“ Ton auf die Schwingung genau, d.i. im „Mikrobereich“, zu hören ist⁵⁴. Seine Übertragung durch eine Person mit absolutem Gehör kann so auch bei Modulmaßen mit höchst möglicher Präzision garantiert werden, es genügt ein Rohr mit Aufschnitt und Anblasöffnung wie eine Blockflöte. Die älteste aufgefundene Orgel ist die römische Orgel von *Aquincum*/Budapest⁵⁵: Ihr Orgel-Fußmaß ist exakt 1 *pes* zu 29,57 cm = der Ton *g*, ihre Dimensionen ca. 35 cm breit, samt Windkessel und Blasbalg ca. 1,5 m hoch⁵⁶, vergleichbar einem Portativ. Die Orgel hat 4 Register und 52 Pfeifen und 13 Tasten, wurde rekonstruiert und ist spielbar. Nach der Dedikationstafel war sie 228 n. Chr. von einem emeritierten Ädil⁵⁷ jenem Kollegium gespendet worden, dem er vorstand. Das Manual umfasst eineinhalb Oktaven.

⁵² Etwa, indem er wie in Didyma die Werkpläne an die Wand „reißt“ oder wie in Rom ins Pflaster gravieren lässt oder wie in Eggenburg, Niederösterreich, ein Modellfenster anfertigt und es in Augenhöhe anbringen lässt, sodass die Steinmetzen sich davon Leeren und Schablonen anfertigen und so Naturmaß übertragen können (vgl. Abb. 1 u. 2); das Werkmaß wird dabei um den Markierungsstrich im Modulmaß größer, die Maßdifferenz bleibt dabei im Promillebereich.

⁵³ „... Wir dürfen dieses Problem hier auf sich beruhen lassen.“ - zitiert aus: WITTHÖFT 1986, 224.

⁵⁴ Freundliche Mitteilung von Orgelbaumeister Gerhard HRADETZKY, Ober-Bergern bei Krems, Niederösterreich.

⁵⁵ WALCKER-MEYER 1970, 37 f.

⁵⁶ Kommt dem *passus* zu 1,4785 m nahe.

⁵⁷ Zuständig u.a. für die öffentlichen Bauten: das Handelsgericht, Markt, Eichamt.

Orgelfuß-Mensuren:

- PRÄTORIUS (1571-1621): 27,8 cm (Rechenwert: $27,73 \text{ cm} \times 4 = 110,92 \text{ cm} \times 10^6 = \text{Breitengrad bei } R = 6.352,8 \text{ km}$ (vgl. Gotik)⁵⁸
- SCHNITGER (1648-1720): 26,5 cm (Rechenwert: $26,47 \text{ cm} \times 24 = 6,528 \text{ m}$ (vgl. Gotik)⁵⁹
- DOM BEDOS (1714-1797): Pariser Orgelfuß 32,5 cm (Rechenwert 32,48 cm = *ped de roi* nach 1668)⁶⁰
- Gregor HRADEZKY, Orgelbaumeister in Krems an der Donau (NÖ): 30,8 cm (vgl. Didyma)⁶¹
- Kirchenorgel in der Pfarrkirche von Stiefern am Kamp, Niederösterreich: 33 cm (vgl. Bayern)⁶²

Literaturverzeichnis

BINDING 1986:

Günter BINDING, Früh- und hochmittelalterliche Bauvermessung. In: Harald WITTHÖFT (Hrsg.), Die historische Metrologie in den Wissenschaften. Sachüberlieferung und Geschichte. Siegener Abhandlungen zur Geschichte der materiellen Kultur 3, St. Katharinen 1986, 62-74.

DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990:

DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD. Niederösterreich nördlich der Donau. Wien 1990.

DEHIO NIEDERÖSTERREICH SÜD 2003:

DEHIO NIEDERÖSTERREICH SÜD. Niederösterreich südlich der Donau. Band I u. 2, Wien 2003.

FEUCHTMÜLLER 1989:

Rupert FEUCHTMÜLLER, Schöngrabern. Die steinerne Bibel. Wien-München 1989³.

FILLITZ 1998:

Hermann FILLITZ (Hrsg.), Geschichte der bildenden Kunst in Österreich. Band 1: Früh- und Hochmittelalter. München-New York-Wien 1998.

FRIBERG 1984:

Jöran FRIBERG, Zahlen und Maße in den ersten Schriftzeugnissen. Spektrum der Wissenschaft, April 1984, 1984, 116-124.

FRIEDRICH 1989:

Irene FRIEDRICH, Die Kirchenbauten in Schöngrabern. Unsere Heimat 60, 1989, 223-229.

FORER 1973:

Alois FORER, Orgeln in Österreich. Wien 1973.

GREGOR DER GROSSE 1995:

GREGOR DER GROSSE, Der Hl. Benedikt. Buch II der Dialoge. St. Ottilien 1995.

HANFTMANN 1930:

Bartel HANFTMANN, Benediktiner als Architekten bis in die Zeit der Gotik, ihr Werkschuh zu 0,3329 m. Studien und Mitteilungen des Benediktinerordens und seiner Zweige 48, 1930, 229-263.

HASELBERGER 1994:

Lothar HASELBERGER, Ein Giebelriß der Vorhalle des Pantheon - Die Werkrise vor dem Augustusmausoleum. Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts - Römische Abteilung 101, Mainz 1994.

HASELBERGER 1995:

Lothar HASELBERGER, Entzifferung eines antiken Werkplans. Spektrum der Wissenschaft, August 1995, 1995, 74-86.

HEDIN o. J.:

Sven HEDIN, Durch Asiens Wüsten. Von Stockholm nach Kaschgar. Alte abenteuerliche Reiseberichte (hrsg. von Detlef BRENNER und Heinrich ALBERT, Edition Erdmann). o. O., o. J.

HERRMANN 1993:

Joachim HERRMANN, dtv-Atlas der Astronomie. München 1993.

HUMPERT, SCHENK 2001:

Klaus HUMPERT, Martin SCHENK, Die Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Stuttgart 2001.

JANSEN 1979:

Michael JANSEN, Architektur in der Harappakultur. Bonn 1979.

JANSEN, MULLOY, URBAN 1991:

Michael JANSEN, Máire MULLOY, Günther URBAN, Forgotten Cities on the Indus. Early Civilizations in Pakistan from the 8th to the 2nd Millennium BC. Mainz 1991.

KAHNT, KNORR 1987:

Helmut KAHNT, Bernd KNORR, Alte Maße, Münzen und Gewichte. Mannheim-Wien-Zürich 1987.

KRENN 1990:

Martin KRENN, Vorbericht zu den Untersuchungen in der Burganlage von Sachsendorf, NÖ. Das Waldviertel 39/1, 1990, 8-26.

KRENN 1991:

Martin KRENN, Vorbericht zu den Untersuchungen in der Burganlage von Sachsendorf, Niederösterreich. In: Horst Wolfgang BÖHME (Hrsg.), Burgen der Salierzeit. 2. In den südlichen Landschaften des Reiches. Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz Monographien 26, Sigmaringen 1991², 351-376.

KRENN, KRENN-LEEB 1993:

Martin KRENN, Alexandra KRENN-LEEB, Sachsendorf - ein Beitrag zum derzeitigen Forschungsstand der mittelalterlichen Burganlage. Archäologie Österreichs 4/2, 1993, 51-60.

LEXIKON DER ASTRONOMIE 1986:

LEXIKON DER ASTRONOMIE. Berlin-Heidelberg 1986⁸.

⁵⁸ Nach FORER 1973, 242.

⁵⁹ Nach FORER 1973, 242.

⁶⁰ Nach WANGEMANN 1881/1999, 215; FORER 1973, 242.

⁶¹ Befund des Verfassers.

⁶² Befund des Verfassers - zur (neuen) Orgel von 2002 vgl.: PEMMER, HUNDSBICHLER 2003, 164.

- MENGHIN, PLANCK 2003:
 Wilfried MENGHIN, Dieter PLANCK (Hrsg.), Menschen - Zeiten - Räume. Archäologie in Deutschland. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung in Berlin und Bonn, Stuttgart 2003.
- MEYERS GROSSES KONVERSATIONSLEXIKON 1908:
 MEYERS GROSSES KONVERSATIONSLEXIKON. Band 13, Leipzig 1908⁶.
- MÜLLER, VOGEL 2000:
 Werner MÜLLER, Gunther VOGEL, dtv-Atlas Baukunst. 2 Bde., München 2000¹².
- PEMMER, HUNDSBICHLER 2003:
 Josef Diethard PEMMER, Helmut HUNDSBICHLER, Die ehemalige Orgel von Franz Capek. In: Helmut HUNDSBICHLER (Red.), Andere Zeiten. Jubiläumsbuch 1100 Jahre Stiefern (hrsg. vom Dorferneuerungsverein Stiefern). Stiefern 2003, 164.
- PFEIFFER 1986:
 Elisabeth PFEIFFER, Die alten Längen- und Flächenmaße. Band I u. 2, St. Katharinen 1986.
- REICHHALTER, K. u. Th. KÜHTREIBER 2001:
 Gerhard REICHHALTER, Karin und Thomas KÜHTREIBER, Burgen Waldviertel-Wachau. St. Pölten 2001.
- SAUER 1998:
 Franz SAUER, Archäologische Untersuchungen in der Pfarrkirche von Winklarn, Niederösterreich. Fundberichte aus Österreich 37, 1998, 575-592.
- SAUER 2001:
 Franz SAUER, Archäologische und bauhistorische Beobachtungen am Schönbrunner Schlossbau Fischers von Erlach. Österreichische Zeitschrift für Kunst- und Denkmalpflege 55/4, 2001, 453-458.
- SCHWARZ 1998a:
 Mario SCHWARZ, Schöngrabern (NÖ), Pfarrkirche. In: FILLITZ 1998, 295-297.
- SCHWARZ 1998b:
 Mario SCHWARZ, Klosterneuburg (NÖ.), Augustiner Chorherren-Stiftskirche. In: FILLITZ 1998, 269-273.
- SCHWARZ 1998c:
 Mario SCHWARZ, Tulln (NÖ.), Pfarrkirche. In: FILLITZ 1998, 286-288.
- SCHWARZ 1998d:
 Mario SCHWARZ, Tulln (NÖ.), ehemaliger Karner südöstlich der Pfarrkirche. In: FILLITZ 1998, 331 f.
- STROHMAYER 1996:
 Wolfgang STROHMAYER, Die hohe Kunst der alten Meister. Zwettl 1996.
- VITRUV (ed. FENSTERBUSCH 1991):
 VITRUV, 10 Bücher über Architektur (übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Curt FENSTERBUSCH). Darmstadt 1991².
- WALCKER-MEYER 1970:
 Werner WALCKER-MEYER, Die römische Orgel von Aquincum. Stuttgart 1970.
- WANGEMANN 1881/1999:
 Otto WANGEMANN, Geschichte der Orgel. Demmin 1881 (Reprint: 1999).
- WEISWEILER, HENNECKE 1981:
 Hermann WEISWEILER, Gunther HENNECKE, Das Geheimnis Karls des Großen. München 1981.
- WITTHÖFT 1986:
 Heinz WITTHÖFT, Maßrealien und die Tradition nordeuropäischer Maßnormen in Mittelalter und Neuzeit. In: Heinz WITTHÖFT (Hrsg.), Die historische Metrologie in den Wissenschaften. Sachüberlieferung und Geschichte. Siegener Abhandlungen zur Geschichte der materiellen Kultur 3, St. Katharinen 1986, 213-225.
- ZIEGLER 1986:
 Heinz ZIEGLER, Die Zahl als rechtes Verhältnis im Ternar: Maß, Zahl und Gewicht im Spätmittelalter. In: Harald WITTHÖFT (Hrsg.), Die historische Metrologie in den Wissenschaften. Sachüberlieferung und Geschichte. Siegener Abhandlungen zur Entwicklung der materiellen Kultur 3, St. Katharinen 1986, 226-239.

HR Dr. Franz Perschl RdL i.R.
 Fuchsleitenweg 53
 Thallern
 A-3511 Furth bei Göttweig

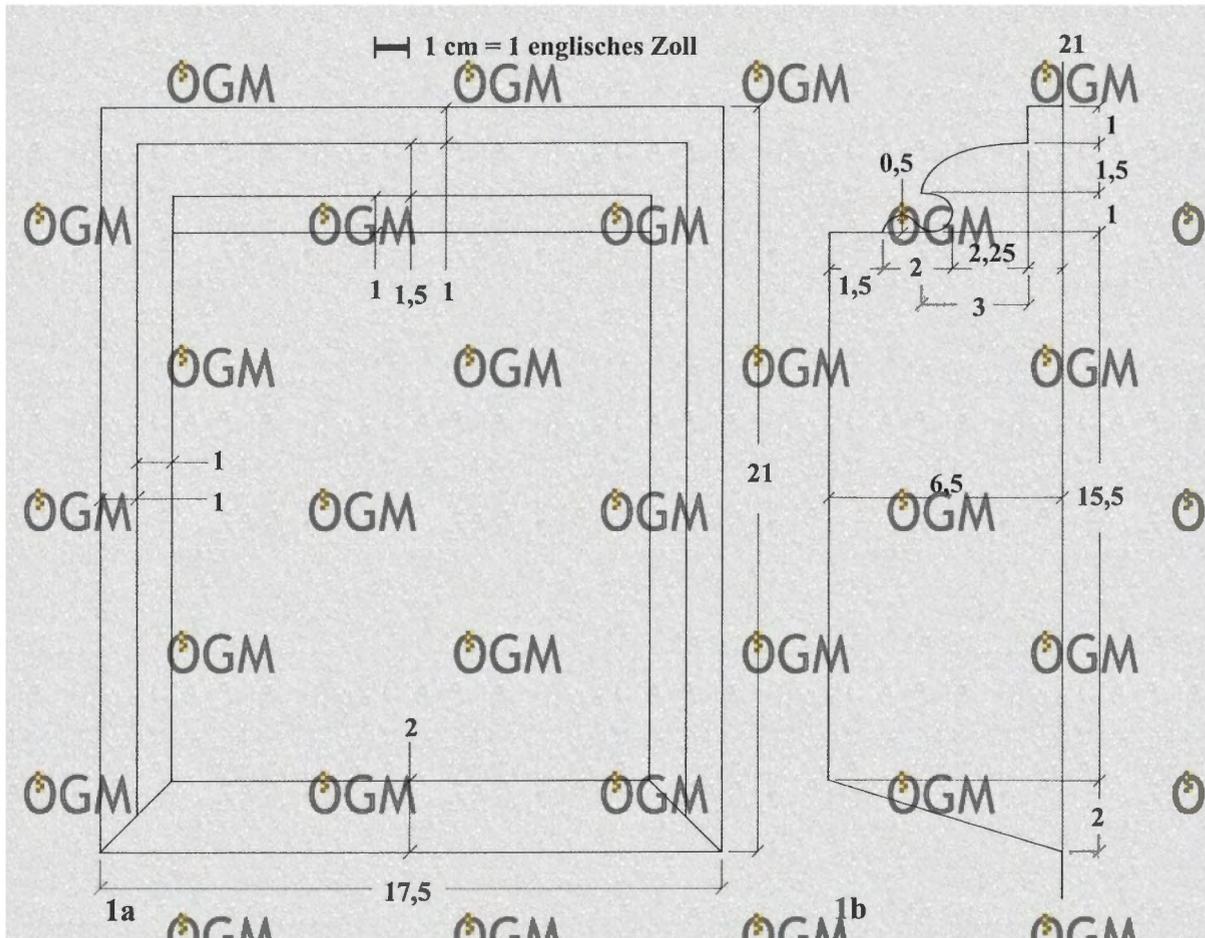
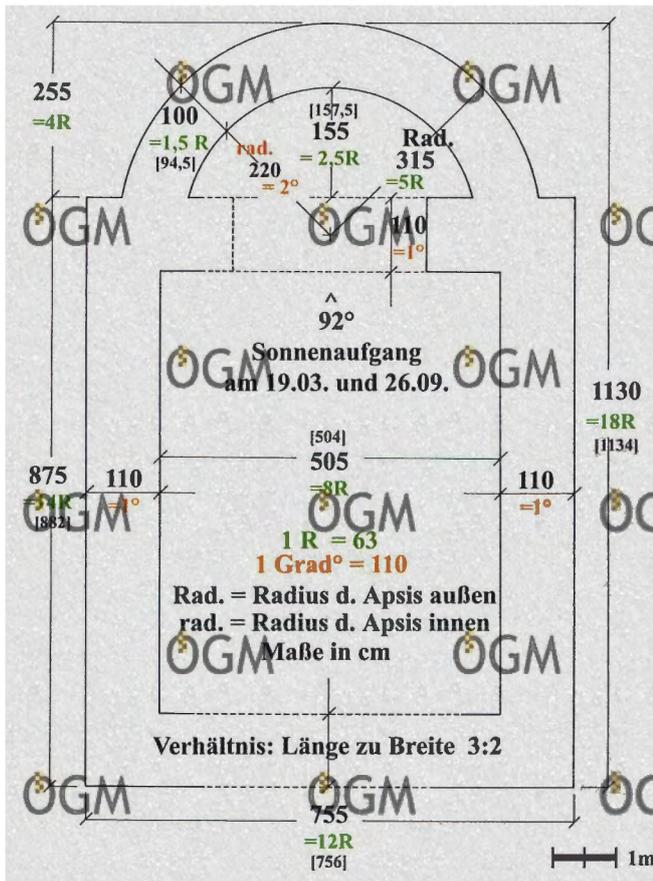


Abb. 1: Eggenburger Stadtpfarrkirche, Niederösterreich. Modellfenster an der Südfront des Westwerks. Das Modellfenster, ein Blindfenster in Augenhöhe, enthält in englischem Zoll gearbeitet alle Kleinmaße für das Maßwerk so, dass die Steinmetzen hievon Naturmaß nehmen konnten und sich danach Leeren und Schablonen anfertigen konnten. Maße in englischem Zoll: 1 Zoll = 2,541 cm - vgl. Gotik. (Befund u. Zeichnung: Franz PERSCHL).

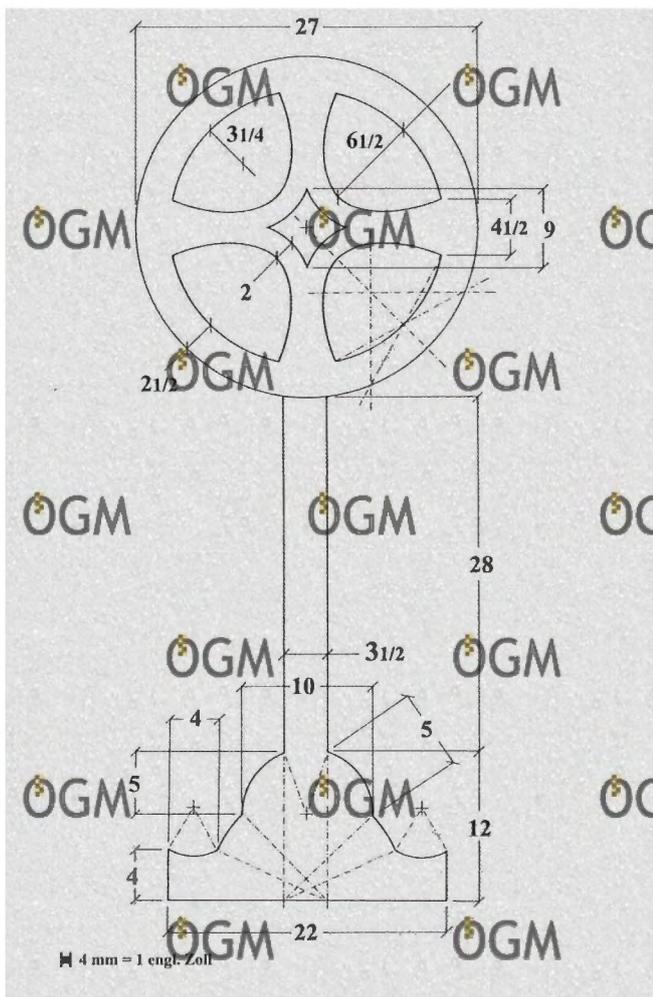


Abb. 2: Eggenburger Stadtpfarrkirche, Niederösterreich. Modellfenster an der Südfront des Westwerks. Das Modellfenster, ein Blindfenster in Augenhöhe, enthält in englischem Zoll gearbeitet alle Kleinmaße für das Maßwerk so, dass die Steinmetzen hievon Naturmaß nehmen konnten und sich danach Leeren und Schablonen anfertigen konnten. Englischer Zoll = 2,54 cm - vgl. Gotik. (Befund u. Zeichnung: Franz PERSCHL).

**Abb. 3:**

Gars-Thunau, Schanzboden/Holzweise,
Niederösterreich. Grundriss der Steinkirche.

Der ergrabene Grundriss der Steinkirche innerhalb
der frühmittelalterlichen Befestigungsanlage zeigt
die Ausführung laut Plan in einem Zug. Antikes
Modulmaß-paar 63 cm/110 cm.
(Befund u. Zeichnung: Franz PERSCHL).

**Abb. 5:**

Pfarrkirche von Obermeisling, Niederösterreich.
Grabplatte mit Scheibenkreuz.

Das Scheibenkreuz auf der Grabplatte, die im
Modulmaß 33 cm (vgl. Bayern) dimensioniert ist,
wurde in englischem Zoll (Gotik) graviert.
(Befund u. Zeichnung: Franz PERSCHL).

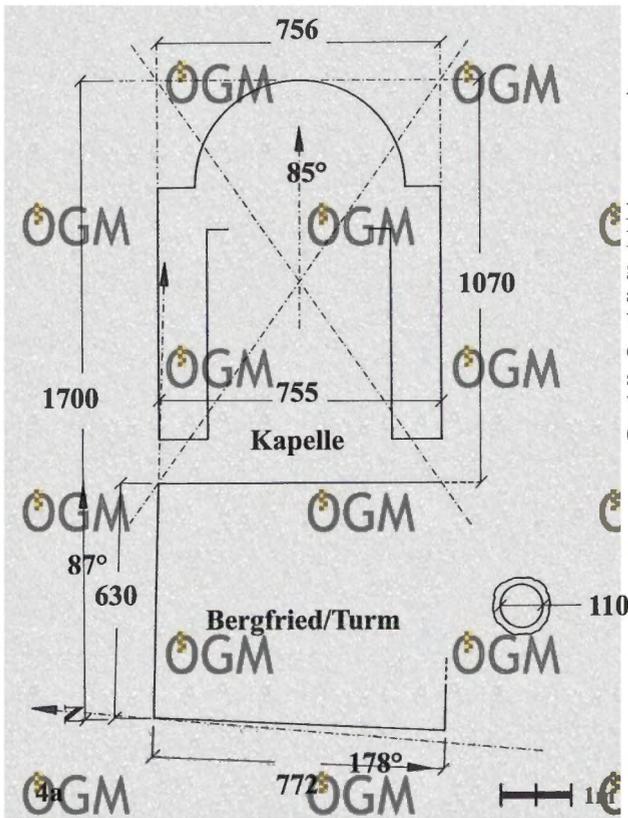
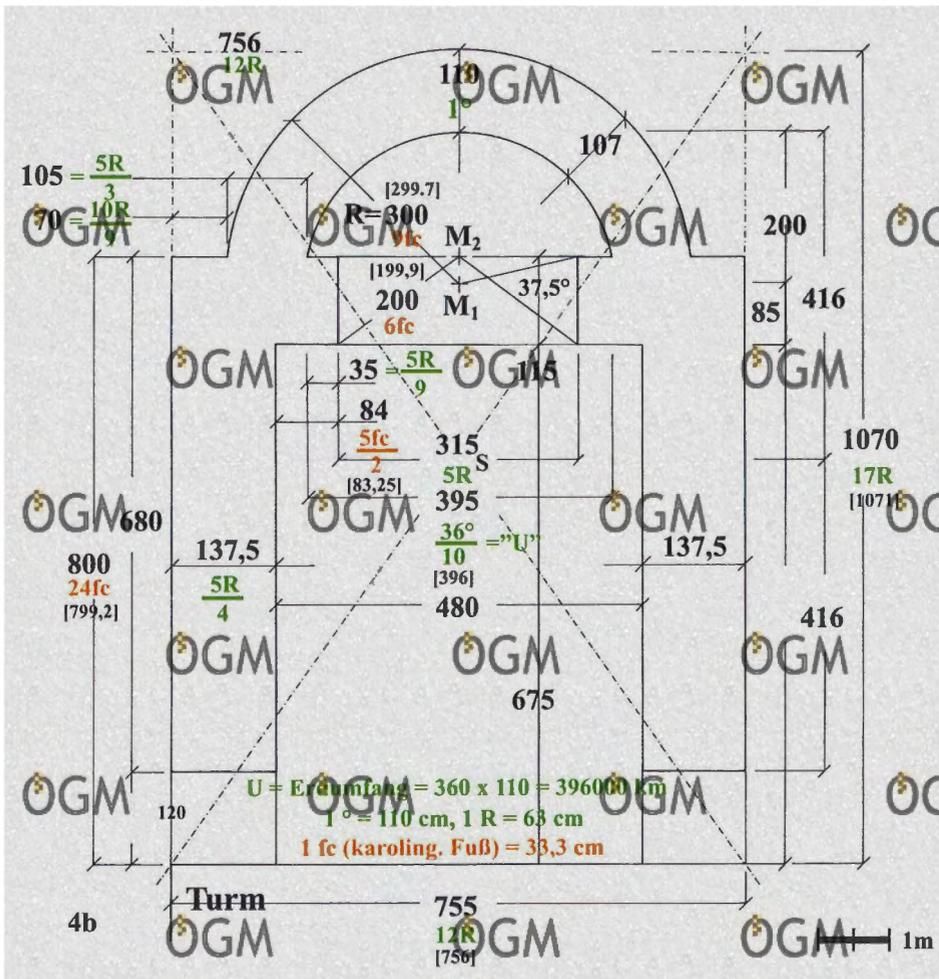


Abb. 4: Sachsendorf, Burgstall, Niederösterreich.
 a) Bergfried und Kirche,
 b) Kirchenmaße im Detail.

Nach demselben Modulmaßpaar (63 cm/110 cm) wie die Kirche auf dem Schanzboden/Holzweise von Gars-Thunau geplant und ausgeführt: Die Apsisradien mit der Altarmitte als Zentrum sind 6 und 9 karolingische Fuß lang; die Winkel zu den Pfeilerkanten der Apsis betragen 37,5 Grad, d. i. der Azimutwinkel beim Sonnenaufgang zur Wintersonnenwende (vgl. die Krönung Karls des Großen zu Weihnachten des Jahres 800 in Rom: auch hier ist Aachen). (Befund u. Zeichnung: Franz PERSCHL).



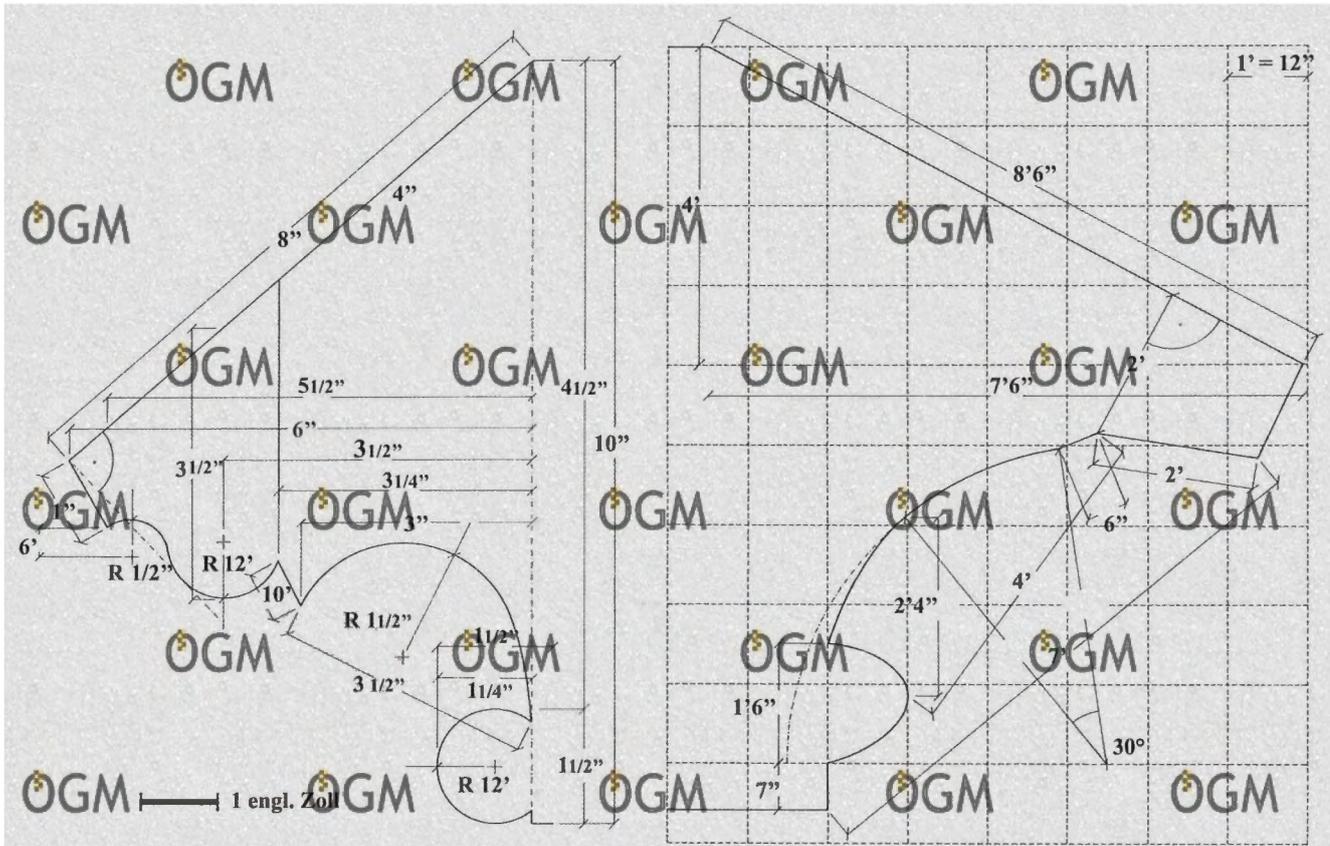


Abb. 6: Kirche von St. Michael in der Wachau, NÖ. Wasserschlag mit Kleinmaßen für das Maßwerk.
 Der Wasserschlag ist in englischem Zoll (Gotik) gearbeitet und enthält alle Kleinmaße für das Maßwerk
 (vgl. Modellfenster Eggenburg auf Abb. 1 u. 2). (Befund u. Zeichnung: Franz PERSCHL).

Abb. 8: Piaristenkirche in Krems, Niederösterreich.
 Wasserschlagprofil in Wiener Zoll.
 $1'' = 12'$ (1 Zoll Wien = 12 Strich) = 26,34 mm.

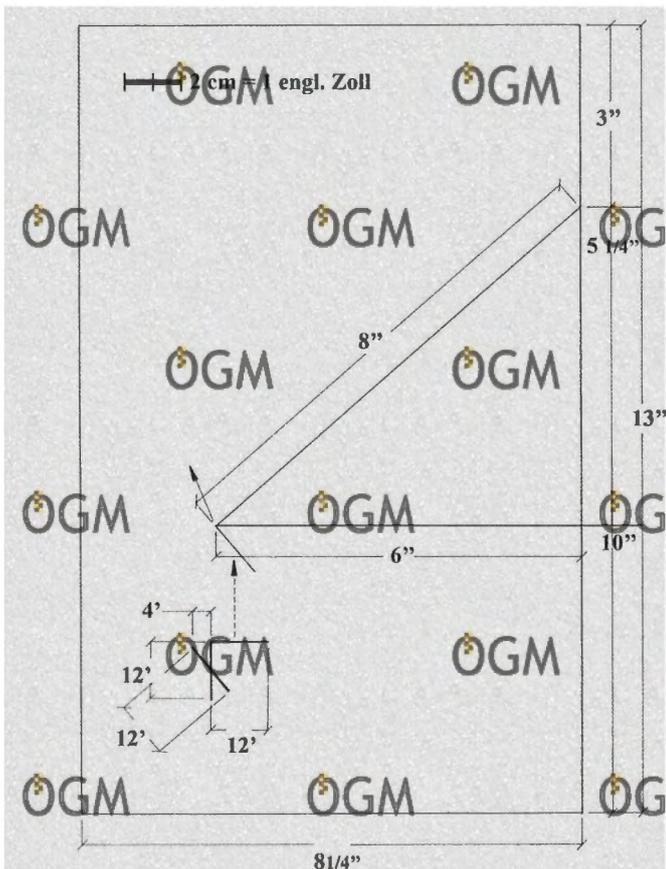


Abb. 7: Kirche von St. Michael in der Wachau, NÖ.
 Steinmetzzeichen.
 In exakter Präzision in englischem Zoll (Gotik)
 gearbeitet - $1'' = 16'$ (1 Zoll = 16 Strich) = 25,41 mm.

DOMMASSE + - 0,2m

OGM OGM OGM OGM

1 ZOLL = 2,634cm

12 ZOLL = 31,60cm = 1 WIENER FUSS

72 ZOLL = 189,6cm = 6 WIENER FUSS = 1 WIENER KLAFTER

OGM OGM OGM OGM

1 WIENER KLAFTER = 1,896 Meter

Gesamtlänge.....108,6m	Gesamtbreite.....72,0m
Südturmhöhe.....136,8m	Breite der Westfassade.....48,8m
Nordturmhöhe.....69,0m	<u>Kapellenhöhen:</u>
Heidentürme (Höhe).....65,0m	Barbarakap. ... 31,5m (Schlußstein auf 22m)
Dachgiebelhöhe (Langhaus) 60,0m	Katharinenkap. .. 27,5m (Schlußstein auf 19m)
Dachgiebelhöhe (Chor)....48,5m	Eligiuskap. 32,8m
Dachgaleriehöhe.....23,0m	Tirnakap. 32,5m
Bläserchorniveau.....30,0m	
<u>Gewölbehöhen (Innen):</u>	
Langhaus.....26,2m	
Chor.....21,5m	
Orgelempore ab Kirchenboden 21,5m	
Orgelemporeneiveau = " = 7,5m	
Orgelemporehöhe.....14,0m	

OGM OGM OGM OGM

KLAFTERMASSE AM DOME VON ST. STEPHAN

Grundlage der Wiener Klafter von 189 ⁶/₁₀ cm.

- 1 Klafter = Mauerstärke.
- 2 Klafter, zwischen großer Lisenen und Mitte der kleinen, die Maßpunkte von Mitte der kleinen Lisenen bis zur jeweiligen Außenkante des breiten Mittelbandes der größeren Lisenen.
- 3 Klafter, Grundform der Seitenschiffwürfel des romanischen Baues. Die Messung gilt vom romanischen Fußbodenestrich bis zur Oberkante der Kapitelldeckplatte.
- 3 Klafter, Radius der Halbkreisbögen des Atriums.
- 4 Klafter, Breite der Heidentürme.
- 5 Klafter, Breite der Eligiuskapelle und der Tirnakapelle, gemessen ab romanischer Mauerflucht bis äußerer Pfeilerkante.
- 6 Klafter, Atriumsquadrat. Dieses ergibt sechsmal aufgetragen an der Ostseite die östliche Mauerflucht des ottokarischen Querschiffes. Die Kontrollmessung aus dem metrischen Plan von 1 : 100 der Dombauhütte und der Multiplikation der 36 Klafter auf Zentimetergrößen ergibt eine Differenz von bloß 1%!
- 7 Klafter, Länge von Eligius- und Tirnakapelle.
- 8 Klafter, Spitzpyramide der Heidentürme.
- 12 Klafter, Fassadenhöhe des Meisters Michael ohne Baustrade.
- 72 Klafter = 6 x 12 = Höhe des hohen Turmes.

Bei mehreren anderen Messungen und gegenübergestellten Planablesungen schwanken die Differenzen zwischen 1%, 1,05%, 1,5%, wie sie bei mittelalterlichen Meßvorgängen, neueren Veränderungen, z. B. Abstockungen usw., selbstverständlich sind.

Da aber eine Vielfalt von Messungen ein Resultat von ganz ungeteilten Größeneinheiten ergibt, die ja niemals dem viel späteren metrischen System angehören können, das hier unregelmäßige Dezimalstellen ergäbe, ist die Gefahr einer Selbsttäuschung ausgeschlossen.

Die Anzahl der wichtigeren Messungen ließe sich beliebig vervielfältigen und auch an Bauten außerhalb St. Stephans ablesen.



ARCHIV
DER DOMBBAU HÜTTE
ST. STEPHAN
ERNST ZÖCHLING

Abb. 9/1: Dom von St. Stephan in Wien. Maßliste sowie Klaftermaße und Maßverhältnisse am Dom (aus: Archiv der Dombauhütte St. Stephan, gestempelt und signiert mit Ernst ZÖCHLING).

Maßverhältnisse am Stephansdom

Die spürbare Harmonie, die der Stephansdom ausstrahlt, ist auf die konsequente Anwendung von bestimmten geometrischen, auf Zahlen beruhenden

Proportionen bei der Konstruktion der Details, wie des Ganzen zurückzuführen.

Nach dem Hl. Augustinus sind Zahlen die „in der Welt selbst präsenste Form der Weisheit Gottes, die vom menschlichen Geist erkannt werden kann“.

Den Zahlen sind Inhalte zugeordnet:

3 ist die Zahl der Dreifaltigkeit, des Göttlichen. 4 ist die Zahl der Welt,

7 (= 3+4) steht für Himmel und Erde

(7 Sakramente), 12 (= 3x4) ebenfalls

für das Gesamte (12 Stämme Israels, 12 Apostel) - auch für die Zeit (Stunden, Monate).

Mit Zirkel und (rechtem) Winkel wurden die Risse entwickelt. Der Grundriß meist auf dem Quadrat (4 = Welt), der Aufriß auf 4- und 3-Eck (3 = himmlisch) fußend.

4- und 4-Pässe im Kreis sind das Grundrepertoire für die vielen Ornamente, z.B. in den Fenstern.

Zwei überlagerte Quadrate im Kreis (= Achtort) bezeichnete Albertus Magnus als eine Grundform der Gotik ((. Schöpfungstag = Vollendung).

Individuellen Einfällen stand dieses System

nicht entgegen, wie die vielen originellen Details zeigen, aber es half, dem über Jahrhunderte gehenden Bau stets das „rechte Maß“ zu geben.

Beispiele für sinnreiche Anwendung am Stephansdom: Der hohe Turm wächst aus dem Quadrat empor, geht oben der Vollendung zu, in das 8-Eck über. Den Übergang verschleiern 12 Fialtürme.

Die Wiener Dombauhütte hatte den 4-Paß als Grundform - von den Steinmetzzeichen bis zur Quadratform der Blätter am Chor.

Eine Besonderheit in Wien: das Maß 37 (3,7 ?)

$3 \times 37 = 111$ Fuß (~34 m) die Breite

$9 \times 37 = 333$ Fuß (~103 m) die Länge des Raumes

$12 \times 37 = 444$ Fuß (~137 m) die Höhe des Turmes.

Die Anzahl der Turmstufen ist 343 ($7 \times 7 \times 7$).

Da schon 7 eine große Zahl für das Gesamte,

7×7 ein Symbol der unfaßbaren Menge war, ist die Höhe des Turmes mit $7 \times 7 \times 7$ Stufen - richtig: unendlich.

ARCHIV
DER DOMBAUHÜTTE
ST. STEPHAN
ERNST ZÖCHLING

Abb. 9/2: Dom von St. Stephan in Wien. Maßliste sowie Klaftermaße und Maßverhältnisse am Dom (aus: Archiv der Dombauhütte St. Stephan, gestempelt und signiert mit Ernst ZÖCHLING).

**DIE VERWENDUNG VON NATURBAUSTEINEN
IN DER ROMANISCHEN SAKRALARCHITEKTUR DES WALDVIERTELS (NIEDERÖSTERREICH)**

von

Andreas THINSCHMIDT, Krumau/Kamp

Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit stellt einen Überblick über die Ergebnisse bisheriger baueologischer Forschungen im Gebiet des Waldviertels dar. Die Grundlage dazu bilden rund 110 Objektbefundungen. Schwerpunkt ist die regionale Verbreitung der verwendeten Bau- und Dekorgesteine in den sakralen Bauwerken¹ der Romanik und damit der Charakter der "Bausteinlandschaft" zu dieser Zeit. Weiters wird der Einfluss der Faktoren Verfügbarkeit, Bearbeitbarkeit, Transportweite sowie Verwendungszweck auf die Auswahl der Gesteine untersucht.

Einleitung

Im Zuge eines FWF-Forschungsprojektes² wurden am Institut für Angewandte Geologie der Universität für Bodenkultur in Wien die Bau- und Dekorgesteine der romanischen Architekturperiode in Niederösterreich petrographisch (gesteinskundlich) untersucht. Damit konnten erstmals detaillierte Informationen über den Zeitraum vom 11. bis 13. Jahrhundert gewonnen werden. Die Befunde beinhalten meist Mauer- und Architekturteile, seltener großflächige Fassadenkartierungen, oft nur (manchmal dislozierte) Einzelobjekte. Bedingt durch die Fülle an Objekten und im Bestreben eine möglichst hohe Befunddichte zu erreichen, werden die Arbeiten seitdem durch den Autor und damaligen Projektmitarbeiter weitergeführt. Die Anzahl der befundeten Objekte beträgt zur Zeit etwa 270.

A. Die geographische Abgrenzung des Arbeitsgebietes

Die vorliegende Arbeit beschränkt sich auf die Region Waldviertel, da die Forschungen in diesem Landesteil am weitesten gediehen sind. Während die geographische Abgrenzung des Untersuchungsgebietes gegen Süden durch den Donauverlauf vorgegeben ist³, gestaltet sich dieselbe gegen das Weinviertel zu schwieriger. "Grenzfälle", wie Pulkau, Limberg, Langenlois und Gobelsburg, werden aufgrund der verwendeten Gesteine noch der Waldviertler Bausteinlandschaft zugerechnet.

Andere Weinviertler Objekte, wie Gross, Hadersdorf/Kamp, Retz und Zellerndorf⁴, oder südlich der Donau gelegene, wie Rems, St. Pantaleon, Strengberg, Winklarn, Ardagger, Ybbs/Donau, Sarling, St. Lorenzen, Mautern/Donau, Göttweig, Klein-Wien, Gerersdorf, St. Pölten und Haselbach, liefern ebenfalls Belege für Gesteine der "Böhmischen Masse" und ihrer Sedimentbedeckung (s. Kapitel "Geologische Übersicht"). Diese Befunde möchte ich jedoch erst bei der Bearbeitung der jeweiligen Landesviertel berücksichtigen.

¹ Gründe für die Beschränkung auf Sakralobjekte waren: Reduzierung der Objektanzahl auf eine überschaubare Größe sowie die nahe-liegende Vermutung, dass sich Aussagen über die Eignung und Bevorzugung einzelner Gesteine eher bei Objekten mit besonderer Bedeutung oder Funktion zeigen würden, was auch bestätigt wurde.

² Projekttitel: "Die Verwendung von Naturbausteinen in der romanischen Architektur von Niederösterreich", Projekt-Nr. P 9179-TEC, Antragsteller: Univ.-Prof. Dr. Bernd SCHWAIGHOFER, Mit Antragsteller: Univ.-Prof. Dr. Harald W. MÜLLER und Mag. Dr. Andreas ROHATSCH, Laufzeit: 1.1. 1993 bis 31.12. 1994.

³ Die geologische Abgrenzung ist leider nicht so eindeutig, da sich größere Areale der Böhmischen Masse - Amstettener Bergland, Hiesberg bei Melk, Dunkelsteiner Wald - auch südlich der Donau erstrecken.

⁴ Die Ergebnisse der Befundungen von Gross, Retz und Zellerndorf wurden bereits publiziert: vgl. Anm. 9.

B. Die Gesichtspunkte der Objektauswahl

Die Objektauswahl erfolgte auf Grundlage des DEHIO⁵. Allen Hinweisen auf romanische Architektur - im Waldviertel rund 170 Objekte - wurde nachgegangen, wobei bei rund zwei Drittel davon insoweit Steinsichtigkeit vorlag, dass eine Gesteinsansprache möglich war. Einige Befunde verdanke ich Hinweisen anderer Bau- und Denkmalforscher sowie Begehungen von Dachböden und Kirchtürmen. Einzelne Angaben zur Gesteinsverwendung waren handschriftlichen Aufzeichnungen von Alois KIESLINGER zu entnehmen⁶.

C. Die Probleme mit der zeitlichen Einordnung der Objekte

Auch bei Altersangaben - Grundlage für den Versuch einer Chronologie der Baugesteine - beziehe ich mich auf Angaben im DEHIO⁷. Leider sind die diesbezüglichen Angaben mehr als mangelhaft, zumindest für das Waldviertel. Bei fast 40 % der befundeten Mauerwerke und Mauerwerksteile (ca. 60 Objekte) gibt es keine genauere Einstufung - besonders im Westen und Norden des Arbeitsgebietes - und mehr als 10 % waren überhaupt mit einem fraglichen romanischen Alter versehen. Aber auch die vorhandenen Datierungen lassen zuweilen Ermessensräume von vielen Jahrzehnten offen.

Bei den befundeten Einzelobjekten, wie Grabsteinen, Taufbecken, Reliefs, etc., ist die Sachlage sogar dergestalt, dass mehr als die Hälfte der Objekte zeitlich nicht näher eingegrenzt werden können.

D. Zum Problem der Zuordnung der Baugesteine zu einem Herkunftsort

Ein Ziel des Projektes, die Baugesteine einem Herkunftsort, wenn möglich auch einem konkreten Steinbruch, zuzuordnen, gelang im Waldviertel nur in Ansätzen. Viele Gesteine sind über große Gebiete sehr gleichförmig ausgebildet, z. B. die Granite des westlichen Waldviertels, und selbst bei den Marmoren, die sehr kleinräumige Vorkommen bilden, sind rein äußerlich solche aus dem nördlichen Waldviertel oft nicht von jenen der Wachau zu unterscheiden. Probenahmen und Laboranalysen sind aber selten möglich und erscheinen nur in wenigen Fällen sinnvoll. Allein beim *Zogelsdorfer Stein* ist schon makroskopisch eine nähere Herkunftsbestimmung aufgrund der hohen Variabilität möglich.

Der Vergleich mit anderen Landesvierteln zeigt, dass in Gebieten mit hohem Aufkommen an jungen Sedimentgesteinen (Molassezone, Wiener Becken) eine viel genauere Eingrenzung möglich ist. Konkrete Steinbrüche wird man aber auch hier meist vergeblich suchen, da sie längst nicht mehr existieren (verfüllt, eingeebnet, etc.) oder infolge Verwitterung und Pflanzenbewuchs als solche kaum mehr zu erkennen sind. Aufgrund der geringen technischen Möglichkeiten kann man davon ausgehen, dass in der Mehrzahl der Fälle nur oberflächennahe Steinentnahmen erfolgten, an den Stellen, wo das Material leicht zu gewinnen war. War die benötigte Menge bereitgestellt, eine gewisse Tiefe erreicht (Probleme mit dem Grundwasser oder der Überwindung der Höhe), das Vorkommen guter Steine erschöpft, der anfallende Abraum zu viel, zog man weiter - oft nur wenige Meter - und entsorgte den dort anfallenden Abraum und Abfall gleich in die alte Grube, nebst anderen Abfällen des dörflichen Lebens. Im oberen Waldviertel waren es die zahlreichen freistehenden Granitblöcke - z. B. Blockheide bei Gmünd -, die Jahrhunderte lang zur Steingewinnung herangezogen wurden. Im 19./20. Jahrhundert entstand daraus sogar ein eigenes Gewerbe, das "Findlingsprengen"⁸. In diesen Fällen hinterlässt ein Abbau selten nachweisbare Spuren.

Die Untersuchungsergebnisse einiger Objekte des östlichen Waldviertels wurden bereits publiziert⁹. Dort finden sich detaillierte Beschreibungen von Burgschleinitz, Eggenburg, Kühnring, Limberg, Mühlbach am Manhartsberg, Pulkau und Roggendorf.

⁵ DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990, 1415.

⁶ Steinbrucharchiv der NÖ Landesregierung, Ordner Nr. 2085/1 (1a), 2085/2 (1b), 2085/6 (4), 2085/7 (4a), 2085/13 (8b), 2085/21 (11), 2085/26 und 2085/30.

⁷ Die Berücksichtigung anderer Literatur aus den Bereichen der Bau- und Denkmalforschung oder der Heimatforschung war wegen des unverhältnismäßig hohen Aufwandes bisher nicht möglich.

⁸ Bis heute sagt man zu den rundlichen Granitblöcken fälschlicherweise "Findlinge". Richtig ist jedoch der Begriff "Restlinge", da es sich dabei nicht um ortsfremde Gesteine handelt, die durch Eistransport hierher verfrachtet wurden, sondern um eine besondere "in situ"-Form der Verwitterung ("Wollsackverwitterung").

⁹ THINSCHMIDT 1999.

Ausblick

Dieser Artikel ist nur als vorläufiges Ergebnis eines mehr als 12-jährigen Untersuchungszeitraumes zu werten. Die Arbeiten werden in den kommenden Jahren fortgeführt und weitere Befunde erbringen, die das Bild von der "Romanischen Bausteinlandschaft" weiter präzisieren können. Einerseits werden Renovierungen und Restaurierungen zur Freimachung bisher unzugänglicher oder unbekannter Architekturteile führen. Andererseits zeigt sich, dass intensivere Forschungen, verbunden mit "unkonventionellen Begehungen", wie sie z. B. Peter AICHINGER-ROSENBERGER an Wachauer Kirchen durchgeführt hat¹⁰, ebenfalls neue Erkenntnisse liefern¹¹.

1. Geologischer Überblick¹²

Geologisch ist das Waldviertel ein Teil der Böhmisches Masse, die der großteils erodierte und eingeebnete Rumpf eines jungpaläozoischen Gebirges ist (Variszikum). Das Bildungsalter der Gesteine liegt zwischen rund 300 Millionen und über 1 Milliarde Jahren. Umfassende Darstellungen zur Geologie des Waldviertels liefern HÖCK und ROETZEL, STEININGER, SCHNABEL und Mitarbeiter¹³.

Der westliche Teil, ungefähr ab einer Linie Blindenmarkt - Altenmarkt im Yspertal - Zwettl - Pfaffenschlag, wird von Tiefengesteinen (Plutoniten) eingenommen, wie Graniten, Dioriten, u. a. Im Osten schließt ein überwiegend aus verschiedenartigen Gneisen aufgebautes Areal an. Bereichsweise werden diese von einer Vielzahl anderer metamorpher¹⁴ Gesteine, wie Amphiboliten, Granuliten, Marmoren, Schiefen, Serpentiniten, u.a.m., begleitet. Zwischen Rastefeld und Vitis bildet der Rastenberg Granodiorit ein vom übrigen Granitgebiet isoliertes, insel-artiges Vorkommen im Gneisgebiet. Der äußerste Osten, etwa ab einer Linie Langenlois - Eggenburg - Niederfladnitz, wird wieder von Graniten dominiert (Thaya-Batholith). Unter dem Gesichtspunkt der als Baumaterial verwendbaren Gesteine sind auch die sehr viel jüngeren Sedimentgesteine am Ostrand des Waldviertels zu erwähnen, die im Bereich der Eggenburger Bucht und des Horner Beckens dem älteren Gebirge auflagen.

1.1 Vorkommen und petrographische Beschreibung der wichtigsten Baugesteine

1.1.1 Eisgarner (Gmünder) Granit

Der *Eisgarner Granit* bildet im Waldviertel zwei getrennte Vorkommen, ein kleineres um die Stadt Weitra und nordwestlich davon sowie ein größeres, das nördlich von Gmünd und Schrems beginnt und bis weit auf tschechisches Gebiet reicht. Charakteristisch sind die beeindruckenden Felsformationen in der Gmünder Blockheide, ein Beispiel für die sogenannte "Wollsackverwitterung". Der Haupttyp ist mittel- bis grobkörnig¹⁵ mit porphyrischer Struktur¹⁶ und mit bis über 2 cm großen, hellen, leistenförmigen Feldspatkrystallen. Ein weiteres Erkennungsmerkmal ist das gemeinsame Auftreten von dunklem und hellem Glimmer (Biotit und Muskovit; "Zweiglimmergranit"). Frisch ist er von grauer bis blaugrauer Farbe, verwittert nimmt er einen gelblich-bräunlichen Farbton an. Die aktuellen Gewinnungsstätten liegen nördlich von Gmünd ("*Gmünder Granit*") und südlich von Aalfang und Amaliendorf ("*Aalfanger Granit*").

¹⁰ AICHINGER-ROSENBERGER 2004.

¹¹ Die Befundung dieser Objekte - Rossatz, St. Lorenzen, Unterloiben ? - steht noch aus.

¹² Meine Fachkollegen mögen mir die grobe Vereinfachung der geologischen Verhältnisse verzeihen. Aber es erscheint mir nicht sinnvoll, an dieser Stelle den geologischen Bau des Waldviertels zu erörtern oder bei der Gesteinsbeschreibung mehr ins Detail zu gehen, z. B. einzelne Varietäten oder lokale Varianten zu unterscheiden, was allerdings bei den Befundungen durchaus gemacht wurde. Es würde dies meines Erachtens bei fachfremden Kollegen das Verständnis des Artikels und den Überblick beeinträchtigen sowie grundlegende Zusammenhänge weniger transparent machen.

¹³ HÖCK, ROETZEL 1996; STEININGER 1999; SCHNABEL 2002; SCHNABEL et al. 2002.

¹⁴ "Metamorph" bedeutet, ein Gestein hat sich bei hohem(r) Druck und Temperatur durch Umkristallisation, d. h. Veränderung von Mineralbestand und Struktur, aus einem anderen herausgebildet. Solche Gesteine nennt man Metamorphite oder Umwandlungsgesteine.

¹⁵ Die hier angewandte skalare Unterteilung der Körnigkeit ist im Steinmetzgewerbe gebräuchlich und unterscheidet sich von jener, die im Bereich der Erdwissenschaften üblich ist: dicht: < 0,1 mm, feinkörnig: 0,1-1 mm, mittelkörnig: 1-3 mm, grobkörnig: 3-10 mm, riesenkörnig: > 10 mm.

¹⁶ Dieser Begriff beschreibt die relative Korngröße im Gegensatz zur in Anmerkung 15 beschriebenen absoluten Korngröße. Man unterscheidet dabei gleich- und ungleichkörnige Strukturen. Porphyrisch (wechsellkörnig) bedeutet, große Einsprenglinge sind in einer feinkörnigen Grundmasse eingebettet.

1.1.2 Rastenberger Granodiorit

Der grobkörnige *Rastenberger Granodiorit* zeigt eine besonders ausgeprägte porphyrische Struktur. Die Feldspatkristalle können bis Dezimeter-Größe erreichen. Das Gestein ist aufgrund des höheren Anteils an Biotit und Hornblende, manchmal auch Pyroxen, von einem dunklen Grau. Verwitterung färbt ihn gelbbraun bis rotbraun. In seinem Gefolge treten auch helle, feinkörnige und nicht porphyrische Leukogranite (Aplitgranite) auf. Der Rastenberger Granodiorit wird heute nicht mehr abgebaut, ein bedeutender Steinbruch bestand nahe Echtsenbach.

1.1.3 Weinsberger Granit

Diesen Granit findet man überall westlich der Linie Blindenmarkt - Altenmarkt/Yspertal - Zwettl - Schrems und er nimmt auch einen großen Teil des östlichen Mühlviertels ein. Charakteristisch ist ebenfalls eine grob porphyrische Struktur mit bis dm-großen Feldspatkristallen, äußerlich recht ähnlich dem zuvor beschriebenen Rastenberger Granodiorit, aber mit anderer Genese. Das frische Gestein ist grau, Verwitterung färbt den Granit braun bis rotbraun. Heute ist der Abbau von *Weinsberger Granit* im Waldviertel sehr eingeschränkt. Vergrüster (stark verwitterter, zu Sand zerfallender) Granit wird heute noch in kleineren Gruben für den Wegebau gewonnen.

1.1.4 Andere Tiefengesteine

Im Waldviertel treten noch weitere Tiefengesteine auf, von denen einige in romanischem Mauerwerk nachzuweisen sind. Ihre generelle Bedeutung in der Romanik ist aber gering. So sind es im westlichen Teil verschiedene Feinkorngranite wie *Mauthausener Granit* und *Schremser Granit*, die auch heute noch in großem Stil abgebaut werden, und im Osten, an der morphologischen Grenze zum Weinviertel, der *Thaya-Batholith*, hauptsächlich helle, mittelkörnige Granite, Granodiorite und Tonalite. Eine rötliche Variante ("*Maissauer Granit*") wird in einem großen Steinbruch bei Limberg ausgebeutet. Gangförmig erstarrte Tiefengesteine, wie *Aplite* und *Pegmatite*, treten vielerorts im Gefolge anderer Tiefengesteine auf, sie bilden aber meist nur sehr kleine Vorkommen von zu geringem Volumen, als dass sie von Bedeutung waren (Ausnahme: Glas- und keramische Industrie).

1.1.5 Gneise

Para- und Orthogneise¹⁷ stellen die Hauptgesteine des nördlichen, zentralen und südlichen Waldviertels dar. In Mauerwerken finden sich in erster Linie die widerstandsfähigsten Gneisarten: In der Regel Orthogneise, wie der *Gföhler Gneis*, der in mehreren größeren Gesteinskörpern zwischen Pöchlarn, Dürnstein, Gföhl und Horn, bei Waidhofen/Thaya, um Raabs/Thaya sowie nördlich von Geras auftritt und daher recht häufig anzutreffen ist; der *Wolfshofener Syenitgneis*, der zwischen Gars/Kamp und St. Leonhard am Hornerwald vorkommt; der *Dobra-Gneis*, der zwischen Artstetten, Ottenschlag, Dobra-Stausee, Allentsteig bis nördlich von Schwarzenau zu finden ist; der *Bittescher Gneis*, der in einem schmalen, gewundenen Streifen, beginnend nördlich von Langenlois, über Sigmundsherberg, Irnfritz und über Geras hinaus bis auf tschechisches Gebiet anzutreffen ist; sowie der *Spitzer Gneis*, der in einem schmalen Streifen vom Weintal bis Spitz/Donau vorkommt.

1.1.6 Marmore

Marmore sind ein charakteristisches Leitgestein einer maximal 15 km breiten, inmitten des Gneisareals liegenden Zone, die sich von Ybbs/Donau über Mühlendorf und Spitz/Donau, Alt- und Neupölla, Irnfritz und Drosendorf erstreckt. Ein weiteres Vorkommen findet sich im Gebiet von Schwarzenau bis Waidhofen/Thaya und darüber hinaus. Sie werden oft unter dem Begriff "*Wachauer- oder Spitzer Marmor*" zusammengefasst. Ihr typisches Erscheinungsbild ist eine aparte, weiß-graue Bänderung infolge Graphit-Einlagerung, weswegen sie ein überaus beliebtes Dekorgestein waren. Heute existieren nur noch wenige Betriebe, die ihn zu diesem Zweck abbauen. Als Lieferant für Schotter und Splitte besitzt er nach wie vor große Bedeutung.

¹⁷ Man unterscheidet Gneise, die aus Sedimentgesteinen hervorgegangen sind (Paragneise), von Gneisen, die sich aus magmatischen Gesteinen, z. B. Graniten, gebildet haben (Orthogneise).

Auch im östlichen Waldviertel gibt es Marmore, sie gehören jedoch einer anderen geologischen Einheit an, dem Moravikum, während die zuvor beschriebenen Teil des Moldanubikums sind. Sie werden zuweilen auch "*Pernegger Marmore*" genannt. Ihre Bedeutung als Baugestein ist gering. Beide Marmorarten waren bis in die 1960er-Jahre die Grundlage für das Kalkbrennen.

1.1.7 Andere Kristallingesteine

Alle anderen Waldviertler Gesteine, wie Amphibolite, Glimmerschiefer, Granulite, Kalksilikatfelse, Quarzfelse, Quarzite und Serpentine und andere, haben als Baugestein im romanischen Sakralbau keine oder nur geringe Bedeutung. Einige sind bisweilen als Bestandteil von Klaub- und Bruchsteinmauerwerken zu finden. Dünnpflichtig und kleinteilig brechende Gesteine, wie z.B. Schiefergneise (Paragneise) und Amphibolite, sind ebenso wie kleine Flussgerölle als Versatzsteine im Mörtelbett - als Distanzhalter zwischen Quaderlagen - verwendet worden, wie z.B. in der Burgkapelle in Thunau/Kamp.

1.1.8 Zogelsdorfer Kalk- bis Kalksandstein (Zogelsdorf-Formation)

Ein bis weit über die Grenzen des Waldviertels hinaus bedeutendes Baugestein war der *Zogelsdorfer Kalk(sand)stein*, auch "*Weißer Stein von Eggenburg*" genannt. Er wurde am Ostrand des Waldviertels in einem seichten, buchtenreichen Teil des Paratethys-Meeress ("Eggenburger und Horner Bucht") vor rund 18 Millionen Jahren abgelagert. Höhepunkte seiner Verwendungsgeschichte war die Zeit der Gotik und des Barocks, mit einer letzten Blüte im ausgehenden 19. Jahrhundert im Zuge der Ringstraßenarchitektur. Die Abbauorte lagen nicht nur um Eggenburg (Burgschleinitz, Eggenburg, Kühnring, Sonndorf, Zogelsdorf), sondern auch bei Großreipersdorf, Pulkau und Röschitz. Umfassende Darstellungen seiner Verwendungsgeschichte liefern GASPAR, KIESLINGER, WIESNER und ANONYMOS¹⁸. Außerdem ist diesem Thema das Steinmetzmuseum in Zogelsdorf gewidmet.

1.1.9 Gesteine des Weinviertels

In einigen Bauten des südöstlichen Waldviertels finden sich Gesteine der Molassezone des Alpenvorlandes und Weinviertels. Zum einen handelt es sich um das *Hollabrunn-Mistelbacher Konglomerat* (Hollabrunn-Mistelbach-Formation), verfestigte ehemalige Donauschotter aus einer Zeit vor etwa 11 bis 5 Millionen Jahren, wobei die Gerölle aus kristallinen Gesteinen der Böhmisches Masse und Gesteinen der nördlichen Alpeinheiten bestehen. Zum anderen ist es das *Hollenburg-Karlstettener Konglomerat* (Hollenburg-Karlstetten-Formation), mit Vorkommen am Ostrand des Dunkelsteiner Waldes und nördlich von Krems/Donau, das als Ablagerung eines Traisenvorläufers interpretiert wird. Es ist an die 16 Millionen Jahre alt und reich an Geröllen aus dem Bereich der Nördlichen Kalkalpen.

¹⁸ GASPAR 1995; 1996; 2004; KIESLINGER 1935; 1979; WIESNER 1894; ANONYMUS 1897.

1.2 Einfluss der Gesteinsauswahl auf den Mauerwerktyp

1.2.1 Unterscheidung verschiedener Mauerwerktypen aufgrund der Baumaterialien

Um einen Einfluss der verwendeten Baumaterialien auf die Ausgestaltung des Mauerwerkes zu untersuchen, wurden sechs Mauerwerktypen (4 Haupttypen und die Untertypen I-III) unterschieden. Die maßgebenden Kriterien für diese Gliederung sind einerseits der benötigte Aufwand zur Steingewinnung, andererseits die am Stein beobachtbaren Bearbeitungstechniken.

- Klaub- (Lese-, Feldstein-)steinmauerwerk: aus Steinmaterial, das aus oberflächlichen, vom Fels bereits gelösten Vorkommen stammt (Äcker, steinige Hänge, Lesesteinhaufen, etc.) und ohne weitere Bearbeitung verwendet wurde; die Steine sind eher kleinformatiger und weniger "frisch" (d. h. stärker abgewittert) als beim Bruchsteinmauerwerk.
- Bruchsteinmauerwerk: aus Steinmaterial, das mit Geräteeinsatz aus dem Felsverband gebrochen (z.B. in einem Steinbruch oder durch das Sprengen von Granitrestlingen, s. Anm. 8) und ohne weitere Bearbeitung verwendet wurde.
- Hausteinauerwerk: Gewinnung wie zuvor, aber aus grob zurechtgearbeitetem, formatiertem Steinmaterial - entspricht hammerrechtem bis quaderartigem Bruchsteinmauerwerk.
- Quadermauerwerk ("Werksteinmauerwerk"): aus mehrseitig fein bearbeitetem Steinmaterial, dabei sind weitere Unterscheidungen möglich:
 - Typ I - unregelmäßig, nicht durchgehende Lagerfugen, wechselnde Quaderhöhen
 - Typ II - regelmäßig, durchgehende Lagerfugen, wechselnde Quaderhöhen
 - Typ III - regelmäßig, durchgehende Lagerfugen, konstante Quaderhöhen

Die Abgrenzung ist natürlich willkürlich und in der Praxis oft nicht eindeutig zu vollziehen. Übergänge, Mischungen und Wechsel kommen häufig vor. Komplexere Gliederungsschemata, wie sie von Bauforschern zuweilen vorgestellt wurden, haben sich in der Praxis nicht bewährt. Darüber hinaus wurden bei Klaub- und Bruchsteinmauerwerk noch lagerhafte Ausbildung (Schichtmauerwerk)¹⁹ und das Vorhandensein von "Opus spicatum", Ortsteinen und hochkant versetzten - "auf die Bürste gestellten", auch "Nonnen" genannten - Mauersteinen in der Auswertung berücksichtigt.

Bemerkenswert ist die überaus große Abhängigkeit des Mauerwerktypus vom verfügbaren Gesteinsmaterial und damit von der Geologie des Standortes. Das ist aus meiner Sicht ein nicht zu vernachlässigender, limitierender Faktor. Ein Bauherr musste stets die Entscheidung treffen, ob er sich mit dem vorhandenen Material begnügen konnte oder wollte - oft standen im Waldviertel nur "minderwertige" Gesteine zur Verfügung - oder ob er höhere Baukosten für den Herantransport "besseren" Materials in Kauf nahm. Jedenfalls scheint ein zumindest ebenso enger Bezug zu Materialeigenschaften und Bearbeitungskriterien der Gesteine zu bestehen als zu überregional gebräuchlichen Arbeitstechniken oder "Stilmoden". Es ist daher davon abzuraten, eine Chronologie von Mauerwerken allein aufgrund ihrer Struktur zu versuchen.

Im Waldviertel überwiegt aufgrund der eher schlechten Bearbeitungskriterien - meist harte, kaum nach vorherbestimmbaren oder erwünschten Richtungen spaltbare Materialien - Steinmauerwerk aus unbearbeiteten Komponenten (Klaub- bis Bruchsteinmauerwerk, ca. 55 %) gegenüber bearbeitetem (Haustein- und Quadermauerwerk, ca. 45 %). Quadermauerwerk vom Typ I tritt seltener als Typ II auf, Typ III konnte jedoch an keinem Waldviertler Bauwerk festgestellt werden²⁰.

1.2.2 Gliederung der Bausteinlandschaft nach den im Mauerwerk dominierenden Gesteinen

Die Befunde lassen eine grobe Gliederung der romanischen Bausteinlandschaft in drei Bereiche (Objektgruppen) zu, die im folgenden Abschnitt charakterisiert werden. Benannt sind sie nach den im Mauerwerk jeweils dominierenden Gesteinszusammensetzungen.

¹⁹ Hausteinauerwerk ist nach meiner Definition immer auch lagerhaft.

²⁰ Quadermauerwerk vom Typ I wurde bisher nur bei *Zogelsdorfer Stein* festgestellt, was meines Erachtens daran liegt, dass dieser in den Steinbrüchen in sehr unterschiedlich dimensionierten und im lateralen Verlauf wechselnden Bankungen auftritt, von einigen Zentimetern bis zu einem Meter und darüber.

1.2.2.1 Objektgruppe "Granite" (südwestliches bis nordwestliches Waldviertel)

Während der eher grobkörnige *Eisgarnier Granite* wegen seiner im Vergleich zu anderen Graniten leichteren Formbarkeit als Werk- und Dekorstein durchaus beliebt war (s.u.), ist er als Mauerstein unterrepräsentiert²¹. Hier wurden die noch größeren, porphyrischen Varianten, wie *Rastenberger Granodiorit*, bisweilen auch *Weinsberger Granite*, bevorzugt, die aufgrund ihrer Ungleichkörnigkeit (s. Anm. 16) leichter zu spalten sind. Viele Beispiele belegen ihre Eignung für Hausteин- und Quadermauerwerk - so v. a. Stift Zwettl, Propsteikirche Zwettl und die Burgkapellen in Lichtenfels, Ottenstein und Rastenbergr. Auch *Leukogranite* sind häufiger vertreten, während besonders harte und "zähe" Typen, wie die fein- bis mittelkörnigen, nicht porphyrischen *Schremser* und *Mauthausener Granite* sowie der *Thaya-Granit*, die in der Neuzeit auch als Werkstein eine bedeutende Rolle spielen, in der Romanik scheinbar gemieden wurden.

Lagerhafte Ausbildung kommt bei granitene Mauerwerken nur in Ansätzen vor, wie in Großglobnitz, da die meisten Granite richtungslos körnig sind, d. h. keine bevorzugte Wachstumsrichtung ihrer mineralischen Bestandteile aufweisen. Mehrfach zu beobachten ist ein (beabsichtigter ?) Wechsel von Graniten unterschiedlicher Farbe und Helligkeit, wie in Friedersbach, Ottenstein und Rastefeld.

1.2.2.2 Objektgruppe "Lokales Kristallin" (nördliches, zentrales und südöstliches Waldviertel)

Lagerhafte Strukturen sind hingegen sehr häufig an Gebäuden zu finden, in denen lokales Kristallin in Gestalt von Gneisen, Amphiboliten und anderen geschieferten Gesteinen verbaut wurde. Alle sind Gesteine mit ausgeprägter Spaltbarkeit parallel zur Schieferung. Vor allem im nördlichen, zentralen und südöstlichen Waldviertel ist der Typus "Mauerwerk aus unbearbeitetem, lokalem Kristallinmaterial" der Regelfall. Dieser lässt sich waldviertelweit bei fast der Hälfte aller Mauerwerke nachweisen. Naturgemäß sind hier auch Opus spicatum-Lagen häufiger zu finden, wie z. B. in Eibenstein/Thaya, Oberrandorf, Rundersburg, Seyfrieds.

Des öfteren war auch zu beobachten, dass geschieferte Gesteine - entgegen üblicher Maurertechnik - normal zum Lager versetzt wurden. Gründe hierfür sind vielleicht darin zu suchen, dass man sie entweder quasi als Ortsteine verwendet hat (Dross, Gossam, Oberranna, Strögen) oder durch vermeintlich große Mauersteine den Eindruck eines wehrhaften Mauerwerkes suggerieren wollte (Drosendorf, Dross, Eibenstein/Thaya, Kleinzwettl, Oberranna, Streitwiesen, Strögen), vielleicht aber auch nur um eine abwechslungsreichere Fassadengestaltung zu erreichen. In mehreren Fällen sind hochkant versetzte Platten als "Orthostaten" zur Überbrückung/Verbindung mehrerer Steinlagen (Eibenstein/Thaya, Streitwiesen) bzw. als Fenster- und Türeintrahmungen versetzt worden (Oberranna, Pernegg, Plank/Kamp, Purk, Streitwiesen, Wurmbrand). Einzuwerfen ist, dass wir oft nicht wissen, ob das Mauerwerk von Anfang an steinsichtig geplant war. Da die erwähnten Beispiele überwiegend wehrhaften Charakter haben, ist ein unter Putz gelegtes Mauerwerk jedoch nicht zu erwarten.

In dieser Objektgruppe fallen einige Bauwerke auf, bei denen ganz oder nur abschnittsweise - trotz mehrerer geeigneter Gesteinsarten - bestimmte Gneise (*Dobra-Gneis*, *Gföhler Gneis*, *Wolfshofer Syenit-Gneis*) ohne ersichtliche bauliche Notwendigkeit bevorzugt wurden, etwa um einen einheitlichen oder ästhetisch ansprechenderen Eindruck zu erzielen. Besonders deutlich wird das bei Wehrbauten im Vergleich zwischen profanem Mauerwerk und Gebäuden oder Räumen mit sakralem Charakter (Oberranna, Streitwiesen, Thunau/Kamp). Zudem ist das Mauerwerk dann oft sorgfältiger ausgeführt (Quader- oder Hausteинmauerwerk, zumindest aber lagerhaftes Bruchsteinmauerwerk, im Kontrast zu reinem Bruchstein- oder Klaubsteinmauerwerk). In Thunau/Kamp etwa besteht ein eklatanter Unterschied zwischen Hausteинmauerwerk der Innenschale (Kapellenraum) und Bruchsteinmauerwerk der Außenschale, die gleichzeitig auch Außenmauer der Burganlage ist. Diese Beobachtung beschränkt sich nicht allein auf diese Objektgruppe und die beschriebenen Gesteine, sondern kann als grundlegend für das gesamte Waldviertel und wohl auch für die romanische Architektur gesehen werden.

Ein weiterer Grund für diese bewusste Gesteinsauswahl mag sein, dass aus statischen oder logistischen Gründen (Transportwege, großer Mengenbedarf, bereits vorhandener Steinbruch als Eigenbesitz des Bauherren, erfahrene Arbeiter, etc.) nicht mehrere Vorkommen der Umgebung mit unterschiedlichen Gesteinen (und dadurch unterschiedlichen Vorgaben für Bearbeitung und Versatz) genutzt wurden, sondern gezielt nur ein bestimmtes Vorkommen in größerem Umfang ausgebeutet wurde (Altenburg,

²¹ Eine herausragende Ausnahme stellt das Quadermauerwerk von Altweitra dar.

Dross, Geras, Gossam, Streitwiesen, Thunau/Kamp).

Ein anderer Grund mag eine gewollte Akzentuierung durch unterschiedliche Gesteinsfarben sein, indem einzelne Lagen oder ganze Etagen jeweils nur aus einem Gestein bestehen (Eibenstein/Thaya, Rundersburg, Stallegg). Manchmal ist der Grund dafür auch der, dass es Unterbrechungen oder Stillstände im Baufortschritt gegeben hat, so dass mit anderen Gesteinen fortgesetzt wurde, oder dass es sich überhaupt um verschiedene Bauabschnitte (nachträgliche Aufstockungen, Anbauten, etc.) handelt. Es kann schlicht auch in zeitversetzten Materialanlieferungen aus unterschiedlichen Vorkommen begründet liegen oder an einer Vorsortierung nach Größe und Form, um ein effektiveres Arbeiten zu ermöglichen²².

Auch *Wachauer Marmore* wurden, bei ausreichenden Vorkommen, anderen Gesteinen vorgezogen. Das verdankt er günstigen Eigenschaften: Er bildet oft markante Geländeerhebungen ("Härtlinge")²³, ist dadurch leicht aufzufinden sowie an Stirn und Flanke leicht aufzuschließen; weiters kommt er häufig in Bänken und Lagen vor, was den Abbau erleichtert; und schließlich weist er gute, meist auch richtungsungebundene Bearbeitbarkeit und große Festigkeit bei geringer Härte auf. An der Zahl der Mauerwerke kann man diese Vorteile zwar nicht ablesen - es sind nur vier Beispiele bekannt (Alt- und Neupölla, Buchberg/Kamp, Oberranna) -, aber mit Ausnahme von Neupölla sind alle als Haustein- und Quadermauerwerk ausgeführt.

1.2.2.3 Gruppe "Zogelsdorfer Stein" (östliches Waldviertel)

Im östlichen Waldviertel dominiert erwartungsgemäß der weiche und leicht bearbeitbare *Zogelsdorfer Kalk(sand)stein*. Praktisch alle steinsichtigen Mauerwerke zwischen Pulkau, Reinprechtspölla und Limberg bestehen daraus und sind oft in Quadertechnik errichtet (Eggenburg, Kühnring, Pulkau, Reinprechtspölla). Einige bestehen aus Hausteinen oder einer Mischung aus beiden (Burgschleinitz). Im Eggenburger Karner, in Limberg und Roggendorf wurden Bruchsteine verwendet (in letzteren gemeinsam mit Thaya-Granit). Aufgrund seiner Variabilität kann man ihn in vielen Fällen konkreten Steinbruchrevieren zuordnen.

1.3 Gezielte Gesteinsauswahl zu Dekorzwecken

Sowohl für Mauersteine als auch für einfacher ausgeführte Dekorsteine wurden mehrheitlich dieselben Gesteine verwendet. Für die Herstellung sorgfältiger bearbeiteter Dekorsteine fand mitunter eine gezielte Auswahl von Gesteinen oder Varietäten statt. Zum einen handelt es sich dabei um Mauerelemente, die einen bestimmten - meist statischen - Zweck zu erfüllen hatten, wie Gewölberippen und Schlusssteine, Mauerkron- und Mauersohlsteine, Krag- und Traufsteine, oder der Dekoration und Fassadengliederung dienten, wie Blendarkaden, Lisenen, Friese, Gesimse, etc. Zum anderen sind es Fenster- und Türereinrahmungen sowie Säulen mit Basen, Schäften, Kapitellen und Kämpfern. Als dritte Gruppe sind für sich stehende Einzelobjekte zu nennen, wie Altar- und Grabsteine, Tauf- und Weihwasserbecken, Plastiken und Reliefe, die sich heute auch weitab ihres einstigen Aufstellungsortes befinden können (z. B. in anderen Gebäuden oder Museen).

1.3.1 Für bestimmte Mauer- oder Dekorelemente

Hier ist in erster Linie der *Zogelsdorfer Stein* von Bedeutung. Für fast 30 % aller Dekorobjekte des Waldviertels wurde er herangezogen. Sein Verbreitungsschwerpunkt liegt naturgemäß im Osten des Waldviertels, er lässt sich aber bis Zwettl nachweisen. Im Westen waren vor allem *Eisgarner Granit* und *Rastenberger Granodiorit* - jeweils zwischen 15 % und 20 % - in Verwendung. Häufiger ist auch *Wachauer Marmor* zu finden mit ca. 10 %, der vor allem im südlichen Waldviertel vertreten ist. Alle anderen Gesteinsarten sind demgegenüber praktisch ohne Bedeutung.

Erwähnenswert ist der Umstand, dass auch "*lokale Kristallinmaterialien*", also Gneise, Amphibolite, u. a., quasi Dekorfunktion übernehmen können - allerdings ohne aufwändige Bearbeitung -, indem sie in Fenster- und Türbögen, Laibungen oder Gewänden sowie als Türstürze zum Einsatz kommen (Altenburg,

²² Die festgestellten Lagenhöhen in einem Mauerrest von Stallegg entsprechen z. B. in etwa der Höhe von 1 oder 2 Kompartimenten, allerdings ist er nicht Teil des romanischen Sakralbaues.

²³ Marmore sind wesentlich verwitterungsbeständiger als die meisten anderen Gesteine, die ihn begleiten, und werden daher im Lauf der Zeit regelrecht "herausmodelliert".

Altenmarkt/Yspertal, Geras, Martinsberg, Oberranna, Pernegg, Purk, Rundersburg, Seyfrieds, Steinegg).

1.3.2 Für Tauf- und Weihwasserbecken

Wasserundurchlässigkeit war für Tauf- und Weihwasserbecken wichtig. Hierzu eigneten sich vor allem *Eisgarner Granit* (Dürnhof bei Zwettl, Großhaselbach, Großschönau, Harmannschlag, Liebenberg, Münichreith/Thaya, Schweiggers, Unserfrau, Weikertschlag/Thaya) und *Wachauer Marmor* (Aggsbach-Markt, Niederranna, Thunau/Kamp, Waldhausen, möglicherweise Purk). Im Falle von Thunau/Kamp ist die bewusste Gesteinsauswahl besonders auffällig, da im weiteren Umkreis alle anderen fein gearbeiteten Steine ausnahmslos aus Zogelsdorfer Stein bestehen. Dieser ist dafür jedoch zu porös und daher ungeeignet.

Auch *Rastenberger Granodiorit* war geeignet (Zwettl). In zwei Fällen wurde eine pyroxenführende Varietät verwendet (Allentgswendt, Obernondorf), die nur ein weiteres Mal noch beobachtet werden konnte, nämlich beim Rastenfelder Getreidemetzen. Für das Weihwasserbecken von Großreinsprechts wurde ein turmalinführender *Aplit* verwendet. In Dross war es ein Gneis, vermutlich *Spitzer Gneis*, und in Dürnstein war es ein *Quarzsandstein* bisher unbekannter Herkunft.

1.3.3 Für besonders gestaltete Objekte

Für besonders aufwändig gearbeitete Objekte, wie Plastiken, Reliefe, Friese, Säulen oder stark profilierte Gewändeteile, eigneten sich nur wenige Steine. Herausragend war hier der *Zogelsdorfer Stein*, der als einziger dem Waldviertler Steinmetzen kaum Beschränkungen auferlegte. Unter den zahlreichen Beispielen im Dreieck zwischen Hardegg, Altpölla und Gobelsburg seien nur das profilierte Portal des Pulkauer Karners, die Reliefe in Gobelsburg und im Wasserschloß zu Burgschleinitz sowie das Würfelfries der Eggenburger Pfarrkirche hervorgehoben. Auch äußerst filigrane Werkstücke waren machbar, wie die gotische Kanzel der Eggenburger Pfarrkirche zeigt.

Derartige Details waren mit den übrigen Waldviertler Gesteinen nicht zu erreichen. In Krems/Donau wurden deshalb für die profilierten Portale der einstigen Dominikanerkirche Gesteine der *Hollenburg-Karlstetten-Formation* verwendet. In Mühlbach am Manhartsberg verwendete man für ein Relief den im westlichen Weinviertel stark verbreiteten *Sandstein der Grund- bzw. Laa-Formation*²⁴. Und in Oberranna war es nebst Marmor ein *Kalktuff* unbekannter Herkunft, der im Rundbogenfries und in den Lisenen zum Einsatz kam.

Lediglich mit *Wachauer Marmor* war das noch in annähernd vergleichbarer Qualität zu bewerkstelligen, wie die Kapitelle in der Krypta von Oberranna zeigen. Dort wurde aber nicht die übliche, grau gebänderte Varietät, sondern ein weißer Marmor verwendet, der im Waldviertel nur an wenigen Stellen vorkommt. Was das ausgeprägte Kunstempfinden des Erbauers noch unterstreicht, ist die Tatsache, dass er einen Quader aus einem besonders schön gezeichneten Bändermarmor an prominenter Stelle, und zwar unter einem Kapitell, am Ansatz eines Gewölbebogens, versetzt hat - also in unmittelbarer Sichthöhe. Allerdings ist dies das bisher einzige Beispiel im Waldviertel. Nur südlich der Donau, in Ardagger (Krypta) und Winklarn (Relief), ist Vergleichbares aus Marmor zu finden.

1.3.4 Abhängigkeit vom Gesteinsvorkommen

Zumeist war man von den Vorkommen dieser Gesteinsarten zu weit entfernt und musste sich mit weniger geeigneten Materialien abfinden. Für einfachere Werkstücke und Flachreliefe, z. B. Grabsteine, fand man mit den lokalen Gesteinsarten das Auslangen. Beispiele für aufwändigere, stärker profilierte Werkstücke sind: aus *Eisgarner Granit* – Gebharts und Großschönau (Steinkreuze), Pernegg (Relief), Schweiggers (Taufsteinsockel) und Großschönau (Kapitelle der Emporensäulen); aus *Rastenberger Granodiorit* – Großglobnitz (Säulen), Großhaselbach (Traufstein), Sallingstadt (Säulen); aus *Wachauer Marmor* – Spitz/Donau (Plastik). Dass die Steinmetzen dabei zuweilen an die Grenzen des Machbaren stießen, merkt man an den Kapitellen von Altenmarkt im Yspertal (nicht näher definierbarer Granit) und Großschönau,

²⁴ Gelbliche, glimmerige Quarzsandsteine des Oberen Karpat und Unteren Baden (Miozän) mit einem Alter zwischen 17 und 15 Millionen Jahren.

die seltsam unbeholfen und "grob-schlächting" wirken. Es gibt auch Ausnahmen, wie das aus einem Kapitellstück gefertigte Taufbecken in Weikertschlag/Thaya, das aus *Eisgarner Granit* besteht und wofür sicherlich ein besonders geschickter Steinmetz verantwortlich war.

2. Transportweiten

2.1 Für Mauerbausteine

Die Transportweiten für Mauerbausteine waren durchwegs gering - max. 10 km in gerader Strecke vom nächsten verfügbaren Vorkommen entfernt. Das entspricht in etwa der Tagesleistung eines beladenen zwei- oder vierspännigen Ochsenkarrens. Es wurden fast immer die geeignetsten, lokal vorhandenen Gesteine verwendet und das Mauerwerk gemäß den Materialeigenheiten gestaltet. Der Transport war demnach ein weiterer und wichtiger limitierender Faktor für die Entscheidung, welchem Gesteinsmaterial man den Vorzug geben sollte und in welcher Qualität man das Mauerwerk ausführen konnte.

2.2 Für Werk- und Dekorsteine

Für Werk- und Dekorsteine, die für die ästhetische und repräsentative Ausgestaltung eines Bauwerkes von besonderer Bedeutung waren, nahm man auch größere Transportweiten in Kauf. Manche Gesteine, wie der *Eisgarner Granit*, der für die Herstellung von Grab- und Taufsteinen gerne genommen wurde, können bis zu 30 km (Grabstein in Krumau/Kamp, Portallaibung in Speisendorf, Taufsteine von Liebenberg, Münichreith/Thaya, Weikertschlag/Thaya), in einem Fall sogar rund 40 km (Relief in Pernegg) vom nächstgelegenen Vorkommen aufgefunden werden. Auch für den *Zogelsdorfer Stein* war man gewillt, größere Entfernungen zu bewältigen, wie Gobelsburg (20 km), Altpölla (25 km) und Zwettl (40 km) beweisen. Für alle anderen Dekorgesteine sind keine derartigen Transportleistungen belegt. Einschränkend ist jedoch immer die Möglichkeit eines - unter Umständen sogar mehrfachen - Ortswechsels eines Objektes anzunehmen.

3. Altersverteilung

Aufgrund der eingangs erläuterten Schwierigkeiten von genauen und verlässlichen Altersdatierungen der befundeten Objekte, dürfen die folgenden Ausführungen nur als vorläufige Interpretation, Zahlenangaben nur als Richtwerte, verstanden werden.

3.1 Bei Mauerwerken sowie Werk- und Dekorsteinen

Bei Mauerwerken überwiegen Befunde aus dem 12. Jahrhundert (ca. 50 %), gefolgt von jenen des 13. Jahrhunderts (ca. 45 %) und nur sehr wenigen aus dem 11. Jahrhundert (ca. 5 %). Bei Werk- und Dekorsteinen stammen mehr als die Hälfte aller Befunde aus dem 13. Jahrhundert, der Rest aus dem 12. Jahrhundert, während kein einziger (gesicherter) früherer Befund zu belegen ist. Mehr als 50 % sind allerdings nicht näher datiert. Auffallend ist, dass fast alle datierten Grab- und Taufsteine ins 13. Jahrhundert zu stellen sind.

3.2 Zur Chronologie der verwendeten Gesteine

Eine Chronologie der verwendeten Mauergesteine kann aufgrund der geringen Datenmenge nicht erstellt werden. Es scheint aber, zumindest für die häufigeren, kaum Unterschiede im Vergleich 12. und 13. Jahrhundert zu geben. Das heißt, kein Gestein wurde nur in einem bestimmten Zeitabschnitt oder erst ab einem bestimmten Zeitpunkt verwendet bzw. stark bevorzugt. Nur der *Zogelsdorfer Stein* hat eine Abnahme in der Häufigkeit zu verzeichnen, was jedoch daran liegen mag, dass im Eggenburger und Horner Raum sehr

viele Objekte ins 12. Jahrhundert datiert werden, verbunden mit der Tatsache, dass die Qualität des Mauerwerkes generell gegen Ende der Romanik abnimmt und sich dadurch auch andere Gesteine eignen.

3.2.1 Bei Mauerwerksstrukturen

Im 12. Jahrhundert ist Bruchsteinmauerwerk mit über 35 % am häufigsten vertreten, gefolgt von Hausteiner- oder Quadermauerwerk zu je ca. 25 % und nur etwa 15 % Klaubsteinmauerwerken. Das Verhältnis von Klaub- und Bruchsteinmauerwerk zu Hausteiner- und Quadermauerwerk ist also ungefähr gleich. Die Mauerwerke des 13. Jahrhunderts bestehen zu fast 50 % aus Bruchsteinen, einem Drittel aus Klaubsteinen, etwas über 10 % aus Hausteinen und nur noch zu einem geringen Teil aus Quadern. Das bedeutet, das Verhältnis beträgt nun 4:1 zugunsten "schlechteren" Mauerwerkes. Einhergehend ist festzustellen, dass auch lagerhafte Strukturen stark zurückgehen. Das hat jedoch keine merkbare Änderungen in der Gesteinsverwendung zur Folge.

3.2.2 Bei Dekorgesteinen

Hier lassen sich durch die geringe Datenmenge kaum stichhaltige Aussagen treffen. Der *Zogelsdorfer Stein* ist wiederum im 12. Jahrhundert häufiger anzutreffen, *Wachauer Marmor* hingegen im 13. Jahrhundert. Während im 12. Jahrhundert insgesamt nur fünf verschiedene Dekorgesteine verwendet wurden, waren es im 13. Jahrhundert doppelt so viele. Einerseits wagte man sich in abgelegenen Gebieten auch an weniger geeignete Steine, wie den *Weinsberger Granit* im südwestlichen Waldviertel oder den *Spitzer Gneis* ? in Dross, andererseits verwendete man andere Varietäten schon bekannter Gesteine, wie den *pyroxenführenden Rastenberger Granodiorit*. Im südöstlichen Waldviertel zog man Gesteine aus dem Weinviertel hinzu wie *Konglomerate* und *Quarzsandsteine*.

Für den *Zogelsdorfer Stein* gibt es sogar mögliche Belege älteren Datums: So für einen Flechtwerkstein in Eggenburg (9. Jahrhundert ?, karolingisch ?) oder für den eingemauerten stilisierten Kopf in der Umfassungsmauer der Ströggener Kirche (romanisch ?, awarisch ?; Original im Höbarthmuseum Horn).

Weiterführende Informationen

und eine detaillierte Liste der befundeten Objekte findet man unter:

<http://www.oeab.at/kulturgeologie/projekte.htm#romanik>

Anhang

Abkürzungen:

B = Bruchstein, Klaub- bzw. Lesestein
 H = Hausteiner: lediglich grob zurechtgearbeitetes, formatiertes Steinmaterial
 W = Werkstein: allseitig fein bearbeitetes Steinmaterial, wie Mauerquader, Ortsteine, Sockelsteine, Traufsteine, etc.
 D = Dekorstein: speziell bearbeitete (figurale, profilierte) Architekturteile, wie Friese, Fenster- und Türgewände bzw. -laibungen, Grabplatten und Grabsteine, Plastiken, Säulen (Basen, Schäfte, Kapitelle, Kämpfer), Steinkreuze, Taufbecken und Taufsteine, Weihwasserbecken.

* = romanisches Alter nicht gesichert

? = Gestein nicht eindeutig befundbar/zuordenbar

Am = Amphibolite	Bk. = Burgkirche
Ap = Aplite	Bkap. = Burgkapelle
Ge = Flussgerölle	Fk. = Filialkirche
Gl = Glimmerschiefer, Schiefergneise	Frk. = Friedhofskirche
Gr = Granite, Granodiorite	K. = Kirche
Gn = Gneise	Kap. = Kapelle
Gu = Granulite	Kr. = Kirchenruine
Ko = Konglomerat	Pfk. = Pfarrkirche
Ks = Kalksilikatfelse	Pk. = Propsteikirche
Ma = (Silikat-) Marmore	Schkap. = Schlosskapelle
Qu = Quarzfelse	Spk. = Spitalskirche
Pe = Pegmatite	Stk. = Stiftskirche
Sa = Sandsteine	
Tu = Kalktuffe	
Zo = Kalk(sand)steine (Zogelsdorfer Stein)	

Liste der verwendeten Gesteine

1. Granite

1.1 *Eisgarner (Gmünder) Granit*

Altweitra (W); Dürnhof bei Zwettl* (D); Gebharts* (D); Gmünd (W, D); Großhaselbach (W, D*); Großschönau* (W, D); Harmannschlag (D); Krumau/Kamp (D); Liebenberg (D); Münichreith/Thaya (D); Pernegg ? (D); Schweiggers (D); Seyfrieds (B, H, W, D*); Speisendorf (D); Spital (W, D); Unserfrau (B, W, D); Weikertschlag/Thaya (D); Weißenalbern (D); Weitra (D).

1.2 *Rastenberger Granodiorit*

Echsenbach (B, W); Friedersbach (B, W); Großglobnitz (B, H, D); Lichtenfels (W); Oberndorf (B, H, D); Ottenstein (H, W, D); Rastenberg (W, D); Rastenfeld (W, D); Sallingstadt (B, D); Zwettl (W, D).

1.3 *Rastenberger Granodiorit, pyroxenführend*

Allentgshwendt (D); Oberndorf (D); Rastenfeld (D).

1.4 *Weinsberger Granit*

Altenmarkt/Yspertal (B, D, H); Altweitra (W); Harmannschlag (B); Oberkirchen (B, H); Spital (B, H, W); Traunstein (D); Wurmbrand (B, W); Ysper* (W).

1.5 *Feinkorngranite (Mauthausener-, Schremser Granit)*

Harmannschlag (B); Oberkirchen (B, H); Seyfrieds (B); Wurmbrand (B, W); Zwettl ? (W).

1.6 *Leukogranite (Aplitgranite)*

Echsenbach (B, W); Friedersbach (W, D); Großglobnitz (B, H); Großhaselbach ? (D); Großreiprechts (D); Oberkirchen (B, H); Oberndorf (H); Ottenstein (H, W, D); Rastenfeld (W, D); Sallingstadt (B).

1.7 *Thaya-Granit*

Limberg (B); Roggendorf (B); Sachsendorf (B, H).

1.8 *nicht eindeutig bestimmbare Granite*

Martinsberg (W); Ysper* (D).

2. Gneise

2.1 *Bittescher Gneis*

Geras (B, H).

2.2 *Gföhler Gneis*

Altenburg (B, H); Dross (B, H, D); Gossam (B, H); Langenlois* (W); Rehberg* (W, D).

2.3 *Wolfshofer Syenitgneis*

Thunau/Kamp (B, H, W).

2.4 *Dobra Gneis*

Streitwiesen (H, W).

2.5 *Spitzer Gneis ?*

Dross (D).

3. Marmore

Wachauer (Spitzer-) Marmor

Aggsbach-Markt* (D); Altenburg* (W); Altpölla (B, H, W); Buchberg/Kamp (W); Großheinrichschlag ? (D); Niederranna (D); Oberranna (H, W, D); Plank/Kamp* (W); St. Michael* (D); Speisendorf (D); Spitz/Donau* ? (D); Trandorf* (D); Waldhausen (D).

4. andere Kristallingesteine

Aplite, Pegmatite

Altenmarkt/Yspertal (B, H, D).

5. "lokales Kristallinmaterial"

Allentgshwendt - Gn ? (W); Allentsteig - Gn, Am (B); Altenmarkt/Yspertal - Gn (B, H); Altpölla - Ma, Gn, Am (B, H); Buchberg/Kamp (B); Drosendorf - Am, Gn, Qu (B); Dürnstein* - Gn (B); Eibenstein/Thaya - Am, Gn, Ma (B, H); Hardegg - Gn (B); Kleinzwettl - Gn, Gr, Pe, Qu (B); Kühnring - Gn (B); Langenlois - Gl, Gn, Am (B); Liebenberg - Gn (B); Liebnitz - Gn (B); Martinsberg - Gn (W); Mühlbach/Manhartsberg - Gn (B, H); Neupölla - Ma, Gn (B); Oberkirchen - Gr (B, H); Oberndorf - Gr, Gn, Ap (B); Oberranna - Ma, Am, Gn, Gl, Ap, Pe, Gu (H, W); Pernegg - Gn, Gl, Ma, Qu, Ge (B); Purk - Ma, Gn (H, W); Raabs/Thaya - Gn (B); Rundersburg - Am, Gn (B, H); Sachsendorf - Gn, Gr (B, H); Schauenstein - Gu (B); Seyfrieds - Gr, Gn (B, H); Stallegg - Am, Gn, Qu, Ks (B); Steinegg - Gu, Am, Ma (B); Streitwiesen - Gn, Pe, Ap (H, W); Strögen - Gn, Am, Ma (B); Thunau/Kamp - Gn, Am (B, H, W); Weikertschlag/Thaya - Gn, Am (B).

6. Sedimentbedeckung der Böhmisches Masse

Zogelsdorf-Formation

Altenburg (W, D); Altpölla (W); Buchberg/Kamp (W); Burgschleinitz (W, D); Eggenburg (B, W, D); Geras (W); Gobelsburg (D); Hardegg* (W); Kattau (D); Kühnring (B, W, D); Limberg (B, H, W, D); Maigen ? (W); Mühlbach/Manhartsberg (B, H, W); Pernegg (B, W, D); Plank/Kamp* (W); Pulkau (W, D); Reinprechtspölla (H, W); Rodingersdorf (D); Roggendorf* (B, W); Sachsendorf (W, D); Strögen* (D); Thunau/Kamp (W, D); Zwettl (D).

7. Molassezone

7.1 Grund-/Laa-Formation

Mühlbach/Manhartsberg (W, D*).

7.2 Hollabrunn-Mistelbach-Formation

Krems/Donau-Stein (W).

7.3 Hollenburg-Karlstetten-Formation

Krems/Donau (D).

7.4 Sandsteine bisher unbekannter oder nicht zuordenbarer Herkunft

Altenburg* (W); Dürnstein (D); Krems/Donau (D); Mühlbach/Manhartsberg (B, H).

Kalktuffe

Oberranna (W).

Liste der Objekte

Die Reihenfolge der Gesteine spiegelt die Häufigkeit im Mauerwerk wieder. Kursive Schreibweise innerhalb der Klammern bedeutet, das Gestein wurde auch als Dekorgestein verwendet.

1. Bezirk Gmünd

Altweitra, Fk. SS. Peter und Paul (Gr); Gebharts, Steinkreuz* (Gr); Gmünd, Pfk. St. Stephan (Gr); Großschönau, Kreuzstein (Gr); Großschönau, Pfk. St. Leonhard* (Gr); Harmanschlag, Pfk. St. Wenzel (Gr); Seyfrieds, Pfk. St. Johannes d. T.* (Gr, Gn); Spital, Pfk. St. Johannes d. T. (Gr); Unserfrau, Pfk. Mariä Geburt (Gr); Unserfrau, Ursprungskap. (ehem. Kärner) (Gr); Weißenalbern, Pfk. St. Johannes d. T. (Gr); Weitra, Spk. Hl. Geist (Gr).

2. Bezirk Hollabrunn

Hardegg, Kärner (Gn, Zo*); Limberg, Fk. St. Jakob (Gr, Zo); Mühlbach/Manhartsberg, Pfk. St. Martin (Gn, Sa*, Zo); Pulkau, Kärner St. Bartholomäus (Zo); Pulkau, Pfk. St. Michael (Zo).

3. Bezirk Horn

Altenburg, Stift (Gn, Zo, Ma, Sa*); Buchberg/Kamp, Schkap. Zur Kreuzauffindung (Ma, Zo, Am); Burgschleinitz, Kärner (Zo); Burgschleinitz, Pfk. St. Michael (Zo); Burgschleinitz, Schkap. (Zo ?); Drosendorf, ehem. Schüttkasten (ehem. Kap.) (Am, Gn, Qu); Eggenburg, alter Pfarrhof (ehem. Johanneskap.) (Zo); Eggenburg, ehem. Kärner St. Michael (Zo); Eggenburg, Pfk. St. Stephan (Zo); Geras, St.- und Pfk. Mariä Geburt (Gn, Zo); Kattau, Pfk. Mariä Himmelfahrt (Zo); Kühnring, Kärner (Gn, Zo); Kühnring, Pfk. SS. Philipp und Jakob (Zo); Maigen, Fk. St. Johannes d. T. (Zo ?); Pernegg, ehem. Bkap. St. Nikolaus (Gn, Gl, Ma, Qu, Ge, Zo); Pernegg, Stift (Gn, Gl, Zo); Pernegg, Stk. (Gr ?); Reinprechtspölla, Pfk. St. Pankraz (Zo); Rodingersdorf, Fk. St. Laurenz (Zo); Roggendorf, Pfk. St. Pankraz* (Gr, Zo); Sachsendorf, ehem. Bkap. (Gn, Gr, Zo); Stallegg, ehem. Bkap. (Am, Gn, Qu, Ks); Steinegg, ehem. Bkap. (Gu, Am, Ma); Strögen, Pfk. SS. Peter und Paul (Gn, Am, Ma, Zo*); Thunau/Kamp, ehem. Bkap. (Gn, Am, Zo); Thunau/Kamp, Pfk. St. Gertrud (Gn, Am, Zo).

4. Bezirk Krems-Land

Aggsbach-Markt, Pfarrhof (Ma); Aggsbach-Markt, Pfk. Mariä Himmelfahrt* (Ma); Allentgswend, Fk. St. Laurentius (Gn ?, Gr); Dross, Pfk. (ehem. Schkap.) St. Georg (Gn); Dürnstein, ehem. Pfarrhof (Sa); Dürnstein, Kärner (Sa); Dürnstein, Pfk. St. Kunigunde* (Gn); Gobelsburg, Pfk. Mariä Geburt (Zo); Großheinrichschlag, Pfk. St. Johannes d. T. (Ma ?); Großreinprechts, Pfk. St. Veit (Gr); Krumau/Kamp, Pfk. St. Margareta (Gr); Langenlois, Fk. St. Nikolaus (Gl, Gn, Am); Langenlois, Pfk. St. Laurentius* (Gl, Gn); Niederranna, Pfk. St. Margareta (Ma); Oberranna, ehem. Bk. St. Georg (Ma, Am, Gn, Gl, Ap, Pe, Gu, Tu); Ottenstein, ehem. Bkap. (Gr); Plank/Kamp, Pfk. St. Nikolaus* (Ma, Zo); Rastenberg, Bkap. (Gr); Rastenberg, Pfk. Mariä Himmelfahrt (Gr); Rundersburg, ehem. Bkap. (Am, Gn); St. Michael, Pfk. St. Michael* (Ma); Spitz/Donau, Pfk. St. Mauritius* (Ma ?); Trandorf, Grabstein* (Ma).

5. Bezirk Krems-Stadt

Krems/Donau, ehem. Dominikanerk. (Ko, Sa); Krems/Donau-Stein, Minoritenk. (Ko); Rehberg, Fk. St. Johannes d. T.* (Gn).

6. Bezirk Melk

Altenmarkt/Yspertal, Pfk. St. Maria Magdalena (Gn, Gr, Pe); Gossam, ehem. Bkap. St. Pankraz (Gn); Streitwiesen, Schkap. St. Pankratius (Gn, Pe, Ap); Ysper, Pfk. St. Lorenz* (Gr).

7. Bezirk Waidhofen/Thaya

Eibenstein/Thaya, ehem. Bkap. (Am, Gn, Ma); Kleinzwettl, Fk. St. Jakob d. Ä. (Gn, Gr, Pe, Qu); Liebenberg, Kap. St. Sebastian (Gn, Gr); Liebnitz, Kap. St. Lorenz (Gn); Münichreith/Thaya, Pfk. St. Bartholomäus (Gr); Raabs/Thaya, Bkap. St. Klemens (Gn); Speisendorf, Pfk. St. Nikolaus (Gr, Ma); Weikertschlag/Thaya, Pfk. St. Stephan (Gn, Am, Gr).

8. Bezirk Zwettl

Allentsteig, Pfk. St. Ulrich (Gn, Am); Altpölla, Pfk. Mariä Himmelfahrt (Ma, Gn, Am, Zo); Echsenbach, Pfk. St. Jakobus d. Ä. (Gr); Friedersbach, Pfk. St. Lorenz (Gr); Großglobnitz, Pfk. St. Pankraz (Gr); Großhaselbach, Pfk. St. Martin* (Gr); Lichtenfels, ehem. Bkap. St. Paulus (Gr); Martinsberg, Pfk. St. Martin (Gr, Gn); Neupölla, Pfk. St. Jakob d. Ä. (Ma, Gn); Oberkirchen, Pfk. St. Nikolaus (Gr); Oberndorf, Friedhof (Gr); Oberndorf, Kr. St. Veit (Gr); Obernondorf, Pfk. St. Margaretha (Gr, Gn, Ap); Purk, Pfk. St. Martin (Ma, Gn); Sallingstadt, Pfk. St. Martin (Gr); Schauenstein, ehem. Bkap. (Gu); Schweiggers, Pfk. St. Ägydius (Gr); Traunstein, Pfk. St. Georg (Gr); Waldhausen, Pfk. SS. Peter und Paul (Ma); Wurmbrand, ehem. Kap. St. Pankratius (Gr); Zwettl, Dürnhof, Kap.* (Gr); Zwettl, Kerner (Gr); Zwettl, Pk. (ehem. Pfk.) St. Johannes Ev. (Gr); Zwettl, Spk. St. Maria (Gr); Zwettl, Stift (Gr, Zo, Ma); Zwettl, St.- und Pfk. Mariä Himmelfahrt (Gr).

Literaturverzeichnis**AICHINGER-ROSENBERGER 2004:**

P. AICHINGER-ROSENBERGER, Mittelalterlicher Sakralbau in der Wachau: Gründungsbauten, deren Architektur, Ausrichtung sowie Lage im Siedlungsraum. In: Die Kirche im mittelalterlichen Siedlungsraum. Archäologische Aspekte zu Standort, Architektur und Kirchenorganisation. Tagung der Österreichische Gesellschaft für Mittelalterarchäologie und dem Wiener Stadt- und Landesarchiv, 29. September bis 2. Oktober 2004 in Wien. Kurzberichte/Abstracts, Wien 2004, 10.

ANONYMUS 1897:

ANONYMUS, Die herrschaftlichen Kalksteinbrüche in Zogelsdorf (Niederösterreich). Nach Original-Urkunden von Johann WIESNER. Der österreichisch-ungarische Bildhauer und Steinmetz 13/NF 5, (München-Wien) 1897, darin Heft 15, 285-287, 16, 305-306, 19, 363-364 und 20, 385-386.

DEHIO NIEDERÖSTERREICH NORD 1990:

Die Kunstdenkmäler Österreichs: Niederösterreich nördlich der Donau. Dehio-Handbuch. Wien 1990.

GASPAR 1995:

B. GASPAR, Der "Weiße Stein von Eggenburg". Der Zogelsdorfer Kalksandstein und seine Meister. Das Waldviertel 44/4, 1995, 331-367.

GASPAR 1996:

B. GASPAR, Der "Weiße Stein von Eggenburg". Der Zogelsdorfer Kalksandstein und seine Meister. Heimatkundliche Nachrichten zum Amtsblatt der BH Horn 111/5-19, 1996, (jeweils) 1-2.

GASPAR 2004:

B. GASPAR, Das Steinmetzhandwerk in Eggenburg. In: Amt der Niederösterreichischen Landesregierung (Hrsg.), Waldviertel. Denkmalpflege in Niederösterreich (St. Pölten) 31, 2004, 20-25.

HÖCK, ROETZEL 1996:

V. HÖCK, R. ROETZEL, Geologische Übersichtskarte des Waldviertels und seiner Randgebiete 1:200.000. In: F.F. STEININGER (Hrsg.), Erdgeschichte des Waldviertels. Das Waldviertel 45/1, 1996, Beilage.

KIESLINGER 1935:

A. KIESLINGER, Steinhandwerk in Eggenburg und Zogelsdorf. Unsere Heimat 8, 1935, darin Heft 5, 141-161 und 6-7, 177-193.

KIESLINGER 1979:

A. KIESLINGER, Kalksandstein von Eggenburg - Zogelsdorf. In: A. KIESLINGER, Wiener Baustoffe bis um 1600. Restauratorenblätter (Wien) 3, 1979, 42-44.

SCHNABEL 2002:

W. SCHNABEL, Geologische Karte von Niederösterreich 1:200.000 (hrsg. von Geologischen Bundes-Anstalt). Wien 2002.

SCHNABEL et al. 2002:

W. SCHNABEL et al. (Red.), Legende und kurze Erläuterung zur Geologischen Karte von Niederösterreich 1:200.000 (hrsg. von Geologischen Bundes-Anstalt). Wien 2002 (47 S. mit 2 Karten).

STEININGER 1999:

F.F. STEININGER (Hrsg.), Erdgeschichte des Waldviertels. Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 38, Horn-Waidhofen/Thaya 1999².

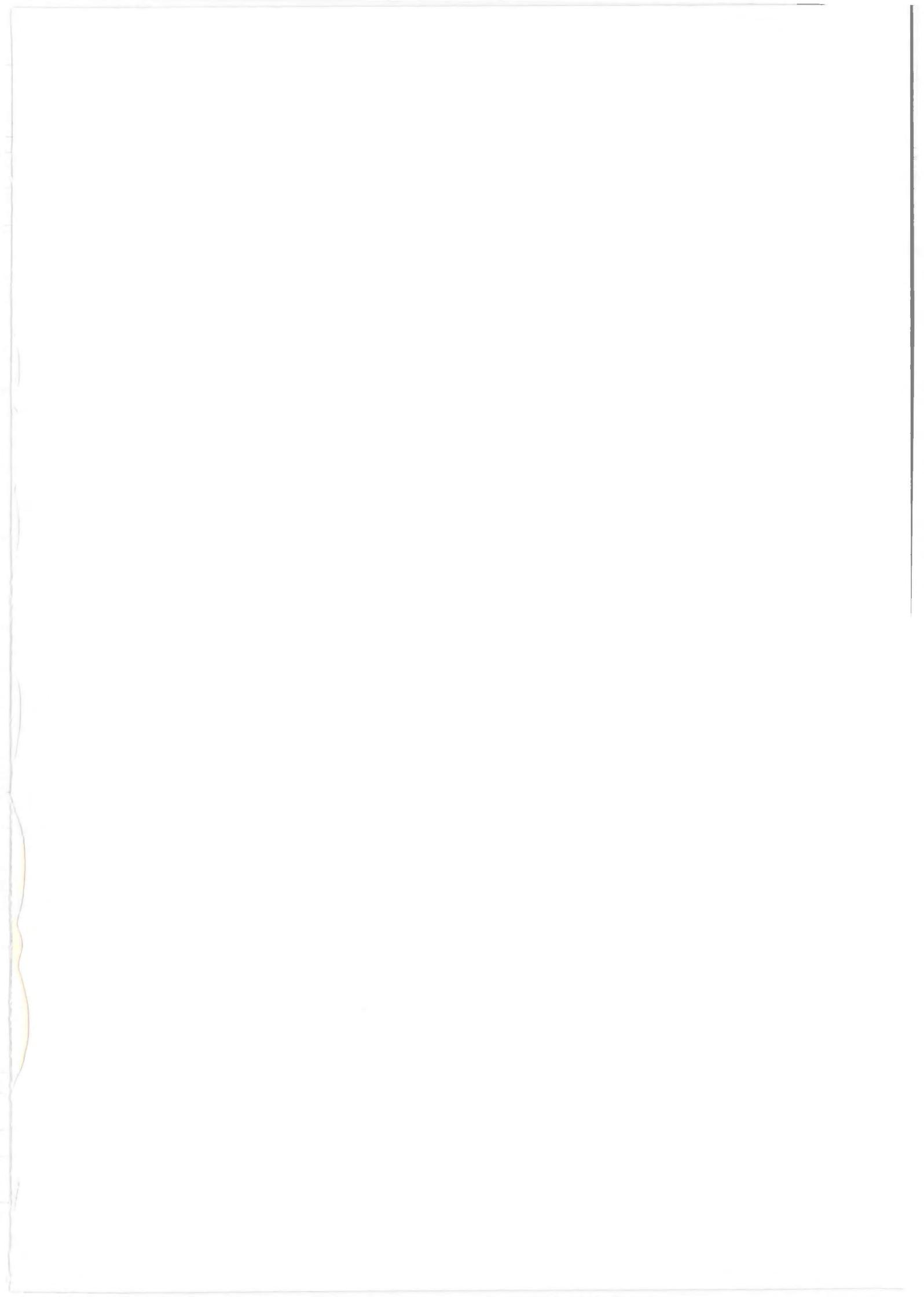
THINSCHMIDT 1999:

A. THINSCHMIDT, Naturbausteine in der romanischen Architektur des westlichen Weinviertels. In: R. ROETZEL (Hrsg.), Arbeitstagung der Geologischen Bundesanstalt 1999. Wien 1999, 140-151.

WIESNER 1894:

J. WIESNER, Die Herrschaftlichen Steinbrüche in Zogelsdorf und deren Geschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Die Thonlager im Geyersdorfer Walde nach Original-Urkunden verfaßt. Wien (im Eigenverlag) 1894 (30 S.).

Mag. Andreas Thinschmidt
Kulturgeologe und Montanhistoriker
A-3543 Krumau am Kamp 17
andreas.thinschmidt@oeab.at



1914

1914

1914

1914

1914

1914